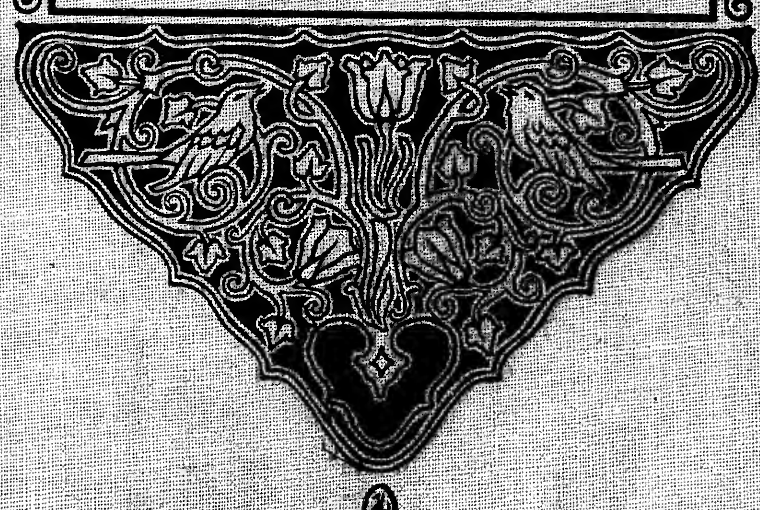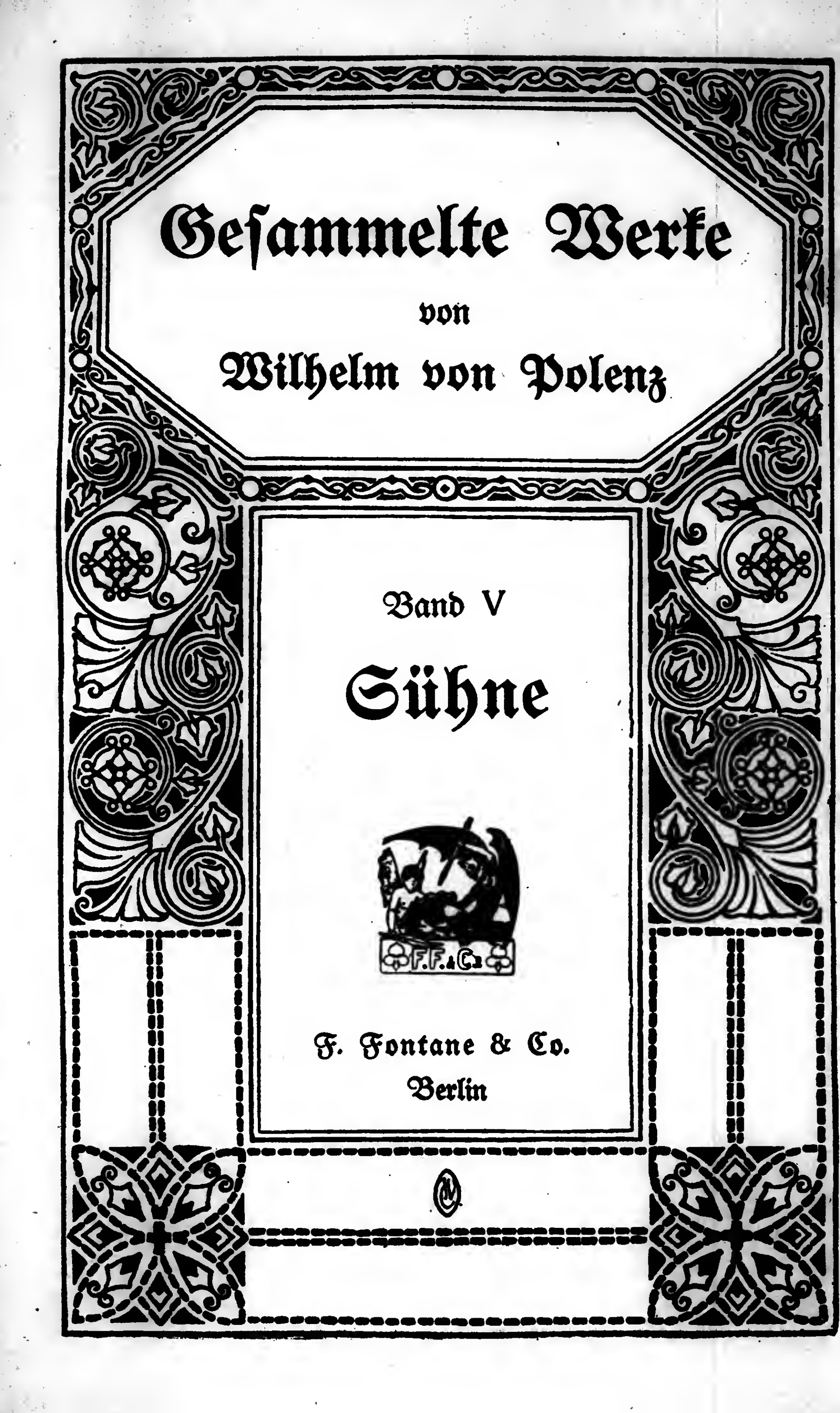
Wilhelm von Polenz
Gesammelte Werke



Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke

Band 5



Gesammelte Werke

von

Wilhelm von Polenz

Band V

Sühne

F. Fontane & Co.
Berlin



Wilhelm von Polenz

Sühne

Dritte Auflage

F. Fontane & Co.
Berlin

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Der Senatspräsident am Kammergericht, Geheimer Oberjustizrat Dr. Theobald Mörner, ging, wie gewöhnlich, mittags gegen ein Uhr, vom Bureau kommend, seinem in der Regentenstraße gelegenen Quartiere zu.

Er pflegte, sobald er den Potsdamer Platz gekreuzt hatte, die Bellevuestraße einzuschlagen und noch ein halbes Stündchen im Tiergarten spazieren zu gehen, ehe er sich nach Hause und zu Tisch begab, denn sein Hausarzt hatte ihm Bewegung empfohlen.

„Mein lieber Justizrat," hatte der Medizinalrat Dr. Busse gesagt, „Sie sind der gesündeste Mann in Berlin, Herz, Magen, Lunge alles in bester Ordnung, eine beneidenswerte Konstitution, aber — korpulent dürfen Sie mir nicht werden — also: Bewegung!"

Und Mörner, dem es im Blute lag, allen Autoritäten aufs Wort Folge zu leisten, gehorchte der Anordnung des Medizinalrates, der für ihn in Fragen der Gesundheit unfehlbar war. So machte er denn, wenn es das Wetter irgend gestattete, des Tages viermal den langen Weg von der Regentenstraße bis zu seinem Gerichtslokale.

Und wer ihm so begegnete, wenn er, wie heute, einen der Tiergartenwege mit festem, gleichmäßigem,

nicht allzu eiligen Schritt herab kam, der mußte dem Arzte recht geben, das war ein gesunder Mann, eine „beneidenswerte Konstitution". Aber mehr noch konnte einem der Anblick dieser robusten Männergestalt mit dem ehrlichen, vom grauen, kurzgehaltenen Vollbart umrahmten Gesichte und den klugen, hellen Augen lehren: das war ein offenherziger, biederer, zuverlässiger Mensch. Und wenn man Gelegenheit hatte, ihn weiter zu beobachten, wie sorgsam und freundlich lächelnd er den Kindermädchen und den Kleinen auswich, wie teilnahmsvoll und dabei diskret er die Kranken anblickte, die im Wagen an ihm vorbeigerollt wurden, und wie rasch er in die Tasche griff, wenn er an einem Invaliden mit dem Leierkasten vorüberkam, so konnte man nicht im Zweifel darüber sein, daß Theobald Mörner auch ein gutmütiger und feinfühlender Mann sei, der das Herz auf dem rechten Flecke habe.

Wie ein Mensch lacht, wenn er sich unbeachtet glaubt, das sagt sehr viel. Mörner lächelte heute in einem fort stillvergnügt vor sich hin. Er lachte nicht hämisch, auch nicht leichtsinnig, auch nicht selbstzufrieden, sondern herzlich, einfach, beinahe kindlich, mehr noch mit den Augen als mit dem Munde.

Er war in glücklichster Stimmung. Einmal war das Wetter herrlich; ein klarer, sonniger Spätherbsttag. Dann gab es für Mörner aber heute noch einen ganz besonderen feierlichen Grund zur Freude.

Er hatte unter dem heutigen Tage den Titel eines Geheimen Oberjustizrates erhalten.

Diese Auszeichnung kam ihm zwar durchaus nicht überraschend, sie war sogar fällig gewesen, und er wußte schon seit Wochen, daß er sie um diese Zeit erhalten werde, und doch gab sie ihm in seinen eigenen Augen

eine neue Würde; er freute sich an dem volltönenden Titel, mit dem die Untergebenen natürlich nicht verfehlt hatten, ihn am heutigen Tage bei jeder möglichen oder unmöglichen Gelegenheit anzureden, und der ihm in Verbindung mit seinem Namen doch noch immer fremd klang. So legt man ja wohl auch einen neuen Anzug mit einer gewissen Weihe an und freut sich halb verschämt, von anderen Anerkennendes über seinen Sitz zu hören.

Aber was diesen angenehmen Gefühlen für Mörner noch einen ganz besonderen Zusatz des Pikanten hinzufügte, das war der Gedanke, daß er seine Frau, die noch nichts von der Rangerhöhung ahnte, nach Tisch in der gemütlichen Kaffeestunde mit der Neuigkeit überraschen wollte.

Etwas Schelmisches mischte sich daher in Mörners Lächeln.

„Meine kleine Eva," dachte er, „Geheime Oberjustizrätin. Welch ein Titel! Er paßt eigentlich gar nicht zu ihr. Sie kommt jung zu hohen Würden." Und er bog nun in den nächsten Querweg ein, um mit beschleunigten Schritten seiner Wohnung zuzueilen.

Als er auf dem Treppenabsatze der zweiten Etage angekommen war, hörte er drinnen Gesang und Klavierbegleitung ertönen. „Ah, Eva ist noch beim Üben," sagte er zu sich selbst, öffnete die Vorsaaltür und ging nach seinem Zimmer, um abzulegen.

Dann öffnete er geräuschlos die Tür nach dem Salon seiner Frau und lauschte ihrem Gesange mit vergnügter, aber zugleich auch mit der kritischen Miene eines Sachverständigen.

Sie saß, ihm den Rücken zuwendend, am Flügel, die schlanke Taille im Takte der Melodie wiegend,

schlug einzelne Akkorde an und sang Passagen des „Ständchens“ von Schubert.

Sie ahnte nichts von der Gegenwart ihres Gatten, bis Mörner nach einiger Zeit vortrat und sagte: „Das hohe ‚g‘ hier hast du ausgezeichnet genommen, aber das ‚fis‘ in ‚mich‘ möchte ich noch einmal hören, das war nicht ganz rein.“ Zugleich gab er die betreffende Stelle, neben ihr stehend, auf dem Klavier an.

Erstaunt erhob sie den Kopf, als er sich so plötzlich in ihren Gesang mischte, und auf ihrem reizenden Gesichte erschien ein mißmutiger Zug.

„Nimm das ‚fis‘ noch einmal, willst du nicht?“ fragte er.

„Nein ich wollte eben schließen,“ erwiderte sie, „ich habe den ganzen Morgen geübt.“

„Du hast recht,“ meinte er darauf, „schone deine Stimme.“

Sie stand auf, schloß den Flügel und räumte die Noten weg.

„Gibts etwas Neues?“ fragte er.

„Was soll's denn Neues geben? Hier — ach, ja doch, einige Briefe. Sie sind für dich. Einer scheint mir von Damenhand.“

„Laß sehen! das ist ja interessant. Ich korrespondiere doch mit niemandem vom zarten Geschlecht.“ Damit griff er nach den Briefen.

Er öffnete eines der Schreiben und las. Während des Lesens hellten sich seine Züge immer mehr auf. „Reizend! Das ist wirklich eine Freude!“ rief er mehrfach aus. „Weißt du, von wem der Brief ist? Du hattest ganz recht gesehen, er ist von einer Dame, aber rate einmal, von wem!“

„Wie kann ich denn das erraten," gab sie ihm mit gleichgültigster Miene zurück.

„Ha, ha, du bist wohl gar eifersüchtig? Ja, ja, von einer Dame ist der Brief, und von was für einer lieben, reizenden Frau."

Sie hatte nur ein Zucken der Achseln, und ein geringschätziges Lächeln spielte einen Augenblick um ihren Mund, indem sie ihre Augen kühl auf ihm ruhen ließ, während er weiter las.

„Nun denn," sagte Mörner, am Schlusse des Briefes angelangt, „er ist von Frau von Choiseule, meiner lieben, alten Freundin, und weißt du, welch große Neuigkeit sie mir zu berichten hat? Ihr Sohn Friedrich, mein ehemaliges Mündel, kommt in diesen Tagen nach Berlin, um ganz hier zu bleiben. Er hat die juristische Karriere aufgegeben; ich habe mir schon immer so etwas gedacht, er hatte nie das rechte Fachinteresse. Ich weiß nicht, woher ihm die schriftstellerische Ader kommt, vom Vater gewiß nicht. Ah, der alte Regierungsrat, wenn er das erfahren könnte, daß sein Sohn unter die Skribenten geht, er würde mehr tun, als sich im Grabe umwenden. — Aber jedem muß schließlich die Entscheidung selbst überlassen werden, welchen Beruf er ergreifen will. Talent zum Schreiben hat dieser Friedrich unbedingt, er hat mir neulich eine Broschüre zugeschickt: ‚Was kann man von der Poesie noch erwarten', oder so ähnlich —"

„Was kann die Poesie dem modernen Deutschland bedeuten?" berichtigte ihn seine Frau.

„Weißt du den Titel besser als ich; du hast die Broschüre wohl gar gelesen?"

„Warum nicht? Ich sah sie bei dir liegen," sagte Eva, und ein zartes Rot bedeckte plötzlich ihre weiße Haut.

„Gelesen, aber kaum verstanden, mein Herzchen!" meinte ihr Gatte und fuhr fort: „Es freut mich, daß Friedrich von Choiseule hierher kommt. Er erinnert mich an teure Menschen und schöne Zeiten. Wie die Leute heranwachsen! Ich besinne mich noch, als wäre es gestern gewesen, auf seine Taufe. Ich war zwar nicht Pate, aber geladen. Gediegene, vornehme Leute, diese Choiseules. Der alte Geheimerat, ein seltener Mann, obgleich er seine großen Eigentümlichkeiten hatte. Ein Regierungsbeamter, wie er im Buche steht. Energisch, klar, selbstbewußt. Und die Frau! Sieh nur, wie dieser Brief geschrieben ist, wie in Stahl gestochen. Die Frau muß jetzt in den Sechzigern sein. Und dieser klare, beredte Stil, ganz sie selbst. Ich denke mir, Friedrich hat seine Begabung von ihr geerbt. Sie könnte auch schreiben, wenn sie wollte, aber sie hat die Hände voll wichtigerer Dinge."

„Ähnelt Herr von Choiseule seiner Schwester?" warf seine Frau dazwischen.

„Der Schwester, der Hauptmännin Schaurott — nein, eigentlich nicht, nein, er ist ganz anders. Die Agnes Schaurott ist einfach, nicht übermäßig beanlagt, schlicht —"

„Und herzlich langweilig!" fügte sie hinzu.

„Nein, nein, das mußt du nicht sagen, Eva. Ich wünschte, du lerntest Agnes Schaurott besser kennen. Sie ist eine treffliche Gattin und Mutter, freilich nicht nach außen glänzend, eben so wie eine deutsche Hausfrau sein soll. Ich hoffe, durch Friedrich von Choiseule werden wir auch intimer mit Schaurotts werden. — Ja, was ich dir über Friedrich sagen wollte; er ist sehr von seiner Schwester verschieden, weit selbstbewußter, aristokratischer, dabei begabt und lebhaft,

kurzum ein prächtiger Mensch, — nun, du wirst ihn ja sehen."

„Du hast ihn mir viel zu sehr gepriesen, als daß er mir in Wirklichkeit gefallen könnte. Er ist gewiß arrogant."

„Ach, keine Idee von arrogant!"

„Ja, ich kann mir schon ganz genau vorstellen, wie er ist. Diese Art Menschen kann ich nicht ausstehen."

Das Zwiegespräch der Eheleute wurde hier durch die Haushälterin unterbrochen, die ihre mager knochige Gestalt durch die Tür schob und ihr verwittertes Gesicht zu einem schiefen Lächeln verziehend, meldete, es sei angerichtet. Ihrem unbefangenen Auftreten konnte man es leicht anmerken, daß die Alte keine untergeordnete Rolle in dem Hauswesen spiele.

Mörner bot seiner Frau den Arm an, und das Air von Galanterie, das er sich dabei gab, schien sie unangenehm zu berühren. Wieder flog jener mißmutig geringschätzige Ausdruck über ihre jugendlich frischen Züge, zu denen er so schlecht paßte.

So begab sich das Paar nach dem Speisezimmer.

Theobald Mörner stammte aus einer Herrnhuter Familie. Er war in dem Mutterstädtchen der Brüdergemeinde geboren. Der Vater hatte dort das größte Kolonialwarengeschäft des Platzes innegehabt und, wie die meisten Herrnhuter in reger, überseeischer Verbindung mit den Missionären der Gemeinde und durch diese wieder mit fremdländischen Märkten gestanden. Nach dem Tode der Gattin zog der Kaufmann mit seinen zwei kleinen Söhnen, von denen Theobald der jüngere war, nach Stettin, wo er in der bisher innegehabten Branche ein Geschäft begründete. Dem Missionswerke

blieb er sein Leben lang treu zugetan. Der christliche Sinn und schlichte Geist der Brüdergemeinde behielten auch am fremden Orte die Herrschaft in seinem Hauswesen und Geschäfte, und gaben da Ton und Sitten eine ganz besondere milde puritanische Färbung. Der älteste Sohn studierte Theologie und ging, von des Vaters Segen geleitet, mit den Missionären der Brüdergemeinde nach Südamerika, wo er nach mehrjähriger Tätigkeit dem mörderischen Klima erlag. Sein Tod hatte auf den von jeher zum Mystizismus neigenden Vater eine eigentümliche Wirkung. Er fühlte sich verpflichtet, den durch das Ableben des Sohnes leer gewordenen Posten auszufüllen. Dieser Gedanke wurde bei ihm zur fixen Idee. Und da der jüngere Sohn, Theobald, die Juristenkarriere eingeschlagen und sich in dieser bereits ein gut Stück vorwärts gebracht hatte, also nicht daran zu denken war, diesen an Stelle des verstorbenen Bruders hinauszuschicken, so entschloß er sich denn selbst, ein angehender Sechziger, zu den Heiden zu gehen, um diesen das Evangelium zu bringen. Er liquidierte sein Geschäft, teilte den erheblichen Barerlös in zwei gleiche Teile, von denen er den einen dem Sohne mit warmer Hand vermachte. Die andere Hälfte, die dem Verstorbenen zugefallen wäre, wandte er im Dienste der Mission auf. Er hatte kaum in Natal den Fuß aufs Land gesetzt, so packte ihn das Fieber und raffte ihn dahin.

Theobald hatte sich zwar in der Atmosphäre des Vaterhauses mit christlich frommer Denkweise erfüllt, so daß seine Person fürs ganze Leben damit gesättigt war, aber dem Bruder und Vater als Dritter zu folgen, davor bewahrte ihn sein praktischer, auf reales Schaffen gerichteter Sinn und seine Lebenslust.

Er war Jurist und Staatsdiener mit Leib und Seele. Eine Kombination von glücklichen äußeren und inneren Eigenschaften halfen ihm, flott auf dem Wege des Staatsdienstes vorwärts zu schreiten, den so mancher hochbegabter Feuergeist, ach, mit wie langsamem Schneckengange zurücklegen muß.

Einmal war Mörner mit äußeren Glücksgütern gesegnet; und in welcher Karriere hülfe dieser Umstand nicht die Wege ebnen! Dann war er eine kerngesunde Natur, der selbst die jahraus, jahrein geatmete Bureauluft nichts anhaben konnte. Geistig war er von guter Mittelstatur und hatte den Vorzug, mit den Jahren nachzuwachsen, seine Anschauungen und Fähigkeiten zu erweitern und zu vermehren, statt sie sich, wie es so häufig bei Berufsjuristen geschieht, verengern und verkrüppeln zu lassen.

Was ihn aber am meisten begünstigte und bei Vorgesetzten, Kollegen und Untergebenen gleichmäßig gut gelitten machte, war, daß er sich als ein so durchaus normaler Mensch auswies. An ihm war nichts Außergewöhnliches, er war nicht schwierig zu rubrizieren, eine Eigenschaft, welche die Bequemlichkeit der Menschen immer sehr willig anerkennt; von ihm brauchte man nicht zu besorgen, daß er sich plötzlich als verkapptes Genie entpuppen werde. Er erschreckte auch nicht durch unberechenbare Launen, phantastische Weltverbesserungspläne oder hypergeistreiche Ideen; er war verständig, immer gleichmäßig, hatte ein warmes Herz, aber ein nüchternes Haupt, war strebsam, aber doch kein Streber, ein guter Christ und ausgezeichneter Bürger, für revolutionäre Ideen gab es auf keinem Gebiete Platz in seinem Kopfe, er hielt sich eben in allem auf der guten, solid gepflasterten Mittelstraße, ohne auf Seiten-

wege abzuirren und mutwillig über Hecken und Gräben zu setzen, und überholte darum manchen, der beim Start viel bessere Gewinnchancen zu haben schien, als er.

Eine Stufe nach der anderen erklomm er auf der Leiter des preußischen Richterstaates. Mit dem Auskultator fing er an, wurde Referendar, dann Assessor und Kreisrichter.

Die längste Zeit seines Dienstes, und damit seine besten Mannesjahre, verlebte er in einer Stadt der Rheinprovinz mit einem Appellationsgerichte, an dem er erst Rat war, um schließlich zum Vizepräsidenten desselben aufzurücken.

Dort knüpfte er innige Beziehungen mit der Familie des höchsten Verwaltungsbeamten an, des Regierungspräsidenten, Geheimen Oberregierungsrats von Choiseule. Vor allem mit Frau von Choiseule war Mörner nahe befreundet, während zwischen ihm und dem Regierungspräsidenten ein auf gegenseitige Achtung und Hochschätzung gegründetes Verhältnis bestand, welches seinen beredtesten Ausdruck schließlich darin fand, daß Herr von Choiseule Mörner zum Vormund seines Sohnes Friedrich ernannte.

Mörner und Frau von Choiseule fanden sich vor allem auf religiösem Gebiete. Mörner war religiös, weil er eine christliche Erziehung genossen und er instinktiv an den Gewohnheiten der Väter festhielt; Frau von Choiseule dagegen war es aus tiefinnerstem Bedürfnis einer feurigen, liebebedürftigen Natur, die, weil sie in der irdischen Liebe nicht genügende Befriedigung finden konnte, sich mit um so tieferer Inbrunst der überirdischen zuwandte.

Außer der Religion gab es noch ein anderes, was die beiden zusammenführte: die Musik.

Mörner verband reges Interesse mit wirklichem Verständnis für die Kunst. Er hatte sich mit großem Fleiße zu einem leidlichen Klavierspieler herangebildet.

Frau von Choiseules Salon war der gesellschaftliche und geistige Mittelpunkt der provinzialstädtischen Gesellschaft; es wurde viel Musik bei ihr getrieben, und Mörner gehörte offiziell, wie privatim zu ihren häufigsten Gästen.

Der Regierungspräsident von Choiseule starb und hinterließ eine an einen Offizier verheiratete Tochter, Frau Schaurott, und einen unmündigen Sohn, Friedrich, Mörners Mündel.

Zwei Jahre etwa nach dem Tode des alten Choiseule wurde Mörner bei Gelegenheit der Neuordnung des Gerichtswesens durch das Gerichtsverfassungsgesetz nach Frankfurt am Main versetzt.

In Frankfurt geriet er infolge seiner musikalischen Interessen in den Kreis der Musikliebhaber, die dort eine besondere Clique in der Gesellschaft, eine Art von Zunft bildeten, in der nur Bevorzugte, durch Talent oder angebliches Verständnis Ausgezeichnete, Aufnahme fanden.

An dem Horizonte dieser Gesellschaft ging damals ein neues Gestirn auf. Der Star war ein junges Mädchen von siebzehn Jahren, das allerdings durch seine vielversprechende Stimme und eigenartige Schönheit berechtigt erschien, einiges Aufsehen zu erregen.

Sie war die Tochter eines vor nicht allzulanger Zeit verstorbenen Schauspielers. Wie so mancher Künstler hatte sich dieser größer in seiner Kunst als im Privatleben bewiesen. Der große Mime besaß nicht den Halt eines festen Charakters, seine Lebensführung

war eine zerfahrene, verlotterte, sein Dasein ein abenteuerliches und unglückliches gewesen.

Dabei war er eine bestechende Persönlichkeit, schön, glänzend, temperamentvoll, mit jener dämonischen Kraft begabt, die auf Frauenherzen einen verführerischen Zauber wirkt.

Er heiratete ein junges, wohlerzogenes, liebenswürdiges Mädchen aus angesehener bürgerlicher Familie, die er für wohlhabend hielt, und mit deren Erbteil er seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen gedachte.

Sie schenkte ihm ein Mädchen, dessen Geburt der Mutter das Leben kostete.

In sehr frühem Alter schon wurde die kleine Eva in einem Institute der französischen Schweiz vom Vater untergebracht, wo sie den größten Teil ihrer Jugendzeit verlebte.

Von Zeit zu Zeit erhielt sie dort Besuche von ihrem Vater, wenn dieser einmal zufällig auf seinen Gastspieltourneen in ihre Nähe kam. Er unterließ es nie, bei solchen Gelegenheiten dem Mädchen ein luxuriöses, meist aber höchst unpraktisches Geschenk zu überreichen.

Einer wirklich tiefen Liebe war diese egoistische, durch Eitelkeit verflachte Komödiantenseele selbst dem eigenen Kinde gegenüber nicht fähig. Man mußte nur sehen, wie der Mime sein Töchterchen bei solchen Besuchen zu begrüßen pflegte.

Zunächst stürzte er mit weit ausgebreiteten Armen und dem Rufe: „Mein Kind!“ auf die Kleine zu, umarmte sie, indem er dabei einen tränenfeuchten Blick gen Himmel warf und das ganze Gesicht in tief tragische Falten legte. Dann trat er einige Schritte von ihr weg, blickte sie lange starren Auges an, um

schließlich mit zuckenden Lippen und dumpfer, pathetischer Stimme auszurufen: „Wie sie meinem heißgeliebten, mir allzufrüh entrissenen Engel gleicht!"

So spielte er die Rolle des trauernden Witwers und Waisenvaters der Bühne mit einer im Leben anwidernden Affektation.

In Wahrheit war ihm sein Kind eher eine Last als eine Freude. Die Erziehung des Mädchens kostete ihm viel Geld. Evas Großvater, der einzige mütterliche Verwandte, den sie besessen, war inzwischen verstorben und hatte ganz gegen die Erwartung des Schwiegersohnes ein kaum nennenswertes Vermögen hinterlassen.

Bei einem seiner Besuche in dem Schweizer Pensionate hörte Evas Vater den Gesang seiner Tochter und erkannte sofort mit geübtem Ohre, welcher Entwickelung die Stimme fähig sei.

Den Gedanken, das Mädchen die Bühnenkarriere einschlagen zu lassen, hatte er schon früher im Kopfe bewegt, jetzt stand es für ihn fest, wozu sie berufen sei. Alles, was zu einer großen Sängerin gehört, war ja hier, noch freilich unentwickelt, aber in viel versprechender Weise vorhanden: Stimme, reizendes Gesicht, graziöse Figur, Anmut der Bewegungen und Temperament. Wenn hierzu noch die nötige Schulung trat — so spekulierte dieser hochherzige, großdenkende Vater —, so mußte sich aus dem Kinde etwas Aufsehenerregendes, noch nie Dagewesenes entwickeln.

Es mußte eben nur für ihre Ausbildung Sorge getragen werden. Ihre Stimme sollte die beste Schulung erhalten, er selbst würde ihr die Bühnen- und Aktionsroutine beibringen, und wenn sie schließlich fertig sei, wollte er sie in die Theaterwelt lanzieren,

selbst ihr Impresario sein; sie würde Furore machen, volle Häuser, Engagements, große Gagen haben, wer weiß am Ende ein Sort machen, und er, der Vater, würde von dem Ruhme und den Einnahmen der Tochter den Hauptanteil genießen.

Er nahm also das Mädchen aus der Pension zu sich und ging eifrig an die Ausführung des Geplanten, als jener wichtige, von den Menschen bei ihren Wahrscheinlichkeitsrechnungen so häufig übersehene Faktor, der Tod, einen Strich durch sein Exempel machte.

Die Tochter war damals eben erst dem Kindesalter entwachsen und stand beim Tode des Vaters gänzlich vereinsamt, schutz- und mittellos in der Welt da.

Sie fand zunächst Aufnahme und Obdach bei einer reichen, jüdischen Bankiersfamilie Frankfurts, die zu den Verehrern des verstorbenen Mimen gezählt hatte. In dessen Nachlasse fanden sich bedeutende Passiven, im übrigen aber nur eine Anzahl persönlicher Reminiszenzen aller Art: Kunstgegenstände, Bilder, Geschenke aus der vielbewegten Künstlerlaufbahn des Toten.

Seine persönlichen Freunde sorgten dafür, daß diese Erinnerungen an den Vater dem hinterbliebenen Kinde erhalten wurden und nicht in den Händen der Gläubiger blieben.

Die gastliche Aufnahme, welche das junge Mädchen in der Bankiersfamilie gefunden, resultierte wohl nicht allein aus großmütig selbstloser Barmherzigkeit, sondern entsprang zum Teil sicherlich der Sucht, mit der Guttat zu prunken und dem Wunsche, durch die Anwesenheit einer so Aufsehen erregenden, reichbegabten jungen Person anziehend zu wirken.

Eva war damals ein höchst eigenartiges Wesen; große Widersprüche schienen sich in ihr zu vereinigen: liebenswürdige Naivität, Lebhaftigkeit, harmlose Zutulichkeit und dann wieder Eigenwille, ein wunderbar krauser Sinn und Herzenskälte.

Diese Widersprüche waren in ihren Charakter nicht nur durch Naturanlage gebracht, sie waren genährt und verstärkt worden durch das Leben, welches das junge Mädchen bisher geführt, durch all die Erfahrungen einer verfehlten Jugend, welcher vor allem der erwärmende Strahl der Mutterliebe gefehlt hatte. Eva war kein Charakter, wie ihn harte Lebenserfahrung zuzeiten auch aus dem weichen Material eines Frauengemütes modelt. Sie glich eher einem Rohre, das dem Winde elastische Schmiegsamkeit, nicht aber die festgewurzelte zähe Kraft des Baumes entgegensetzt.

Den Vorwurf bewußter Koketterie konnte man ihr nicht machen. Sie bezauberte ohne großes Dazutun ihrerseits, durch die Lieblichkeit ihrer Züge, die Grazie ihrer Bewegungen, den ganzen unbeschreiblichen Charm ihrer Erscheinung und ihres Auftretens. Ihre verwaiste einsame Stellung in der Welt rief das Mitleid, ihr Talent die Bewunderung hervor; das alles vereinigt machte sie zum bewunderten, allgeliebten, verhätschelten Liebling der Gesellschaft.

Die Herrenwelt lag natürlich zu ihren Füßen, aber Eva setzte den verliebten Torheiten und Fadessen der Frankfurter jeunesse dorée Kühle und Unnahbarkeit entgegen. Das trug nur dazu bei, die Gemüter noch mehr für sie zu entflammen.

Manche hielten sie damals für raffiniert. Das war sie nicht. Ihre zeitig fertige Erscheinung und

ihr frühreifes Talent täuschten die Menschen. Ihr Charakter war nach keiner Seite hin ausgebildet. Das Gemütsleben schlummerte noch völlig in dem Mädchen, selbst ihre Sinnlichkeit war noch nicht erwacht, die Männer waren ihr völlig gleichgültig. Es war also weder ein Zeichen von Raffinement, noch auch von Tugendhaftigkeit, wenn sie sich diese fernzuhalten wußte.

In diesem Stadium der Entwickelung lernte sie Mörner kennen.

Ihr Gesang, ihre Erscheinung, ihr Wesen entzückten ihn, nahmen ihn bald völlig gefangen.

Mörner verliebte sich leidenschaftlich in das Mädchen. Dieser gerade, unkomplizierte Mann war alt geworden, ohne jemals sein Herz verloren zu haben, nun geschah es ihm, wo er den Sechzigen nahe stand, während die, welche er liebte, das Dritteil seiner Jahre zählte.

Eine Zeitlang war Mörner mit sich im unklaren, ob er, der Stimme der Leidenschaft Folge gebend, den Versuch machen solle, Eva für sich zu erringen. So verliebt er war, hatte er sich doch so viel gesunden Sinn bewahrt, um zunächst das Wesen, mit dem er sein Geschick für immer verknüpfen wollte, ein wenig auf seinen Charakter hin zu prüfen.

Er hatte dazu nur Gelegenheit auf dem Parkett; da sah er denn freilich weiter nichts, als daß Eva gegen die sie umschwärmende Männerwelt löbliche Zurückhaltung übe. In den Augen des Liebenden wurde das zu einem untrüglichen Beweise für ihre Vorzüglichkeit in jeder Beziehung.

So warb er denn um das Mädchen, ohne eigentlich Hoffnung auf Erhörung zu haben, und Eva nahm seinen Antrag an, wie sie wahrscheinlich den jedes

anderen ebenso angenommen haben würde, denn sie wußte in Wahrheit nicht, was sie tat.

Die Bankiersfamilie, die ganz andere Dinge mit ihrem Schützling vorgehabt hatte, die Gesellschaft, ganz Frankfurt waren höchlichst erstaunt über dieses von niemandem vorhergesehene Ereignis. Man belachte Mörner oder bemitleidete ihn, und diejenigen, welche Eva vordem „raffiniert" genannt hatten, triumphierten jetzt über ihren Scharfblick.

Evas Brautstand war nur ein sehr kurzer, schon zwei Monate nach dem Verlöbnis führte sie Mörner in sein Haus ein.

Die erst gelacht oder Mörner bemitleidet hatten, verstummten mit der Zeit. Dieses ungleiche Paar schien wirklich glücklich zu sein. Den Gedanken, sich zur Sängerin ausbilden zu lassen, hatte Eva aufgegeben. Mörner sah gerne Gäste, besonders musikalische Freunde in seinem Hause, Eva entzückte nach wie vor durch ihren Gesang und ihre Schönheit, die sich jetzt erst recht zu entwickeln begann.

Schon ein Jahr nach der Heirat wurde Mörner abermals, diesmal nach Berlin ans Kammergericht, versetzt.

Mörner freute sich über diese Versetzung nach der Reichshauptstadt aus mehr als einem Grunde. Einmal erkannte er in ihr eine seltene Auszeichnung, dann aber erhoffte er auch von dem Aufenthalte in Berlin mancherlei Annehmlichkeiten für sich selbst und vor allem Anregung und Amüsement für seine junge Frau.

Denn jetzt, wo bei ihm der erste Liebesrausch verflogen, konnte er seine Augen dem Umstande nicht verschließen, daß er mit dieser Heirat doch einen sehr gewagten Schritt getan. Den gewissenhaften Mann

überkam das Gefühl großer Verantwortlichkeit, als er erkannte, daß er ein Kind ohne Urteil, Erfahrung und Selbstbestimmung veranlaßt habe, ihm die Hand fürs Leben zu reichen. Evas innerstes Wesen durchschaute er freilich auch jetzt noch nicht, er erkannte vor allem nicht, daß ihr Charakter noch keineswegs zur vollen Entwickelung gelangt sei, und daß eben deshalb dieses weiche, noch nicht im Leben zur Härte erstarrte Material diejenige Gestalt annehmen werde, die ihm die umgebenden Verhältnisse und Personen geben würden.

Mörner hatte ein dumpfes, mehr instinktives als bewußtes Gefühl, daß er der jungen Frau mit seiner Person allein ein volles Lebensglück nicht zu gewähren vermöge. Er hoffte, ein Ersatz dafür solle in den Zerstreuungen der Großstadt gefunden werden. Aber in den Hoffnungen, die er auf Berlin gesetzt, täuschte er sich.

Man ist in der großen Stadt viel leichter vereinsamt als in der kleineren. Mörner sowohl wie seine Frau hatten keinerlei gesellige oder familiären Beziehungen nach Berlin. Sie standen der Gesellschaft Berlins mit allen ihren tausend Nüancen und Verzweigungen ohne einen Anknüpfungspunkt gegenüber, mit Ausnahme des Juristenkreises, dem ja Mörner seiner Berufsstellung nach angehörte. Er versäumte es denn auch nicht, seine Frau bei den Kollegen und deren Gattinnen einzuführen, aber es fand sich unter den letzteren keine einzige Frau, die einen geeigneten Umgang für Eva hätte bilden können und wollen. Eva war überhaupt kein Wesen, das anderen Frauen leicht Gefallen einflößte. Man beneidete sie ihrer Schönheit und Jugend wegen im geheimen, nahm als festgestellt an. daß sie kokett und hochmütig sei, und

tadelte laut, daß ein Mann in dem Alter und der Stellung Mörners ein so junges, unliebenswürdiges Ding, noch dazu die Tochter eines Schauspielers, geheiratet habe.

In der Juristengesellschaft, wie in allen Kreisen Deutschlands, spielt die Rang- und Anciennitätsfrage eine weit bedeutsamere Rolle bei den Frauen als bei den Männern.

Eine jugendliche Kommandeuse mag den älteren Majors- und Hauptmannsfrauen gegenüber eine ähnlich heikle und angefeindete Stellung haben, wie Eva als Gattin eines Senatspräsidenten den bejahrten Gattinnen der Direktoren und Räte gegenüber, die zum Teil mit nicht geringem Stolze auf verheiratete Töchter und angestellte Söhne blickten.

Kurz, Eva wurde von den Frauen der Kollegen mit Vorurteil, Kälte, ja mit schlechtverhehltem Übelwollen empfangen. So kam es, daß sie sehr bald dieses Verkehres herzlich satt wurde und ihrem Gatten erklärte, sie ziehe die Einsamkeit einer derartigen Geselligkeit vor.

So war denn die junge Frau in der nächsten Zeit auf den alleinigen Umgang mit ihrem Gatten angewiesen. Sie war den ganzen Tag allein, außer mittags, wo Mörner zu Tisch nach Haus kam, und des Abends, den er ihr ganz widmete.

Konzert- und Theaterbesuche waren das einzige Amüsement, das die Einförmigkeit dieses Daseins zeitweilig unterbrach.

Daß sich Eva in dieser Lage bei einer Leihbibliothek abonnierte, ist eigentlich selbstverständlich. Sie las sehr viel, hauptsächlich Romane und Novellen; dann beschäftigte sie sich neuerdings auch mit Handarbeiten,

obgleich ihr dazu weder Talent noch Passion eigen waren. Aber die Leere der Zeit mußte ausgefüllt, das graue Gespenst der Langeweile doch auf irgendeine Weise ferngehalten werden.

Um die Wirtschaft hatte sich Eva niemals gekümmert. Mörner hatte in der richtigen Erkenntnis, daß die junge Frau auf diesem Gebiete mehr Schaden als Nutzen anstiften und allen Teilen nur Unlust bereiten würde, die Haushaltung völlig in die Hände einer älteren, erfahrenen Person, Frau Brake, gelegt. Diese, eine Witwe, war von Mörner aus seiner Junggesellenzeit in die junge Ehe hinübergenommen worden. Sie hatte ihm damals die Wirtschaft lange Jahre hindurch geführt.

Diese Frau und ein Mädchen besorgten jetzt Wirtschaft und Bedienung, ohne daß Eva sich nur im geringsten damit abgegeben hätte. Eva hatte in ihrer Kindheit niemals ein wirkliches Heim kennen gelernt. Sie war daran gewöhnt, überall eine Fremde, eine Pensionärin zu sein, und so mochte es kommen, daß sie diesen Zustand, im eigenen Hause wie in einem Chambregarni zu leben, zu ertragen vermochte.

Natürlich sang Eva viel, aber auch mit ihrem Gesange war sie jetzt an eine gewisse Grenze gekommen. Das einzige, was sie noch hätte erstreben können, war öffentlich aufzutreten, und manchmal im Theater überkam sie wirklich die Sehnsucht, auf jene Bretter zu treten, für die sie durch Abstammung und Begabung prädestiniert schien. Aber das waren leere Träume, sie hatte sich ja ein anderes Los gewählt.

Und so lebte sie denn dahin, beinahe pflanzenartig vegetierend, ohne glücklich zu sein, aber auch ohne das ausgesprochene Bewußtsein, daß sie unglücklich sei.

Nur manchmal durchzuckte eine prophetische Ahnung ihr Hirn, daß für sie hiermit noch nicht das Ende aller Dinge gekommen sein könne, daß vielleicht noch Bedeutsames für sie ausstünde, daß in ihrer Natur noch eine ganze Welt schlummere, deren Keime bisher nur der Anregung ermangelt, um sich zu entwickeln.

Aber solche Ahnungen gewannen in ihr niemals die Form mit Bewußtsein erwogener Gedanken.

Zweites Kapitel.

Auf dem Anhalter Bahnhofe wurde der aus Frankfurt am Main kommende Abendzug erwartet.

Unter dem auf dem Perron harrenden Publikum ragte die Gestalt eines Offiziers um Haupteslänge über alle Umstehenden hervor.

Neben ihm, eingehängt in seinen Arm, stand eine zartgebaute Dame mit nicht unschönen, etwas leidend aussehenden Gesichtszügen, äußerst schlicht in ihrer Toilette, die echte Frau eines preußischen Linieninfanteristen.

Sie hielt einen Knaben von etwa acht Jahren in kurzen Höschen, die Schülermütze auf dem Kopfe, mit der stets regen Besorgnis der Mutter am Ärmel fest, die in dem Bahnhofstrubel eine Menge Gefahren für ihr Kind ahnt.

Hauptmann Schaurott erwartete mit Frau und Sohn die Ankunft seines Schwagers Friedrich von Choiseule.

Der Hauptmann war eine in die Augen fallende Erscheinung. Er hielt sich in den Schultern stark nach vorn übergebeugt, als laste das Bewußtsein seiner abnormen Körperlänge auf ihm und wünsche er sie

ein wenig herabzumindern. Der Kopf war für die Figur, auf der er saß, verhältnismäßig klein, das Haupthaar von semmelblonder Färbung, ebenso der dünne Schnurrbart. Über den wasserblauen, nichtssagenden Augen trug er einen Kneifer, und seine unbeholfenen Bewegungen, die stets etwas Suchendes an sich hatten, ließen auf große Kurzsichtigkeit schließen.

Der ganze Mann machte den Eindruck, als habe man einen großgewachsenen Stubengelehrten hergenommen und in die Uniform eines preußischen Offiziers gesteckt. Schaurott war in der Tat auch weit mehr Gelehrter als Soldat und neben seinem Kommando zum Nebenetat des großen Generalstabes als Lehroffizier an der Kriegsakademie tätig und in dieser Schulmeisterstellung ganz an seinem Platze.

Seine Frau hatte er sich nicht ganz ohne Schwierigkeiten erobert. In der rheinischen Heimatsgarnison verkehrte er als junger Offizier im Hause des Regierungspräsidenten von Choiseule, dessen einzige Tochter er kennen und lieben lernte.

Als er seinen Antrag machte, wies ihn der alte Choiseule in einer Weise ab, die manchen anderen, weniger hartnäckigen Mann für immer entmutigt haben würde. Der Geheime Oberregierungsrat von Choiseule wollte mit seiner Tochter höher hinaus, als sie einem unadeligen, unbemittelten Leutnant in die Ehe zu geben. Aber die Ausdauer der beiden jungen Leute, die sich liebten und nicht voneinander ließen, und das Zureden von Frau von Choiseule, die sie auf ihrer Seite hatten, trugen schließlich den Sieg davon und zwangen dem Alten trotz seiner Starrheit die Einwilligung zur Verbindung ab.

Fritz, der beiden Sohn, war ein frischer Junge,

mit einem hellen, neugierigen Augenpaare im Kopfe, aus dem er aufgeweckt, wißbegierig und verschlagen in die Welt hinausschaute, stets als wolle er fragen: „War denn das schon alles, was kommt denn weiter?“

Der Zug brauste in die mächtige Halle des Anhalter Bahnhofs, und aus einem Coupé zweiter Klasse stieg ein junger Mensch, in dem Frau Schaurott ihren Bruder Friedrich erkannte.

Er umarmte die Schwester, schüttelte dem Schwager die Hand, strich dem Neffen über das semmelblonde Borstenhaar und erklärte ihn für sehr gewachsen.

Nachdem die Begrüßungszeremonie in dieser Weise ihre Erledigung gefunden, sagte der Hauptmann, er habe einen Wagen am Bahnhofe, der für sie alle und Friedrichs Gepäck genügenden Raum biete.

Der Bursche, welcher bis dahin ehrfurchtsvoll im Hintergrunde gewartet hatte, eignete sich auf den Wink seines Herrn Choiseules Handgepäck an, nahm in militärischer Schlußstellung den Gepäckschein entgegen und stürzte dann eilfertig von dannen.

Schaurotts gingen im Strom des hinausdrängenden Publikums mit dem Ankömmlinge langsam dem Ausgange zu.

Der Präsident Mörner hatte recht gehabt, wenn er seiner Frau gegenüber geäußert, Friedrich von Choiseule sei seiner Schwester sehr unähnlich.

Die Hauptmannsfrau konnte man leicht übersehen, ihre Erscheinung war sympathisch, aber unbedeutend, nur beim näheren Zublicken erkannte man wohl, daß sie feine Züge und schöne Augen habe, die manche liebenswerte Eigenschaft ahnen ließen.

Ihr Bruder hatte etwas weit Auffälligeres, Herausforderndes in seiner Erscheinung. Er war hochgewachsen,

Haar und Hauttypus brünett, während sie zu den Blondinen gehörte, sein Gesicht scharf geschnitten und ausdrucksvoll, nur die Augen erinnerten an die der Schwester. Er war modern, wenn auch nicht stutzerhaft gekleidet. Man sah ihm an, daß er etwas darauf gebe, welchen Eindruck sein äußerer Mensch auf andere hervorbringe. In seiner Haltung verleugnete sich das Selbstbewußtsein des Aristokraten nicht, während sich die schlichtere Erscheinung seiner Schwester gut dem bürgerlichen Namen anpaßte, den sie seit der Verheiratung trug.

Die beiden Geschwister hatten nie in einem besonders nahen Verhältnisse zueinander gestanden, obgleich sie die einzigen Kinder ihrer Eltern geblieben. In Temperament, Neigungen und Interessen waren sie zu grundverschieden, als daß eine tiefergehende Sympathie zwischen ihnen hätte aufkommen können. Zudem war sie um fünf Jahre älter als der Bruder, hatte zeitig geheiratet und ging seitdem gänzlich in der Liebe zu Mann und Kind auf. Ihre Hausstandssorgen waren in der letzten Zeit noch vermehrt worden, da sie vor einigen Monaten noch einem zweiten Kinde, einem Mädchen, das Leben gegeben hatte.

Man war inzwischen durch die in langen Reihen am Bahnhofe aufgefahrenen Droschken zu dem vom Hauptmann mitgebrachten Fiaker gelangt.

Vor dem Einsteigen gab es zwischen den Schwägern, die selbst in den geringfügigsten Dingen selten ein und derselben Ansicht waren, eine längere Auseinandersetzung, weil Choiseule auf dem Rücksitze Platz nehmen wollte und Schaurott verlangte, er müsse neben der Dame im Fond des Wagens sitzen.

Als der Hartnäckigere von beiden setzte der Hauptmann denn auch seinen Willen schließlich durch.

Schaurotts wohnten im äußersten Südwesten Berlins auf einer Straße, die mitten im freien Felde endet, nachdem sie vorher mit einigen verlorenen Bauten, verwahrlosten Gärten und Bretterzäunen wenigstens den guten Willen gezeigt hat, ihr Dasein hier noch weiter in die Länge zu ziehen.

Die Hauptmannsfamilie bewohnte am Anfange dieser Straße, wo die Häuser wenigstens auf einer Seite in ziemlich geschlossener Front standen, einen dritten Stock. Als besondere Vorzüge dieses Quartiers pries Schaurott seinem Schwager, daß es ruhig gelegen, der frischen Luft zugänglich und von der Pferdebahn nur zehn Minuten entfernt sei.

Nachdem man ausgestiegen, hatte Choiseule den zweiten noch hartnäckigeren Strauß mit seinem Schwager auszufechten, diesmal die Auslohnung des Kutschers betreffend. Schaurott wollte nämlich um keinen Preis dulden, daß Friedrich auch nur den geringsten Teil der Bezahlung trage und behielt wiederum seinen Willen.

Das Haus war ein echtes Bauwerk aus der Berliner Gründungsperiode: himmelhoch, mit dünnen Wänden, die Fassade mit üppigen Barockmotiven prunkend, die in dieser nüchternen Umgebung an exotische Pflanzen denken machten, welche der Unverstand eines nordischen Gärtners an irgendeinen mageren Fleck gesetzt hat, wo sie ein kümmerliches Dasein fristen. Stillos und mit unsolider Scheinpracht aufgeputzt, wie die Außenseite, war auch das Innere dieses Hauses. Das Treppenhaus zeigte Wandungen von imitiertem Marmor, goldig gleisende Messinggeländer und grob geschnitzte Holztäfelung. Die Vorderzimmer der Wohnung hatten

Decken mit farbigem Stuck und parkettierte Fußböden, aber der Korridor war eng und die Hinterzimmer und vor allem die Wirtschaftsräume arg vernachlässigt.

Trotz dieser unleugbaren Mängel des Quartieres hatte Friedrichs Schwester es verstanden, für sich und die Ihren aus dem vorgefundenen ein wohnliches und sogar leidlich gemütliches Heim herzustellen.

Das Abendessen wurde der vorgerückten Stunde wegen sofort nach Choiseules Ankunft eingenommen, dann begab man sich in die Stube des Hauptmanns, das eigentliche Familienzimmer.

Schaurott besaß eine umfangreiche und wertvolle Büchersammlung von militärischen Fachschriften. Er hatte den Grund zu dieser Sammlung schon als junger Offizier gelegt und lieber seine Abende bei einfachem Bier und Brot zugebracht, als sich ein neu erschienenes Werk von einiger Bedeutung entgehen zu lassen.

Choiseule hatte seine Verwandten lange Zeit nicht gesehen, selbst seine Schwester war ihm fremd geworden. Die beiden Schwäger hatten nie besonders miteinander sympathisiert. Choiseule sah in Schaurott nur den vertrockneten Philister und langweiligen Pedanten, der Hauptmann dagegen erblickte in Friedrich einen unklaren Phantasten und freisinnigen Schöngeist.

Einen um so wärmeren Verehrer besaß Choiseule dafür an seinem Neffen, Fritz Schaurott. Die beiden waren gute Bekannte schon von früher her. Fritz war mehr als einmal bei der Großmutter zu Besuch gewesen, während Friedrich noch bei der alten Dame lebte.

Die letzten Tage über hatte sich der leicht erregbare Knabe in Erwartung des Onkels in aufgeregtester Stimmung befunden, denn Onkel Friedrich war der Held seiner Träume. Jetzt, wo der Heißersehnte nun

endlich da, war Fritz stumm wie ein Fisch; die Anwesenheit seines Idols ließ ihn alles vergessen, womit er ihn hatte begrüßen wollen.

Aber allmählich kam ihm die angeborene Keckheit wieder, und nach Tisch schwang er sich dem nichtsahnenden Choiseule, während dieser bequem in einem Schaukelstuhle zurücklehnte, unversehens auf die Knie, indem er losplatzte: „Onkel, ich habe dich fürchterlich gerne!"

Choiseule lachte. Er mochte den lebhaften, zutraulichen Jungen wohl leiden.

„Du besinnst dich also noch auf deinen alten Onkel?" sagte er.

„Na ob!" meinte Fritz, der sich den Berliner Jargon zum Schrecken seiner Eltern merkwürdig schnell angeeignet hatte.

„Ich habe dir auch was mitgebracht," sagte Choiseule.

„Was denn, Onkel?"

„Ein Buch."

„Famos! Hat es einen Band oder zwei Bände!"

„Einen Band. Morgen, wenn ich ausgepackt haben werde, sollst du es haben."

„Dann habe ich achtzehn Bücher mit den Schulbüchern."

„Der scheint die Passion seines Vaters geerbt zu haben. — In welcher Klasse bist du denn jetzt, Fritz?"

„In der ersten des Progymnasiums; zu Ostern komme ich auf das wirkliche Gymnasium. Progymnasialschüler klingt so albern, Gymnasiast macht sich viel besser; meinst du nicht auch, Onkel?"

„Sage mal an, du kleiner Gernegroß, treibt ihr denn schon Latein auf eurem Progymnasium?"

„Aber, Onkel, natürlich! Wir sind jetzt schon bei der vierten Deklianation."

Choiseule ließ ihn „domus" deklinieren.

Fritz schnurrte Singular und Plural herunter. Der Onkel fragte weiter und stellte auch einige Fragen aus der Vaterlandskunde. Fritz kam nicht in Verlegenheit; wußte er etwas nicht, so entschuldigte er sich mit: „Das haben wir noch nicht gehabt."

„Der Wievielste bist du denn, junger Mann?" fragte der Onkel jetzt. „Der zweite," gab Fritz zur Antwort.

Sein Vater schien es für nötig zu halten, diese Tatsache zu entschuldigen, er erklärte: „Fritz erkrankte im letzten Frühjahr an den Masern, er war deshalb während nahezu zwei Monaten abgehalten, die Schule zu besuchen; das hat ihn etwas zurückgebracht."

„Wer ist denn euer Primus?" forschte Choiseule weiter, der sich die kleine Bosheit nicht versagen konnte, den Umstand, daß Fritz nicht Primus in seiner Klasse sei, noch weiter zu beregen; er hatte wohl gemerkt, daß dies ein wunder Fleck bei seinem Schwager sei.

„Sertorius," antwortete Fritz. — „Der Sohn des Majors von Sertorius," ergänzte der Hauptmann. „Der Knabe ist um zwei Jahre älter als mein Fritz."

„Und zu Ostern werde ich als Primus versetzt," rief Fritz. „Ich habe bereits dreimal eine bessere Zensur im Lateinischen gehabt als Sertorius, und im Rechnen bin ich der beste. Dabei ist er ein fürchterlicher Spießkopf, büffelt den ganzen Tag und läßt niemanden abschreiben."

Fritz ereiferte sich über die Schändlichkeiten seines Rivalen so gewaltig, daß er heftig mit den Armen gestikulieren und mit den Beinen zu schlenkern begann.

„Belästige doch den guten Onkel nicht so," ermahnte die Mutter.

„Überhaupt ist es die höchste Zeit, daß der Junge zu Bett geht," rief der Hauptmann, nach der Uhr sehend.

Fritz machte sich eben daran, mit süßsaurer Miene Abschied zu nehmen, als seine Mutter meinte:

„Friedrich hat ja noch gar nicht unser Helenchen gesehen. Kommt, wir wollen hören, was er zu der Nichte sagt."

Man begab sich in die Schlafstube, dort stand neben dem Bette der Mutter das Kinderbettchen. Der Hauptmann und Fritz schliefen in einem schmalen Kabinette nebenan.

„Sachte, sachte! Fritz, tapse nicht so, das Schwesterchen wacht sonst auf," flüsterte die Mutter.

Der Hauptmann hielt die Lampe und leuchtete.

In einem Gewirr von Betten, Laken und Unterlagen vergraben, erblickte Choiseule das kleine Wesen, das ihm als seine Nichte, Helene, vorgestellt wurde.

Wie die meisten jungen Leute hegte er einen gelinden Abscheu vor kleinen Kindern in diesem Stadium der Entwickelung. Dieses froschartige kleine Geschöpf von rosa Farbe, mit den durchschimmernden Adern an den Schläfen und dem spärlichem Flaum auf dem Kopfe, das den Finger im Mund hatte, an dem es im Schlafe zulpte, und das, wenn es etwa erwachen sollte, sicher schrecklich zu schreien anfangen würde, jagte ihm gruselnden Schrecken ein.

Aber er tat seinen Gefühlen Zwang an, ein dumpfer Instinkt sagte ihm, daß er den Eltern gegenüber irgend etwas Schmeichelhaftes über ihr Erzeugtes äußern müsse, und da ihm nichts Besseres in den Sinn

kam, sagte er zu seiner Schwester, das Kind mache einen recht gesunden, kräftigen Eindruck.

Leider hatte Friedrich mit dieser Bemerkung nicht ganz das Richtige getroffen; das arme Würmchen war sehr schwächlich und von seiner Geburt an ein Sorgenkind gewesen.

Die Mutter lächelte melancholisch und meinte: „Nun, hoffen wir, daß mein armes Helenchen wird, wofür du es hältst: ein kräftiges Kind.“

Die Erwachsenen begaben sich nun in das Herrenzimmer zurück. Fritz bat sich, ehe er zur Ruhe ging, noch vom Onkel die Erlaubnis aus, früh, ehe er in die Schule gehe, an dessen Bett kommen zu dürfen.

„Ein famoser Bengel,“ meinte Choiseule, als er mit den Eltern allein war. „So voller Leben und Geist; was wollt Ihr ihn werden lassen?“

„Er will natürlich Offizier werden,“ gab der Vater zur Antwort. „Ich lasse ihn aber erst das Gymnasium durchmachen, dann mag er sich entscheiden.“

„Du tust sehr recht daran, ihn in dieser Beziehung nicht zu beeinflussen, man sollte nie einen jungen Menschen in eine bestimmte Karriere weisen. Die Wahl eines Berufes ist eine für das ganze Leben zu folgenschwere Sache; darin ist jeder für sich selbst der allein kompetente Richter.“

Man schwieg nach diesen Worten Choiseules eine Weile. Dann fragte der Hauptmann: „Und was gedenkst du eigentlich hier in Berlin zu beginnen?“

Choiseule, den die spöttisch überlegene Miene, mit der sein Schwager diese Frage an ihn richtete, ärgerte, gab in beinahe schroffem Tone zur Antwort:

„Das zu tun, was ich bisher getan habe, zu arbeiten, aber auf einem Gebiete, das meiner Begabung und meiner Neigung zusagt.“

„Hm!“ meinte Schaurott, „also du wirst schreiben; ich wünsche dir alles Glück dazu.“

Choiseule, der die Empfindung hatte, daß er auf diesem Gebiete mit seinem Schwager niemals zu einem Einverständnis gelangen werde, wechselte das Thema und fragte: „Mit wem geht Ihr hier in Berlin um; lebt Ihr überhaupt gesellig?“

„Wir verkehren mit einigen meiner verheirateten Kameraden und ihren Familien.“

„Steht Ihr nicht im Verkehr mit dem Senatspräsidenten Mörner?“

„Wir haben ihn und seine Gattin, seit sie hier in Berlin sind, zweimal, glaube ich, gesehen. Warm sind wir nicht mit ihnen geworden. Frau Mörner sagt uns nicht zu.“

„Durch einen Bekannten, der sie gesehen hat, hörte ich neulich ganz zufällig von ihr. Der konnte Mörners Glück nicht genug preisen. Sie soll sehr schön sein.“

„Ihr Vater war Schauspieler. Sie hat sich ursprünglich selbst für die Bühne als Sängerin ausbilden lassen, wie man hört. So etwas verleugnet sich nicht im Wesen. Sie ist kein Umgang für meine Frau.“

„Nun, wir werden ja sehen. Ich werde natürlich nicht verfehlen, Mörner, meinen ehemaligen Vormund, aufzusuchen. Mutter hält große Stücke auf ihn und steht noch immer mit ihm in Briefwechsel. Sie möchte gern etwas Näheres über die junge Frau, die sie ja auch noch nicht kennt, erfahren.“

„Für uns ist Frau Mörner kein Umgang.“ Damit beendete der Hauptmann das Gespräch.

Es entstand eine Pause. Choiseule, der von der

Eisenbahnfahrt her ermüdet war, konnte ein verstohlenes Gähnen nicht unterdrücken.

„Armer Friedrich! Du bist müde," rief seine Schwester aus. „Komm, geh zu Bett."

Choiseule ließ sich nicht weiter nötigen, eine Viertelstunde darauf schon schlief er fest.

Seine Schwester saß inzwischen am Bett der Kleinen, die erwacht war und leise zu wimmern anfing. Die Mutter nahm sie aus den Betten und ging in der Stube auf und ab, das Kind auf den Armen wiegend.

„Was fehlt dir denn, mein Herz?" flüsterte sie; „kannst du mirs denn nicht sagen," und nach einer Weile: „Der Onkel hat dich ein gesundes, kräftiges Kind genannt, hast du's wohl gehört, mein Liebling? Ach möge der liebe Gott dazu helfen!"

Ihr Gatte saß inzwischen an seinem Schreibtische und schrieb an einem Werke über Taktik, das er demnächst erscheinen lassen wollte.

Er hatte die Uniform mit einem grauen Flauschrocke vertauscht und sah nun noch mehr als zuvor einem stubenhockenden Schulmeister gleich. Beim Scheine der Studierlampe beugte er sich tief über seine Karten und Bücher, und wenn er sich von Zeit zu Zeit aufrichtete, um das Niedergeschriebene nachzulesen, flog ein selbstgefälliges Lächeln über seine nichtssagenden Züge.

Fritz lag in seinem Bette und schlief gesund. Unter seinem Kopfkissen hatte er die lateinische Grammatik verborgen. Er wollte früh während des Ankleidens noch lernen. Morgen kam die fünfte Deklination daran, und der Ordinarius hatte gesagt, wer mit seinen anderen Arbeiten fertig sei, könne sich das neue Pensum schon im voraus ansehen.

Wie wird sich Sertorius, der Primus, dann „fuchsen“, wenn Fritz Schaurott „Dies“ schon deklinieren kann.

Drittes Kapitel.

Friedrich von Choiseule blieb nicht lange bei seinen Verwandten in Wohnung. Schon am Tage nach seiner Ankunft in Berlin sah er sich nach einem Quartiere um und fand ein seinen Wünschen entsprechendes in einer ruhigen Nebenstraße des Nordens, nicht weit von einer kleinen, in Rohziegeln erbauten Kirche und dem weitläufigen Garten eines Krankenhauses, dessen hohe alte Bäume im Sommer mit ihrem Blätterwerk eine angenehme Unterbrechung des eintönigen Häusergraues bilden mochten; jetzt freilich ragten sie, von zeitigen Herbstfrösten bereits entlaubt, als kahle Besen über die Gartenmauer zu den drei Paterrefenstern hinüber.

Friedrich entstammte einer jener französischen Emigrantenfamilien, wie sie über alle Teile des preußischen Staates verstreut sind. Wie die meisten dieser Familien war auch dieses altfranzösische Adelsgeschlecht, das sich ehemals gerühmt hatte, mit den Ducs de Choiseule verwandt zu sein, mit der Zeit gänzlich germanisiert worden.

Friedrich von Choiseule war in der rheinischen Provinzialstadt, die er soeben verlassen, geboren und aufgewachsen. Sein Vater, der Regierungspräsident, hatte, bereits im mittleren Lebensalter stehend, ein Mädchen bürgerlicher Herkunft geheiratet, die er als Gesellschafterin in einer befreundeten Familie kennen gelernt. Es war eine Neigungspartie, denn die junge Frau brachte als einzige Aussteuer nur ihre große

Liebenswürdigkeit mit. Der Verbindung entsprossen ein Mädchen, die spätere Frau Schaurott, und ein Knabe, Friedrich.

Da die Heimatstadt ein gutes Gymnasium besaß, behielt man den Sohn bis in seine Jünglingsjahre im Hause. Der Knabe lernte auf der Schule gut und absolvierte schließlich das Abiturientenexamen mit der Zensur „vorzüglich". Darauf wurde er vom Vater auf ein Jahr nach der französischen Schweiz geschickt, damit der allzuschnell aufgeschossene Jüngling dort in frischer Gebirgs- und Seenluft seine Gesundheit stählen möge. Kaum war Friedrich von dort nach der Heimat zurückgekehrt, so starb sein Vater nach kurzer Krankheit. Sein Vermögen hinterließ er zu gleichen Teilen den beiden Kindern und der Gattin, dieser außerdem noch die Witwenpension.

Friedrich widmete sich dem Wunsche des Verstorbenen gemäß der Jurisprudenz. Er studierte in Heidelberg, Leipzig und Berlin und absolvierte schließlich die erste Staatsprüfung, ohne hierbei ein Prädikat zu erhalten. Darauf diente er sein Jahr bei einem Gardeinfanterieregimente ab, unternahm eine Reise nach Italien und Frankreich und ließ sich dann als Referendar in seiner Heimatstadt anstellen.

Choiseule hatte sich niemals aus voller Seele für das juristische Studium und noch weniger für die juristische Praxis, die er jetzt im Vorbereitungsdienste kennen lernte, zu begeistern vermocht. Er hatte dieses Fach eigentlich nur erwählt, weil er von seinem Vater von früh auf dazu bestimmt und erzogen worden war.

Seine Interessen lagen auf ganz anderen Gebieten. Literatur und moderne Wissenschaft zogen ihn an. Er hatte während seiner Studienzeit weit mehr philo-

sophische Kollegien besucht als juristische. Schon früh war er schriftstellerisch tätig gewesen, hatte, während er noch auf der Schulbank saß, süßliche Gedichte und Weltschmerzepen geschrieben, ja sogar eine himmelstürmende Tragödie verfaßt. Inzwischen hatte sich sein Denken und Empfinden um ein gutes geklärt. In der strammen, den Geist disziplinierenden Schulung der Gerichtspraxis war er nüchterner, positiver geworden.

Das Schriftstellern hatte er niemals ganz gelassen. An verschiedenen Blättern fand er Abnehmer für seine Artikel. Er hatte mit Bagatellen den Anfang gemacht, allmählich wuchs seine Freude an der literarischen Tätigkeit, sein Mut und seine Routine; mit der Zeit wagte er sich an größere Sachen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Choiseules publizistische Wirksamkeit, der er immer mehr sein regstes Interesse und seine besten Kräfte zuzuwenden begann, in Kollision geraten mußte mit seiner Berufstätigkeit. Er war inzwischen in seiner juristischen Laufbahn an den Punkt gelangt, wo die meisten jungen Beamten an eine ernste Vorbereitung für die zweite Staatsprüfung herangehen. Choiseule wurde also vor die Frage gestellt, ob er seine Schriftstellerei oder seine Karriere als Jurist aufgeben wolle; denn beide Beschäftigungen nebeneinander zu betreiben, wie er es bisher getan, das sah er ein, war in Zukunft nicht möglich.

Und so entschied er sich denn, die Juristerei ein für allemal an den Nagel zu hängen und sich von nun an ganz der literarischen Tätigkeit zu widmen. Trotz des lebhaften Abredens seiner Vorgesetzten, Kollegen und Bekannten, die sein Tun für gelinden Wahnsinn erklärten, nahm er seinen Abschied und beschloß nach

Berlin zu gehen, um sich dort eine Existenz mit der Feder zu gründen.

Frau von Choiseule kam dieser Schritt ihres Sohnes nicht unerwartet, sie vermochte nicht ihn zu mißbilligen, aber sie war nicht frei von mütterlichen Bedenken und Zukunftssorgen. Sie war wohl von Natur vertrauensfreudig und begeisterungsfähig, aber so manche bittere Erfahrung hatte sie hoffnungsärmer gemacht. Das lange, ereignisvolle Leben, auf das sie zurückblickte, lehrte sie, an Menschen und Dinge mit kühlem, mißtrauendem Erwägen heranzugehen; sie besorgte, ob ihr Sohn in dem neugewählten Berufe auch wirklich das Glück und die Befriedigung finden werde, die er erwartete. Aber die Begeisterung des jungen Mannes riß schließlich auch sie zum Hoffen des Besten mit fort, und die schönen Erfolge, die er aufzuweisen vermochte, beschwichtigten einigermaßen ihre Bedenken.

Friedrich hatte von früh auf einen Beichtstuhl für seine poetischen Sünden bei der Mutter gefunden. Sein Vater, der Geheimrat — ein Pedant vom reinsten Wasser —, zeigte für diese Ader seines Sohnes niemals Verständnis und Wohlwollen; er hatte im Gegenteil alles getan, was in seinen Kräften stand, um dem erwünschten Hange zur Schöngeisterei bei Friedrich Damm und Riegel zu setzen. Umsonst! Die Mutter wachte, einer Vestalin gleich, über der heiligen Flamme in des Sohnes Brust.

Das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn war ein sehr inniges. Er war ihr Stolz, ihre geheime Bewunderung. Sie liebte ihn heißer, als sie ihren Gatten geliebt hatte. Und er erwiderte ihre Liebe mit der zärtlichsten Hingebung.

Friedrich von Choiseule war sich wohl bewußt, daß

er in diesem Augenblicke an einem wichtigen Wendepunkte seines Lebens stehe, daß die Jugend hinter ihm, das Mannesalter vor ihm liege.

Pekuniär war seine Zukunft gesichert. Die Zinsen des vom Vater ererbten Kapitals gewährten ihm, dem ledigen Manne, ein anständiges Auskommen, wenn ihm auch ihr mäßiger Umfang keinerlei Extravaganzen gestattete. Für die dem Staate von ihm, als Beamten, geleisteten Dienste hatte er noch keinen Pfennig erhalten, während ihm seine Schriftstellerei schon manchen Verdienst eingebracht. Und jetzt, wo er seine ganze Zeit, alle Kräfte der neuergriffenen Tätigkeit widmen konnte, mußte sich dieser Verdienst ja um ein bedeutendes steigern.

Choiseule war nicht ohne Ehrgeiz und wälzte weitschauende Pläne in seinem Kopfe. Der Begründer einer belletristischen Zeitschrift von einigem Rufe hatte ihm die Offerte gemacht, sich an der Redaktion zu beteiligen, und Choiseule beschloß, diesen Antrag im Auge zu behalten.

Jedenfalls ging er der Zukunft nicht hoffnungsarm entgegen, sondern erwartungsvoll gespannt auf das harrend, was das Lebensgeschick für ihn in petto habe.

Nachdem Choiseule in seiner neubezogenen Wohnung mit dem Auspacken und Einräumen fertig geworden, dachte er daran, die wenigen Bekannten, die er in Berlin hatte, aufzusuchen. Da war in erster Linie der Geheime Oberjustizrat Mörner, sein ehemaliger Vormund.

Er begab sich denn nach der Wohnung des Präsidenten in der Regentenstraße. Das öffnende Mädchen erklärte, der Herr sei noch nicht vom Gerichte zurückgekehrt, aber die gnädige Frau sei zu Haus.

Choiseule ließ anfragen, ob die gnädige Frau ihn annehmen wolle, und wartete auf die Antwort mit einer gewissen Spannung. Er war doch neugierig, diese junge Frau nun endlich kennen zu lernen, über die er so widersprechende Urteile gehört. Was Schaurott über sie geäußert, hatte ihn nicht im geringsten gegen sie eingenommen, im Gegenteil, nach diesem absprechenden Urteil aus dem Munde seines Schwagers erwartete Friedrich noch mehr von ihr als zuvor.

„Es sei der gnädigen Frau sehr angenehm," brachte die Zofe zurück und ließ Choiseule in ein Zimmer ein, in dem er unschwer den Salon der Dame des Hauses erkannte.

Das Zimmer war mit jenem kokett niedlichen Komfort ausgestattet, den nur eine Frau um sich zu verbreiten versteht, den aber auch nur eine Frau um sich zu ertragen vermag.

In die Augen fallend war eine Anzahl Porträtstücke, alle einen bartlosen, mit dunklem Lockenhaar geschmückten Mann, von schönen, aber weibisch schlaffen Zügen in den verschiedensten Kostümen und Posen darstellend.

„Ah so, ihr Vater, der Schauspieler!" sagte sich Choiseule und betrachtete die Bilder mit Interesse.

Jetzt öffnete sich die Tür des Nebenzimmers und Frau Mörner trat ein.

„Ein junges Mädchen." Das war der erste Eindruck, den Choiseule von ihr empfing.

Und in der Tat, man hätte sie ihrer Erscheinung nach kaum für eine verheiratete Frau halten können.

Daß man nur die Wahrheit berichtet, als man ihm Frau Mörner als eine Schönheit gepriesen, erkannte Choiseule, nachdem er den ersten Blick in ihr Gesicht

geworfen. Aber merkwürdig, er hatte sich etwas ganz anderes unter ihr vorgestellt; die Erkenntnis, daß sie so jung und schön sei, machte ihn befangen.

Seine Befangenheit vermehrte sich, als sie ihm die Hand reichen wollte, und er, eine solche Zuvorkommenheit nicht erwartend, nur ein tiefes Kompliment machte. Dann ihre Absicht erkennend, wollte er die Hand ergreifen, aber sie zog sie schon zurück und war errötet.

„Dümmer konnte es nicht anfangen,“ dachte Friedrich, während er Platz nahm, und begann die Unterhaltung.

Er sprach in erkünstelter Lebhaftigkeit, von dem Wunsche beseelt, sich und ihr über die peinvolle Verlegenheit, die mit jedem Kennenlernen verbunden ist, möglichst schnell hinwegzuhelfen.

Die erste Frage galt natürlich dem Befinden des Gatten, dann kam Berlin an die Reihe, ja sogar das Wetter mußte herhalten.

Die junge Frau machte ihrem Partner das Geschäft, die Unterhaltung im Flusse zu erhalten, nicht leicht; Friedrich erkannte endlich, daß sie verlegen sei, das gab ihm sein ganzes Selbstgefühl wieder. Er begann das angenehme Gefühl der Überlegenheit zu empfinden, das uns im tete-a-tete mit Frauen zu überkommen pflegt und das für ihn um so prickelnder, weil diese Frau so schön war.

Er fragte sie nach ihrem Gesange; es war das erste Mal während des Gespräches, daß er sie lebhafter werden sah.

Sie fragte ihn ihrerseits, ob er musikalisch sei.

„Ich verstehe zuzuhören, gnädige Frau, das ist alles; selbst ausübend bin ich nicht,“ erwiderte er. „Aber

Sie sind eine vollendete Künstlerin, Sie haben daran gedacht, aufzutreten, wie ich höre?"

„Ja, ich habe ursprünglich daran gedacht, zur Bühne zu gehen; mein Vater hatte mich dazu ausbilden lassen."

„In Ihren Adern rollt Künstlerblut?"

„Ja, mein Vater war Schauspieler."

„Sein Name ist unvergessen."

„Haben Sie ihn spielen sehen?"

„Nein, ich habe leider niemals Gelegenheit dazu gehabt."

„Ich war noch ein halbes Kind, als er starb. Er ist ein großer Künstler gewesen, mein armer Vater. Sehen Sie dort sein Bild in der Rolle des Karl Moor, dort in späteren Jahren als Narziß und als Hamlet. Da ist auch ein goldener Kranz, den ihm Verehrer geschenkt haben, und seine Büste, sehen Sie."

Sie war aufgestanden und zeigte Friedrich die verschiedenen Reminiszenzen aus dem Leben des glorreichen Mimen.

Die Ähnlichkeit, welche ihre Züge mit denen des Vaters trugen, war nicht zu verkennen; sie lag aber mehr in dem ganzen Typus als in Einzelheiten.

Frau Mörners Schönheit war nicht eine von jenen ruhig kalten, auf der bloßen Regelmäßigkeit der Züge beruhenden, die man kühlen Blutes konstatiert, wie die Schönheit einer Landschaft oder eines Bildes; sie war auch nicht die heilige, mild sanfte Schönheit einer Madonna, vor der man das Knie beugen möchte, sondern ihr war etwas von dem faszinierenden Zauber einer bestrickend schönen Nixe eigen, die das Verlangen nach dem Besitze anregt.

Ihre Figur war von mittlerer Frauengröße.

In dem Gesichte hätte zweierlei als Schönheitsfehler gelten können: ihre schmalen, dunklen Augenbrauen traten am Stirnansatz sehr nahe zusammen, und das gab ihrem Gesichtsausdrucke etwas Eigenwilliges, im Affekte sogar Trotziges, und dann stand ihre Oberlippe ein wenig über, aber da man dadurch ihre tadellosen Zähnchen zu sehen bekam, so vermehrte dieses nicht völlige Schließen der Lippen eigentlich nur den pikanten Reiz des Gesichtes.

Ihre Haut war von einer gleichmäßig elfenbeinfarbenen, durchschimmernden Blässe, die doch nichts Ungesundes hatte. Sie trug ihr braunes Haar, das einen leichten Schimmer zu Rotgold zeigte, schlicht nach hinten gestrichen und im Nacken zu einem griechischen Knoten verschlungen.

Wunderbar an ihr waren die Augen. Sie zeigten eine seltene Farbennüance, ein tiefes dunkles, intensives Veilchenblau, während die langen Wimpern die glänzende Färbung der Haare trugen. Diese Augen waren es, die dem Gesichte seinen geheimnisvollsten Reiz gaben. Man fühlte sich versucht, tief da hinein zu blicken, und tat man es, so empfand man doch keine Befriedigung, eher Befremden und peinigende Unruhe, denn es lag etwas Unstetes, Seelenloses in ihnen, etwas, das warnte.

Choiseule schoß es mehrfach während der Unterhaltung mit der jungen Frau durch den Kopf: „Wie in aller Welt ist nur gerade Mörner zu ihr gekommen.“

Schon einigemal hatte er daran gedacht, daß es nicht schicklich sei, diesen Antrittsbesuch allzulange auszudehnen, aber immer wieder hatte er sich nicht zum Gehen entschließen können.

Sie schien zu erwarten, daß er sich nun verabschiede, wenigstens war sie wieder in jene Stimmung zurückversunken, die er sich als Verlegenheit auslegte, und deren Grund zu erforschen es ihn gerade so sehr reizte.

Endlich riß er sich empor. Er wartete diesmal, ob sie ihm die Hand zum Abschiede reichen werde, aber sie hatte nur einen Gruß mit dem Haupte für seine Verbeugung.

Friedrich war kaum einige hundert Schritte von dem Hause entfernt, noch ganz in Gedanken bei der Frau, die er soeben verlassen, als er, um die Ecke biegend, sich dem Gatten gegenüber befand.

Mörner begrüßte seinen ehemaligen Mündel mit großer Herzlichkeit. „Darf ich denn noch ‚du‘ sagen, wie ehemals?“ fragte er mit seinem lauten Lachen.

„Ich würde es als eine Kränkung ansehen, Herr Geheimrat,“ sagte Friedrich, „wenn Sie mich anders anreden wollten.“

„Hatte kürzlich einen Brief von deiner Mutter, Friedrich, sie teilt uns deine Ankunft mit, und daß du deine Karriere aufgegeben habest. Nun, du magst deine guten Gründe dazu gehabt haben. — Leid tut es mir aber doch, daß wir in Zukunft nicht mehr in demselben Fache arbeiten sollen. Wir sprechen darüber wohl noch ein andermal ausführlicher. — Es geht deiner Mutter gut, das freut mich von Herzen. Möchte sie wohl einmal wiedersehen. Wie die Zeit vergeht! Wir haben uns auch an die vier Jahre nicht gesehen. Du standest damals in der ersten Staatsprüfung. Seitdem hat sich mancherlei zugetragen, ich bin grauer geworden, nicht wahr? Habe mir dafür aber eine junge Lebensgefährtin genommen. Hast du meine Frau

zu Haus angetroffen? Denn du kommst doch von uns —."

„Ihre Frau Gemahlin war so gütig, mich anzunehmen, Herr Präsident."

„Laß doch den Präsidenten, Friedrich, du weißt, ich bin kein Freund von solchen steifen Förmlichkeiten; und welchen Titel soll ich dir denn geben, da du dich des Referendars freiwillig begeben hast? Ha, ha! — Übrigens besuche uns doch, so oft du Zeit und Lust dazu hast, und ganz ohne Umstände, hörst du. Du wirst es doch mit meinem Gegenbesuch nicht allzu genau nehmen, ich bin sehr beschäftigt, überladen mit Arbeit, das kann ich wohl sagen. Ich wünschte, ich hätte einige Stunden mehr frei, vor allem meiner kleinen Frau wegen. Sie sitzt den lieben langen Tag allein zu Haus und langweilt sich, und ich kann das nicht ändern. Ja, es ist keine leichte Sache, der Staatsdienst; vielleicht warst du doch nicht so dumm, wenn du ihn quittiertest. Ha, ha! — Aber des Abends bin ich immer zu Haus anzutreffen. Komme doch gleich morgen abend, wenn du nichts Besseres vorhast. Du mußt Eva singen hören."

Friedrich nahm diese Einladung an und verabschiedete sich von Mörner.

„Also morgen um sieben Uhr zum Tee," rief ihm dieser noch nach, dann eilte er seiner Wohnung zu.

„Wie ist er nur zu dieser Frau gekommen?" fragte sich Friedrich nochmals, als er in Gedanken die beiden Persönlichkeiten verglich. Mörner hatte recht, die letzten Jahre waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Sein grauer Bart und sein Embonpoint entgingen Friedrichs Augen nicht.

Als Mörner heute nach Haus kam, freute er sich von Herzen, Eva heiter und aufgeräumt zu finden.

Sie zeigte eine Angeregtheit und Lebhaftigkeit, wie er sie lange nicht an seiner Frau gesehen hatte.

In irgend einen Zusammenhang mit dem Besuche Friedrichs von Choiseule brachte er diese Erscheinung nicht.

Viertes Kapitel.

Choiseule schlug, nachdem er sich von Mörner getrennt, den Weg durch den Tiergarten nach dem Zentrum der Stadt ein.

Die Wohnung eines seiner Jugendbekannten, Doktor Burt, war nördlich von den Linden am Spreeufer gelegen; dorthin lenkte Friedrich seine Schritte jetzt.

Dieser Doktor Burt war Arzt in Friedrichs Heimat gewesen, zunächst als Assistent eines älteren Mediziners und nachdem dieser verstorben, als Nachfolger in dessen Praxis.

An diesen Mann, welcher Hausarzt in der Familie des Geheimrats von Choiseule war, schloß sich der junge Friedrich frühzeitig aufs engste an, obgleich ein Altersunterschied von nicht weniger als zehn Jahren zwischen ihm und dem Arzte bestand. Friedrich von Choiseule war ein frühreifer Knabe; in seiner Klasse der jüngste, nahm er dennoch einen der ersten Plätze ein.

Unter seinen Altersgenossen besaß er keinen wirklichen Freund, er galt unter diesen für hochmütig, und das vielleicht nicht ganz mit Unrecht; jedenfalls zeigte der Knabe einen starken Zug zum Ungewöhnlichen. Er suchte mit Vorliebe die Gesellschaft Älterer auf, die ihn, den geistig und körperlich frühzeitig Entwickelten, wie ihresgleichen zu behandeln pflegten und dadurch

den Hang zu altklugem Wesen in dem jungen Menschen bestärkten.

Den intimsten Verkehr aber pflog Friedrich mit Doktor Burt. Dieser war ein Mann, der viel gelesen, gelernt und selbst erlebt hatte, an wenig glaubte, einen beißenden, manchmal ins Zynische ausartenden Witz besaß, und über dessen Herkunft ein sagenhaftes Dunkel schwebte; er sollte nämlich, wie sich in der Stadt herumgesprochen hatte, der natürliche Sohn eines hohen Herrn sein.

Eine solche Persönlichkeit war wie dazu geschaffen, auf einen jungen Menschen von Friedrichs Schlage faszinierend zu wirken. Der junge Choiseule hatte manchen direkten Vorteil aus dem Umgange mit diesem Manne. Der Arzt ließ es sich angelegen sein, dem Knaben das Beste aus dem Schatze seines reichen Wissens auf naturwissenschaftlichem Gebiete mitzuteilen.

Burt hatte sich von jeher stark mit Physiologie beschäftigt. Er arbeitete viel mit dem Mikroskope, zu dem er sich die Präparate selbst herstellte. Zu solchen Experimenten zog er den lernbegierigen Knaben oft herzu, der ihm auch beim Einfangen von Käfern, Schmetterlingen, Fröschen und anderen Versuchstieren nur zu gern behilflich war.

Mehr denn einmal freilich kam es auch zu Zerwürfnissen zwischen den beiden so eng Befreundeten. Den Grund dazu bildeten Friedrichs dichterische Versuche. Der Arzt hielt nicht viel von denselben und pflegte seiner Ansicht in der ihm damals eigentümlichen, rücksichtslos spöttischen Art und Weise Ausdruck zu geben.

Friedrich war ein überaus empfindlicher Knabe und konnte besonders, was seine poetischen Leistungen

anbetraf, Tadel nicht vertragen; es kam zum Streite, in welchem der kühle, überlegene Sarkasmus des Arztes natürlich einen leichten Sieg über die hitzige Gereiztheit des jungen Brausekopfs davontrug. Oft folgte dann auf einen solchen Streit grollendes Zurückziehen von seiten Friedrichs, das aber nie von langer Dauer war, denn der junge Mensch konnte des Freundes und Lehrers nicht entraten.

Der Umgang Friedrichs mit diesem Manne fand ein Ende dadurch, daß Burt, während sich Choiseule gerade in der Schweiz zur Kräftigung seiner Gesundheit aufhielt, plötzlich auf Nimmerwiedersehen von seinem bisherigen Aufenthaltsorte verschwand. Er schrieb damals einen Brief an den jungen Freund nach Lausanne, in welchem er diesem mitteilte, er habe eine unerwartete Erbschaft gemacht und gedenke auf Reisen zu gehen. Seitdem hatte Choiseule nichts mehr von Burt gehört, bis etwa vor Jahresfrist, wo dieser ihm ganz überraschend mitteilte, er sei wieder im Lande, habe sich in Berlin etabliert und sehe Friedrichs Besuch dort entgegen.

Choiseule fand an der Eingangstür zu der Wohnung des Arztes, unter dem Namensschilde, folgenden Anschlag:

„Würdige Arme finden hier unentgeltlich Rat und Behandlung."

Friedrich las diese Worte nicht ohne Verwunderung.

Auf sein Klingeln öffnete ihm ein Diener, der ihm erklärte, der Herr Doktor sei jetzt nur für Patienten zu sprechen, aber die Sprechstunde werde in nicht allzu langer Zeit vorüber sein.

Choiseule nannte seinen Namen, erklärte, warten zu wollen und wurde nach einem besonderen Zimmer gewiesen. Dieses Zimmer zeigte eine höchst wunderliche

Ausstattung. Man hätte glauben können, sich hier in einer Naturaliensammlung zu befinden.

Ringsherum an den Wänden standen, auf Regalen geordnet und mit Nummern versehen, unzählige Flaschen von allen Größen und Formen mit Amphibien, Schlangen, menschlichen und tierischen Organen, Embryonen und Präparaten verschiedenster Art in Spiritus. Daneben hingen Kästen mit Insekten, in den Ecken standen Tierskelette, an einer anderen Stelle erblickte Choiseule Knochen und Schädel von Menschen, deren Bein mit Linien, Zahlen und Aufschriften bedeckt war.

Friedrich ging in diesem Museum, in welchem ein intensiv beizender Geruch herrschte, staunend auf und ab. Jeden Augenblick machte sein Auge eine neue wundersame Entdeckung.

Nicht ohne Freude stieß er auch auf einen unter einer Anzahl weit umfang- und inhaltreicherer hängenden Kasten mit Schmetterlingen und Käfern, den Burt mit seiner Hilfe vor Jahren zusammengestellt hatte.

Der Anblick dieses alten, verstaubten Kastens, in dem die Schmetterlinge mit feinen Nadeln sorgfältig auf Korkstückchen gespießt in regelmäßigen Reihen standen, hier und da schon arg lädiert und mit zerbrochenen Flügeln, rief in Friedrich eine lebhafte Erinnerung an die Knabenjahre und vor allem an die Freundschaft mit dem Manne wach, den er heute nach nunmehr achtjähriger Trennung wiedersehen sollte.

„Ob er wohl noch der alte ist?" dachte Choiseule.

Wie oft schon hatte er die schmerzliche Erfahrung gemacht, daß Dinge und Personen, die in der Jugend seine staunende Bewunderung erregt, wenn er sie nach Jahren wiedergesehen, den Nimbus, den sie einst für den harmlosen Knaben gehabt, vor dem kritischen Auge

des Mannes verloren, sich wohl gar als mittelwertige oder unechte Ware erwiesen hatten.

Jetzt tat sich die Tür des Nebenzimmers auf, Burt trat ein und ging schnell auf Friedrich zu.

Sie begrüßten sich mit Handschlag und herzlichen Worten.

Einem Beobachter dieser Szene hätte die Verschiedenheit auffallen müssen, mit der sich die Empfindung der Wiedersehensfreude in den Zügen der beiden Freunde spiegelte.

Choiseule war stark errötet, seine Augen glänzten lebhaft, er lächelte, zeigte sich aber in seiner Freude nicht ohne aufgeregte Nervosität.

Burt blieb anscheinend sehr kühl und gelassen, obgleich ihn das Wiedersehen mit Friedrich innerlich keineswegs gleichgültig ließ. Sein Blick glitt forschend über die ganze Erscheinung des Freundes, als ob er die Veränderung erspähen wollte, welche mit dessen Natur während der Zeit, wo er ihn nicht gesehen, vor sich gegangen sein mochte. Er lächelte nicht, es lag ein großer, ungeheuchelter Ernst auf den Zügen dieses Mannes, der es schwer machte, sich dieses Gesicht überhaupt lächelnd vorzustellen. Seine Züge waren durchaus nicht schön, konnten aber auch nicht für alltäglich gleichgültige gelten.

Die untere Partie des Gesichtes war lang und schmal bis zu den Augen, über diesen erhob sich eine hohe, gewölbte Stirn, die sich in einen stark entwickelten Schädel fortsetzte, dessen Haar bereits gelichtet erschien. Die tiefliegenden Augen waren nur mittelgroß, aber blickten scharf und beobachtend. Die hohlen Schläfe, die emporgezogenen Brauen, der dunkle, spitzgehaltene Bart und die Blässe der Haut gaben dem Gesichte einen

mephistophelischen Anstrich. Die Figur, auf der dieser Kopf saß, war mittelgroß und hager. Die Bezeichnung „interessante Häßlichkeit" hätte vielleicht am besten für die ganze Erscheinung gepaßt.

Nach den ersten begrüßenden Worten forderte Burt den Freund zum Niedersetzen auf. Er selbst ging im Zimmer auf und ab, hin und wieder vor Choiseule stehen bleibend, den er immer wieder von neuem mit Interesse betrachtete.

„Du hast dich zu deinem Vorteile verändert," begann Burt. „Ich meine damit nicht, daß du hübscher geworden, das mögen dir die Frauenzimmer sagen, nein, daß du kräftiger, gesünder bist als vordem. Offen gestanden, als du damals deinen Maturus hinter dir hattest, sahst du einem Schwindsuchtskandidaten verzweifelt ähnlich, schnell aufgeschossen, schmalbrüstig, ohne Saft und Kraft. Und jetzt laß einmal sehen, Rücken und Brust haben sich entwickelt, sind breit, gewölbt, die hektische Röte hat einem gesunden Braun Platz gemacht —"

„Lieber Burt," unterbrach ihn Choiseule mit Lachen, „du irrst dich, wenn du denkst, ich sei einer Konsultation wegen zu dir gekommen."

„Sei unbesorgt, ich werde dich auch nicht auskultieren; wer so aussieht, hat gesunde Organe im Leibe und einen normalen Kreislauf."

„Wie geht es denn deiner Frau Mutter?"

„Sie ist wohl, Gott sei Dank! Aber Burt, sie ist eine alte Frau geworden."

„Bewahre, das ist bei ihr nicht möglich. Herz und Kopf sind gewiß noch frisch und jung, und auf das übrige bißchen Körper hat deine Mutter nie viel geachtet."

„Du hast recht, sie ist eine Greisin mit dem Herzen eines jungen Mädchens und dem Kopfe eines weisen Mannes. — Aber nun zu dir; wo bist du gewesen, was hast du getrieben, wo in aller Welt hast du während dieser ganzen Zeit gesteckt?"

„Du sagst es selbst: In aller Welt. Ich habe mir die vier anderen Erdteile ein wenig angesehen."

„Wie lange warst du auf Reisen?"

„Vier Jahre."

„Das ist lange, besonders bei einem Manne wie du, der seine Zeit auszufüllen und zu verwerten versteht. Welch einen Sack voll neuer Erfahrungen und Entdeckungen magst du eingesammelt haben, während unsereiner sich über grauen Akten die Finger wund und den Kopf dumm geschrieben hat. Packe nur bald damit aus, ich bin sehr gespannt."

„Mein Freund, das Wasser läuft überall bergab, und alles, was auf zwei Beinen umherstolziert, ist sich sehr ähnlich."

„Nun, ich hoffe, du hast noch mehr Beobachtungen mitgebracht als diese Paradoxe; das, was man hier alles sieht und — riecht, ist wohl ein Resultat deiner Reise?"

„Es ist ein Teil meiner Reisesammlung; der bessere besteht in Präparaten für das Mikroskop, doch die sind in meinem Studierzimmer. Du sollst sie sehen, wenn dich dergleichen noch interessiert wie früher. Ich habe jetzt auch einige bessere Instrumente als damals, wo wir stolz waren, wenn wir den Unterschied zwischen Menschen- und Taubenblut festzustellen vermochten, oder wenn es uns gelungen war, eine Amöbe zu färben und dann bei ihren Wechselfahrten zu beobachten. — Und was ist eigentlich deine Beschäftigung hier in Berlin?"

„Ich habe den Juristen aufgegeben, es gibt deren genug schlechte; ich will ihre Zahl nicht vermehren. Ich bin dafür unter die Skribenten gegangen."

„Ah so, diesem Fetisch wird also noch immer geopfert. — Sei ruhig, ich werde dich weder tadeln noch verhöhnen. Eine andere Lehre, die ich aus der weiten Welt mitgebracht habe, ist die, jeden tun und treiben zu lassen, was ihm beliebt, und wäre es selbst der Freund."

„Und ich habe inzwischen gelernt Mißachtung und Tadel meiner Produkte mit mehr Ruhe hinzunehmen als früher. Also die Gefahr, daß wir über diesen Punkt je wieder in Streit geraten sollten, ist beseitigt. Nun aber will ich wissen, was du hier treibst, Burt; ich muß gestehen, die Aufschrift an deiner Tür war mir einigermaßen rätselhaft. Bist du angestellt als Armendoktor?"

„Angestellt? Der Himmel sei gepriesen, nein! Was ich bin, bin ich auf eigene Gefahr und aus freier Wahl. Behörden und Vorgesetzte waren mir von jeher ein Graus."

„So treibst du die Armenpflege wohl neben deiner Praxis?"

„Sie ist meine ganze Praxis. Gehe in mein Empfangszimmer, deine Nase schon wird dich belehren, welche Sorte von Leuten ich behandle. Hierher kommen keine moschusduftenden Gräfinnen, der tic douloureux ist ein Ding, das bei mir nicht vorkommt, dafür oft genug Schwäche und Abzehrung, nicht als Folge einer lockeren, raffinierten Lebensweise, sondern hervorgebracht durch Hunger, Überanstrengung, Mangel. Und dabei habe ich eine größere Praxis als mancher Geheime Medizinalrat."

„Und was verlangst du von den Leuten als Gegenleistung?“

„O, ich verlange vielerlei von ihnen: Erstens, daß sie krank, dann daß sie arm sind, ferner, daß sie meine Vorschriften befolgen, sich das Trinken und Faulenzen abgewöhnen, wenn sie dem ergeben sein sollten, und schließlich, daß sie, im Falle sie einmal zu Gelde kommen, die Medikamente nachträglich bezahlen.“

„Burt, was für ein Mensch bist du! Das alles tust du so bloß um der guten Sache willen, ohne Lohn und Unterstützung, ohne daß die Welt davon weiß.“

„Es ist meine eifrigste Sorge, daß sie nichts davon erfährt. Die sogenannte Öffentlichkeit ist ein schreckliches Ungeheuer, ein ungeschlachter Elefant, der alles zertrampelt, worauf er kommt. Ich suche dieses Untier von meinem Pflanzgarten fernzuhalten.“

„Ich staune, Burt, du mußt dich sehr verändert haben in den letzten Jahren. Du warst doch früher kein Menschenfreund.“

„Du hast recht, ich habe mich verändert, aber wenn du mich einen Menschenfreund nennst, so tust du mir zu viel Ehre an. Ich liebe das Individuum nicht. Was ich tue, geschieht zum großen Teil zu meiner eigenen Belehrung und Unterhaltung. Das Analysieren, Diagnosieren und unter Umständen auch Kurieren gehört nun einmal zu meinem Leben, wie ein anderer Sekttrinken und Spielen, ein dritter das Versescheiben nicht lassen kann. — Und dann ist ja eigentlich das, was ich tue, das natürlichste Ding der Welt. Ich suche die Art, der ich selbst angehöre, zu erhalten, indem ich sie gegen ihre tausend Feinde, so gut es in meinen Kräften steht, verteidige. Ich wirke darin der großen Natur konform, deren Atom ich bin; auch sie

sucht die Gattung zu erhalten, wie du wissen mußt, wenn anders du deinen Darwin inne hast."

„Mensch, Burt, was ist aus dir geworden; wer hätte das gedacht. — Nun aber eine Frage —"

„Ich glaube sie im voraus zu erraten. Du willst wissen, wovon ich eigentlich lebe, nicht wahr?"

„Allerdings, das wollte ich dich fragen."

„Ich will deine Wißbegier voll befriedigen. Ich lebe von den Zinsen des Kapitals, welches ich von meinem Vater geerbt habe. Es waren runde sechsmalhunderttausend Mark."

„Alle Wetter, das lobe ich mir. Wie ist denn das gekommen?"

„Auf die einfachste Weise der Welt. Du wirst wohl wissen, daß ich ein Fürstensohn bin. Als der Fürst, mein hoher Erzeuger, starb, und man sein Testament eröffnete, fand man mich mit der genannten Summe bedacht."

„Aber was sagten die übrigen Erben?"

„Was sie gesagt haben, weiß ich nicht, jedenfalls nichts für meine Ohren besonders Schmeichelhaftes; sie fochten das Testament an, da es aber in der Form korrekt war, und auch sie nach Gebühr bedacht, drangen sie nicht durch mit ihrer Anfechtungsklage, und ich erhielt meine sechsmalhunderttausend in guten preußischen Staatspapieren und Konsols ausgezahlt. Als mir dieses Glück so unerwartet in den Schoß gefallen, überlegte ich nicht lange, was damit anfangen. Von Jugend auf war es mein sehnlichster Wunsch gewesen, die Welt kennen zu lernen, jetzt hielt ich die Mittel in der Hand, diesen Jugendtraum zur Wahrheit zu machen. So sah ich mir denn an, was es außer diesem kleinen Flecken hier noch anderes am großen

Weltgewande gibt. Vor anderthalb Jahren etwa kehrte ich ins Vaterland zurück, und seit einem Jahre treibe ich das, was du mich jetzt treiben siehst. Das heißt, ich suche mich in meiner Weise nützlich zu machen. Im übrigen will ich dir meine ganze Geschichte zu gelegener Zeit mit allen Details erzählen, wenn du mir versprichst, mich nicht in einem deiner Romane zu verwenden."

„Das Versprechen wird mir schwer ankommen; du würdest einen herrlichen zweiten Monte Christo abgeben."

„Der Abend ist so ziemlich die einzige Zeit, wo ich unbeschäftigt bin. Laß uns ein Rendezvous für einen der nächsten Abende verabreden. Wie wäre es morgen zum Beispiel?"

„Für morgen abend bin ich eingeladen, zum Präsidenten Mörner. Du entsinnst dich seiner wohl noch?"

„Ob ich Mörner kenne! Ich habe ihn viel bei euch gesehen. Auch hier habe ich nicht verfehlt, ihn aufzusuchen. Was sagst du zu seiner Frau?"

„Sie ist schön."

„Dieses möchte nur ein Blinder leugnen; daß es dir entgehen würde, habe ich niemals angenommen. Nein, was hältst du im übrigen von ihr?"

„Ich kenne sie so gut wie gar nicht, ich habe sie nur ganz flüchtig beim Antrittsbesuche gesehen."

„Nun, ein Schriftsteller müßte doch ein wenig Menschenkenner sein, sollte man denken, und wo euch die Erkenntnis fehlt, hilft die Inspiration oder Phantasie nach. Darin seid ihr in einer weit bequemeren Lage als wir; wir dürfen uns nur an die nackten Tatsachen, an das, was wir in Wirklichkeit erkannt

haben, halten. — Aber unsere Zusammenkunft; wir können uns ja treffen, wenn du von Mörners kommst; du bleibst schwerlich länger als bis um elf Uhr dort. Also nach elf Uhr in der Friedrichstraße."

Burt bezeichnete dem Freunde ein Lokal in der Friedrichstraße, in welchem er ihn zu erwarten gedachte, — und dieser willigte in den Vorschlag.

„Jetzt komm, wir wollen zusammen in die Nationalgalerie gehen," sagte Burt darauf.

„In die Nationalgalerie?"

„Wundert dich das? Es sind Sachen dort, die sehenswürdig genug sind, um eine Stunde daran zu wagen."

„Bist du vielleicht auch gar ein verkappter Künstler, du wunderbarer Mensch?"

„Nein, die Ausübung überlasse ich anderen, aber ich sehe gern gute Bilder. Nun komm!"

Fünftes Kapitel.

Am nächsten Abende pünktlich um sieben Uhr fand sich Choiseule bei Mörners ein.

Eva empfing ihn in ihrem Salon mit freundlichem Lächeln und herzlichem Händedruck. Sie erschien Friedrich, der sich den Tag über in Gedanken viel mit ihr beschäftigt hatte, jetzt, wo sie leibhaftig vor ihm stand, als eine andere, von dem Bilde seiner Erinnerung gänzlich verschiedene.

Choiseule kannte Eva Mörner zu kurze Zeit, um wissen zu können, wie widerspruchsvoll, wandlungsfähig, sich selbst ungetreu und darum unfaßbar und rätselhaft das Wesen dieser Frau sei.

Ihre Erscheinung frappierte ihn durch neue Reize. Er hatte sie noch nicht in der Beleuchtung des Abends

gesehen. Die günstigste, die es für Schönheiten ihres Genres geben kann.

Evas Augen erglänzten in tiefdunkler Färbung, ihr Teint erschien mattweiß und durchschimmernd, der Bronzeschimmer ihres braunen Haares zitterte über dessen Wellen wie ein Lichtreflex auf dunklem Gewässer.

Sie trug ein schwarzes, mit Spitzen garniertes Kleid von Moiree antique; der Kragen war à cœure ausgeschnitten, die Ärmel von durchbrochenen Spitzen reichten bis zum Ellenbogen.

Es entging Choiseule nicht, wie weiß und schlank ihr Hals, wie schön geformt der Arm und wie zart gefesselt ihre feine Hand war.

Sie hatten nur wenige Worte gewechselt, als Mörner aus seinem nebenan gelegenen Arbeitszimmer zu ihnen trat.

Es entspann sich nun eine Unterhaltung, die der Hauptsache nach ein Monolog Mörners genannt werden konnte. Eva war urplötzlich in eine kühle, beinahe eigensinnige Gleichgültigkeit gesunken, und diese Wandlung in ihrem Benehmen, die Choiseule nicht bemerkt hatte, und die grell gegen ihr bisher zur Schau getragenes Wesen abstach, trug nicht dazu bei, sein Interesse für das von Mörner angeschlagene, ihm sehr gleichgültige Thema zu erhöhen.

Selbstverständlich ließ es Friedrich an äußerer Aufmerksamkeit für die Worte des Präsidenten, der ein zwangloses Geplauder liebte, nicht fehlen, aber seine Gedanken schweiften auf ganz anderem Gebiete umher.

Der Zufall hatte es gefügt, daß Eva und Mörner nebeneinander und Friedrich ihnen gegenüber saß. Der Kontrast in den Erscheinungen der Eheleute drängte sich ihm so mit aller Gewalt auf.

In diesem, mit modern barockem Geschmacke eingerichteten Boudoir, neben der Jugend und Schönheit strahlenden eleganten Frau, nahm sich Mörner in seinem altfränkischen schwarzen Rock, mit seiner zwar wohltönenden, aber für den Salon zu lauten Stimme und seinen schwerfälligen Manieren recht hausbacken spießbürgerlich aus.

Wenn er der Vater dieser Frau gewesen wäre, wie ganz anders hätte man sein graues Haar, die Spuren des Alters in seiner Figur und seinem Wesen beurteilt, wie gern hätte man dann die ehrbare Schlichtheit seiner Erscheinung neben die pikanten Reize Evas gestellt gesehen.

Aber er war ihr Gatte. Choiseule empfand diese Tatsache in ihrer ganzen unumstößlichen Bedeutung, als man sich erhob, um zu Tisch zu gehen und Mörner, ehe er seine Gattin der Führung des Gastes anvertraute, ihr einen Kuß auf die Stirn drückte.

Das Eßzimmer trug im Gegensatz zu Evas Salon den Stempel gediegen solider Nüchternheit; Choiseule schloß daraus mit Recht, daß bei der Einrichtung dieses Raumes Mörners Geschmack den Ausschlag gegeben habe. Denselben Charakter zeigten Tischzeug, Porzellan und Silber.

Nach Schluß des Mahles ging man in das Empfangszimmer zurück. Eva begab sich an den Flügel, um zu singen; sie ließ sich von ihrem Gatten begleiten. Ihr Gesang war Choiseule nicht mit Unrecht gepriesen worden. Ihre Stimme, ein reiner, glockenheller Sopran, hatte bedeutenden Umfang. Die Technik des Vortrages war bei der vortrefflichen Ausbildung und langjährigen Übung, die sie genossen, künstlerisch vollendet.

Choiseule hatte gute Musik im Elternhause und anderwärts gehört und besaß einiges Verständnis für Gesang; er erkannte daher schnell alle diese Vorzüge in Evas Vortrag. Aber was ihm weit über die äußere Vollendung ihrer Kunst ging, was ihn an diesem Gesange packte und sein Herz traf, war die Empfindung, daß hier Evas innerstes Wesen, das Geheimnis ihrer Seele zum Ausdruck komme.

Ihr Erscheinung hatte Eindruck auf ihn gemacht, ihr Wesen ihn angezogen, und doch, wenn er sich fragte, was es eigentlich sei, das ihn mit geheimnisvoll gewaltigem Zuge zu ihr hinriß, so fand er keine Antwort auf diese Frage. Er wußte nicht, wer sie sei, wußte nichts von ihrem innersten geheimsten Leben, sie war ihm eine Sphinx, die ihm ein Rätsel zur Lösung aufgab, das Rätsel ihrer eigenen Persönlichkeit. Jetzt, wo er diese Töne hörte, glaubte er die wahre Sprache ihrer Seele zu vernehmen.

Mörners Begleitung paßte sich ihrem Vortrage vortrefflich an, sie war durchaus dezent, ließ immer den Gesang als Hauptsache erscheinen und unterstützte und ergänzte ihn dennoch.

Mörner war ein verständnisvoller Klavierspieler ohne große Originalität, aber mit um so mehr Korrektheit; er hatte sich diese vortreffliche Fertigkeit im Begleiten durch viel Übung und Fleiß angeeignet.

Choiseule schlürfte den berauschenden Zauber mit vollen Zügen ein. Bei diesen bald weichen, in Wehmut hinschmelzenden, bald wild frohlockenden, bald verführerisch und schmeichelnd kosenden Lauten, die sein Ohr erfüllten, ward ihm zumute, als sei er an irgend einen seligen Ort, fern von dieser Welt versetzt. Er

schloß die Augen, um diese Vision ungestört genießen zu können.

Er sah sich in einem Garten von nie gesehener Pracht, exotische Blumen mit berauschendem Duft winkten, aus der Ferne klangen bestrickende Sirenenklänge, und er war nicht allein; Gefährtin seiner Seligkeit war eine Frau von wundersamer Schönheit, mit dunklen Veilchenaugen, deren Blick ihm jetzt kein Rätsel mehr war.

Eva gab viel und von ihrem Besten. Als sie endlich schloß, erklärte ihr Gatte, ihre Stimme sei selten so klangvoll, der Ton noch nie so warm gewesen wie am heutigen Abend.

Es wäre Choiseule wie eine Profanisierung erschienen, jetzt in banalen Worten der Anerkennung dem Ausdruck zu geben, was er von Evas Gesange halte. Mörner enthob ihn dieser Verlegenheit, indem er sich sofort über die vorgetragenen Lieder und ihre Schönheiten im Detail verbreitete.

Choiseule nahm sich vor, Eva ein andermal, wenn sie allein miteinander sein würden, für den Genuß zu danken, den sie ihm am heutigen Abende gegeben.

Die junge Frau erschien jetzt um ein gut Teil frischer und angeregter als zuvor. Ihre Wangen, sonst bleich wie Elfenbein, zeigten jetzt den feinen Hauch einer durchschimmernden Röte.

Es lag etwas Triumphierendes in ihren Zügen, als sie wieder Platz nahm und sich der Unterhaltung widmete. Sie wußte, daß sie mit ihrem Gesange auf Friedrich Eindruck gemacht; einige flüchtige Blicke nach dem Zuhörenden hatten sie davon überzeugt.

Choiseule war erstaunt, wie lebhaft und gesprächig sie sich jetzt zeigte. Es war inzwischen spät geworden.

Er erinnerte sich seiner Verabredung mit Burt und erhob sich zum Abschiede.

Mörner sprach den Wunsch aus, ihn des Abends öfters bei sich zu sehen.

Friedrich durchschnitt den Tiergarten. Es war eine stille, kalte Oktobernacht, kein Luftzug regte sich in dem dunklen Baumgeäste über ihm, langsam, als geschähe es gegen ihren Willen, sanken die trockenen Blätter zum Boden nieder; das Leben war wie ausgestorben in dem großen Parke, nur ganz aus der Ferne schimmerten die Lampen der angrenzenden Straßen, tönten Laute des nächtlichen Stadtlebens herüber.

Friedrich achtete nicht auf die umgebende Natur, seine Gedanken hielten ein Bild umschlungen: Eva.

Seine Augen sahen sie, in seinem Ohr klang ihre Stimme, er glaubte ihre körperliche Nähe zu empfinden; ihre ganze bestrickende Gegenwart stand in greifbarer Wirklichkeit vor seiner Seele.

Als er in die Stadt und auf belebte Straßen kam, wurde er nüchterner.

Der Freund fiel ihm ein, den er jetzt treffen würde, und es war ihm, als habe er ein Geheimnis vor scharfsichtigen Augen zu verbergen.

Choiseule fand ihn bereits an dem Rendezvousplatze eingetroffen, eine jener sogenannten „altdeutschen Bierstuben", wie sie in Berlin während des letzten Jahrzehnts pilzartig aufgeschossen sind, und die vom Altdeutschen etwa ebensoviel haben wie die Tivolibrauerei von dem römischen Cäsarenpalaste, seine stolzen Namen sie trägt.

Die Wandung der Bierstube war bis zu zwei Drittel Höhe holzgetäfelt und weiter oben mit sinn-

vollen Malereien, die meist in irgend einer Beziehung zum Leben unserer Altvordern standen — welches nach diesen Darstellungen in stetem Biertrinken hingegangen sein mußte — bedeckt; daß die Fenster hier nur Butzenscheiben sein konnten, ist selbstverständlich. Auf den breiten Wandsimsen erblickte das Auge in wunderlichem Durcheinander: Majolikakrüge, griechische Lampen, Vasen mit Makartbuketts, Büsten der kaiserlichen Familie, Bilder von Bismarck und Moltke, Hirschgeweihe, ausgestopfte Vögel und Schilder von Cuivrepoli. Erleuchtet wurde dieses Raritätenkabinett durch elektrisches Glühlicht, das aus metallnen Kandelabern strahlte.

Burt hatte in einer Ecknische, die sich von dem übrigen Lokale etwas absonderte, Platz genommen.

„Ist dies dein Stammlokal?“ fragte ihn Choiseule, indem er sich auf den lederüberzogenen Sitz niederließ.

„Allerdings!“ war die Antwort. „Du kannst mich jeden Abend hier antreffen. Der Kellner reserviert mir diese stille Ecke. Ich lese hier die Abendblätter und trinke meine drei Krüge von dem ausgezeichneten Echten. Ich empfehle es dir. Man kann die Welt durchwandern, aber ein Bier wie in Deutschland wird man nirgends finden.“ Damit trank er dem Freunde zu.

„Ich bin auch kein Verächter dieses Stoffes,“ meinte Friedrich und bestellte sich einen Krug.

„Nun, was sagst du zu Frau Mörner?“ fragte Burt jetzt; „bist du heute tiefer in ihr Wesen eingedrungen?“

Friedrich nahm eine möglichst unbefangene Miene an, indem er antwortete: „Sie ist schön, unterhaltend und singt hervorragend; ich glaube, sie tut ihre

Pflicht, liebt Mörner und ist alles in allem eine vortreffliche Frau."

„Hm, diese Beurteilung ist ziemlich oberflächlich; solltest du wirklich nicht mehr gesehen haben: meinst du, daß sie glücklich mit ihrem Gatten ist?"

„Wie, hältst du sie für unglücklich?"

„Das wäre zuviel gesagt, aber sie könnte es werden. Eine Ehe, bei der ein solcher Unterschied in den Jahren besteht, kann nur dann glücklich ablaufen, wenn von beiden Teilen sehr viel Hingebung, Geduld und Entsagung geübt wird, und ich fürchte die Mörnersche Ehe gehört nicht zu diesen Ausnahmefällen. Es gibt einmal Gesetze in der Natur, die man nicht ungestraft übertritt. Eine Verbindung, wo der Mann dreimal älter ist als die Frau, ist eine physische Verirrung."

„Von diesem Gesichtspunkte aus habe ich das Ehepaar noch gar nicht betrachtet."

„Und ich meine, du solltest wohl auf deiner Hut sein."

„Ich! wieso, was meinst du damit?"

„Vor dir selbst und vor ihr. — Blicke dieser Frau in die Augen, es mag eine Lust für Götter sein, denn sie sind schön, aber es sitzt ein Teufel darin, der dich mit Haut und Haar verschlingen möchte. Darum sage ich, sei wohl auf deiner Hut. Sie heißt nicht umsonst „Eva"; sie wäre die Frau dazu, einem Manne wie dir die verbotene Frucht zu reichen."

Choiseule war tief errötet; Unmut über Burts Rede, die er für eine Anmaßung hielt, und zugleich das peinigende Gefühl, daß Wahrheit in ihr liege, bewegten ihn.

Burt sah, welche Wirkung seine Worte bei dem Freunde hervorgebracht und sagte: „Ich werde dieses

Thema nicht wieder berühren, du kannst darüber beruhigt sein. Ich wollte dich nur gewarnt haben. Ob du auf wohlgemeinten Rat hören willst, ist deine Sache. — Also von etwas anderem!

„Ich habe dir gestern versprochen, dich mit meiner Lebensgeschichte bekannt zu machen. Du wirst dich vielleicht gewundert haben, daß ich dir nicht bereits früher etwas über meine Herkunft und Jugendgeschicke erzählt habe; ich hatte meinen guten Grund, dir gegenüber damals noch damit zurückzuhalten, es ist mancherlei in meiner Geschichte, das für die geistige Verdauungsfähigkeit eines Knaben zu schwere Nahrung sein dürfte. Nun, du wirst ja hören. — Bist du aufgelegt dazu?"

Choiseule war einverstanden. Burt warf noch einen Blick in das Lokal, um sich zu überzeugen, daß kein Unberufener seine Worte zu vernehmen vermöge, dann begann er:

„Mein Vater — sein Name tut nichts zur Sache — war der Senior eines alten, reichsunmittelbaren Geschlechtes und ist niemals verheiratet gewesen. Meine Mutter war Näherin. Als sie sich kennen lernten, war er ein Vierziger, sie ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, arm und hübsch. Auf welche Weise es meinem Vater gelungen ist, das bis dahin brave und unbescholtene Mädchen sich gewillt zu machen, vermag ich nicht zu sagen, Tatsache ist, daß die beiden ein Jahr lang miteinander verkehrt haben, dann entließ der Fürst die Geliebte in Gnaden, er war ihrer satt geworden; vielleicht mochte ihn die sentimentale Weichherzigkeit, zu der meine Mutter neigte, gelangweilt haben, kurzum, er schickte sie nach der kleinen Stadt, aus der sie stammte, zurück; dort wurde ich bald darauf geboren.

„Die ersten zehn Jahre meiner Jugend, während der ich bei der Mutter aufwuchs, waren für uns beide verhältnismäßig glückliche. Der Fürst, mein Vater, ließ der ehemaligen Geliebten halbjährlich durch seinen Sachwalter eine Summe zustellen, die es ihr möglich machte, sorgenfrei zu leben und mich aufzuziehen. Meiner Mutter konnte, abgesehen von dem Fehltritt ihrer Jugend, damals nichts vorgeworfen werden, sie führte ein durchaus ehrbares, zurückgezogenes, fleißiges Leben, nur ihrem kleinen Haushalte und meiner Aufziehung gewidmet. Sie erwarb sich auf eigene Hand einiges Geld durch Nähen und Sticken, schaffte sich nach und nach eine kleine Ausstattung an, und brachte es zuwege, außerdem noch eine hübsche Summe zurückzulegen. Ich besuchte damals eine Volksschule und war gut gehalten und ordentlich gekleidet.

„Als ich im elften Jahre stand, machte meine Mutter die Bekanntschaft eines Menschen, Krolup mit Namen, ein angeblicher Verwandter unserer Hausnachbarin, einer Person, die ein Dienstbotenvermietungsbureau innehatte, sich in Wahrheit aber mehr mit Kartenlegen, Heiratsvermitteln und derartigen dunklen Hantierungen abgab.

„Krolup, der um einige Jahre jünger als meine Mutter, war kein häßlicher Mensch, trug sich elegant, hatte Manieren, die in niederen Kreisen für fein gelten konnten, führte hochtrabende, schönklingende Redensarten im Munde, kurz war ganz der Mann dazu, ein leichtgläubiges, empfindsames Frauenherz, wie das meiner Mutter war, zu betören.

„Die Kartenschlägerin sorgte für Vermittlung und Gelegenheit, Krolup machte sich immer mehr an die arglose Frau heran, die nicht ahnte, daß es dem

durchtriebenen Schurken um ihr erspartes Geld und den Mitgenuß ihrer Pension zu tun war; eine Zeitlang hielt sich meine Mutter den stürmischen Bewerber vom Leibe, sie zögerte, wohl um meinetwillen, seinen verführerischen Lockungen Folge zu leisten, dann siegte seine Raffiniertheit über ihre Schwäche Er kam nicht mehr wie zu Anfang nur auf Besuch, er nistete sich in unserem Hause ein, fing an, den Herren darin zu spielen.

„So jung ich war, empfand ich, daß hier etwas nicht recht sei. Ich stellte meine Mutter darüber zur Rede; sie weinte, statt mir eine Antwort zu geben. Aber am Abende jenes Tages nahm Krolup mich vor und machte mir mit der Faust verständlich, welche Stellung im Hause er einnehme.

„Später erst erkannte ich, welches Verhältnis zwischen ihm und meiner Mutter bestand. Er nannte sich damals ihren Bräutigam, gab vor, Kaufmann von Profession zu sein und auf eine Erbschaft zu warten; wenn diese ihm zugefallen sein würde, werde er mit Gewißheit meine Mutter freien. Er hatte die Verruchtheit anzudeuten, daß er befürchten müsse, wenn jener Erblasser — ein vornehmer Verwandter, den er natürlich nicht nennen dürfte — von seiner Verbindung mit meiner Mutter — er wies dabei auf meine sie angeblich kompromittierende Existenz hin — höre, werde er um die Aussicht jener Erbschaft kommen.

„Inzwischen nutzte er meine Mutter in schändlichster Weise aus. Was diese an zurückgelegtem Gelde in der Sparkasse gehabt, war schnell verbraucht, dann kam ein Stück des Hausrates nach dem anderen an die Reihe. Auch das Geld, das meine Mutter als Pension erhielt, nahm Krolup zum größeren Teile in Beschlag,

tat sich damit einige Wochen lang meist außer dem Hause gütlich, bis es aufgebraucht war, dann ließ er sich von ihrer Hände Arbeit ernähren und wartete, bis der Termin einer neuen Geldzahlung am Ende des Halbjahres herankam.

„Zwischen uns beiden bestand die bitterste Feindschaft, ich haßte diesen Menschen, der das Verhängnis meiner Mutter geworden und von dessen Brutalität ich selbst oft genug zu leiden hatte. Ich entsinne mich, daß ich eines Tages in wahnsinniger Wut ein Messer gegen ihn zückte; unfehlbar würde ich ihn niedergestochen haben, hätte sich nicht meine Mutter zwischen uns geworfen. Seitdem wagte Krolup, der im Grunde ein feiger Geselle war, keine Tätlichkeiten mehr, aber er erschwerte mir das Dasein durch Bosheit und Tücke; er wußte, wie sehr ich an meiner Mutter hing, und an dieser weichen Stelle packte er mich jetzt.

„Es war dies die düsterste Zeit in meinem Leben, ich habe die Eindrücke dieser Jahre erst spät verwunden; zu viel des Hasses, des Ekels, der ohnmächtigen Wut habe ich damals hinunterschlucken müssen.

„Unsere Verhältnisse waren inzwischen immer mehr heruntergekommen. Wir waren längst in eine andere kleinere Wohnung übergesiedelt, meine Mutter, deren Gesundheit schwach zu werden anfing, arbeitete wie das ärmste Weib, um nur diesen Schurken, an den sie sich weggeworfen hatte, mit Geld versorgen zu können. Sie gebar ihm zwei Kinder, die beide kurz nach der Geburt starben.

„Die Liebe zu diesem Menschen hielt sie gefangen wie eine Besessenheit, sein gutes Aussehen, Manieren, Haltung, wodurch er sie anfangs betört, waren längst von ihm gewichen; er hielt nichts mehr auf sich, war

im Faulenzerleben verlotterte, die Spuren eines liederlichen Wandels und des Trunkes begannen sich bereits an dem Manne zu zeigen, aber sie ließ nicht von ihm.

„Nie wird das Bild aus meinem Gedächtnis schwinden, das Bild, das ich als Knabe täglich vor den Augen gehabt; Krolup auf dem Kanapee unserer Wohnung, bequem ausgestreckt Zigaretten paffend, beim Morgenkaffee die Zeitung lesend, und in demselben Raume meine arme, törichte Mutter, elend, abgehärmt, das einst so reputierliche schmucke Mädchen jetzt eine alte, ärmliche Frau geworden, scheuernd, kochend, sich abmühend und quälend, aus Liebe zu ihm, für ihn.

„Da eines Tages trat der Sachwalter meines Vaters unvorhergesehen bei uns ein. Der Fürst hatte ihm den Auftrag gegeben, persönlich nach mir und meiner Mutter zu sehen. Meine Mutter versuchte ihre Verhältnisse zu beschönigen, aber von mir erfuhr er die ganze Wahrheit. Er ging, ohne eine Entscheidung zurückzulassen. Jetzt wurde Krolup, der nichts Gutes ahnte, geschmeidig und fügsam wie ein Ohrwurm.

„Nach einigen Tagen schon kehrte der Advokat wieder; er brachte den Bescheid des Fürsten mit sich. Dieser lautete dahin, daß ich von meiner Mutter weggenommen würde, daß Krolup auf der Stelle das Haus zu verlassen habe, und daß meiner Mutter Pension bis auf ein Viertel ihrer jetzigen Höhe herabgesetzt werden solle, im Falle sie weiteren Verkehr mit Krolup pflege.

„Hierauf wurde ich befragt, welchen Beruf ich ergreifen wolle; ich gab den ärztlichen an. Der Advokat nahm mich sofort mit sich nach Berlin, wo ich bei einer Schuhmachersfamilie in Wohnung und Kost gegeben wurde, von da aus sollte ich nach kurzer Vorbereitung das Gymnasium besuchen.

„Die Stellung, welche ich in der Schule einnahm, war eigentümlich genug. Meine Bildung war bisher sehr vernachlässigt worden, ich kam daher in eine für mein Alter äußerst niedrige Klasse. Über meine Herkunft hatten sich natürlich schnell allerhand Gerüchte verbreitet, persönlich war ich nichts weniger denn liebenswürdig und suchte etwas in rauhem, absonderlichem und absprechendem Wesen; so war es kein Wunder, daß ich bei meinen Mitschülern verhaßt und auch bei den Lehrern unbeliebt war.

„Meine Mutter sollte ich nicht wieder sehen. In der ersten Zeit nach unserer Trennung erhielt ich öfters Briefe von ihr, sie schien mutig und getrost, sie hoffte bestimmt auf eine Wiedervereinigung mit mir. Doch dann kamen ihre Briefe seltener, und ein veränderter, meinen Verdacht wach rufender Ton sprach aus ihnen, schließlich blieben sie ganz aus.

„Meine Befürchtung fand bald durch den Sachwalter des Fürsten Bestätigung; Krolup hatte sich wieder an sie heran gemacht und war von ihr aufgenommen worden.

„Nunmehr wurde das Angedrohte zur Wahrheit, sie bekam nur noch ein Viertel ihrer bisherigen Pension ausgezahlt.

„Ein halbes Jahr darauf etwa erhielt ich die Nachricht ihres Todes.

„Ich eilte zu ihrem Begräbnisse und mußte das Ekelhafte erleben, Krolup neben mir als Hauptleidtragenden figurieren zu sehen.

„Über meine arme Mutter den Stab zu brechen, habe ich weder den Willen noch das Recht. Ihre Fehler waren: Schwäche, Gutherzigkeit, Unklugheit. Ein Fehltritt ist es gewesen, dem ich meine Existenz

verdanke, aber seine Schuld trägt derjenige, der ihre Schwachheit ausgenutzt hat, mein Vater. An mir hat sie nur Gutes getan, und ich halte ihr Andenken in Ehren.

„Nachdem ich den Maturus absolviert, bezog ich die Universität. Mein Vater ließ mir eine Zulage auszahlen, von der ich leben und studieren konnte.

„Ich hatte diesen Mann nie gesehen, aber ich haßte ihn eher, als daß ich mich ihm für so viele Wohltaten zu Danke verpflichtet gefühlt hätte. Er als mein Erzeuger bedeutete mir damals, wo ich gänzlich in den Wogen des Schopenhauerschen Pessimismus schwamm, den Urgrund meines Unglücks, nämlich meines Daseins.

„Die Unterstützung, die ich von ihm empfing, sah ich als eine Demütigung an, ich wollte nur erst so weit sein, mir selbständig Geld verdienen zu können, dann würde ich ihm seinen schnöden Mammon vor die Füße werfen.

„Doch das kam anders, als ich es mir in jugendlich über das Ziel hinausschießender Entrüstung ausgedacht hatte. Ich stand kurz vor dem Physikum, als der Fürst, mein Vater, mir den Wunsch mitteilen ließ, mich von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

„Ich hatte anfangs wenig Lust, seinem Rufe Folge zu leisten. Dann aber überlegte ich mir, daß es für mein Fortkommen wohl besser sein möchte, wenn ich mich ihm, von dessen Gnade meine Existenz abhing, hierin zu Willen zeige. Nicht wenig wirkte auch die begreifliche Neugier mit, denjenigen zu sehen und kennen zu lernen, dem ich das Leben verdankte.

„Auf keinen Fall aber, das nahm ich mir vor, wollte ich mir ihm gegenüber etwas vergeben, Gefügigkeit, oder gar den Wunsch, ihm zu gefallen, merken lassen.

„Ich war damals ein Geselle rauh und spröde wie ein scharf gebrannter Ziegel, der, wo man ihn bricht, sich nur noch scharfkantiger und körniger zeigt.

„Mein Vater bewohnte schon seit Jahren den uralten Stammsitz seines Geschlechtes in der Wetterau. Er war jetzt ein hoher Sechziger.

„Der Fürst saß in seinem Bibliothekszimmer, als ich ihn zum ersten Male erblickte, in einen Rückenstuhl zurückgelehnt, in dem vor ihm aufgeschlagenen Buche durch ein Augenglas lesend.

„Als ich eintrat und ihm mein Name gemeldet wurde, blickte er kaum von seiner Lektüre auf und wies mich durch eine Handbewegung an, in seiner Nähe Platz zu nehmen. Ich benutzte die nächste Viertelstunde, während er ungestört im Lesen fortfuhr, mich mit seinen Zügen vertraut zu machen.

„Ich hatte keineswegs den Kopf eines schönen Greises vor mir, und diese Züge konnten selbst in seiner Jugend nichts Ansprechendes gehabt haben.

„Die Physiognomie zeigte eine merkwürdige Mischung von Sinnlichkeit und Geist. Nase, Mund und Unterkiefer waren auffällig stark entwickelt, in ihrer Langgezogenheit und Grobheit gaben sie der unteren Partie des Gesichtes etwas dem Pferde Ähnliches; aber die Augen waren lebhaft, für einen Greis noch wunderbar dunkel und sprechend, die Stirn gewölbt und klug und der Schädel schön gebaut.

„Mein Vater trug keinen Bart, sein Kopf war beinahe ganz kahl, die wenigen Haare, die ihm das Alter noch gelassen und die starken, schrägstehenden Augenbrauen ließ er sich absonderlicher Weise dunkel färben.

„In seiner Figur und in seinen Zügen waren die Spuren eines lockeren Wandels unverkennbar aus-

geprägt. Der Kopf des Greises erschien blutleer, die Augen von tiefen Schatten umsäumt, die Haut von unzähligen Falten durchfurcht, die lange, hagere Figur gebrochen.

„Aber er war nicht nur der ausgebrannte Roué, der alte Wolf mit stumpfen Zähnen, sondern auch der vornehme geist- und witzreiche Grandseigneur.

„Seine Physiognomie erinnert mich an Bilder, die ich später in Frankreich von vornehmen Leuten aus Ludwigs XV. Zeit gesehen habe.

„Und auch in seinem Wesen zeigte er jene wunderliche, jetzt ausgestorbene Mischung von Herzenskälte und Frivolität neben geistiger Überlegenheit, ästhetischem Feingefühl und Esprit, der jenen Leuten eigen war, welche lächelnd und kühl die Revolution sich vorbereiten sahen.

„Endlich klappte der Fürst sein Buch zu, legte es beiseite und wandte sich mir zu.

„‚Konrad Burt?‘ fragte er. ‚So heiße ich,‘ gab ich zur Antwort.

„Hierauf musterte er mich eine geraume Weile eingehend mit seinem Augenglase.

„‚Nun, schön bist du nicht,‘ sagte er darauf, ‚und insofern mehr nach mir als nach deiner Mutter geraten. Sie war ein hübsches Mädchen, als ich sie kannte, das kannst du mir glauben.‘

„Ich fühlte keine Veranlassung, hierauf etwas zu erwidern. Nach einer langen Pause begann der Fürst von neuem:

„‚Du studierst Medizin, sagt man mir. Fühlst du Neigung zu diesem Fache?‘

„Ich bejahte.

„‚Auch darin erkenne ich den Einfluß deiner Abstammung von mir,‘ meinte er weiter, ‚das studium medicum ist mir mein Leben lang interessant gewesen, denn das ist eine praktische Wissenschaft; um spekulative Philosophie, Metaphysik oder gar Theologie habe ich mich nie viel gekümmert, das ist blauer Dunst. Aber Medizin à la bonheur! — Wenn du dich hier umsiehst, wirst du manches Werk über Physik, Physiologie und Chemie entdecken.‘

„In der Unterhaltung, die sich hieran anschließend zwischen uns entspann, zeigte sich, daß der Fürst in der Tat auf physiologischem wie rein medizinischem Gebiete einige Kenntnis gesammelt habe. Er ließ sich von mir über den jetzigen Stand dieser Wissenschaften, sowie über die neuesten Erfahrungen auf dem Gebiete der Pathologie und Anatomie Bericht erstatten und folgte meinen Worten scheinbar mit Interesse.

„Darüber kam die Tischzeit heran.

„Wir speisten zu zweien in einem mächtigen, altertümlichen Saale, an dessen Wänden Ahnenbilder in größerer Zahl hingen.

„‚Da, deine Väter,‘ sagte der Fürst, auf die Bilder deutend und lächelte mir dabei höhnisch zu.

„Er liebte überhaupt den Hohn; ich hatte in der Unterhaltung mit ihm mehr denn einmal Gelegenheit, das zu erfahren. Mehrfach versuchte er es, seinen Spott an mir zu üben, aber er ertrug auch eine offene Antwort, ja selbst die Heimzahlung mit gleicher Münze schien ihn eher zu amüsieren als zu verdrießen.

„‚Ah, man scheint sehr stolz zu sein, und einen steifen Nacken zu besitzen,‘ meinte er auf eine meiner

Antworten. ‚Worauf in aller Welt so eingebildet, junger Mann?‘

„‚Wahrlich nicht auf meine Abstammung,‘ erwiderte ich ihm.

„Er lachte. ‚Nun sie ist zwar keine legitime,‘ sagte er, ‚aber darum doch eine nicht minder direkte durch mich und jene da oben bis hinauf zu unserer aller Väter, den Geschwänzten, Behaarten. Aber wenn auch kein Pfaffe meinen und deiner Mutter Bund gesegnet hat, so scheint mir in deinen Adern doch genug vom echten Fürstenblute zu rinnen. Natur bleibt Natur; sie kümmert sich bei ihrem Schaffen keinen Pfifferling um die copula spiritualis.‘

„Küche und Keller meines Vaters waren ausgezeichnet, das Menu ein sehr reichhaltiges; ein vollständiges Diner mit allem Zubehör wurde uns beiden serviert. Der Fürst erklärte mir, er sei Gourmand von Anlage und aus Prinzip, er halte sich einen Pariser maître de cuisine und stellte jeden Tag selbst den Küchenzettel fest.

„‚Siehst du, Essen und Trinken,‘ so philosophierte er, ‚das sind doch reelle Freuden. Und mein Magen ist glücklicherweise gut, er ist der einzige Freund, der mir Stich gehalten hat, jedenfalls aus Dankbarkeit, daß ich ihn stets so gut versorgt habe. Das Herz, das mir früher auch manchen Spaß bereitet, ist in das Stadium blasierter Ruhe getreten, in den Beinen sitzt das Podagra, mit Aventüren und Sport ist's also nichts mehr. Wäre dieser alte Genosse, der Magen nicht, so hätte ich wahrlich nicht das geringste Amüsement mehr.‘

„Den Kaffee nach Tisch nahmen wir auf der Terrasse des Schlosses ein. Das Schloß war ein altes Geniste, mit einem Anbau aus der Barockzeit, dem auch diese

Terrasse angehörte. Vor uns erstreckte sich ein weitläufiger Park im Versailler Geschmack, mit Orangerie, Wasserwerken, Marmorstatuen und Buxbaumhecken; den Hintergrund bildeten Alleen von verschnittenen Laubhölzern.

„Auf diesem herrlichen, für viele Bewohner und einen großen Train berechneten Sitze lebte der Greis einsam, jahraus, jahrein, und sah nur selten Gäste.

„‚Er liebte seine Anverwandten nicht,' erklärte er mir: ‚Sie sind allesamt heuchlerische Leisetreter. Daß sie auf meinen Tod warten, weiß ich und verdenke es ihnen gar nicht, nur sollten sie es ruhig zeigen und nicht Interesse für meine Person vorgeben, das sie gar nicht fühlen. Ihre wahren Gefühle für mich sind etwa denen gleich, die man einem Sacke mit Gold gegenüber hegt. Der alte Sack ist einem sehr gleichgültig, man möchte ihn je eher je lieber zerschnitten sehen, um zu seinem Inhalte, dem Golde zu gelangen. — Nichts ist mir verhaßter als Heuchelei. Selbstsucht ist das die Welt zusammenhaltende Prinzip, und Egoismus erhält den Einzelnen und die Gesamtheit. Das wage man nur sich zu gestehen, denn handeln wird man so wie so nach diesem Gesetze. Aber heucheln, sich selbst und anderen eine schlechte Komödie vorspielen wollen — ist ridikul.'

„An mir schien dieser Sonderling Gefallen gefunden zu haben. Er empfand nicht etwa Liebe oder Zuneigung für den Sohn, solcher Gefühle wäre er nicht fähig gewesen, nein, es gewährte ihm eine Art zynisch-diabolischen Ergötzens, in mir, seinem illigitimen Sprossen, so manchen von ihm ererbten Zug wieder zu erkennen, denn wir beide waren uns ähnlich in vielem, das empfand ich selbst sehr stark; aber mir

bereitete diese Erkenntnis eher peinliches Unbehagen als Freude.

„Und was ich erst später begreifen konnte, es mochte dem Alten schon damals jener boshafte Plan gegen seine Familie aufgehen, in welchem ich eine Rolle spielen sollte.

„Der Fürst machte mir den Vorschlag, wenn ich mein Examen hinter mir haben würde, zu ihm zu kommen und einige Zeit mit ihm zusammen zu leben: ich solle ihm vorlesen, im übrigen könne ich tun und lassen, was mir belieben würde.

„Ich lehnte diesen Vorschlag rundweg ab und erklärte dem Fürsten, daß ich nur einen Ehrgeiz habe, in meinem Berufe vorwärts zu kommen, um mir eine unabhängige Stellung als Arzt zu begründen. Auch sagte ich ihm ganz offen, daß ich der Ansicht sei, wir beide würden uns auf die Dauer schwerlich vertragen. Ich hatte seine Natur darin genauer durchschaut, als er selbst denken mochte.

„Daß ihn meine Weigerung nicht gekränkt hatte, erkannte ich daraus, daß er mich bald darauf aufforderte, einen Wunsch auszusprechen.

„Nach einigem Überlegen gab ich an, daß ich nach der Prüfung noch ein Jahr im Auslande weiter studieren möchte, um meinen Gesichtskreis und meine Kenntnisse zu erweitern.

„‚Und wohin möchtest du gehen?‘ fragte er.

„‚Ich hatte an Paris gedacht,‘ gab ich zur Antwort.

„‚Paris! das ist ein guter Gedanke. Dort wirst du etwas sehen und erfahren. Auch ich habe meine Lehrjahre in Paris durchgemacht. Dort wirst du die Weiber kennen lernen, und diese hohe Schule ist unentbehrlich, vor allem für einen Arzt. —

Dein Wunsch ist gewährt; du sollst die nötigen Mittel zugestellt erhalten, um ein Jahr nach Paris zu gehen.‘

„Damit fand unsere Zusammenkunft ein Ende. Der Fürst bedeutete mich, daß ich nun gehen könne und nahm mit einem leichten Kopfnicken Abschied von mir.

„Das war das erste und letzte Mal in meinem Leben, daß ich meinen Vater gesehen.

„Nach bestandener Staatsprüfung begab ich mich denn mit der reichlichen Unterstützung des Fürsten nach Paris und setzte dort meine medizinischen Studien fort.

„Kaum war ich ins Vaterland zurückgekehrt, so brach der Krieg aus. Ich machte ihn, wie du weißt, als freiwilliger Arzt mit, und betrat so das Land, das mich soeben noch als Gast beherbergt, nunmehr als Feind.

„Von meinem weiteren Lebenslaufe bist du zum Teil selbst Zeuge gewesen, denn nach dem Feldzuge kam ich ja in eure Stadt.

„Ich will nur noch einiges über meines Vaters Tod und sein Testament hinzufügen.

„Des alten Fürsten Natur hatte sich zäher erwiesen, als ich nach jener Begegnung mit ihm erwartet. Er starb als hoher Siebziger, und zwar am Magenkrebs. Also auch dieser alte Freund, sein Magen, hatte ihm zuletzt einen undankbaren Streich gespielt.

„Sein Schloß und seine Güter fielen nach der Erbordnung der Familie an seinen ältesten Neffen, über sein weiteres Vermögen hatte er durch Testament verfügt.

„Dieses Testament war hoch charakteristisch für den Verfasser. Es waren in seinem Tenor eine Fülle

spöttischer Bemerkungen und scharfer Hiebe gegen seine Verwandten enthalten. Während der Verlesung, bei der ich mit der ganzen hochgeborenen Sippe zusammenkam, war es mir, als klänge die etwas näselnde, scharf pointierende Stimme des frivolen und doch geistreichen Mannes aus dem Grabe zu uns, den Lebenden, herüber, um uns zu verhöhnen.

„Die bitterste Pille, die er seiner Familie zu schlucken gab, war jedenfalls jenes Legat von sechsmalhunderttausend Mark, mit dem ich bedacht war.

„Die Erben traten zunächst mit mir in Unterhandlung, ob ich nicht freiwillig auf einen Teil des mir Zugedachten verzichten wolle. Da ich dieses Ansinnen abschlug, fochten sie, wie ich dir schon sagte, das Testament an, jedoch ohne Erfolg.

„Es bliebe mir nun noch, dir von meinen Reisen zu erzählen, aber das läßt sich besser an der Hand meiner Sammlungen tun — wir wollen es daher aufschieben, bis du wieder einmal zu mir kommst. — Nun, was sagst du zu meiner Geschichte?"

„Zunächst meinen aufrichtigen Dank," erwiderte Friedrich, „daß du mich des Vertrauens gewürdigt hast, mir dein Leben und ein solches Leben zu berichten."

„Ja, darauf magst du stolz sein; es ist das erste Mal und wird wohl auch das letzte bleiben, daß ich einen Menschen in das Geheimnis meiner Existenz eingeweiht habe."

„Ich weiß, daß allzu große Mitteilsamkeit nie deine Sache war. Um so dankbarer bin ich dir, Burt. Man kann vieles aus deiner Geschichte lernen; eines habe ich jedenfalls daraus gelernt: dich besser zu verstehen. Wie vieles an dir ist mir jetzt erklärlich geworden, mein Freund."

Die beiden schwiegen während einer Weile, jeder seinen eigenen Gedanken nachhängend.

Dann sagte Burt: „Genug für heute. Es ist spät, ich glaube, wir sind die letzten Gäste. Der Kellner wird unzufrieden sein, laß uns bezahlen.“

Choiseule begleitete den Freund bis vor seine Tür, dann begab er sich nach der eigenen Wohnung.

Sechstes Kapitel.

Seit jenem Abende, den Friedrich von Choiseule bei Mörners zugebracht, waren zwei Wochen verstrichen, und sein erneuter Besuch, den Eva Mörner täglich erwartete, stand noch immer aus.

Eva hatte bereits ihren Mann gefragt, ob er denn Friedrichs Besuch erwidert habe, und auf dessen verneinende Antwort gemeint, Herr von Choiseule zögere jedenfalls mit seinem Kommen, weil er einen Gegenbesuch erwarte, worauf Mörner erklärte, das habe Zeit; mit Friedrich stehe er auf familiärem Fuße und brauche sich darum ihm gegenüber nicht streng an die steifen Regeln der Etikette zu binden, er werde seinen Besuch gelegentlich erwidern.

Frau Mörner sollte übrigens nicht länger auf Choiseules Kommen zu warten haben. Hätte er nur auf die Stimme seines Herzens gehört, so wäre er nicht so lange fern von ihr geblieben.

Aber einmal hatten Burts warnende Worte ihren Eindruck auf ihn nicht verfehlt, und dann besaß er in Momenten kühler Erwägung Vernunft und Selbsterkenntnis genug, um sich zu sagen, daß der Verkehr im Mörnerschen Hause eine Gefahr für ihn berge, der auszuweichen Pflicht und Ehre ihm geböten. Denn

Eva Mörner hatte Eindruck auf ihn gemacht, und daß dieser Eindruck kein flüchtiger, vom Augenblick geborener und mit ihm verfliegender sei, das konnte er selbst am besten daran erkennen, daß jeder Tag, den er sich von ihr fernhielt, den Wunsch nach einem Wiedersehen mit ihr verstärkte.

Da führte ihn der Zufall Mörnern auf der Straße in den Weg, der in seiner biederen Weise sofort die Frage an ihn richtete: „Warum läßt du dich denn gar nicht mehr bei uns blicken, Friedrich? Du hast mir doch nicht etwa übel genommen, daß ich noch nicht bei dir gewesen? Verzeihe das einem Manne, der so überladen ist, wie ich. Also komm, hörst du! Meine Frau hat schon nach dir gefragt.“ Und damit war der Brave mit einem Aktenstück unter dem Arme davongeeilt.

Diese Aufforderung Mörners kam Friedrich im Grunde sehr gelegen, er konnte doch nun seine Bedenken damit beschwichtigen, daß hiernach ein weiteres Fernbleiben von dem Mörnerschen Hause einer groben Unhöflichkeit gleichkommen würde.

Freilich in den Nachmittagsstunden, wo der Präsident, wie Friedrich sehr wohl wußte, auf dem Gerichte beschäftigt war, seinen Besuch abzustatten, das hatte ihm Mörner nicht befohlen, aber auch hierfür fand Friedrich einen Entschuldigungsgrund, mit dem er die Stimmen, die sich in seinem Innern widerratend und warnend erhoben, zu übertäuben wußte; der Nachmittag war ja die übliche Besuchszeit.

Auf dem Wege zu Eva Mörner, denn dieser galt sein Besuch, gab er sich die Versicherung, daß er sich möglichst steif und förmlich verhalten und alles vermeiden wolle, was ihr sein Interesse für sie verraten könne. Er hatte sich sogar schon ausgedacht, was er

mit ihr sprechen wolle, ganz alltägliche, unverfängliche Sachen.

Mit diesen guten Vorsätzen war es wie mit einem Schlage aus, als Eva ihn in der ganzen Freude, den sehnlich Erwarteten endlich bei sich zu sehen, mit lebhafter Herzlichkeit begrüßte. Diese Freude kam ihr wirklich von Herzen, das sah er; und die Erkenntnis, daß er ihr etwas bedeute, verbunden mit dem Zauber, den ihre Erscheinung und die Empfindung ihrer Nähe auf ihn ausübten, nahmen ihn gefangen, berauschten seine Sinne, entwaffneten seine Vernunft.

Es war nicht raffinierte Koketterie, was ihr die Frage in den Mund legte, warum er so lange ausgeblieben sei. Diese Frage drängte sich ihr vielmehr als das Erste und Wichtigste, was sie von ihm wissen wollte, beinahe ohne Überlegung auf.

Er wollte mit irgend welchen banalen Entschuldigungen antworten, verwirrte sich aber in den eigenen Worten, stockte und errötete.

Nun errötete auch sie; ein gegenseitiges Anblicken, und sie empfanden beide, daß sie einander verstanden hatten.

Dieser kleine Zwischenfall, so unbedeutend er auch an sich war, hatte die Beiden doch einander bedeutend näher gerückt.

Eva, die bei der eben gemachten Entdeckung ein freudiger vorahnender Schreck durchzuckte, faßte sich nach Frauenart äußerlich schnell und sorgte dafür, daß keine Verlegenheitspause entstand, indem sie Choiseule nach seiner Beschäftigung und seinen Aussichten befragte.

Choiseule berichtete ihr, daß er stehender Mitarbeiter an einer neu erscheinenden literarisch-wissenschaftlichen Zeitschrift in Berlin geworden sei.

Sie erkannte, daß er dies als einen Erfolg ansehe und wünschte ihm Glück.

„Ja, ich habe allen Grund, mich darüber zu freuen," sagte er, „das Blatt ist gut und wird viel gelesen. Ich werde dadurch bekannt werden, und ein wenig Reklame gehört einmal zu unserem Handwerke. Meine Verpflichtungen dem Blatte gegenüber sind glücklicherweise nicht allzu strenge, es bleibt mir noch genug Zeit zu anderweiten Arbeiten übrig."

„So bereiten Sie wohl ein Buch vor?"

„Eine Novelle, gnädige Frau."

„Eine Novelle! Spielen Frauen eine Rolle darin?"

„Der Hauptinhalt ist eine leidenschaftliche Liebe."

„Und endet sie glücklich?"

„Nein, unglücklich."

„Wie stellen Sie die Frauen dar? Idealisieren Sie dieselben oder schildern Sie sie so, wie sie sind, oder machen Sie uns gar schlecht?"

„Das kann ich selbst nicht beurteilen, gnädige Frau; vielleicht werden Sie mich darüber aufklären können, wenn Sie meine Arbeit gelesen."

„Sagen Sie mir, benutzen Sie Selbsterlebtes, schildern Sie Personen und Verhältnisse, die Sie kennen, in Ihren Dichtungen?"

„Selbstverständlich beeinflussen Erfahrungen, Bekanntschaften und Erlebnisse meine Arbeit, denn schließlich ist jeder, der schreibt, vor allem wenn er aktuelles Leben schildert, auf die Erforschung und Beobachtung der Welt und Menschen um sich her angewiesen, wenn anders seine Figuren Lebenswahrheit und Plastik haben sollen. Aber ich gehöre nicht zu denen, die in einer möglichst getreuen, gleichsam photographischen Wieder-

gabe der Natur den Zweck der Kunst erblicken; ich strebe zwar nach Realismus, aber nach einem idealisierten, geadelten. Wozu hätten wir denn sonst eine Kunst, wenn sie uns nichts Veredelteres, Abgeklärteres zu bieten vermöchte, als das häßliche, nüchterne Leben."

„So finden Sie das Leben also nicht schön, da Sie es häßlich und nüchtern nennen."

„Nein, ich finde das Dasein nicht schön, nicht glücklich."

„Aber warum?"

„Ja, warum! Vielleicht weil ich zu sehen gelernt habe, weil mir der naive Kinderglaube und Kindessinn abhanden gekommen ist, weil ich den Kontrast empfinde, welcher zwischen dem, was mir als Ideal vorschwebt und der Wirklichkeit besteht, weil meinem Denken und Empfinden, kurz meinem ganzen Sein die Harmonie fehlt, weil ich nicht mehr sorglos froh zu genießen vermag, wie ehedem, und das vermag ich darum nicht, weil sich in meinem Dasein Wollen und Können, Wünschen und Dürfen nicht decken, Pflicht und Genuß nicht vereinigen lassen."

Choiseule schwieg; ob Eva ihn verstanden habe, wußte er nicht, der Ausdruck ihrer Züge gab ihm keinen Aufschluß.

Eva brach das Schweigen, indem sie fragte:

„Und wie lange werden wir auf das Erscheinen Ihrer Novelle zu warten haben, Herr von Choiseule?"

„Das läßt sich jetzt noch nicht sagen, gnädige Frau, erst muß ich einen Verleger für meine Arbeit gefunden haben. Aber wenn es Ihnen recht ist, lese ich Ihnen die Novelle vor, sobald ich sie im Manuskript fertiggestellt habe. Sie werden mir sicher manchen guten Rat geben, vor allem meine Frauen betreffend, und ich könnte dann noch Änderungen anbringen."

„Nichts wäre reizender als das! Ja, so soll es sein. Dann werde auch ich meinen Anteil an Ihrem Ruhme haben."

Choiseule fragte sie jetzt, ob sie nicht singen wollte.

„O nein, nein, nicht singen! nicht heute — ich bin nicht aufgelegt zum Singen. Ich will mit Ihnen plaudern; ich fühle ein solches Bedürfnis, mich einmal recht von Herzen auszuplaudern. Bedenken Sie doch, ich sehe ja den ganzen lieben langen Tag niemanden außer Theobald, und mit dem kann ich doch nicht plaudern, der weiß schon alles, was ich sagen will, im voraus, dem kann ich ja nichts Neues erzählen."

Und nun begann sie, und wahrlich, sie verstand die Kunst des Plauderns.

Choiseule hütete sich wohl, sie zu unterbrechen, er saß wie gebannt und vermied es selbst, sich zu bewegen, aus Furcht, er möge den lieblichen Traum zerstören; alle seine Sinne genossen, sein Auge hing voll von Entzücken an ihren von der Lebhaftigkeit des Erzählens angeregten Zügen, an ihrem lieblichen Munde, dessen weich melodische Stimme sein Ohr trank, während das Bewußtsein, ihr nahe zu sein, ihn mit heimlich trunkener Wonne erfüllte.

Inzwischen war die Dämmerstunde hereingebrochen, sie hatten es beide nicht bemerkt. Schon webte ein mattes Abenddunkel im Zimmer, das an die Stelle der grellen, indiskreten Tagesbeleuchtung das heimlich vertrauliche Dämmerlicht brachte.

Von draußen drang das gelbliche Licht des Herbstnachmittags herein, welches die Dinge verstellt und ändert, ihre Züge verwischt und ihre Umrisse mit goldigem Rande, wie mit einem Heiligenscheine umgibt.

Geisterhaft weiß wie Totenbein hob sich die

Marmorbüste von Evas Vater, auf die ein greller Streifen fiel, von dem Dunkel der Portiere ab, wunderlich glitzerten Reflexe auf den Goldrahmen der Bilder an den Wänden. Evas Züge verschwanden allmählich für Friedrich in tiefen Schatten, er sah nur noch die feine Silhouette ihres graziösen Kopfes gegen das helle Fenster und ab und zu den Glanz ihrer Augen, die den phosphoreszierenden Schimmer des Abendlichtes wiedergaben.

„Wie schnell es dunkel wird," unterbrach sie sich plötzlich. „Der Winter kommt heran. — Soll ich eine Lampe bestellen oder den Kronleuchter anzünden lassen?"

„Nein, nein!" entgegnete Choiseule, „lassen Sie alles, wie es ist. Es ist so schön."

„Also lieben Sie auch die Dämmerung? O, ich habe diese Stunde so lieb. Das Tageslicht schwinden zu sehen und so allmählich in die Dunkelheit hinüberträumen, bis man sich selbst und alles um sich her vergißt — wie heimlich, süß melancholisch das ist.

„In der Pension in der Schweiz, wo ich als Mädchen war, hatten wir eine englische Erzieherin, eine junge Person und so schön! Das Gesicht eines Engels mit blondem, herrlichen Haar und großen dunklen, träumerischen Augen. Sie hatte etwas Heiliges, Verklärtes, etwas, das nicht von dieser Welt war. Von uns Mädchen wurde sie vergöttert, es ging die Sage von ihr, daß sie verlobt gewesen und daß ihr Bräutigam in Indien oder auf dem Meere umgekommen sei. Ob etwas Wahres an dem Gerede war, weiß ich nicht, aber es gab ihr in unseren Augen etwas außerordentlich Poetisches; abends, wenn die Dämmerung hereinbrach, pflegte Edith mit dem Unterrichte auszusetzen, sie ließ das Licht nicht eher anzünden, bis es völlig

dunkel geworden. Dann rückten wir nahe um sie zusammen, und wen sie besonders auszeichnen wollte, den zog sie an ihr Herz, der durfte dort liegen und sie liebkosen, bis die schöne Stunde vorüber war. Sie lehnte dann zurück in ihrem Sitze und blickte mit ihren überirdischen Augen hinaus nach dem schwindenden Lichte, das ihre bleichen Züge geisterhaft verklärte. O, was fühlte ich dann, wenn ich an ihrem Herzen lag.

„Ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist, aber ich fürchte, sie ist nicht mehr am Leben, denn sie war lungenschwach. Aber stets, wenn es so ist wie jetzt, muß ich an Edith denken."

Eva schwieg eine Weile, in Nachdenken versunken und selbst den Blick hinaus nach dem Lichte gewendet. Ein träumerisch melancholisches Lächeln glitt über ihre Züge.

Dann plötzlich diese Stimmung von sich schüttelnd, mit jener Wandlungsfähigkeit, die Choiseule schon mehrfach an ihr frappiert hatte, richtete sie die Frage an diesen:

„Können Sie sich denken, Herr von Choiseule, wie ich als Mädchen gewesen sein mag?"

„Ich möchte Sie wohl als Mädchen gekannt haben," gab dieser zur Antwort.

„Sie wissen nicht, was Sie sich da wünschen. Sie würden mich abscheulich, unausstehlich gefunden haben, ich bin dessen gewiß. Eine Lehrerin hat einmal von mir gesagt, ich sei den einen Tag ein Engel und am nächsten eine wilde Katze. Diese Charakteristik war, glaube ich, nicht schlecht. Ich will Ihnen eine Geschichte aus jener Zeit erzählen, aber es muß Sie nicht langweilen."

Choiseule beteuerte das Gegenteil.

„Es war in jenem Schweizerpensionat. Ich hatte irgendeine Ungezogenheit begangen und sollte deshalb zur Strafe bei Tisch in einer Ecke abgesondert von den übrigen sitzen. Diese Strafe war bei uns Pensionärinnen besonders gehaßt und verpönt, weil sich ihr allerhand Neckereien der anderen anschlossen. Ich hätte die Schande nimmer ertragen und sann nach, auf welche Weise ich der Strafe aus dem Wege gehen könne. Endlich fiel mir etwas ein; auf dem obersten Boden des anstoßenden Wirtschaftshauses war mir ein kleiner, unbenutzt liegender Verschlag bekannt, ich hatte ihn einmal beim Versteckenspielen entdeckt. Dorthin trug ich mir Eßwaren und Lesebücher zusammen, ja sogar eine zahme Taube brachte ich hin, damit mir die Zeit nicht lang werden möchte. Kurz vor dem Mittagessen nun begab ich mich ungesehen in mein heimliches Verließ. Während der ersten Zeit war alles ruhig, dann vernahm ich deutlich von meinem Verstecke aus, wie sie unten umherzulaufen, durcheinander zu reden und schließlich nach mir zu rufen begannen. Ich rührte mich nicht vom Flecke, ja ich muß bekennen, daß mich innigste Schadenfreude erfüllte bei dem Gedanken, in welche Bestürzung und Angst das ganze Pensionat durch mein Fernbleiben versetzt würde. Ich blieb den ganzen Nachmittag über in meinem Verstecke und vertrieb mir die Zeit in bester Weise; als aber der Abend kam und es dunkel wurde, da ward es mir ängstlich in meiner Einsamkeit, und ich begab mich hinunter. Als ich so unverhofft wieder zum Vorschein kam, überhäufte man mich mit Liebkosungen, besonders die Lehrerin, welche mir die Strafe zudiktiert hatte, konnte sich gar nicht genug tun in Zärtlichkeiten gegen mich. Sie lobte mich und dankte mir, daß ich nicht davongelaufen sei oder mir ein Leids angetan

habe, wie man bereits angenommen hatte. Und so feierte ich einen Triumph, statt eine Strafe zu erleiden."

Über Evas Erzählung war es jetzt völlig dunkel im Zimmer geworden. Sie schien zu erwarten, daß ihr Partner etwas auf ihre Worte erwidern würde, aber Choiseule schwieg. Den Ausdruck seiner Züge konnte sie nicht erkennen.

Plötzlich stand Eva auf und sagte in ganz verändertem, befangenem Tone: „Es ist so dunkel, ich will die Lampe bestellen."

Choiseule fuhr auf, wie aus einem Traume. „Es ist spät, jawohl, es ist spät!" sagte er hastig.

„Wollen Sie gehen?" fragte Eva, und der Ton, mit dem sie das vorbrachte, verhehlte ihm ihr Bedauern nicht.

„Jawohl, ich gehe," erwiderte er kurz und barsch, als wollte er durch diese Energie der eigenen Schwäche imponieren.

„Wenn Sie das nächste Mal kommen, will ich Ihnen ein neues Lied vorsingen," sagte sie. „Ich möchte Ihr Urteil darüber hören."

Er versprach, bald wiederzukehren.

Beim Auseinandergehen, als er Evas Hand in der seinen hielt, fühlte er, daß sie zittere. Ihnen war beiden zumute, als sei ihr Fühlen für diesen Augenblick in ihre Fingerspitzen gebannt, als suchten sich ihre Seelen dort zu treffen.

Auch ihre Augen fanden sich in einem raschen Aufzucken des Verständnisses, während ihr Mund heuchlerische, konventionelle Abschiedsphrasen hersagte.

* * *

Für Eva Mörner war ein neues Leben angebrochen, seit sie Friedrich von Choiseule kennen gelernt.

Die junge Frau war sensitiv beanlagt, sie besaß Geschmack am verfeinerten Lebensgenuß, Temperament, Sinnlichkeit, Genußfähigkeit lagen ihr im Blute. Diese Erbteile vom Vater her waren zwar in den zwei Jahren, die sie an der Seite ihres Gatten dahingedämmert, in stetem Schlafe gehalten worden, aber dieser Schlaf war ein leiser.

Die Liebe hatte in Evas Leben bisher noch keine bedeutsame Rolle gespielt. Im Pensionat hatte sich zwar der Zeichenlehrer in sie verliebt, und in Frankfurt waren anonyme Liebesbriefe an sie adressiert worden, aber eine wirklich große Leidenschaft war ihr noch nicht in den Weg getreten.

Die höchste Seligkeit und die tiefsten Abgründe des Lebens waren ihr gleicherweise noch unbekannt, und sie hatte sich eine gewisse Naivität des Denkens und Empfindens gewahrt; das war nicht Keuschheit, sondern einfach Unwissenheit.

Mörner hatte ihre Lektüre überwacht und dafür gesorgt, daß ihr keine Bücher erotischen oder naturalistischen Inhalts in die Hände fielen; aus den sentimentalen Romanen, die sie gelesen, deren Verfasser meist Damen waren, hatte sich Eva ein ziemlich schiefes Bild von dem eigentlichen Wesen der Liebe gemacht. Sie glaubte an ein Schäferidyll mit schmachtenden Blicken, süßen Reden und Gedichten und verstohlen romantischer Schwärmerei. In ihrem Eheleben aber hatte sie die Beziehungen vom Manne zur Frau in ihrer das ganze Dasein beherrschenden Bedeutung nicht kennen gelernt.

Eine Ahnung hatte zwar immer davon in ihr gelebt, daß es außerhalb dieses Lebens voll Singsang, abgeschmackter Lektüre, Theaterbesuchen, Essen und Trinken, Schlaf und Langeweile noch etwas anderes

Aufregenderes, Erstrebenswertes geben müsse, aber zum klaren Bewußtsein wurde ihr das erst, als sie Friedrich gesehen.

Und wo ihr Erfahrung und tieferes Verstehen fehlte, da half ihr der weibliche Instinkt nach, der sich in dem, was für die Frau Lebensbedürfnis ist, wohl in seiner Betätigung unterdrücken läßt, niemals aber in der Sicherheit seines Erkennens und der Kraft seines Wollens.

Ein Augenblick der Aufklärung war für sie gekommen. Sie wußte plötzlich, daß sie unbefriedigt und unglücklich sei. Sie fing an, sich in Gedanken mit ihrem Gatten zu beschäftigen, der ihr bisher so völlig gleichgültig gewesen war, den sie als eine alltägliche Notwendigkeit hinzunehmen sich gewöhnt hatte. Sie stellte Vergleiche zwischen Mörner und Choiseule an, und diese fielen natürlich nicht zugunsten ihres Gatten aus.

Friedrich von Choiseule war kein „schöner Mann“ im landläufigen Sinne des Wortes, aber sein äußerer Mensch hatte Eigenschaften, die das Gefallen einer Frau auf den ersten Anblick erregen konnten.

Es lag etwas in seinem Wesen, worüber sich der geistige Taktsinn der Frau selten täuscht, er besaß Männlichkeit, jene Eigenschaft, welche der Frau sagt, daß derselbe, der ihr als williger Sklave dienen mag, Mannes genug ist, ihr Herr und Gebieter zu sein, dem sie sich, wenn er will, ergeben wird.

Auch sonst besaß Choiseule manches, was ihm helfen mochte, sich in das Gefallen einer Frau einzuschmeicheln. In seiner ganzen Erscheinung lag etwas, das man nicht leicht übersah, das in Gesellschaft die Leute unwillkürlich veranlaßte, zu fragen, wer dieser junge Mann sei.

Der wahre Takt, den man nicht erlernt, der im Blute liegt, eine Mischung von Sicherheit und Zurückhaltung war ihm angeboren. Der Anstand war bei ihm nicht Resultat der Erziehung und Selbstsucht, sondern eine rein instinktive Betätigung seines innersten Wesens. Wie seine Lippen nicht vermocht hätten, gemeine Worte zu sprechen, ebenso wäre es ihm unmöglich gewesen, salopp einherzugehen, oder in ordinärer Gesellschaft sich wohl zu fühlen. Seine Nerven würden dagegen revoltiert haben.

Eva besaß, wie fast alle Frauen, Sinn für vornehme Besonderheit, gute Manieren und Äußeres. Schon Friedrichs Auftreten allein hatte ihr Wohlgefallen erregt. Bei näherem Bekanntwerden folgte dann bald ein tieferes Interesse für seine Person. Es war ihr zumute, als sei er ein alter Bekannter, mit dem sie längst in Beziehung gestanden, nur daß sie durch irgendeinen wunderbaren Zufall bisher verhindert worden waren, sich von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Sie fühlte ein starkes Bedürfnis, vertraulich, herzlich, aufrichtig ihm gegenüber zu sein.

Diese Betätigung ihrer aufkeimenden Neigung war sehr verschieden von dem Liebesideal, das sie sich an der Hand harmlos gefühlsinniger Romane zurecht gemacht hatte. Neue Triebe schienen in ihr erwacht zu sein, von deren Bedeutung und Kraft sie bisher keine Ahnung gehabt hatte.

Eva war so viel allein und unbeschäftigt, daß ihre Gedanken sich unwillkürlich mehr und intensiver mit den wenigen für sie bedeutsamen Ereignissen ihres Tageslebens beschäftigen mußten, als es der Fall gewesen wäre, wenn sie häusliche oder gesellige Abziehung gehabt hätte.

Eine Frau braucht Umgang, Aussprache, Anregung, Gelegenheit, ihren Überschuß an Gefühl auszuströmen.

Eva fehlte das alles. Sie konnte und wollte es nicht verwehren, daß ihre Gedanken viel zu Friedrich hinüberflogen, daß seine Person ein stiller Gesellschafter ihrer Existenz wurde, und ganz allmählich, unvermerkt schmeichelte sich der Wunsch in ihr Herz ein, ihn zu besitzen.

Seine Verliebtheit, von welcher sie jener dem weiblichen Herzen eigene Spürsinn schnell belehrt hatte, war ein süßer Triumph, an dem sie, im Innersten nach mehr verlangend, einstweilen zehrte.

Choiseule würde wiederkommen und von nun an oft bei ihr sein, das nahm sie als eine Gewißheit an.

In glücklicher Naivität, allein dem Drange ihrer Gefühle folgend, dachte sie kaum jemals daran, daß ihre Annäherung an diesen jungen Mann früher oder später bedeutsame Konsequenzen nach sich ziehen müsse. Wie eine Somnambüle wandelte sie ahnungslos und vertrauend im Schein des neuen Glückes ihren gefährlichen Gang weiter.

Mörner erschien sie heiterer, glücklicher in dieser Zeit, ihre Züge selbst hatten einen innigeren, seelenvolleren Ausdruck angenommen. Oft lächelte sie vor sich hin, als denke sie an ein heimliches Glück. Und wenn Mörner sie fragte: „Was hast du, mein Mäuschen, sag' mir's!“ Dann fuhr sie auf aus ihren Träumen, sah ihren Gatten an wie einen Fremden und sagte: „Es ist nichts, laß mich!“

Aber Mörner, der an das sprunghafte, wandelbare Naturell seiner Frau gewöhnt war, beunruhigte sich über derartige Erscheinungen nicht, im Gegenteil, ihr

jetziges Wesen sagte ihm besser zu, als die völlige Apathie, in die er sie vordem zeitweise hatte versinken sehen und die seine Besorgnis wach gerufen hatte.

Theobald Mörner war ein durchaus argloser, vertrauensseliger Mensch. Trotz seiner grauen Haare glich er in allem, was seine persönlichen Verhältnisse anbetraf, einem Kinde an naiver Harmlosigkeit. Vor allem war er gar kein Frauenkenner, sie hatten vordem nie eine Rolle in seinem Leben gespielt.

Dieser Mann, der die verwickeltesten Rechtsfälle zu durchschauen und klarzulegen gewohnt war, der als judex curiae den Zeugen ins Herz geblickt und den Angeklagten das Innerste nach außen gekehrt, war über seine Frau, mit der er tagein, tagaus zusammenlebte, völlig verblendet.

Höchlichst erstaunt würde er gewesen sein, wenn ihm jemand glaubhaft versichert hätte, seine Ehe sei keine glückliche und seiner Ruhe drohten ernste Gefahren. Solche Worte würde er sicherlich mit seinem herzlichen, gutmütigen Lachen beantwortet haben.

Siebentes Kapitel.

Von den weitschauenden Arbeits- und Schaffensplänen, mit denen Friedrich von Choiseule nach Berlin gekommen, war bisher noch nicht allzuviel erfüllt worden.

Jenem Blatte, dem er jetzt als Mitarbeiter angehörte, hatte er einige seiner älteren, noch ungedruckten Sachen zur Verfügung gestellt, um seinen Verpflichtungen nachzukommen. Denn um zu schreiben fehlte ihm augenblicklich Ruhe und Sammlung.

Er ging viel in der Stadt umher, ohne eigentlichen Zweck, nur um sich durch neue Eindrücke Zerstreuung

zu verschaffen. Viel war er auch in Sammlungen und abends im Theater zu treffen, ohne daß er doch den Sehenswürdigkeiten oder dem Spiele tiefere Aufmerksamkeit zugewendet hätte.

Schon mehrfach hatten ihn Offiziere seines Regiments auf der Straße angehalten und den Kameraden von der Reserve aufgefordert, sie zu besuchen oder mit ihnen im Kasino zu speisen; er hatte solchen Einladungen gegenüber stets Ausreden.

Selbst mit Burt zusammenzutreffen vermied er geflissentlich; ein Gefühl des Unmuts beschlich ihn, so oft er daran dachte, wie richtig Burt seine Gefühle für Eva durchschaut, wie schnell sich die Prophezeiung des Freundes zu bewahrheiten schien und wie schlecht er selbst Burts wohlgemeinten Rat befolgt habe.

Seit jenem letzten Besuche bei Eva Mörner war er bereits zwei weitere Male bei ihr gewesen, und er konnte nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß die Gattin seines ehemaligen Vormundes seine Neigung erwidere.

Eines Abends, als Friedrich in seine Wohnung zurückkehrte, fand er einen Brief vor.

An den regelmäßig korrekten Schriftzügen der Adresse erkannte er sofort, daß seine Mutter die Schreiberin sei.

Frau von Choiseule schrieb: „Mein lieber Sohn! Wie habe ich mich von ganzem Herzen gefreut, daß Du bereits einen Erfolg zu verzeichnen hast, daß Deine Hoffnungen sich zu verwirklichen scheinen. Ich erhoffte ja das Beste; niemand kann so von Deiner Begabung für den Beruf, welchen Du Dir gewählt hast, durchdrungen sein, wie ich, und trotzdem konnte ich mich eines geheimen Bangens nicht erwehren, als

ich Dich plötzlich den alten Weg verlassen und einen neuen, noch unbekannten Pfad betreten sah. Verzeihe diese Ängstlichkeit, die vielleicht kleinmütig sein mag — denn nie ja ist etwas Großes ohne Wagnis erreicht worden. — Aber wenn man so alt geworden ist wie ich und so manches Vielverheißende hat scheitern sehen, dann fließt der Quell der Hoffnung spärlicher, dann rafft man sich schwerer von den Alltagssorgen zum Schwunge idealer Begeisterung empor, denn trübe Erfahrungen und Sorgen hängen sich an unseren Mut wie Bleigewichte.

„Hiervon genug! Du wirst bald Gelegenheit haben, mir persönlich von Deinem Streben mitzuteilen, denn ich gedenke nach Berlin zu kommen.

„Höre, wie sich das geschickt hat:

„Du entsinnst Dich wohl noch meiner Cousine: Frida Wangen. Sie ist in Deiner Kindheit einige Male in unserem Hause zu Besuch gewesen, einmal auch mit ihrem Gatten. Aber über ihre Verhältnisse und späteren Schicksale wirst Du schwerlich näher unterrichtet sein, da wir lange Zeit ganz außer allem Verkehr mit ihnen gestanden.

„Also Wangen starb vor etwa zehn Jahren, die beiden Söhne gingen nach Amerika, um sich dort eine Existenz zu gründen, und meine Cousine lebte fortan allein mit ihrer Tochter Sophie, in der Hauptsache von ihrer schmalen Witwenpension.

„Neulich, nur wenige Tage nach Deiner Abreise von hier, kommt plötzlich Sophie Wangen bei mir an, in Trauerkleidung. Ihre Mutter ist gestorben. Kurz vor ihrem Tode hatte sie der Tochter anbefohlen, zu mir zu gehen, und ihr auch einen Brief an mich mitgegeben.

„Der Inhalt dieses Briefes hat mich tief ergriffen; Du sollst ihn selbst lesen, wenn ich nach Berlin komme.

„Frida hatte ihren Tod schon seit einiger Zeit nahen gefühlt, und kannte nur noch eine Sorge auf dieser Welt: ihre Tochter. Was sollte aus der achtzehnjährigen, unbemittelten Waise werden, wenn sie nicht mehr war? Von ihren Söhnen in Amerika konnte sie nichts erwarten, denn die ringen dort selbst mit Sorgen um das tägliche Brot, und ihre Pension ging, wie sie wußte, mit dem Augenblicke ihres Ablebens zu Ende.

„In ihrer Herzensangst nun wendete sie sich an mich, weil sie zu mir, wie sie schreibt, von allen Menschen das meiste Vertrauen habe. Sie beschwört mich, ich möge mich ihres Kindes annehmen. Es handle sich nur um eine gemessene Zeit, die mir das Mädchen zur Last fallen könne; sie besitze ein schönes, bereits geschultes Talent für Malerei, und bei einer weiteren Ausbildung von zwei Jahren würde Sophie soweit sein, sich selbständig erhalten zu können, schon jetzt habe sie hier und da einiges durch ihre Kunst erworben. Bis dahin aber brauche das Mädchen ein Heim und Schutz und Rat für ihre Hilflosigkeit. Daß ihre Tochter das alles bei mir finden werde, wisse sie, und darum erflehe sie Gottes Lohn sterbend auf mich herab.

„Daß ich Sophie bei mir behalte, brauche ich Dir wohl kaum zu sagen. Sie ist ein stilles, anspruchsloses, durchaus braves Mädchen und trägt ihr herbes Geschick mit einer Seelengröße, die man an einem so jungen Kinde bewundern muß. Ihr Talent zeigt sich weit bedeutender, als ich erwartet; nach meinem laienhaften Dafürhalten ist sie bereits eine fertige Malerin.

„Ich habe nun einige ihrer Sachen Professor Pröls vorgelegt, der ebenfalls eine hohe Meinung über ihre Begabung geäußert und mich dringend aufgefordert hat, diesem Talente eine gute Ausbildung angedeihen zu lassen. Über den Unterricht, den sie bisher genossen, meint Pröls, sei sie längst hinausgewachsen; am besten würde es für die weitere Entwickelung ihres Könnens sein, wenn man sie in das Atelier eines tüchtigen Malers bringe.

„Nach reiflicher Überlegung habe ich nun folgenden Plan gefaßt: ich will Sophie nach Berlin bringen und dort bei Agnes in Wohnung und Kost geben; so findet sie das, was ihre Mutter so sehr für ihr Kind gewünscht: ein Heim zugleich mit der Gelegenheit, in ihrer Kunst vorwärts zu kommen. Auch für Agnes wird Sophie eine angenehme Zugabe sein, es fehlt ihr an weiblichem Umgang. Die beiden werden sehr gut harmonieren, denn Sophie ist ein angenehmes, bescheidenes Mädchen, das man gern um sich hat.

„Ich habe an Agnes darüber geschrieben. Sie freut sich sehr auf Sophiens Kommen, auch Schaurott ist einverstanden. Möglicherweise hast Du von ihnen bereits hierüber gehört.

„Und so kannst Du mich denn am Sonnabend erwarten. Wir kommen mit dem ersten Zuge. Ich gedenke einige Zeit in Berlin zu bleiben, um zu sehen, wie sich Sophie bei Agnes einrichtet und vor allem, um ihre Aufnahme bei einem tüchtigen Lehrer zu betreiben.

„Ich erwarte, Euch alle gesund und fröhlich anzutreffen und verbleibe bis zum baldigen Wiedersehen Deine alte treue Mutter."

Schwerlich hatte Frau von Choiseule beim Schreiben

dieses Briefes die Wirkung geahnt, welche er auf ihren Sohn hervorbringen werde; statt ihn freudig zu überraschen, versetzte Friedrich die erhaltene Nachricht von dem Kommen seiner Mutter in die peinvollste Unruhe.

Er hatte während der letzten Zeit so ganz in seiner Leidenschaft gelebt, daß alles, was außerhalb dieser lag, und vor allem was sich hindernd zwischen ihn und ihren Gegenstand drängen wollte, ihm als hassenswerte Störung erschien. Und so kam es, daß er sich dem Wiedersehen mit der alten Dame nicht entgegenzufreuen vermochte; sein Gewissen ihr gegenüber war nicht rein, er mußte sich verstellen, sie hintergehen, wenn anders er sein Geheimnis vor ihrem scharfen Blicke verbergen wollte.

* * *

Zu dem von Frau von Choiseule angegebenen Zuge fand sich Friedrich auf dem Bahnhofe ein. Er traf seinen Schwager und Fritz auf dem Perron.

Friedrich fühlte sich dem Hauptmann gegenüber nicht ganz frei von drückendem Schuldbewußtsein. Er war nämlich seit jener Zeit, wo er gastliche Aufnahme in seines Schwagers Hause gefunden, nicht wieder dort gewesen, und das Gefühl dieser Unterlassungssünde ließ ihm heute den Hauptmann noch unsympathischer erscheinen, als er ihm für gewöhnlich schon war.

„Wie lächerlich sieht dieser Mensch doch aus," dachte er, als er die große eckige Figur seines Schwagers an seiner unbeholfen nach vorn gebeugten Haltung schon von weitem erkannte.

Er beeilte sich nicht allzusehr, zu Schmarott hinzugehen, aber Fritz, der seine hellen Augen überall hatte,

„Ich habe nun einige ihrer Sachen Professor Pröls vorgelegt, der ebenfalls eine hohe Meinung über ihre Begabung geäußert und mich dringend aufgefordert hat, diesem Talente eine gute Ausbildung angedeihen zu lassen. Über den Unterricht, den sie bisher genossen, meint Pröls, sei sie längst hinausgewachsen; am besten würde es für die weitere Entwickelung ihres Könnens sein, wenn man sie in das Atelier eines tüchtigen Malers bringe.

„Nach reiflicher Überlegung habe ich nun folgenden Plan gefaßt: ich will Sophie nach Berlin bringen und dort bei Agnes in Wohnung und Kost geben; so findet sie das, was ihre Mutter so sehr für ihr Kind gewünscht: ein Heim zugleich mit der Gelegenheit, in ihrer Kunst vorwärts zu kommen. Auch für Agnes wird Sophie eine angenehme Zugabe sein, es fehlt ihr an weiblichem Umgang. Die beiden werden sehr gut harmonieren, denn Sophie ist ein angenehmes, bescheidenes Mädchen, das man gern um sich hat.

„Ich habe an Agnes darüber geschrieben. Sie freut sich sehr auf Sophiens Kommen, auch Schaurott ist einverstanden. Möglicherweise hast Du von ihnen bereits hierüber gehört.

„Und so kannst Du mich denn am Sonnabend erwarten. Wir kommen mit dem ersten Zuge. Ich gedenke einige Zeit in Berlin zu bleiben, um zu sehen, wie sich Sophie bei Agnes einrichtet und vor allem, um ihre Aufnahme bei einem tüchtigen Lehrer zu betreiben.

„Ich erwarte, Euch alle gesund und fröhlich anzutreffen und verbleibe bis zum baldigen Wiedersehen Deine alte treue Mutter.“

Schwerlich hatte Frau von Choiseule beim Schreiben

dieses Briefes die Wirkung geahnt, welche er auf ihren Sohn hervorbringen werde; statt ihn freudig zu überraschen, versetzte Friedrich die erhaltene Nachricht von dem Kommen seiner Mutter in die peinvollste Unruhe.

Er hatte während der letzten Zeit so ganz in seiner Leidenschaft gelebt, daß alles, was außerhalb dieser lag, und vor allem was sich hindernd zwischen ihn und ihren Gegenstand drängen wollte, ihm als hassenswerte Störung erschien. Und so kam es, daß er sich dem Wiedersehen mit der alten Dame nicht entgegenzufreuen vermochte; sein Gewissen ihr gegenüber war nicht rein, er mußte sich verstellen, sie hintergehen, wenn anders er sein Geheimnis vor ihrem scharfen Blicke verbergen wollte.

* * *

Zu dem von Frau von Choiseule angegebenen Zuge fand sich Friedrich auf dem Bahnhofe ein. Er traf seinen Schwager und Fritz auf dem Perron.

Friedrich fühlte sich dem Hauptmann gegenüber nicht ganz frei von drückendem Schuldbewußtsein. Er war nämlich seit jener Zeit, wo er gastliche Aufnahme in seines Schwagers Hause gefunden, nicht wieder dort gewesen, und das Gefühl dieser Unterlassungssünde ließ ihm heute den Hauptmann noch unsympathischer erscheinen, als er ihm für gewöhnlich schon war.

„Wie lächerlich sieht dieser Mensch doch aus,“ dachte er, als er die große eckige Figur seines Schwagers an seiner unbeholfen nach vorn gebeugten Haltung schon von weitem erkannte.

Er beeilte sich nicht allzusehr, zu Schaurott hinzugehen, aber Fritz, der seine hellen Augen überall hatte,

entdeckte den Onkel schnell trotz des Bahnhofsgewühles und eilte mit lautem Rufe der Freude auf ihn zu.

Die Begrüßung der beiden Schwäger war recht kühl. Schaurott verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln. „Die Mutter muß kommen, damit man wieder einmal etwas von dir zu sehen bekommt,“ sagte er.

Fritz, das enfant terrible, bestürmte den Onkel sofort mit Fragen, warum er so lange ausgeblieben sei, sie hätten ihn immer erwartet, besonders am letzten Sonntag — bis ihm sein Vater den Mund verbot, indem er erklärte: „Laß den Onkel nur, er ist jedenfalls so mit Arbeit überhäuft, daß ihm keine Zeit für seine Verwandten übrig bleibt.“

Choiseule, der sich über diese Malice ärgerte und seinen Verdruß um keinen Preis merken lassen wollte, lachte kurz, entschuldigte aber sein Fernbleiben nicht.

Nun kam der Zug heran. Fritz, der bis zum Anfang der Wartehalle gegangen war, um die Großmutter zuerst zu begrüßen, war es auch geglückt, die alte Dame ausfindig zu machen; nun lief er atemlos neben dem Zuge her, bis dieser hielt, dann riß er die Coupétür auf.

Frau von Choiseule stieg aus, küßte ihren Sohn, reichte Schaurott die Hand, der sich ehrfurchtsvoll darüber beugte, umarmte Fritz und machte dann die beiden Herren mit einer jungen Person in Trauerkleidern bekannt, die nach ihr dem Coupé entstiegen war: Sophie Wangen.

Frau von Choiseule war nicht groß, ihre zarte Gestalt vom Alter bereits gebeugt, die Gesichtsfarbe bleich, aber die dunklen Augen, in denen das Feuer der Jugend noch keineswegs ausgebrannt war, zogen

den Blick unwillkürlich auf sich. Die Züge der alten Dame erinnerten in ihrer Verblaßtheit an ein Pastellgemälde. Sie war äußerst einfach gekleidet, ihr von grauen Fäden durchzogenes Haar trug sie unter einer altmodischen Kapotte glatt zurückgestrichen.

Sophie zeigte sich als ein noch wenig entwickeltes Mädchen, weder häßlich noch hübsch, mit Zügen, in denen nichts Außergewöhnliches zu lesen stand, höchstens zurückhaltende, spröde Jungfräulichkeit.

Schaurott hatte wiederum einen Fiaker am Bahnhof, in welchem diesmal die beiden Damen, er selbst und Friedrich Platz nahmen, während Fritz auf den Bock kletterte, wo er sich, auf dem Gepäcke thronend, sehr erhaben über das Weltgetümmel fühlte.

Daß es der Hauptmannsfrau gelungen, aus den beschränkten Räumen ihres kleinen Quartiers ein Zimmer für das fremde Mädchen zu gewinnen und außerdem ihre Mutter zu beherbergen, war ein Meisterstück zu nennen.

Mit das erste war natürlich, daß die Großmutter zu dem Enkelkinde, Helenchen, das sie seit seiner Taufe nicht gesehen hatte, geführt wurde. Bei dieser Angelegenheit von höchster Wichtigkeit traten die Männer als nicht Sachverständige völlig in den Hintergrund.

„Wir wollen in mein Zimmer gehen,“ sagte Schaurott zu Friedrich, „ich kenne diese Art Okularinspektionen, sie sind vor einer Stunde niemals zu Ende. Wir Herren sind dabei nicht erwünscht.“

Friedrich hatte hiergegen selbstverständlich nichts einzuwenden, und so begaben sich die beiden Schwäger und Fritz, der sich auch zu den Herren zählte, in das Zimmer des Hauptmanns.

„Eine Zigarre?“ fragte Schaurott Friedrich, „ach

richtig, du rauchst ja nicht. Nun dann, erlaube wenigstens, daß ich mir eine Pfeife anstecke."

Während die Frauen mit dem Kinde beschäftigt waren und das nackte kleine Wesen von allen Seiten betrachtet, gewendet und befühlt wurde, sorgte im Herrenzimmer Fritz für die Unterhaltung, die sonst wohl keine allzu lebhafte gewesen sein würde.

Er hatte das Buch, welches ihm der Onkel geschenkt, natürlich längst ausgelesen und konnte es nahezu auswendig. Dann kamen die Schulereignisse an die Reihe, eine „große Geschichte", wie er sich ausdrückte, war kürzlich passiert und erfüllte ihn ganz.

„Einer," berichtete er, „hatte neulich eine junge Katze mitgebracht, die war während der Stunden in seinem Pulte; in den Pausen spielten wir alle damit. Während der Rechenstunde auf einmal, wie er seinen Pultdeckel aufklappt, springt sie ihm heraus in die Klasse, über die Bänke weg aufs Katheder und schließlich auf den Ofen. Natürlich ging eine große Jagd los, der Lehrer war wütend und lief zum Rektor. Während er fort war, versteckten wir die Katze; als der Rektor kam, war sie weg. Der Rektor machte eine große Untersuchung, wer die Katze mitgebracht hatte; wir hatten uns aber das Ehrenwort gegeben, es nicht zu sagen, weil der, der's gewesen war, ein famoser Kerl ist und wahrscheinlich geschaßt worden wäre, wenn sie's herausgekriegt hätten. Einige wollten gerne klatschen, Sertorius natürlich war darunter, aber sie hatten Angst vor der großen Acht und sagten nichts. Die ganze Klasse hat zweimal am freien Nachmittage hereinkommen und Strafarbeiten machen müssen, aber es ist nichts herausgekommen. Ist das nicht famos, Onkel!"

„Was ist denn die große Acht?“ fragte Choiseule, „das klingt ja ganz gefährlich.“

„Die große Acht!“ rief Fritz aus, „das ist, wenn einer gepetzt hat; da darf keiner ein Wort mit ihm reden, selbst wenn er fragt nicht, wer nicht selbst in die große Acht kommen will.“

„Da gibt es wohl auch eine kleine Acht in eurem Rechtsstaate?“ forschte Choiseule weiter.

„Natürlich,“ war Fritzens Antwort. „Wenn einer in der kleinen Acht ist, kann ihm geantwortet werden, wenn er fragt, nur anreden darf ihn niemand, sonst fliegt der auch in die kleine Acht.“

Schaurott behielt recht, die Damen blieben länger als eine Stunde aus. Als sie endlich mit ihrer geheimen Beratung zu Ende gekommen, begab man sich zu Tisch.

Es war seit langer Zeit das erste Mal wieder, daß alle Mitglieder der Familie vereinigt waren. Es herrschte darum in dem kleinen Kreise eine Art von Feststimmung, als werde eine Geburtstag oder etwas derartig Besonderes gefeiert. Aber die Freude blieb in gemessenen Grenzen, denn jeder fühlte, daß ausgelassene Lustigkeit schlecht zu dem frischen Schmerz der fremden Waise gepaßt haben würde.

Friedrich hatte seine mißmutige Stimmung längst aufgegeben, wie immer wirkte die Anwesenheit seiner alten Mutter belebend und erlabend wie ein Trunk aus reiner, frischer Quelle auf ihn.

Jeder edlen, lauteren Persönlichkeit ist eine starke Einwirkung auf ihre Umgebung eigen, sie reinigt gewissermaßen die Atmosphäre um sich her durch ihre bloße Anwesenheit.

Friedrich fühlte, daß die Ankunft seiner Mutter

in Berlin einen Wendepunkt in seinem Verhältnisse zu Eva Mörner bedeutete.

Er wußte, wie streng seine Mutter über Moral dachte, daß es für sie kein ärgeres Greuel gebe, als Laxheit auf sittlichem Gebiete. Er wußte, daß sie in diesem Punkte eine Härte zeigen konnte, die bis zur Starrheit ging. Sittliche Zucht und Reinheit des Lebenswandels, das war die erste Anforderung, die sie an jedermann stellte. Fand sie das vor, so vermochte sie leicht Fehler und Schwächen anderer Art zu übersehen.

Die kühleren, nüchternen Elemente ihrer Natur: Vernunft, Pflichtgefühl, Verstandesschärfe ergänzten sich bei ihr zu schöner Harmonie mit milderen, weiblicheren Eigenschaften. Ihr Herz war durch und durch das einer Frau: weich, gefühlvoll, liebefähig. Ihr war jene vielgepriesene und doch so unendlich seltene Herzensgabe eigen: echte, lautere Menschenliebe. Die Armen, Elenden und Kranken daheim in ihrer Stadt konnten davon erzählen. Wie vielen, die mit Todesnot rangen, hatte die magere, wachsbleiche Hand dieser Frau den Schweiß von der Stirn gewischt, wie vielen ihr tröstender Zuspruch Frieden in die Seele gegeben. Daß diese altersgebeugte, zusammengeschrumpfte Gestalt die Seele eines Engels an Güte und Hingebung beherberge, das wußten verzagte Mütter, sieche Männer und hilflose Kinder.

Und wie schlicht und anspruchslos war diese Frau dabei in ihrem Wesen, wie milde in ihrem Sinn, und wie angenehm und fördernd war darum der Verkehr mit ihr.

Nichts lag ihr ferner als Engherzigkeit. Die Greisin hatte sich ein für alles Schöne und Gute feurig

schlagendes Herz, einen für das Große und Neue, auf allen Gebieten empfänglichen und begeisterungsfähigen Sinn zu bewahren gewußt.

Selbst Ansichten, die den ihren entgegenstanden, verstand sie anzuhören, und — wenn sie nur nicht unsittlich waren — ihre Existenzberechtigung anzuerkennen. Fremde Individualität ließ sie voll zur Geltung kommen und besaß die nicht jedermann eigene Gabe, die guten Eigenschaften anderer herauszuerkennen, selbst wenn sie unter Schwächen und Absonderlichkeiten tief versteckt lagen.

Ja, ihre Gegenwart schien die Menschen dahin zu bestimmen, nach Möglichkeit ihre edleren und tüchtigen Seiten hervorzukehren; ihr Einfluß hatte schon manchen dazu gebracht, sich auf sein besseres Ich zu besinnen.

Friedrich empfand diesen reinigenden, das Gute in ihm anregenden Einfluß seiner Mutter heute ganz besonders stark.

Beim Anbruche der Dämmerstunde stieg wohl für Augenblicke ein verführerisches Bild vor ihm auf, und die Sehnsucht, zu ihr zu eilen, überkam ihn mit schier übermächtiger Gewalt, aber ein Blick nach dem ehrwürdigen Gesichte seiner Mutter gab ihm Vernunft und Selbstbeherrschung wieder; er stand nicht auf, um sich mit einer Lüge zu verabschieden, sondern blieb den ganzen Nachmittag und Abend im Kreise der Seinen.

* * *

Am nächsten Tage, einem Sonntage, holte Friedrich seine Mutter schon frühzeitig zur Kirche ab, wie er ihr am Abend vorher versprochen hatte.

Frau von Choiseule hatte ihren Lieblingsprediger in Berlin, einen streng orthodoxen Geistlichen von

altlutherischer Richtung, der in einem kleinen Gottes-hause vor einer unscheinbaren Versammlung seine Vorträge hielt.

Diesen Mann suchte sie auch heute auf, während Schaurott im Helm, seine Frau am Arm, sich zur Garnisonkirche begab, gefolgt von Sophie Wangen und Fritz, die schnell vertraut miteinander geworden waren.

Friedrich war es von jeher schwer geworden, den Worten eines Geistlichen zu folgen; alle Predigten sagten ihm dasselbe, nämlich: nichts.

Auch der heutige Vortrag vermochte ihn nicht zu fesseln. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, diesen oder jenen Gedanken der Predigt seinem Gedächtnisse einzuverleiben, denn er wußte, daß seine Mutter es liebe, mit ihm nach beendetem Gottesdienste über das Gehörte zu sprechen, trotzdem sie über den Unglauben ihres Sohnes nicht im Zweifel war.

Friedrich war ungläubig nicht aus Indolenz oder Gleichgültigkeit, sondern aus tiefster Überzeugung, aber als guter Sohn pflegte er Sonntags mit seiner Mutter zur Kirche zu gehen, ja am Tische des Herrn teilzunehmen.

Frau von Choiseule wußte, daß lediglich Rücksicht für sie, nicht gläubiges Verlangen ihn dazu veranlaßten, aber sie war voller Hoffnung für ihn, denn sie glaubte an die Gnadenwahl, sie war in innerster Seele davon überzeugt, daß Gott mit ihrem Sohne, dem er so große Gaben geschenkt, besonders große Dinge vorhaben müsse, daß er ihn nicht aus seiner Gnade fallen lassen könne, daß er sein Herz eines Tages rühren und von seinen Augen die Saulus-Blindheit nehmen werde.

Nach der Kirche begleitete Friedrich seine Mutter zum Senatspräsidenten Mörner. Frau von Choiseule

wollte ihren alten Freund wiedersehen und seine junge Frau kennen lernen.

Friedrich sah der Begegnung der beiden Frauen mit banger Spannung entgegen; er hätte sie gern verhindert, aber er sah kein Mittel dazu.

Sie trafen Mörner und seine Gattin, die den Gottesdienst im Dome besucht hatten, zu Haus an.

Mörner war durch Frau von Choiseules Besuch überrascht und hocherfreut, aber Eva zeigte sich verlegen, ja geradezu bestürzt. Sie errötete bei jeder Frage, welche die alte Dame an sie richtete, und gab mit niedergeschlagenen Augen kurze, nichtssagende Antworten.

Friedrich saß mißmutig daneben und trug nichts dazu bei, über diese peinliche Situation wegzuhelfen.

Aber Mörner, welcher dringend wünschte, daß die beiden Frauen sich näher kommen möchten, forderte, in der richtigen Voraussicht, daß dies nur geschehen könne, wenn man sie allein miteinander ließ, Friedrich auf, mit ihm in sein Zimmer zu kommen; er müsse ihn mit einem hochinteressanten Rechtsfall bekannt machen, sagte er.

Dort legte er Choiseule einen mächtigen Stoß Akten vor, an der Hand derer er ihm mit jener pedantisch wichtigen Ausführlichkeit, die vielen Berufsjuristen eigentümlich ist, seinen interessanten Fall darlegte. Mörner begnügte sich aber nicht, die eigenen Ansichten in dieser Sache zu deduzieren, Friedrich, dessen Gedanken sehr wenig bei der Sache waren, mußte auch Einblick von der einschlägigen Literatur nehmen und sich dafür interessieren, was Windscheid und die Romanisten dazu sagten, und wie Ihering und Bäseler sich zu der Frage stellten.

Als sie endlich zu den Damen zurückkehrten, erkannte Friedrich an dem frohen Lächeln Evas und seiner Mutter freundlich verständnisvollem Gesichtsausdrucke, daß sie sich ausgesprochen und gegenseitig gefallen hatten.

Und während Mörner jetzt mit Frau von Choiseule besprach, wie man ihren Aufenthalt in Berlin benutzen könne, um sich möglichst häufig zu sehen, flüsterte Eva Friedrich zu: „Ihre Mutter ist noch viel lieber, als Sie mir beschrieben haben; wenn ich nur wüßte, was sie von mir denken mag.“

Sie dachte gut von Eva, das erfuhr Friedrich sehr bald aus seiner Mutter eigenem Munde. Die verschämte Zurückhaltung und später, nachdem sie Vertrauen gefaßt, das lebhafte, innige Hingeben Evas hatten das Wohlgefallen der alten Dame erregt.

Tiefer in Evas Charakter und vor allem in das Verhältnis zu ihrem Manne einzudringen, hatte bei einer so kurzen Begegnung selbst Frau von Choiseules Menschenkenntnis nicht vermocht.

„Ich begreife, daß Mörner glücklich ist,“ sagte sie im Gehen zu ihrem Sohne, „und auch sie mag sich glücklich preisen, einen solchen Mann zu haben.“

Friedrich antwortete hierauf nichts, er hatte seine eigenen Gedanken über diesen Punkt; mit dem Resultate der Zusammenkunft aber war er zufrieden.

Choiseule erschien sein Verhältnis zu Eva Mörner jetzt in einem ganz neuen Lichte. Seine Liebe zu ihr war nicht etwa erstorben, aber er hatte seiner Leidenschaft gegenüber eine selbständigere Stellung gewonnen, er ließ sie nicht mehr auf sich wirken wie eine Naturgewalt oder ein Verhängnis, gegen die anzukämpfen aussichtslos ist.

* * *

Frau von Choiseule gab sich dem Zwecke ihres Aufenthaltes in Berlin, Sophie Wangen in dem Atelier eines tüchtigen Malers unterzubringen, mit der energischen Rastlosigkeit hin, die ihr beim Verfolgen eines jeden einmal vorgesetzten Zieles eigen war. Die alte Dame pflegte fast immer das durchzusetzen, was sie wollte, da sie niemals etwas in Angriff nahm, was überhaupt oder doch für ihre Mittel unerreichbar war, und weil sie den einmal gefaßten Plan mit einer Konsequenz betrieb, der vor keiner Mühe, keiner persönlichen Unbequemlichkeit zurückschreckte.

Oft zwar ereignete es sich, daß man die schlichte, unmodisch gekleidet alte Dame übersah, aber meist wandelte sich die anfängliche Geringschätzung schon nach den ersten mit ihr gewechselten Worten in ehrerbietige Aufmerksamkeit um. Die Art und Weise, wie sie bewußt und klar auf ihr Ziel losging, verbunden mit der einfachen Vornehmheit ihres Wesens und der echten Herzenshöflichkeit, machten ihr die Menschen untertan und geneigt, ihre Wünsche zu erfüllen.

Auch das Ziel, welches sie jetzt verfolgte, war nicht ganz leicht zu erreichen, es stellten sich eine Menge unvorhergesehener Hindernisse entgegen.

Frau von Choiseule hatte an einer großen Anzahl von Türen anzuklopfen, man verwies sie von dieser an jene Stelle, man wollte Zeugnisse über den genossenen Vorunterricht des jungen Mädchens sehen. Nachdem diese beschafft, wurden einige ihrer früheren Arbeiten eingefordert. So zog sich die Entscheidung über Sophiens Schicksal in die Länge, und Frau von Choiseule mußte durch persönliches Erscheinen zur Beschleunigung antreiben. Nachdem nun endgültig

festgestellt war, daß Vorbildung und Talent in hinreichendem Maße vorhanden, um das Mädchen zur Aufnahme in einen Lehrkursus zu befähigen, war die Lehrgeldfrage zu entscheiden.

Frau von Choiseule hatte zwar die Erhaltung Sophiens und die Bestreitung ihrer Weiterbildung auf sich genommen, mußte aber, da ihre Mittel bereits von vielen anderen Seiten in Anspruch genommen waren, darauf sehen, daß diese neue Ausgabe nach Möglichkeit verringert werde. Sie suchte daher einen teilweisen Erlaß des Lehrgeldes für Sophie zu erwirken, und auch hier gelang es ihr, das Erstrebte durchzusetzen.

Die, für welche all dies geschah, Sophie Wangen, war ein Mädchen von achtzehn Jahren, dem man aber der Erscheinung nach nicht mehr als fünfzehn gegeben haben würde.

Auf den oberflächlichen Beobachter machte sie den Eindruck eines stillen, braven, nicht übermäßig beanlagten Kindes, und doch versteckte sich mehr hinter der nüchternen Schlichtheit ihres Äußeren. Auf dem tiefsten Grunde ihrer noch ungeweckten Seele lagen herrliche, vielversprechende Gaben, geheimnisvoll wie ein ungehobener Schatz unter einem unscheinbaren Gewebe hervorleuchtend; die einzige Ader seines Goldes, die bisher zutage getreten, war das Talent des Mädchens.

Dieses Talent hatte in seiner Originalität, Tiefe und frühen Entwickelung etwas Überraschendes, beinahe Unbegreifliches, wenn man das bleiche, unscheinbare Wesen sah, dem es eignete. Fühlte dieses Kind mit der flachen Brust, der zarten Gestalt, den unfertigen Zügen und unsicheren Bewegungen denn wirklich das, was sie an Ideen mit genialer Sicherheit aufs Papier warf, hatte sie das alles gesehen, verstanden und in sich

verarbeitet, oder war nicht sie die Schaffende, sondern eine ihr innewohnende höhere Gewalt, der sie nur als schlichtes Instrument diente?

Die einzige, die bisher eine Ahnung von dem gewonnen hatte, was in Sophie schlummere, war Frau von Choiseule, aber auch sie hatte den Schleier nur ein wenig zu lüften vermocht, der dieses Mädchen Innerstes keusch verdeckte.

Nicht daß Sophie verschlossen oder heimlich von Natur gewesen wäre, sie war nur nicht mitteilsam, sie fühlte kein Bedürfnis, anderen tieferen Einblick in ihr Wesen zu gestatten; für das, was sie zu sagen hatte, war ihr in ihrer Kunst die reichste und verständlichste Sprache gegeben.

In der Hauptmannsfamilie war Sophie schnell heimisch geworden; ein so durchaus anspruchsloses und im Innersten bescheidenes Wesen wie sie, fügte sich überall schnell ein. Im Zimmer des Hauptmanns, welcher den größten Teil des Tages außer dem Hause existierte, war ihr eine Ecke eingeräumt worden, wo sie gutes Licht für ihre Arbeit fand, bis der tägliche Besuch des Ateliers dann an Stelle ihrer Privatstudien trat.

Friedrich war nach besten Kräften bemüht gewesen, seiner Mutter einen Teil der Mühen und Plackereien, die sie um Sophie Wangens willen gehabt, abzunehmen.

Mehrfach während dieser Zeit hatten sie Mörners aufgesucht, und einmal war der Präsident und Eva auch in der Hauptmannsfamilie zu Gaste.

Schaurott, der früher die Ansicht vertreten, Eva sei kein Umgang für seine Frau, hatte jetzt, wo er Zeuge der Intimität geworden, die zwischen seiner Schwiegermutter und Mörners bestand, seine Abneigung

gegen die Komödiantentochter etwas mehr in den Hintergrund treten lassen.

Der Aufenthalt von Frau von Choiseule in Berlin neigte sich seinem Ende zu, und Mörner wünschte, die alte Dame noch einmal, mit all den Ihrigen vereint, zu sich zu Gaste zu bitten. Er hätte es gar zu gern gesehen, wenn zwischen seiner Frau und der Hauptmannsfamilie ein intimeres Verhältnis entstanden wäre, der Umgang mit diesen Leuten war ganz nach seinem Geschmacke.

Er hatte also Frau von Choiseule, den Hauptmann mit Gemahlin, Sophie Wangen, Friedrich und Dr. Burt eingeladen.

Burt hatte nicht versäumt, Frau von Choiseule seine Aufwartung zu machen, und Mörner, der wußte, daß Friedrichs Mutter viel von ihrem früheren Hausarzte hielt, und der Burts Verehrung für die alte Dame kannte, hatte auch ihn aufgefordert, um den Kreis alter Freunde voll zu machen.

Man vereinigte sich der Einladung gemäß gegen sieben Uhr in Frau Mörners Salon.

Eva trug jenes dunkle Abendkleid, welches Friedrich bereits früher an ihr bewundert hatte, und war es das sieghafte Bewußtsein, gut auszusehen, oder das langentbehrte Vergnügen, die Wirtin zu spielen, jedenfalls strahlten Freude und Lebenslust aus den Augen und Mienen der jungen Frau.

In Evas Zimmer waren die Kronleuchter und Wandkandelaber angezündet, ihr Licht ließ die kokette Einrichtung heute glänzend erscheinen; auch die übrigen Zimmer, deren Türen man geöffnet hatte, waren erleuchtet und zeigten ihre bürgerlich gediegene Ausstattung. Das Souper, das Frau Brake angerichtet, machte ihrer Kochkunst alle Ehre.

Schaurott, der seiner Frau gegenüber die Erwartung ausgesprochen hatte, eine „geniale Kulissenwirtschaft“ bei Mörners anzutreffen, war fast beleidigt, als er hier alles in bester Ordnung und opulenter und komfortabler vorfand, als er es in seinem eigenen Heim gewohnt war. Anfangs lebte er unter dieser fatalen Empfindung und war infolgedessen noch eckiger und aufstützigter als gewöhnlich; aber während des Soupers besserte sich seine Laune, da ihn Eva mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit behandelte, und für weibliche Schönheit und Grazie war selbst seine hausbackene Philisterseele nicht unempfänglich.

Nach Tisch sang Eva. Sie hatte Lieder gewählt, die Friedrich bei früheren Gelegenheiten gut gefallen, und sich für ihren heutigen Vortrag mit besonderer Sorgfalt vorbereitet.

Sie sang das Lisztsche: „Es muß ein Wunderbares sein, ums Lieben zweier Seelen“. Dann Mendelsohns: „Auf Flügeln des Gesanges“ und Schumanns herrliches: „Daß du so krank geworden“. Von dem letzteren besonders wußte sie, daß es Friedrichs ausgesprochener Liebling sei.

Als sie jetzt ihren Vortrag endete und von allen Seiten reicher Beifall ertönte, blickte sie nach Friedrich hin. Sie hatte mit Bestimmtheit ein Wort der Anerkennung oder einen Blick des Verständnisses, irgendein geheimes oder offenes Zeichen der Freude und des Dankes von ihm erwartet, aber sie wartete vergebens. Friedrich verharrte in scheinbar gleichgültiger Ruhe und äußerte nichts.

Das verdroß Eva; was bedeutete ihr noch so reicher Beifall der anderen, wenn ihr Gesang ihn kalt ließ. Sie gab der allgemeinen Aufforderung zur Fort-

setzung ihres Vortrages nicht Folge, indem sie Indisposition vorschützte.

Sie hatte sich geirrt, wenn sie glaubte, ihr Gesang habe Friedrich kalt und gleichgültig gelassen. Der hatte sehr wohl bemerkt, daß ihr Programm eine Aufmerksamkeit für ihn bedeute, und auch diesmal brachte Evas Vortrag einen tiefen Eindruck auf ihn hervor.

Aber gerade weil er jene zauberische Kraft, die sein Wesen zu dem ihren hinzog, wieder mächtig in sich wirken fühlte, nahm er alle Kräfte der Vernunft und des Willens zusammen, um keinen Widerschein von dem, was in seinem Innern glühte, für fremde Augen erkenntlich hervorbrechen zu lassen.

Seiner Mutter und all der anderen Gegenwart und der geheime Verdacht, daß Burt seinen Verkehr mit Eva beobachte, nahmen ihm die Harmlosigkeit, machten ihn befangen und ließen ihn jedes Zeichen der Bewunderung und des Interesses für sie mit Ängstlichkeit vermeiden.

So kam es, daß Friedrich sich steif und hölzern im Verkehre mit der jungen Frau zeigte, und sie nahm diese Maske für echt.

Einmal an diesem Abende, als er eine ihrer Fragen kurz und gleichgültig beantwortete, füllten sich ihre Augen mit Tränen; für einen Augenblick zeigte ihr Gesicht den Ausdruck trostlosen Schmerzes, aber gleich darauf warf sie den Kopf zurück, nahm eine gleichgültige Miene an, und von da an schien Friedrich nicht mehr für sie zu existieren.

Sie ließ sich darauf in ein Gespräch mit dem Hauptmann ein, der ihr einen lehrreichen Vortrag über die Oper hielt, ein Institut, das er so gut wie gar nicht kannte, denn er besuchte das Theater nicht, aber über

welches er nichtsdestoweniger, wie über alle Dinge, sehr bestimmte vorgefaßte Ansichten hegte.

Mörner war inzwischen mit der Hauptmannsfrau in eine eingehende Unterhaltung über häusliche Dinge vertieft, er war über Butter-, Fleisch- und Eierpreise orientiert, wie die beste Hausfrau.

Sophie Wangen verhielt sich fast den ganzen Abend hindurch schweigend; nicht teilnahmslos, aber still und wie in sich selbst zurückgezogen. Nur bei Evas Gesang belebten sich ihre Züge, leuchteten ihre Augen in verständnisvoller Begeisterung auf.

Ein Gespräch von tiefem Gehalte hatte sich zwischen Frau von Choiseule und Burt entwickelt.

Friedrich hatte seiner Mutter einiges über Burts Tätigkeit als Kranken- und Armenpfleger mitgeteilt. Frau von Choiseule war auf diesem Gebiete zeitlebens wirksam gewesen, und seit sie für die eigene Familie nicht mehr Sorge zu tragen hatte, nahm die Fürsorge für Notleidende und Elende nahezu ihre gesamte Zeit ein. Sie hatte in ihrer Stadt einen Frauenhilfsverband ins Leben gerufen, an dessen Spitze sie selbst stand. Es war ihr von Bedeutung, aus Burts eigenem Munde über die Art seines Vorgehens und die Erfahrungen, die er gewonnen, zu hören.

Für Burt lag nichts ferner als ein Prunken mit dem eigenen Verdienste, jedes Bekanntwerden seiner Tätigkeit, die eine durchaus private war, würde ihm wie eine Herabwürdigung seiner Sache erschienen sein; er ging allen Fragen geflissentlich aus dem Wege, aber mit Frau von Choiseule machte er eine Ausnahme. Er setzte ihr mit Ausführlichkeit auseinander, welches Ziel er im Auge habe, welchen Weg zu seiner Er-

reichung er eingeschlagen, und welche Motive ihn bei seinem Tun leiteten.

Frau von Choiseule hatte schon in früherer Zeit reges Interesse für den damals noch jungen Arzt, den Freund ihres Sohnes, bekundet. Mit sicherem Blick erkannte sie das Vorhandensein großer menschlicher Tugenden in ihm. Die freigeisterische Skepsis und frivol paradoxe Negation, mit der Burt damals sich selbst ironisierte und andere zu mystifizieren suchte, hatten sie nicht über seine innerste Natur, die in Wahrheit ernst und sittlich war, zu täuschen vermocht. Jetzt nun war die alte Dame aufs herzlichste erfreut, ihn nach langen Jahren der Trennung als geläuterten, abgeklärten, gesetzten Mann wiederzufinden, der zwar, wie sie sehr bald aus seinen Reden erfuhr, weit davon entfernt war, ein gläubiger Christ zu sein, aber wie Frau von Choiseule weitherzig genug war anzuerkennen, am Ende doch demselben Ziele zustrebte, wie sie, wenn auch freilich auf einem anderen Wege.

Burt saß neben Friedrichs Mutter, den klugen Kopf mit dem ernsten Mienenspiel ihr zugewendet, und berichtete ihr in der ihm eigentümlich gehaltenen und doch ausdrucksvollen Art und Weise von seiner Tätigkeit.

Am Schlusse dieses Abends sang Eva auf Frau von Choiseules Bitte noch ein Lied. Sie wählte das Schubertsche „Ruhn in Frieden alle Seelen“.

Dann trennte man sich.

Achtes Kapitel.

Trotz Friedrichs eifrigen Bemühungen, von seinen wahren Gefühlen für Eva Mörner nichts an die Oberfläche treten zu lassen, war es dem scharfsichtigen Auge

seiner Mutter nicht entgangen, daß zwischen diesen beiden etwas bestehe, was es sei — das wußte sie nicht; es konnte Liebe sein, auf keinen Fall war es Gleichgültigkeit.

In Evas Zügen zu lesen war nicht schwer. Trübe und sonnige Stimmungen wechselten schnell auf ihrem Gesichte, sie errötete häufig, aber besonders ihr Auge wurde zum Verräter ihrer Gedanken und Gefühle, es füllte sich leicht mit Tränen, war äußerst ausdrucksfähig und ein getreues Spiegelbild ihres innersten Empfindens.

Friedrich hatte es gelernt, sein Denken und Fühlen besser zu maskieren, aber seine Mutter kannte ihn sehr genau, sie verstand die Regungen seines Innern und wußte, wie sie sich äußerten. Einige Blicke und Worte Evas und die Art und Weise, wie ihr Sohn sie aufgenommen und beantwortet, hatten genügt, ihren Argwohn zu erregen; sie beobachtete von da an die beiden und fand neue Verdachtsmomente. Eine schlaflose Nacht, die sie darauf in Sorge um ihren Sohn verbrachte, zeitigte den Entschluß bei ihr, um jeden Preis erfahren zu wollen, welches Verhältnis zwischen den beiden bestehe.

Der einfachste Weg, um das zu erreichen, schien ihr, Friedrich direkt zu befragen, denn sie hielt ihren Sohn für zu ehrlich und stolz, als daß er fähig wäre, sie zu belügen.

Sobald es ihr möglich war, Friedrich ohne Zeugen zu sprechen, brachte sie diesen Entschluß zur Ausführung. Sie erklärte ihm ohne Umschweife, welchen Verdacht sie hege, und forderte ihn auf, er möge ihn entkräften, wenn er es vermöge.

Friedrich erschrak in tiefster Seele, als er sein

Geheimnis so vor den Augen seiner Mutter enthüllt sah. Er erwog bei sich, ob er ihr die Beantwortung der Frage rundweg verweigern solle, doch schnell sah er ein, daß ein solcher Schleier, das was dahinter liegt, nicht zu verstecken vermöge, sondern nur noch ungeheuerlicher erscheinen lassen müsse.

Seine Mutter hatte ihn zu hoch taxiert, wenn sie glaubte, er sei einer Lüge ihr gegenüber unfähig. Er sprach diese Lüge jetzt aus, ja um sie durch die scheinbare Leichtigkeit, mit der er die Frage behandelte, völlig zu täuschen, nahm er die Sache nicht einmal besonders ernst und belachte ihren Argwohn.

Frau von Choiseule pflegte Menschen und Dinge nüchtern zu beurteilen, aber wo ihr Herz mitspielte, ließ sie ihr scharfes Urteil zeitweise von dem Enthusiasmus trüben, welcher den innersten glühenden Kern ihres Wesens ausmachte; dann sah aber auch sie, wie jede andere ihres Geschlechtes, die Welt durch das Medium ihres Gemütes.

Sie war als reiferes Mädchen an einen älteren Mann geschmiedet worden, einen Sonderling, der sie wohl aus Neigung geheiratet, aber sie in der Ehe viel mit seinen egoistischen Schrullen, seinem reizbaren Naturell und seiner eigensinnigen Pedanterie geplagt hatte.

Sie hatte ihr Los, an der Seite eines Mannes, der sie nicht verstand, der ihrer warmen, tiefen, liebebedürftigen Natur nicht genügte, in heroischer Weise ertragen.

Doch all den Überschuß an Liebe, der unverbraucht in ihr aufgespeichert lag, hatte sie auf den Sohn geworfen; er war der Geliebte, den sich ihr Herz erwählt.

Es wäre ihr sehr schwer geworden, ihn heiraten zu sehen; aber wenn sie sich gesagt hätte, daß die

Heirat sein Glück begründen könne, so hätte sie das Opfer gebracht, ihn einer anderen Frau zu überlassen. Nie aber würde sie zugegeben haben, daß er in ein anderes als eheliches Verhältnis zu einer Frau träte.

Und gerade in diesem Punkte wurde sie von ihrem Sohne hintergangen. In allen Dingen war sie seine Vertraute; seine Sorgen, Hoffnungen und Freuden war er seit den Knabenjahren gewohnt, zu ihren Füßen auszuschütten, aber stets hatte er sich gehütet, ihr nur das geringste über seine Herzenserlebnisse zu berichten. Er kannte die puritanische Strenge ihrer moralischen Anschauungen und wußte, daß sie imstande sein würde, sich eher von ihm los zu sagen, als daß sie ihm eine Laxheit auf diesem Gebiete durchgelassen hätte.

Und doch hatte er seine Liebesabenteuer gehabt, aber die Mutter ahnte davon nichts.

Heute direkt auf verbotenen Wegen von ihr ertappt, nahm er seine Zuflucht zu Lüge und Verstellung.

Da seine Mutter auf den leichten Ton, den er angeschlagen, nicht einging, sondern mit ernster Hartnäckigkeit weiterforschte, sah er ein, daß sie wohl schwerwiegende Indizien kennen müsse, und daß es ihm kaum gelingen würde, sich ganz von dem Verdachte zu reinigen, der auf ihn gefallen. Er versuchte also, den Argwohn seiner Mutter wenigstens abzuschwächen. Er gab zu, daß ihm Eva gefalle, daß er sie schön finde, daß ihr Gesang ihn entzücke, und daß er die junge Frau bedaure, mit Mörner verheiratet zu sein, der sie doch unmöglich glücklich machen könne.

Frau von Choiseule durchschaute das Spiel nicht, das ihr Sohn mit ihr trieb. Niemals hätte sie ihn der Perfidie für fähig gehalten, sie in so raffinierter Weise zu hintergehen. Sie ließ sich wirklich von dem

harmlosen Gewande täuschen, das er seinen Gefühlen für Eva umgehängt. Sie atmete beruhigter auf, ihre Befürchtungen hatten sich nicht bewahrheitet, ihr Sohn war nicht das Opfer einer verhängnisvollen Leidenschaft.

Aber die einmal rege gewordenen Besorgnisse hatten zu feste Wurzel gefaßt, als daß sich Frau von Choiseule sofort hätte völlig beruhigen können.

„Gehe der Gefahr lieber aus dem Wege,“ sagte sie zu ihrem Sohne; „am besten wäre es, du verließest Berlin ganz.“

„Berlin verlassen!“ rief er aus. „Alles, was ich hier angefangen, liegen lassen, und warum? Aus Furcht vor einer Gefahr, die nicht existiert, die niemand anders heraufzubeschwören vermag als ich selbst. Nein, das wäre lächerlich, das wäre feige.“

„Bedenke, wie oft werdet ihr euch begegnen. Du selbst [sagst], daß ihre Erscheinung dir gefallen habe. Wirst du immer die Selbstbeherrschung besitzen, die du bisher bewiesen hast?“

„Ich werde immer einen Talisman bei mir haben, und das ist der Gedanke an dich, Mutter.“

„Möge er dich schützen, mein Sohn, meine Gebete sollen dich in Zukunft noch mehr umschweben wie bisher, vielleicht daß sie dir zu schützenden Geistern werden. Versprich mir wenigstens das eine, vermeide jedes Zusammensein mit Eva nach Möglichkeit, gehe ihr aus dem Wege, begib dich nicht tollkühn in Gefahr.“

„Ja, das verspreche ich dir, das will ich tun. Ich hatte mir schon selbst gesagt, daß das nötig sei. — Hast du Sorgen um meinetwillen, Mutter?“

„Ich bin nicht völlig beruhigt, Friedrich. Ich sehe zwar deinen guten Willen, und ich weiß, daß es dir

heiliger Ernst ist mit deinen Vorsätzen, aber ich sehe auch auf der anderen Seite die Größe der Versuchung, und ich zittere, ich darf den Gedanken nicht ausdenken — gäbe es denn einen größeren Schmerz für mich, als einen Fehltritt meines Sohnes erleben zu müssen! Es ist bisher meine innigste Freude, mein Stolz gewesen, daß du nicht bist wie tausend andere junge Leute, daß du deine Männlichkeit nicht durch Sittenlosigkeit, sondern durch Sittenreinheit betätigst. Laß mich nicht sehen, daß auch du nicht besser bist wie die anderen. Und dann, denke daran, daß Mörner der Mann ist, dem dein seliger Vater sein höchstes Vertrauen schenkte, indem er ihn zu deinem Vormunde ernannte; willst du, daß in die Seele dieses Mannes auch nur der Schatten eines Argwohnes gegen dich fiele? Sage nicht, daß er nicht imstande sei, diese Frau glücklich zu machen. Das ist ein vermessenes Urteil. Die Ehe ist mehr als eine Vereinigung zweier Leute verschiedenen Geschlechts zum täglichen Zusammenleben. Was diese beiden Menschen zusammengeführt und wie sie zueinander stehen, kann niemand wissen, aber ihr Bund ist ein von Gott geheiligter. Wenn diese Frau dein Gefallen erregt, so vergiß keinen Augenblick, daß sie vor Gott und Gesetz einem anderen Manne gehört, achte sie, halte die Keuschheit ihres Empfindens, die Reinheit ihres Seins heilig; eine Frau, die das verliert, ist so gut wie gefallen. Der kleinste Verstoß, das geringste Abweichen vom Wege der Moral ist hier der Sünde gleich. Die Lockung führt dich ihr zu, als ginge es zum Tanz, und die Lust trägt dich gaukelnd über die Bedenken des Gewissens hinweg, und wenn es geschehen, dann wandelt sich der Genuß in Schande, die Freude in verzehrende Pein."

Frau von Choiseule hatte die letzten Worte in großer Erregung gesprochen, sie vermochte die Tränen, deren ihr Herz voll war, nicht länger zurückzuhalten.

Friedrich war tief ergriffen, er faßte seiner Mutter Hände und küßte sie, dann sprach er ihr in eindringlichem, schmeichelndem Tone Worte der Beruhigung zu. Er beschwor sie, sich auf sein Wort zu verlassen, sich keine weiteren Sorgen zu machen, er werde alles tun, was sie gefordert habe, er werde vor sich selbst auf der Hut sein, er sei ja außer stande, seiner Mutter einen Schmerz zu bereiten.

Es war Friedrich mit seinen Beteuerungen wirklich ernst; wenn er erst geheuchelt hatte, jetzt meinte er es aufrichtig. Die Worte und Tränen der alten Frau hatten ihn erschüttert. Sein ganzes Sein war in einer gehobenen, sittlich begeisterten Stimmung. Seine Leidenschaft erschien ihm wie der böse Traum einer Fiebernacht und Eva wie eine gänzlich Fremde, deren Andenken schneller und schneller in seiner Seele verblaßte.

Seiner Zärtlichkeit und dem Ernste seiner Vorstellungen gelang es bald, der alten Dame Ruhe und Fassung wiederzugeben. Sie trocknete ihre Tränen, lächelte ihrem Sohne freundlich zu und erkärte schließlich, sie vertraue ihm und hege keinerlei Besorgnisse mehr für die Zukunft.

* * *

Frau von Choiseule wollte, ehe sie Berlin verließ, Eva Mörner noch einmal sehen. Ihr war es nicht entgangen, daß in der Mörnerschen Ehe nicht alles so bestellt sei, wie es sein sollte.

Friedrichs Mutter war noch keine Stunde bei Eva,

so hatte sie vollen Einblick in deren Seelenzustand gewonnen und von der jungen Frau alles über ihr Leben, ja selbst über das Verhältnis zu ihrem Manne erfahren. Eva schüttete der alten Dame, in einer Anwandlung von Rührung und Vertrauensseligkeit, ihr ganzes Herz aus. Ihr war zumute, als müsse sie allem, was sich in der letzten Zeit an Bitterkeit und Kümmernissen in ihr angesammelt, einmal voll die Schleusen öffnen, und so berichtete sie denn der geduldig sie anhörenden Frau von Choiseule alle ihre wirklichen und eingebildeten Leiden. Nur eines verschwieg sie wohlweislich: die Bedeutung, die Friedrich für ihr Dasein gewonnen, seiner tat sie überhaupt nicht Erwähnung.

Frau von Choiseule empfand innigstes Mitleid mit Eva. So lieb und wert ihr auch Mörner persönlich war, so konnte sie sich andererseits nicht verhehlen, daß er einem Wesen wie diesem kein volles Glück zu bieten vermöge. Doch die beiden waren nun einmal vor Gott und Menschen angetraute Eheleute, das war eine unabänderliche Tatsache, mit der man rechnen mußte.

Aber der Zustand der jungen Frau mußte erträglicher gemacht werden, sie brauchte ein Interesse, einen Inhalt für ihr Leben, sonst trieb sie der Verzweiflung entgegen.

Frau von Choiseule sann nach, als gläubige Christin dachte sie natürlich zuerst an die Religion, aber ihr Scharfsinn sagte ihr schnell, daß mit dem Hinweisen auf dieses Trostmittel hier wenig geholfen sein möchte. Denn sie hatte aus Evas Worten weniger heraus g e h ö r t als mit feinem Instinkte heraus g e f ü h l t, daß die Religion keinerlei Rolle in ihrem

Frau von Choiseule hatte die letzten Worte in großer Erregung gesprochen, sie vermochte die Tränen, deren ihr Herz voll war, nicht länger zurückzuhalten.

Friedrich war tief ergriffen, er faßte seiner Mutter Hände und küßte sie, dann sprach er ihr in eindringlichem, schmeichelndem Tone Worte der Beruhigung zu. Er beschwor sie, sich auf sein Wort zu verlassen, sich keine weiteren Sorgen zu machen, er werde alles tun, was sie gefordert habe, er werde vor sich selbst auf der Hut sein, er sei ja außer stande, seiner Mutter einen Schmerz zu bereiten.

Es war Friedrich mit seinen Beteuerungen wirklich ernst; wenn er erst geheuchelt hatte, jetzt meinte er es aufrichtig. Die Worte und Tränen der alten Frau hatten ihn erschüttert. Sein ganzes Sein war in einer gehobenen, sittlich begeisterten Stimmung. Seine Leidenschaft erschien ihm wie der böse Traum einer Fiebernacht und Eva wie eine gänzlich Fremde, deren Andenken schneller und schneller in seiner Seele verblaßte.

Seiner Zärtlichkeit und dem Ernste seiner Vorstellungen gelang es bald, der alten Dame Ruhe und Fassung wiederzugeben. Sie trocknete ihre Tränen, lächelte ihrem Sohne freundlich zu und erkärte schließlich, sie vertraue ihm und hege keinerlei Besorgnisse mehr für die Zukunft.

* * *

Frau von Choiseule wollte, ehe sie Berlin verließ, Eva Mörner noch einmal sehen. Ihr war es nicht entgangen, daß in der Mörnerschen Ehe nicht alles so bestellt sei, wie es sein sollte.

Friedrichs Mutter war noch keine Stunde bei Eva,

so hatte sie vollen Einblick in deren Seelenzustand gewonnen und von der jungen Frau alles über ihr Leben, ja selbst über das Verhältnis zu ihrem Manne erfahren. Eva schüttete der alten Dame, in einer Anwandlung von Rührung und Vertrauensseligkeit, ihr ganzes Herz aus. Ihr war zumute, als müsse sie allem, was sich in der letzten Zeit an Bitterkeit und Kümmernissen in ihr angesammelt, einmal voll die Schleusen öffnen, und so berichtete sie denn der geduldig sie anhörenden Frau von Choiseule alle ihre wirklichen und eingebildeten Leiden. Nur eines verschwieg sie wohlweislich: die Bedeutung, die Friedrich für ihr Dasein gewonnen, seiner tat sie überhaupt nicht Erwähnung.

Frau von Choiseule empfand innigstes Mitleid mit Eva. So lieb und wert ihr auch Mörner persönlich war, so konnte sie sich andererseits nicht verhehlen, daß er einem Wesen wie diesem kein volles Glück zu bieten vermöge. Doch die beiden waren nun einmal vor Gott und Menschen angetraute Eheleute, das war eine unabänderliche Tatsache, mit der man rechnen mußte.

Aber der Zustand der jungen Frau mußte erträglicher gemacht werden, sie brauchte ein Interesse, einen Inhalt für ihr Leben, sonst trieb sie der Verzweiflung entgegen.

Frau von Choiseule sann nach, als gläubige Christin dachte sie natürlich zuerst an die Religion, aber ihr Scharfsinn sagte ihr schnell, daß mit dem Hinweisen auf dieses Trostmittel hier wenig geholfen sein möchte. Denn sie hatte aus Evas Worten weniger heraus*gehört* als mit feinem Instinkte heraus*gefühlt*, daß die Religion keinerlei Rolle in ihrem

Seelenleben spiele, daß ihr Sinn dafür noch nicht geweckt sei.

„Vielleicht meldet sich dieses höhere Bedürfnis von selbst," dachte Frau von Choiseule, „man darf es ihr auf keinen Fall aufzwingen und dadurch verleiden."

Da kam ihr ein Plan, der mehr Aussicht auf Erfolg zu bieten schien, und sie sagte zu Eva, indem sie deren Hand ergriff: „Liebste Eva, verlieren Sie den Mut nicht; solche Augenblicke der Trostlosigkeit und Verzagtheit haben wir Frauen alle schon durchgemacht. Glauben Sie mir, Sie werden auf diese Periode ihres Lebens noch einmal mit einem Lächeln des Staunens zurückblicken und nicht begreifen, warum Sie sich das Herz so unnötig schwer gemacht haben. Jeder hat sein Kreuz zu tragen und Ihres ist noch nicht das schwerste. Aber trotzdem muß etwas für Sie geschehen, müssen Sie selbst etwas dazu tun, um sich aus diesem Zustande der Mutlosigkeit emporzureißen."

Hier wurde sie von Eva unterbrochen, welche rief: „Ja, aber was soll ich tun, nennen Sie mir ein Mittel! Ich bin so unglücklich, und niemand kann mir helfen. Nur Sie können es, zu Ihnen habe ich Vertrauen, Sie sind so gut —" und Eva blickte die alte Dame mit einem so hilfesuchenden Blicke ihrer großen, tränenschimmernden Augen an und mit einem so innigen Zuge kindlichen Vertrauens in ihrem Gesichte, daß deren Herz unwillkürlich davon getroffen wurde und sie sich sagte: „Nein, sie ist nicht schlecht, sie hat eine Kindesseele und muß nur auf den rechten Weg gewiesen werden."

„Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, liebe Eva," hob Frau von Choiseule an, „ich meine, nichts auf der Welt ist geeigneter, uns die eigenen Sorgen

und Nöten vergessen zu machen, als wenn wir uns um die Drangsale und Schmerzen anderer bekümmern, zu deren Linderung beizutragen suchen. Sie sollten diesen Weg beschreiten, Eva, widmen Sie einige Stunden Ihres Tages der Armen- und Krankenpflege, da lernt man den eigenen Schmerz an dem anderer messen und erfährt, wie nichtig und verschwindend er gegenüber dem Elend und Jammer ist, in denen Tausende unserer Mitmenschen dahinleben. Und nichts auf der Welt gewährt edlere Befriedigung als das Bewußtsein, solchen Unglücklichen Linderung gebracht, ein Leben, vielleicht eine Seele vom Verderben errettet zu haben. Ich spreche aus eigener Erfahrung, ich habe hohes Glück in solchem Tun gefunden und möchte auch Ihnen daran Anteil geben. Es wäre so ein schöner Inhalt für Ihr Leben, und ich glaube, die Gaben zu diesem Berufe liegen in Ihnen, Eva, Sie haben ein gutes, feinfühlendes Herz. — Wie ist es, was sagen Sie zu meinem Plane?"

Eva ging auf Frau von Choiseules Vorschlag mit einer Begeisterung ein, die in ihrer Überschwenglichkeit der alten Dame ein Lächeln abnötigte. Am liebsten wäre sie sogleich in die Hütten der Armen und die Lazarette gegangen, um Gaben auszuteilen und Kranke zu pflegen.

Frau von Choiseule hielt es für nötig, Evas überstürzten Eifer zu zügeln, und wies sie darauf hin, daß eine derartige Tätigkeit Ziel und Plan haben müsse, wenn etwas Ersprießliches daraus erwachsen solle.

Friedrichs Mutter hatte als Vorsteherin jenes Frauenhilfsverbandes ihrer Heimat Beziehungen zu Berliner Vereinen ähnlicher Art. Sie schlug Eva vor,

sie an die ihr persönlich bekannte Leiterin eines solchen Vereins zu weisen.

Sie schrieb einen Brief an diese Dame, mit dem Eva sich bei ihr einführen solle.

Natürlich dürfe nichts in dieser Sache geschehen, ohne daß Mörner seine ausdrückliche Genehmigung erteilt habe, das legte Frau von Choiseule Eva besonders ans Herz.

Nachdem sie der jungen Frau noch manchen guten Rat erteilt, machte sich Frau von Choiseule auf den Weg. Eva küßte ihr beim Abschied wiederholt die Hand und konnte sich nicht genug tun im Versichern, wie zufrieden und glücklich sie sich jetzt fühle.

Und Friedrichs Mutter verließ Berlin mit dem Bewußtsein, dort in mehr als einer Hinsicht Gutes gestiftet zu haben, und voll der besten Hoffnungen für alle die Lieben, die sie zurückließ.

Neuntes Kapitel.

Eva Mörner hatte in ihrem Charakter viel von einem Kinde an sich. Eine gewisse Naivität weniger der Weltanschauung als des Empfindens war ihr eigen. Ihre Natur war durchaus impressionabel, wandelbar, in tausend stets wechselnden Farben schillernd. Sie ließ sich von den Ereignissen des Lebens und den Personen ihrer Umgebung stark beeinflussen und bedurfte der Anregung von außen zu ihrem Wohlbefinden; neue Ideen, jede Abwechslung übte einen großen Zauber auf sie aus.

Darum ergriff sie Frau von Choiseules Vorschlag mit solcher Begeisterung; diese Idee, anderen Glück zu bringen, um selbst glücklich zu werden, hatte sie in

ihrer Neuheit gepackt, es erschien ihr, als sei damit das erlösende Wort für sie gesprochen, als käme es nur noch darauf an, das Vorgeschlagene auszuführen, und das verheißene Glück müsse alsdann auf ihr Haupt niedersinken.

Und Gutes tun, war ja so leicht, Hilfsbedürftiger gab es ja so viele.

Eva hatte nicht unterlassen, ihrem Gatten Mitteilung von ihrem Vorhaben zu machen, und dieser hatte sich im höchsten Grade einverstanden mit dem neuen Plane erklärt.

Mörner war allen philanthropischen Zwecken gewogen, aber an eine aktive Beteiligung bei derartigen Bestrebungen konnte er nicht denken, da sein Leben völlig von der Amtstätigkeit eingenommen wurde; um so herzlicher freute er sich, daß seine Frau für das große Werk der Barmherzigkeit und Menschenliebe, dem sie bisher völlig gleichgültig gegenüber gestanden, auf einmal begeistertes Interesse äußerte.

Mörner wußte wohl, wem er diese Wandlung in Evas Gesinnung zu danken habe, und gab seinem Dankesgefühle in einem Briefe an Frau von Choiseule warmen Ausdruck.

Am nächsten Tage tat Eva den ersten Schritt in ihrem neuen Berufe; sie ging zu jener Dame, an welche sie von Frau von Choiseule gewiesen worden war, ihren Einführungsbrief in der Tasche.

Die betreffende Dame hieß Frau Kirsten und hatte, wie Eva mit Erstaunen aus dem Adreßbuche ersah, eine tägliche Sprechstunde.

Auch von dieser Frau hatte sich Eva bereits im Geiste ein Bild entworfen; sie war gewiß sehr edel, milde und freundlich, ein Wesen, von dem himmlische Güte ausstrahlte.

In solchen Erwartungen betrat sie das Zimmer, in welches sie gewiesen worden war und das völlig wie ein Kontor aussah.

Von ihrem Platze vor einem mächtigen Sekretär erhob sich eine Dame, die in ihrer Erscheinung den denkbar stärksten Gegensatz zu Evas Phantasiebild darstellte.

Frau Kirsten war eine in mittleren Jahren stehende Frau, mit nüchtern gleichgültigen Gesichtszügen in einer Kleidung, die mit ihrer Einfachheit zu prunken schien.

Sie bat Eva, Platz zu nehmen, las den Brief, den diese ihr überreichte, ohne den gleichgültigen Ausdruck ihres Gesichtes während des Lesens irgendwie zu verändern, und fragte schließlich, indem sie Eva das Schreiben zurückgab:

„Sie wollen unserem Vereine beitreten? Wenigstens verstehe ich Frau von Choiseule dahin."

„Jawohl," sagte Eva, „das heißt —"

„Versteht sich," fiel jene ein, „nachdem Sie von unserem Statut Einsicht genommen. Wir nehmen niemanden auf, ohne ihm vorher Gelegenheit zu geben, sich über die Zwecke unseres Vereins und die Verpflichtungen, denen er sich mit seinem Beitritte unterwirft, zu orientieren. Ich werde Ihnen zunächst ein Statutenexemplar einhändigen, Sie werden darin alles finden, was Ihnen wissenswert sein kann."

Damit ging sie an den Sekretär, welcher nahezu ein Vierteil des ganzen Zimmers ausfüllte, und nahm dort von einem Stoße dünnleibiger Heftchen das oberste herab, welches sie Eva überreichte.

Diese war noch gar nicht fähig gewesen, sich von ihrem Staunen über die nüchterne, geschäftsmäßige

Art und Weise zu erholen, in welcher diese Frau eine so ideale Sache betrieb, und blätterte zerstreut und verlegen in dem Statutenexemplare herum.

„Sie können sich das mit nach Hause nehmen," hub jetzt Frau Kirsten wieder an, „und wollen uns, nachdem Sie Einsicht davon genommen, Ihre Entschließung mitteilen."

Eva erhob sich, das Wesen dieser Frau reizte sie. Sie war einmal in einem Dienstboten-Vermittelungsbureau gewesen, dort hatte ein ähnlicher Ton geherrscht. „Sie tut doch gerade, als wolle ich mich vermieten," dachte Eva.

Etwas von oben herab sagte sie dann im Gehen, sie werde sehen, ob ihr die Bedingungen zusagten.

Evas Begeisterung hatte durch diesen Besuch starken Abbruch erlitten, aber zu Haus angekommen, nahm sie doch das Statut vor und las es durch.

Vieles davon erschien ihr mysteriös und absurd. Vor allem begriff sie nicht, warum zur Mildtätigkeit so viel Umstände gehörten. Da las sie von einer Eintragung ins Genossenschaftsregister, einer Kasse, einem Reservefond, Mitgliederversammlungen, Beschlußfassungen mit zwei Drittel Majorität, Vorstandswahlen, Revisionen und unzähligen anderen Bestimmungen, deren Sinn ihr teilweise vollkommen unverständlich war. Da gab es einen aus Herren und Damen gemischten Vorstand, mehrere vornehme Namen waren unter den aufgezählten, auch Frau Kirsten gehörte diesem Vorstande an. Dann ein Direktorium von drei Mitgliedern, einen Kassierer, einen Schriftführer, einen Syndikus. Die Mitglieder zerfielen in Helfende und Zahlende. Der Verein hatte ein Haus, in welchem

eine Krankenstation war, dem eine besondere Oberin vorstand.

Das alles war ganz anders als Eva es sich vorgestellt hatte.

Ein einziges Kapitel in dem ganzen Statut gefiel ihr, das über die sogenannten helfenden Mitglieder.

Während nämlich die zahlenden Mitglieder sich nur mit einem Geldzuschusse beteiligten, hatten die helfenden die ihnen vom Vereine zugewiesenen Armen und Kranken aufzusuchen und ihnen Hilfe und Unterstützung zu bringen.

Diese Aufgabe entsprach einigermaßen Evas ursprünglichen Ideen, und sie beschloß, dem Verein beizutreten und sich zu den helfenden Mitgliedern zu melden.

Sie begab sich daher ein zweites Mal zu Frau Kirsten und teilte ihr diesen Entschluß mit. Diese trat auch heute nicht aus ihrer frostigen Ruhe heraus. Nachdem sie Evas Entscheidung vernommen, begab sie sich wieder nach dem bewußten Riesen von Sekretär und holte aus einem seiner unzähligen Fächer ein dickes Buch hervor, in welchem sie eifrig zu blättern begann. Als sie gefunden zu haben schien, wonach sie suchte, sagte sie zu Eva:

„Aus den Statuten werden Sie ersehen haben, daß Sie als helfendes Mitglied bestimmte Personen zur Pflege überwiesen bekommen."

Eva bejahte.

„Hier ist nun vor kurzem eine Familie frei geworden, Krätzer mit Namen. Die Dame, welche bisher dort gepflegt hat, ist erkrankt und von den helfenden zu den zahlenden Mitgliedern übergegangen. Wenn es Ihnen recht ist, können Sie gleich in deren Stelle

eintreten. In bezug auf ihre Pflichten und die Verantwortung, die Sie übernehmen, verweise ich Sie auf Kapitel drei der Statuten, welches darüber hinreichenden Aufschluß enthält."

Eva sann eine Weile nach, sie dachte einen Augenblick daran, ihre Zusage, dem Vereine beizutreten, zurückzunehmen, und das Wohltun auf eigene Faust zu versuchen.

Aber zur Ausführung dieses letzten Planes fühlte sie sich schließlich doch zu unerfahren und unsicher; dann bedachte sie auch, daß Frau von Choiseule sie an diesen Verein gewiesen habe, und daß also doch etwas Gutes daran sein müsse.

Sie betrachtete Frau Kirsten eine Weile, die unbekümmert um Evas Anwesenheit an ihrem Sekretär saß und dort eifrig schrieb. „Viel Sympathisches hat diese Frau nicht," sagte sich Eva, „und dieser ganze Verein ist eigentlich auch nicht nach meinem Sinne, aber wer weiß, vielleicht sitzt das Gute, was ich nicht entdecken kann, in einem der vielen Fächer dieses unheimlichen Schreibtisches". Eva lächelte über ihrem eigenen Gedanken und erklärte Frau Kirsten nunmehr, sie wolle die genannte Familie übernehmen.

Frau Kirsten erbat sich darauf die Angabe von Evas Namen, Stand, Wohnung, Geburtstag und Konfession und trug das alles in ein Buch mit sehr vielen Rubriken ein.

Dann ließ sie Eva Verschiedenes unterschreiben und händigte ihr schließlich eine Karte ein, indem sie versicherte, das sei eine Mitgliedskarte. Der Termin der nächsten ordentlichen Mitgliederversammlung sei noch nicht bestimmt, erklärte sie, Eva werde jedoch rechtzeitig davon benachrichtigt werden.

Schon am nächsten Morgen nach ihrem Beitritt zu dem Vereine suchte Eva die Familie Krätzer auf. Nie vielleicht in ihrem bisherigen Leben hatte ihr ein Gang soviel Überwindung gekostet, als dieser zu Leuten, denen sie Hilfe bringen wollte.

Die Wohnung der Krätzers lag im Nordosten Berlins, eine Gegend, die Eva noch nie betreten hatte; erst nach mehrfachem Fehlgehen und Erkundigen machte sie die Straße ausfindig, welche ihr Frau Kirsten genannt hatte.

Endlich war sie vor dem Hause angelangt, das die ihr bezeichnete Nummer trug: eine riesenhafte Mietskaserne; hier also im Hinterhaus drei Treppen.

Eva ging einige Male unschlüssig vor dem Hause auf und ab. Die Armut war etwas Neues für sie; jetzt, wo sie ihr zum ersten Male ins Angesicht schaute, erschrak sie im Innersten vor der Häßlichkeit ihrer Züge. Wie nüchtern, grau, düster war hier alles: die Straße, die Häuser, der lärmende Geschäftsverkehr, die Arbeiter, die beschmutzt und mit bleichen Gesichtern eilig einhermarschierten, die Lastwagen, die vorbeipolterten — alles sprach von rastlos harter Arbeit, von Mühe und Entbehrung.

Eva, die im Wohlleben, Müßiggang und Verwöhnung aufgewachsen, fühlte sich wie krank bei diesem Anblick, bange Scheu ergriff sie; ihr war, als habe sie ein anderes Land betreten, als befinde sie sich unter fremdem Volke; was wollte sie hier, wie würde man sie, die Fremde, aufnehmen!

Schließlich faßte sie einen herzhaften Entschluß und betrat das Haus. Sie durchschritt einen geräumigen Hof, in welchem sich Kinder jeden Alters, mehr schreiend und lärmend als spielend umhertrieben. Dann

kam sie an das Hinterhaus, ein himmelhohes Gebäude, das mit seinen merkwürdig geschlitzten, unregelmäßig über und nebeneinander stehenden, teils schiefen, teils geraden Fensteröffnungen den Eindruck machte, als schnitte es eine wahnwitzige Grimasse.

Die Holztreppe war schmutzig und schlecht erhellt, die Luft dumpf, stickig und übelriechend, wie sie sich überall zu entwickeln pflegt, wo viele Menschen eng zusammengepfercht beieinander wohnen.

Einige Leute, die Eva auf der Treppe begegneten, sahen sie verwundert an, und ein junger Mensch blickte ihr frech in die Augen. „Ich hätte mich einfacher kleiden sollen," sagte Eva sich, und es kam ihr wie ein Verbrechen vor, daß sie einen Sealskin an hatte und eine perlengestickte Kapotte trug.

In der dritten Etage angekommen, betrat sie den schmalen Korridor, auf welchen die Türen der einzelnen Wohnungen gingen. „Krätzer!" Hier war es also.

Zaghaft pochte Eva an. Eine Frauenstimme rief: „Herein!"

Eine ältere Frau stand mit hochaufgeschürzten Röcken am Waschfaß, in welchem sie eingeseifte Wäsche hatte. Bei Evas Eintritt hielt sie erstaunt in ihrer Arbeit inne.

Eva erklärte ihr unter starkem Erröten und mit stockender Stimme, was sie herführe.

Die Frau musterte sie mit mißtrauischen Blicken, sie war aus Evas Worten nicht klug geworden und argwöhnte, hinter dem Besuche der fremden vornehmen Dame verstecke sich eine Spionage oder etwas der Art.

Eva erklärte ihr, welchem Vereine sie angehöre und was der Zweck ihres Kommens sei, und wurde nun verstanden.

Frau Krätzers Gesicht hellte sich auf, sie wischte einen Stuhl mit der Schürze ab und bat Eva, darauf Platz zu nehmen. Sie sei allein zu Haus, erklärte sie, der Mann und die beiden älteren Kinder seien auf Arbeit und die beiden jüngeren in der Schule.

Eva verlor ihre anfängliche ängstliche Befangenheit allmählich. Die Frau sah nicht bösartig aus. Sie war groß und hager. Ihr Gesicht mit den vielen Runzeln, den tiefen Schatten unter den Augen und der pergamentbleichen Farbe machte einen weit älteren Eindruck, als die elastische Gestalt und die kräftigen Glieder.

Daß diese Frau Sorgen und Not in ihrem Leben kennen gelernt, sah man ihr an; sie schien im Kampfe mit ihnen wohl gelitten zu haben, aber nicht gebrochen worden zu sein.

Das Zimmer war nur spärlich möbliert, die Wände erschienen durchaus kahl, auf Eva machte sein Anblick einen trostlosen Eindruck. „Wie kann man so leben!" dachte sie. Alles, worauf hier ihr Auge fiel, war für des Lebens Notdurft bestimmt, da war nichts, was von Wohlleben, Komfort oder auch nur von Gemütlichkeit gesprochen hätte.

In diesem Zimmer standen zwei Betten, und in einem kleineren nebenan, dessen Tür offen stand, zwei weitere.

„Wo is denn die andere Dame jeblieben, die vor Sie kommen dhat?" fragte Frau Krätzer jetzt in ausgesprochenem Berliner Jargon. Sie hatte inzwischen ihre Wascharbeit wieder aufgenommen.

„Die Dame ist leider krank geworden, liebe Frau," erwiderte Eva. Das „liebe Frau" hatte sie irgendwo in einem Romane als Anrede für geringe Frauens-

personen verwendet gefunden, und es schien ihr hier sehr angebracht.

„Wat Se sagen!“ rief Frau Krätzer. „Dat dhut mir abers wirklich leed. Die war jarnich übel, freilich närrische Ideen hatte se man öfters, und so jung und hübsch wie Sie, Madamken, war se nich. Wissen Se, se war so eene mit ne blaue Brille und Schmachtlocken.“

Eva errötete, es verdroß sie, daß diese Frau über eine Person spottete, die ihr wohlgetan hatte. „Was wird sie hinter meinem Rücken von mir sagen?“ war ein Gedanke, der sehr nahe lag.

„Die Dame hat aber doch sicherlich viel für Sie getan,“ sagte sie, „und ich fürchte, ich werde meine Sache nicht halb so gut wie meine Vorgängerin machen.“

„Ne, ick will och jarnischt damit jesagt haben,“ fiel ihr Frau Krätzer ins Wort, „mißverstehen Se mir nich. Undankbarket is nich mei Fehler. Ick habe och meiner Grete, als das dumme Jör en freches Wort von die Dame jesagt hat, eens uf'n Mund jejeben, weil ick det nich leiden mochte.“

Eva knüpfte hieran die Frage, wie viele Kinder Frau Krätzer habe und welche ihre Namen seien.

Die Frau berichtete, ihr Mann sei Arbeiter, ebenso ihr ältester Sohn Wilhelm, ihre Tochter Grete, ein Mädchen von siebzehn Jahren, arbeite in einer Druckerei, und die beiden jüngsten Kinder, Liesbeth und Ernst, besuchten noch die Schule.

Frau Krätzer schien sehr klar über die Schwächen der einzelnen Mitglieder ihrer Familie zu sehen; sie erklärte Eva offen, ihr Mann sei ein Säufer, die Grete auf dem besten Wege, eine Dirne zu werden,

und die beiden Jüngsten ungezogene Rangen; ihr Liebling schien der Älteste zu sein, von ihm sagte sie:

„Ja, wenn mei Wilhelm nich wäre, denn wüßte ick jarnich, wo ick bleiben sollte, der is en juter Sohn, det muß ick ihm nachsajen, aber man muß alle Hände drüber halten, sonst macht des och dumme Streiche."

Der derbe, beinah harte Ton, in welcher Frau Krätzer von den Ihrigen sprach, mißfiel Eva. Sie wußte eben nicht, daß arme Leute selten anders voneinander reden. Denn sentimentale Zärtlichkeit gehört auch dem Luxus an, welchen sich nur die Reichen gewähren können.

Die Frau war inzwischen mit ihrer Wäsche zu Ende gekommen und fing an, die einzelnen Stücke auszuwringen und aufzuhängen.

Eva wußte nicht recht, was sie noch weiter mit ihr reden solle. Am liebsten hätte sie die Frau gefragt, ob sie nichts nötig habe, aber sie fand den Mut nicht zu dieser Frage, die sie für indiskret hielt. Nach einigem Schwanken stand sie auf und sagte, sie müsse nun gehen, wolle aber bald einmal wieder nachsehen.

„Soll mir stets ene Freude sin," sagte Frau Krätzer und schüttelte Eva die Hand.

Eva legte ein Zehnmarkstück auf den Tisch und ging dann schnell hinaus.

Sie hatte kaum die Tür hinter sich, so öffnete sich diese wieder und Frau Krätzer rief ihr nach: „Danke och schen für det Geld, es kommt mir jrade jut zu passe."

Eva Mörner war durchaus nicht zufrieden mit diesem ersten Besuche bei ihren Schutzbefohlenen.

Was sie selbst getan und geredet hatte, kam ihr nachträglich im höchsten Grade verfehlt und töricht vor, und dann hatte sie auch mancherlei an Frau Krätzer

auszusetzen; sie erschien ihr zum mindesten unbescheiden, denn Eva lebte, wie so viele besser Gestellte, der Ansicht, armer Leute verdammte Pflicht und Schuldigkeit sei es, sich zerknirscht und unterwürfig zu zeigen.

Aber als Mörner sie noch am selben Tage fragte, wie ihr Besuch abgelaufen sei, erklärte sie sich mit seinem Resultate sehr befriedigt; Eva schämte sich einzugestehen, wie ganz anders alles gekommen sei, als sie es erwartet hatte.

* * *

Als Eva Mörner das nächste Mal zu Frau Krätzer kam, fand sie deren Töchterchen Liesbeth am Fieber daniederliegend.

„Et is nich ansteckend," sagte Frau Krätzer, als sie Evas besorgt fragende Miene sah, „jehen Sie man ruhig ran, die Jöre hat sik nur verkältet, und in en paar Dagen läuft det wieder munter herum."

Man hatte das Kind in einem Bette der Wohnstube untergebracht, weil es hier wärmer war, als in der Kammer nebenan. Der Stubenofen war zugleich Kochherd, und Frau Krätzer war eben dabei, das Mittagessen zuzubereiten.

„Kartoffeln mit Spicke," erklärte sie Eva, „det is mein Ollen sen Leibessen."

Eva trat an das Bett der Kranken heran und ließ sich auf dessen Rande nieder; sie strich der Kleinen die verwirrten Haarsträhne zurecht und brachte ihr die Kissen in Ordnung.

Das Kind zeigte sich anfangs der fremden Dame gegenüber scheu und ängstlich, mit der Zeit aber wurde sie zutulicher, versteckte den blonden Kopf halb in den Kissen und zwinkerte Eva schelmisch verschmitzt mit einem Auge an, indem sie verstohlen kicherte.

Eva fand großes Wohlgefallen an der Kleinen, und sie gab das der Mutter zu verstehen.

„Ja, wenn se man immer so sin wollten, wie det Wurm da jetzt, aber lassen Se die erst wieder uf'n Damme sin, dann sollten Se man erleben, wat en solches unsereinen für ne Not macht, und viere davon erst. — Haben Se och Kinder zu Haus, sein Se überhaupt verheiratet? Dhun Se mer die Frage abers nich krumm nehmen."

Eva errötete und erklärte der Frau, daß sie zwar verheiratet sei, aber keine Kinder habe.

„Na, denn sein Se schöne raus, man hat nichts als Schinderei und Not mit die verdammte Jören," meinte Frau Krätzer.

„Ich dachte eben darüber nach," sagte Eva, „wie süß und herzig doch so ein kleines Wesen ist."

Das Mädchen war in eine Art von Halbschlaf gefallen, in welchem sie nur ab und zu die Augen schlaftrunken öffnete, um sie dann lächelnd zu schließen. Sie hielt einen Finger Evas, mit dessen Ringen sie gespielt hatte, fest in ihr Fäustchen geschlossen.

„Na, von wegen det süße und herzige," rief Frau Krätzer aus, „wie Se sagen, det müßte jrade noch kommen. — Aber so is es in der Welt, wer kene Kinder hat, der möchte welche, und wer welche hat, dem sein se zu viel, und er wäre se je eher je lieber los."

„Möchten Sie Ihre Kinder wirklich los sein, Frau Krätzer? Das kann ich Ihnen nicht glauben," sagte Eva.

„Na, so war mir det schon nich bemeint," erwiderte die Frau und hielt im Kartoffelschälen inne. „Sehen Se, det is so ne Sache. Lieb hat man ja sein eigenes Fleisch und Blut doch, man mag wollen oder nich, denn zum Beispiel, als mir mein klener Aujust

starb, da hab ick vor Schmerz nich jewußt, wohin, und det Kind, der Aujust, war en elend Ding; der Olle hat immer jesagt, es wäre en Wechselbalg, wie er sich so rüdig ausdrückt, und sehen Se, als det Würmchen kalt und steif dalag, dort jerade in dasselbe Bett, wo Se dran sitzen, ob er sich da nich hat de Oogen aus'n Koppe heulen wollen."

„Ach, das muß schrecklich sein, ein Kind sterben zu sehen," sagte Eva. „Haben Sie noch mehr Kinder verloren?"

„Ja, noch ens, det heeßt, des kann man nich für voll ansehen, det war nämlich ne Fehljeburt und hat nur en halben Dag jelebt. Sehn Se, det kam nämlich so, ich hatte dazumal zu schwer jehoben und mir dabei en Schaden jedhan—"

Und nun berichtete sie Eva die Einzelheiten dieses Falles mit der niederen Frauen eigentümlichen derben Offenheit in solchen Dingen. Eva hörte ihr staunend zu, in so ungeschminkter Nacktheit war ihr Derartiges noch niemals vor die Seele gestellt worden.

„Ja, sehen Se," schloß Frau Krätzer, „det is allens, was man von det Verheiratetsein hat. Und dann, wenn se erst ranjewachsen sein, danken se es unsereinem so, wie meine Grete, det unjeratene, liederliche Frauensmensch, und dazu noch en Mann, wie meiner is — ne Madamken, arme Leute sollen det Heiraten man lieber janz bleiben lassen, det is en Verjnügen, des nur für die Reichen jeschaffen is."

„Aber warum haben Sie denn geheiratet, wenn Sie Ihren Mann nicht lieb haben?" fragte Eva.

„Wenn Se det interessiert, des kann ick Se verzählen, wie dat mit meine Verheiratung jekommen is.

„Also ick war Dienstmädchen bei einer feinen Herrschaft, und mein Oller war dazumal Unteroffizier bei die Drajoner. Se werden ihm det freilich heute nich mehr ansehen, aber Krätzer machte en schmucken Soldaten. Wie det nu mal so is bei unsereinem, ick ließ mir mit ihm ein und bekam en Kind von ihm, was unser Wilhelm is, weshalb ick den Dienst bei meiner Herrschaft verlassen mußte. Krätzer hat sich damals schlecht jegen mir benommen, indem daß er det Wurm nich als det seinige anerkennen wollte, abers er is von Gerichts wegen dazu jezwungen worden. Ick hatte mir nach diesem etabliert als Wäscherin von feine Herrenwäsche und kam durch, denn det Verdienst war dazumal noch nich so miserabelich als jetzt. Von Krätzer wollte ick jedoch nichts mehr wissen, von wejen die Schlechtigkeit, die er jezeigt hatte. Als sie ihn nu von seinem Regimente wegjagen dhaten, wegen sein vieles Trinken, was er schon damals nich lassen konnte, da kam er denn zu mir, und weil er sagte, er wolle sich en Leids antun, wenn ick en nich aufnähme, und weil ick ne dumme Gans war, habe ick en bei mir behalten. Sehen Se, er war ja och der Vater von det Kind, und denn hat er sich hoch und heilig verschworen, er wolle det Saufen in Zukunft bleiben lassen und en ordentlicher Mensch werden. Und so is er bei mir jeblieben, und weil es denn enmal nich anders war, habe ick mir mit ihm trauen lassen, und nich bloß vor det Standesamt, sondern och von en Geistlichen. Und im Anfang hat Krätzer Wort jehalten, ick habe ihm aber och düchtig ufjepaßt. Er is Maurer von Profession, und da habe ick ihn jeden Abend von der Arbeit abgeholt, damit er nich in die Kneipe jehen sollte. Und damals is es och janz jut jegangen, wir hatten unser schenes Auskommen,

denn ick habe die Wäscherei immer weiter jetrieben. Aber als ick die Grete jeboren hatte, war ick ene lange Weile krank und konnte meinen Ollen nich nachlaufen wie früher, und da is er in schlechte Gesellschaften jeraten und hat sich des Saufen und Bummeln wieder anjewöhnt und seitdem och nich wieder davon jelassen. Und so is es schlimmer und schlimmer mit ihm und uns jeworden, dann kamen noch mehr Kinder und der Lohn wurde schlechter, und ick habe die Wäscherei schließlich janz ufjeben müssen, und nu sin mehr uf die Almosen von jute Menschen anjewiesen, wenn wir nich janz verhungern wollen."

Frau Krätzer war über ihrer Erzählung mit den Kartoffeln fertig geworden und setzte sie nunmehr auf den Herd. Das kleine Mädchen hatte den Kopf auf die Seite gelegt und war fest eingeschlafen.

Eva war durch das Vernommene nachdenklich gestimmt worden. Sie hatte bisher der rauhen Wirklichkeit des Lebens sehr fern gestanden, an sie selbst waren Sorgen um die Existenz niemals herangetreten; sie hatte wohl von dergleichen gelesen und gehört, aber in Wahrheit war dies alles doch viel jammervoller und trostloser als in der Vorstellung.

Jetzt tat sich die Tür auf und ein junger Mensch in Arbeiterkleidung trat ein.

„Des is mei Wilhelm," erklärte Frau Krätzer.

Der junge Krätzer war ein etwa zwanzigjähriger Mensch von ansprechendem Äußeren. Seine Gesichtszüge waren weich, beinahe mädchenhaft. Das zarte Weiß und Rot seiner Wangen kontrastierte merkwürdig mit den groben, braunroten, ausgearbeiteten Händen.

Er zog sich beim Anblicke der fremden Dame verlegen in eine Ecke zurück und machte sich dort zu schaffen,

vielleicht schämte er sich seiner arbeitsbeschmutzten Kleidung; aber Evas Erscheinung ließ ihn offenbar nicht gleichgültig, er betrachtete sie unausgesetzt, und als sie einmal nach ihm hinblickte, schlug er, wie auf einem Unrecht ertappt, die Augen verschämt zu Boden und errötete bis unter die Haarwurzeln.

Der Eindruck, den Eva Mörner diesmal von ihren Pflegebefohlenen empfangen, war ein weit günstigerer als der ihres ersten Besuches.

Ehe sie ging, fragte sie Frau Krätzer, was ihr etwa in ihrem Haushalte fehle; die Frau machte verschiedenerlei namhaft, und Eva suchte diese Dinge ihrem Gedächtnisse einzuprägen; sie hatte beschlossen, den Krätzers eine Weihnachtsbescherung zu bereiten.

Auf dem Heimwege dachte sie sich aus, wie sie diese Feier arrangieren wolle. Sie freute sich diesmal ganz besonders auf das Fest; im geheimen trug sie sich nämlich noch mit einem anderen Plane, sie wollte ihren Mann bitten, daß er Friedrich von Choiseule auffordere, den Weihnachtsabend mit ihnen zu verleben.

Friedrich war seit seiner Mutter Abreise nicht mehr bei Mörners gewesen, und Eva erwartete seinen Besuch täglich. Sie malte sich im Geiste schon seine Überraschung aus, wenn er von ihrer neuen Tätigkeit und deren Resultaten vernehmen werde.

„Ob er wohl unsere Einladung annehmen wird,“ dachte sie, „gewiß, er hat ja niemanden sonst, bei dem er das Fest feiern könnte. — Halt — seine Schwester! Ich hatte ja Schaurotts ganz vergessen. Natürlich geht er zu denen. Wie schade, nun ist es nichts mit meinem Plane.“

Und Eva empfand ernstliches Bedauern. Der Gedanke, den Weihnachtsabend mit ihrem Gatten allein zu verleben, kam ihr jetzt doppelt trübe vor.

Als sie nach Haus kam, berichtete ihr das Mädchen, es sei Besuch da gewesen.

„Wer!" fragte Eva, und eine Ahnung, daß es Friedrich sei, durchzuckte sie.

Die Zofe überreichte ihr zwei Karten: „Friedrich von Choiseule."

Evas erstes Gefühl war Betrübnis, daß sie ihn verfehlt, dann begann sie Mißmut zu empfinden. Sie ärgerte sich über diese Karten; seit wann warf er Karten ab? Wie steif und lächerlich von ihm, und dann, warum kam er mittags? Der Nachmittag war doch ihre Zeit, wie er sehr wohl wußte. — Es war also klar, er hatte sie verfehlen wollen, sie war ihm gleichgültig; wer weiß, auf welchen Pfaden er jetzt überhaupt wandelte.

So erging sie sich in bitteren Vorwürfen gegen Friedrich, als ob sie ein Anrecht auf seine Person habe.

Schließlich aber sagte sie sich, daß sie ihm vielleicht unrecht tue, daß ein Zufall sein könne, was sie für Absicht genommen. — Doch ein Stachel blieb trotzdem in ihrer Seele zurück.

Zehntes Kapitel.

Friedrich von Choiseule war der Mahnung seiner Mutter und seines ihr gegebenen Versprechens wohl eingedenk. Ja, er tat mehr, als er gelobt hatte, er mied das Mörnersche Haus völlig, um der Gefahr eines Wiedersehens mit Eva aus dem Wege zu gehen. Begehrenswert erschien sie ihm noch immer, und er konnte es nicht hindern, daß sich seine Gedanken und geheimen Wünsche viel mit ihrer Person beschäftigten.

Um den verführerischen Bildern, die sich ihm

wider Willen immer und immer wieder vor die Seele stellten, zu entfliehen, suchte er Abziehung in Arbeit und Zerstreuung. Er schrieb für die Zeitschrift, der er als Mitarbeiter angehörte, eine Reihe von Artikeln, die gut gefielen und ihm auch von anderen Blättern Aufträge einbrachten. Vor allem aber beschäftigte ihn jetzt die Arbeit an seiner Novelle.

Auch den Aufforderungen seiner Regimentskameraden zu Liebesmahlen, Bowlen und Kriegsspielabenden im Kasino kam er nunmehr nach. Choiseule fühlte sich wohl in diesem Kreise. Zwar manche Ansicht, die hier laut wurde, vermochte er nicht zu teilen, viele der Vorurteile, die man hegte, waren ihm lächerlich, aber die ganze Atmosphäre, der chevaleresk ungezwungene und doch auf festen Gesetzen ruhende Verkehr, der flotte, oft etwas laute und breitspurige, aber zum mindesten nicht trockene Ton, die hier herrschten, waren ihm sympathisch. Sich in den Formen des Kavalierkomments zu bewegen, fiel Choiseule nicht schwer, er wurzelte ja in diesem Boden mit einem Teile seines Seins.

Friedrich wurde von den Offizieren mit offenen Armen aufgenommen; man wußte zwar, daß er weder sehr hoch spielte noch allzulange beim Glase aushielt, aber er hatte allerhand andere Eigenschaften, die diese Fehler ausglichen. Er war unterhaltend, hatte etwas gelernt, viel gelesen und war dabei doch kein Rauhbein, sondern ein Gentleman im Auftreten und Wesen. Seine schriftstellerische Tätigkeit vor allem gab ihm in diesem Kreise einen gewissen Nimbus; in allen ästhetischen Fragen galt er als unfehlbar, kurz er genoß unter den Kameraden das Renommee eines gelehrten, geistreichen und dabei anständigen und netten Kerls.

Der Umgang mit Burt andererseits war in der letzten Zeit für Friedrich zu einem Herzens- und Geistesbedürfnis geworden. Im Verkehr mit diesem, seinem innersten Wesen nach so gänzlich von ihm verschiedenen Manne fand er Ergänzung und Anregung zugleich mit Befriedigung des tiefempfundenen Triebes, sein Bestes mitzuteilen und Besseres dafür zurück zu empfangen.

Als Friedrich eines Mittags zu dem Freunde kam, um ihm zum Besuche einer eben in einem bekannten Bilderladen eröffneten Gemäldeausstellung abzuholen, wurde er wie gewöhnlich in das Zimmer, in welchem Burt seine Reisesammlung aufgestellt hatte, gewiesen.

Da der Arzt längere Zeit auf sich warten ließ und die Sprechstunde längst vorüber war, begab sich Choiseule in das nebenanliegende Studierzimmer; er fand Burt zwar nicht dort, hörte aber seine Stimme im nächsten Raume.

Außer dem Arzte mußte sich noch eine andere Person dort befinden, denn Choiseule vernahm deutlich sonderbar stöhnende und klagende Laute.

Friedrich schloß daraus, daß Burt es mit der Behandlung eines Kranken zu tun habe und zog sich in das erste Zimmer zurück.

Als Burt bald darauf zu ihm kam, fragte er ihn nach der Ursache jener geheimnisvollen Laute.

Burts Gesicht nahm bei Friedrichs Frage einen noch ernsteren Ausdruck an als gewöhnlich, er schien einen Augenblick zu überlegen, dann sagte er: „Warum solltest du es nicht wissen? — Komm, ich will dir ihn zeigen, meinen Patienten."

Sie schritten durch das Studierzimmer, und Burt erschloß die Tür zu dem anstoßenden Raume.

Dieser machte auf Choiseule den Eindruck einer Gefangenenzelle.

Die Fenster waren von innen durch Holzläden verdeckt, das Licht fiel aus einer hoch oben an der Decke angebrachten Lampe; von Möbeln waren nur ein schwerer Tisch, eine an der Wand hinlaufende gepolsterte Bank und ein Bett vorhanden.

In diesem Raume existierte ein Mensch, ein Mann, mit merkwürdig aufgedunsenem Gesichte und glasigen Augen. Von seiner Gestalt konnte Friedrich nichts sehen, da er in einer Ecke zusammengekauert saß und sich eine dicke, wollene Decke bis an den Hals über den Körper gezogen hatte, obgleich eine normale Temperatur in dem Zimmer herrschte.

Er glotzte die Eintretenden verdutzt und voller Angst an, murmelte unverständliche Worte und spielte mit seinen Fingern in wunderbar hastig ruheloser Weise auf der Decke, die ihn einhüllte, herum.

„Wer in aller Welt ist das?“ fragte Choiseule den Freund, ihn am Arme fassend.

„Du sollst es erfahren,“ erwiderte dieser mit gedämpfter Stimme; „beobachte jetzt, es ist nicht uninteressant, ein Fall von delirium tremens. Er leidet an Wahnvorstellungen; jetzt zum Beispiel bildet er sich ein, daß auf seinem ganzen Körper Ameisen herumkriechen.“

Choiseule sah staunend dem Gebaren des Beklagenswerten zu, dessen Hände in wildem, rastlosen Tanze auf der Decke auf und ab flogen, als seien sie unabhängig von dem übrigen Körper mit eigenem Willen begabte Lebewesen, während der ganze Leib des Kranken von starken Schauern geschüttelt wurde.

Jetzt schien er sprechen zu wollen, er brachte einige

gurgelnde Laute hervor, deren Sinn für Choiseule unverständlich blieb, während Burt ihm antwortete: „Er ist ein guter Herr, Ihr braucht keine Angst vor ihm zu haben; er will sich nach Eurem Befinden erkundigen."

Dem Kranken schien diese Erklärung etwas mehr Ruhe zu geben.

„Reich ihm die Hand," sagte Burt zu Choiseule, „er ist sehr furchtsam, aber Teilnahme tut ihm wohl."

Friedrich tat, wie ihm geheißen. Die Hand des Mannes war heiß und trocken und zappelte in der seinen hin und her wie ein Tier.

Choiseule überkam ein Gefühl starken Ekels, aber auf Burts Wink überwand er sich und hielt die Hand weiter fest.

„Spüren Sie nichts, guter Herr?" lallte der Kranke. „Spüren Sie nicht, wie sie auf mir herumkriechen? Nehmen Sie sich in acht, sie werden Sie ankriechen, und dann werden Sie sie niemals wieder los — o, das ist fürchterlich!"

Choiseule verstand jetzt, daß er die Ameisen meine, und sagte, er könne nichts von ihnen bemerken.

„Doch, doch!" fuhr der Unglückliche fort. „Ich fühle sie ganz genau. Heute sind sie mir auf den Händen, aber manchmal kriechen sie mir ins Haar und den Rücken hinunter und herauf wie eine Schlange, oder in die Nase — o, das ist das Gräßlichste," und er stöhnte laut auf und blickte mit seinen verglasten Augen hilfesuchend umher.

Choiseule ließ jetzt seine Hand fahren und wendete sich an Burt: „Ist es gut, ihn bei seinen Einbildungen zu lassen, oder sollte man nicht den Versuch machen, sie ihm auszureden?" sagte er.

Der Arzt erwiderte: „Das sind nur Begleiterscheinungen eines tiefer liegenden Leidens. Sein Nervensystem ist durch den übermäßigen Alkoholgenuß zerrüttet, dieser ganze verzweigte Apparat mit der Zentralstation im Kopfe ist bei ihm in Verwirrung geraten und funktioniert nicht mehr normal: einzelne Linien sind tot gelegt, andere tragen der Kopfstation falsche Nachrichten zu, und diese selbst vermag die Nebenstationen nicht mehr zu kontrollieren. Sein Gehirn sieht Dinge, deren Bilder nicht auf die Netzhaut seines Auges gefallen sind und fühlt Einwirkungen, die niemals seine Haut berührt haben. Im Staatswesen seines Körpers ist völlige Anarchie ausgebrochen, die kleinen Nervenzentren gehorchen nicht mehr dem obersten, die Muskeln nicht mehr ihren Nerven, die Drüsen wollen nicht sekretieren, der Kreislauf des Blutes ist gestört, und die Glieder wollen sich in dieser allgemeinen Unordnung als selbständige Herren aufspielen, wie du an diesen zappelnden Händen siehst.

„Nein, diese Erscheinungen kurieren zu wollen, ehe man nicht der causa morbi zu Leibe gegangen ist, deren Folge sie nur sind, würde verfehlt sein. Man muß sein Allgemeinbefinden heben, vor allem den Nerven Ruhe und dem Gehirne Kraft zu geben suchen. Freilich ist das eine langwierige und nicht leichte Sache. Der Körper hat sich so sehr an den Alkoholgenuß gewöhnt, daß er ihm zu einem Bedürfnis geworden ist, dessen man ihn nur allmählich entwöhnen kann. Ernährung und Verdauung sind sehr schlecht, denn der Magen ist verfettet und die Därme sind erschlafft; er lebt von Tagesrationen, bei denen ein fünfjähriges Kind nicht bestehen könnte.

„Wahnvorstellungen, wie diese hier, treten sporadisch

bei ihm auf und wechseln vielfach in ihrer Art und Intensität; anfangs hatte er Anfälle von Tobsucht, daher die Vorsichtsmaßregeln, die du hier siehst. Ist ein solcher Anfall vorüber, so zeigt er sich äußerst matt und melancholisch und leidet an starker Schlaflosigkeit —"

Hier unterbrach ihn der Kranke, indem er hervorstieß: „Jetzt kriechen sie mir an den Armen in die Höhe. Ich halte es nicht mehr aus! — Guter Herr, helfen Sie mir." — Sein Gesicht nahm dabei den Ausdruck trostloser Hilflosigkeit an, so daß Choiseule tiefstes Mitleid mit ihm empfand.

„Ist ihm denn gar nicht zu helfen!" wendete er sich an Burt.

„Sage ihm, er solle sich die Decke bis an den Hals ziehen und fest darein wickeln, dann würde es besser werden; er hat offenbar Zutrauen zu dir gefaßt," flüsterte Burt dem Freunde zu.

Choiseule tat so und war dem Kranken beim Einhüllen in seine Decke behilflich. Dieser schien bald darauf wirklich einige Besserung seines Zustandes zu empfinden.

„So, laß uns jetzt gehen," sagte Burt, „er muß Ruhe haben."

„Nun muß ich aber wissen, Burt, wer der Mann ist," sagte Choiseule, als die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte.

„Dieser Mann stand einstmals in sehr naher Beziehung zu mir und meinem Leben, er war der Geliebte meiner Mutter, es ist Krolup," war Burts Antwort.

Friedrich konnte einen Ausruf der Überraschung nicht zurückhalten.

„Ja, es ist anders gekommen," sagte Burt, „als er sowohl wie ich früher gedacht haben. Wie oft habe ich als Kind seine Hand verspürt, ich trage noch jetzt hier am Ohre eine Narbe, wo er mich mit einem schweren Stocke hingetroffen."

„Und das ist die Rache, die du an ihm nimmst, Burt," rief Friedrich, den Freund mit einem Blicke aufrichtiger Bewunderung messend.

Burt fuhr fort: „Ich wußte nichts von seinem Hiersein, hatte seit vielen Jahren überhaupt keine Kunde von ihm gehabt, da fiel mir vor Monatsfrist bei Durchsicht des Jahresberichts eines hiesigen Heilinstituts für Deliranten der Name ‚Krolup' auf; auch Alter und Herkunft stimmten mit den seinen überein, so daß ich über die Identität des hier Aufgeführten mit meinem früheren Peiniger nicht im Zweifel sein konnte. Ich begab mich nach dem betreffenden Institute. Ich erfuhr, daß Krolup bereits seit einem Vierteljahre dort in Pflege sei. Er galt für unheilbar. Der behandelnde Kollege gab mir zu verstehen, daß er an dem Aufkommen des Patienten verzweifle. Ich bat, den Kranken meiner Privatpflege zu überlassen, und erhielt ihn unverzüglich ausgeliefert."

„Und hast du Hoffnung, ihn herzustellen?" fragte Friedrich.

Der Arzt erwiderte: „Ja, ich hege diese Hoffnung. Sein Zustand hat sich bereits gebessert, seit er bei mir ist. Die Anfälle werden seltener und lassen auch an Intensität nach, und die Pausen, in denen er völlig bei Besinnung ist, werden dementsprechend länger."

„Und erkennt er dich in solchen lichten Zeiten, entsinnt er sich deiner?"

„Ein einziges Mal wollte es mir erscheinen, als dämmere ihm eine Ahnung auf, wen er vor sich habe. Ich unterhielt mich mit ihm und erkundigte mich nach seinem früheren Leben; er gab mir völlig vernünftige Antworten, erwähnte auch meine Mutter, deren Namen er mir nannte. Plötzlich fixierte er mich genauer, schien heftig zu erschrecken und fing darauf an, irre zu reden. — Ich bin sehr auf die weitere Entwickelung dieses Falles gespannt, es ist einer der hartnäckigsten, die mir jemals vorgekommen."

Friedrich stellte noch mehrere den Kranken betreffende Fragen an Burt, aber dieser schien den Wunsch zu hegen, das Thema nicht weiter zu behandeln, und so begnügte sich Choiseule mit dem, was er gesehen und gehört hatte.

Die Freunde begaben sich nunmehr nach der neueröffneten Gemäldeausstellung.

Sie enthielt manch sehenswertes Stück, unter vielen geringeren Sachen waren da Bilder von Uhde, einige Böcklins, Porträts von Lenbach und ein Gabriel Max.

Die meiste Zugkraft übten unstreitig die Böcklinschen Bilder aus. Vor ihnen war stets eine größere Beschauermenge versammelt. Gleichgültig ließ ihr Anblick die wenigsten.

Alte Damen gingen kopfschüttelnd vorbei und verboten ihren Töchtern mit Ostentation, dorthin zu sehen; wohlbeleibte Herren machten laute Bemerkungen und lachten dann selbst dröhnend über ihre Witze, Freunde und Jünger des Meisters standen mißmutig daneben und ärgerten sich über den Unverstand der Menge.

„Abscheulich, gänzlich verzeichnet, blödsinnig," konnte man vernehmen. „Sehen Sie bloß die Hüften dieser Frau und dann die Farbenzusammenstellung."

„Aber ich bitte Sie, achten Sie doch auf diesen herrlichen Hintergrund, wie satt diese Farben —"

„Ach was, so blauen Himmel gibt es nicht, und solche Wesen! Sollen das eigentlich Menschen oder Vögel oder Fische sein?"

„Ich bitte Sie, das sind doch Phantasiegebilde, und als solche nur können sie verstanden werden."

„Jawohl, das ist jetzt die moderne Richtung, was so verrückt ist, daß es der gesunde Menschenverstand nicht zu fassen vermag, ist tiefsinnig, ist genial. — Ein rechtes Zeichen der Zeit!"

„Und sehen Sie diese Zypressen; das kann eben nur Böcklin."

„Ja, und Beine verzeichnen kann auch niemand so genial wie er — nein, es ist Luxus auf Barbarei gepfropft."

So jagten sich die geistreichen Bemerkungen, und die Böcklinschen Faune lächelten schalkhaft verschmitzt auf die gaffende Menge hernieder, während sich seine rätselhaften Frauengestalten durch das profane Geschwätz nicht in ihrer ambrosischen Seligkeit stören ließen; mochten die da unten doch ihren schwachen Menschenwitz an ihnen üben, ihre Existenzfähigkeit anzweifeln, sie, die Kinder einer schöneren Welt, wußten ja doch, daß es auch auf der Erde eine Stätte gibt, wo Wesen wie sie existieren, nämlich in der Phantasie des Genies.

Burt stand lange vor dem Gabriel Maxschen Bilde in Anschauung versunken. Es stellte ein betendes Mädchen dar, sie kniete und hielt zwischen den gefalteten Händen den Rosenkranz. Ihr Gesicht, das von hellem Oberlicht getroffen wurde, war bleich und abgehärmt, die Gestalt zart, eben erst zur Weiblichkeit

erblüht; in den großen, nach oben gerichteten Augen lag der Ausdruck schwärmerischer Inbrunst.

Burt äußerte kein Wort der Bewunderung, aber Choiseule erkannte, daß dieses Gemälde einen tiefen Eindruck auf ihn mache.

Sie näherten sich einem Bismarck-Porträt von Lenbach, als Burt plötzlich die Gestalt eines Herrn, der vor demselben stand, scharf ins Auge faßte, dann schnell auf ihn zuging und ihn an der Schulter berührte.

Der Herr drehte sich um, stieß bei Burts Anblick einen Ruf freudiger Überraschung aus, umarmte ihn und küßte ihn auf beide Wangen, und Burt ließ sich das alles zu Friedrichs größtem Staunen ohne Widerwillen und lächelnd gefallen.

Der Herr war klein von Figur, nach englischem Modejournal gekleidet, sein Kopf mit dem feinen Näschen, dem milchweißen Teint und den Kirschlippen hatte etwas Mädchenhaftes, ein Henriquatre von feinem, blonden Haar und eine Schmarre, offenbar von einem Säbelhiebe stammend, bildeten dagegen eine männlichere Zier seines Gesichtes.

Mit einer dünnen, hohen Stimme rief er in prononziert österreichischen Akzent: „O welche Freude, welch eine Überraschung! Sie, Doktor, mein lieber verehrter Doktor, erlauben Sie, daß ich Sie nochmals umarme."

Und der kleine bewegliche Mann ließ die Tat auf das Wort folgen.

Der Fremde überstürzte Burt nun mit tausend Fragen; dieser suchte ihn zu beschwichtigen und machte ihn zunächst mit Choiseule bekannt.

„Graf Landskerrotitsch" nannte er ihn.

„Sie sind ein Freund des Doktors," sagte der Graf zu Choiseule, „dann teilen Sie dieses glückliche Geschick mit mir — wenigstens," wandte er sich wieder an Burt, „hoffe ich, daß ich doch noch das Recht habe, mich zu Ihren Freunden zu zählen, Doktor; wir haben so vieles zusammen durchgemacht, und Sie haben mir das Leben gerettet, damals in Bombai."

„Ihre gute Natur hat sich selbst geholfen," meinte Burt.

„O nein, ich kenne Ihre Art, stets Ihre Verdienste verkleinern zu wollen. Aber nehmen Sie es nur ruhig auf sich, mir das Leben gerettet zu haben, es wird Sie nicht drücken, es ist ein sehr geringes Verdienst," rief der Graf und belachte seine eigene Bemerkung herzlichst. Er zeigte dabei eine Reihe blendend weißer Zähne, und sein kokett nach oben gewichster Schnurrbart schien ordentlich vor Vergnügen auf der Oberlippe zu tanzen.

„Wissen Sie," fuhr er, zu Choiseule gewendet, fort, „wir sind Reisegefährten. Unter anderem haben wir die Fahrt über den Stillen Ozean zwischen San Franzisko und Yokohama zusammen gemacht. O, diese Nächte auf dem Verdeck der seagull, im Gespräch mit Ihnen, ich werde Sie nie vergessen. — Dann bereisten wir gemeinschaftlich Japan und die chinesischen Küsten. Der Doktor wäre mich, glaube ich, gerne los gewesen, aber ich ging nicht von ihm weg. Wie interessant und lehrreich waren nicht unsere Expeditionen; was haben wir nicht alles gesammelt, eingefangen, seziert und analysiert; das heißt er hatte die Arbeit und ich das Vergnügen. Besinnen Sie sich noch, Doktor, wie ich Ihnen einmal das Mikroskop verschraubt habe? Ha, ha! das waren herrliche Zeiten. Dann ging's nach

Indien, wo ich mir in den Dschungeln das Fieber holte. Der Doktor ließ mich nach Bombai schaffen und hat mich dort gepflegt wie eine barmherzige Schwester, bis ich wieder auf den Beinen war. — Sagen Sie, Doktor, mußte ich damals wirklich nach Madeira, wohin Sie mich zur Kur schickten, oder war das nur eine Finte von Ihnen, um einen solchen Plagegeist wie mich mit guter Fasson los zu werden? Eh!"

„Nein, Sie hatten damals einen Wechsel des Klimas dringend nötig; das Fieber hatte Ihnen übel mitgespielt."

„Nun, ich will Ihnen glauben. — Nein, und Sie nun hier zu treffen, wahrhaftig, Doktor, das ist der glücklichste Tag meines Lebens. Leben Sie etwa hier in Berlin?"

„Jawohl, ich habe Berlin zu meiner Heimat gemacht."

„Besser, immer besser! So werden wir uns häufig sehen, so hoffe ich wenigstens. Ich bin für diesen ganzen Winter hier. Vor acht Tagen bin ich angekommen mit meiner Frau."

„Wie, sind Sie verheiratet?"

„Jawohl, Doktor, seit anderthalb Jahren, lassen Sie sehen, seit sechzehn — nein, seit siebzehn Monaten, und ich bin selig, Doktor, glücklich, überglücklich."

Dabei schnitt der Graf eine unendlich komische Grimasse, indem er die Nase in die Höhe zog, das Kinn vorstreckte, schelmisch mit den Augen blinzelte und Burts Arm mit beiden Händen drückte.

Choiseule wußte nicht, ob er sich hierbei mehr über den sonderbaren Fremdling oder über Burt wundern sollte, der ganz seiner sonstigen Gewohnheit zuwider

immer lächelte, als ob ihm das Wesen des kleinen Mannes, wie etwas Altbekanntes, behagliches Vergnügen bereite.

„Ihr Herz war damals nicht ganz frei, wenn ich mich recht entsinne," sagte Burt; „Sie machten mich zum Vertrauten Ihres Geheimnisses. Aber Sie liebten hoffnungslos."

„Was ich damals nicht zu hoffen wagte, ist inzwischen zur Wirklichkeit geworden, Angelika ist meine Frau. Sie ist tot, meine arme, gute Mutter, die nichts von dieser Verbindung wissen wollte, oh ma chère mère, bien aimée!" Und bei diesen Worten legte sich der Ausdruck eines wirklichen, tief empfundenen Schmerzes über seine lebhaften, ungemein wandlungsfähigen Züge.

„Und Ihre Frau Gemahlin ist mit Ihnen hier?" fragte Burt den in melancholisches Nachsinnen Versunkenen.

„Gewiß, gewiß!" rief dieser, und seine Züge hellten sich schnell auf. „Denken Sie, ich könnte mich von ihr trennen; keinen Tag, keine Stunde vermöchte ich fern von ihr zu existieren. Doktor, Sie werden Angelika kennen lernen, dann werden Sie begreifen —" und wieder drückte er Burts Arm heftig. „Sie weiß schon von Ihnen; ich habe ihr alles erzählt, sie kennt mein ganzes Leben, alle meine Torheiten, und können Sie es glauben, sie hat verziehen. — O, sie ist eine große Seele! — Wo wohnen Sie, Doktor?"

Burt nannte ihm seine Adresse. „Dann erwarten Sie mich in den nächsten Tagen. Jetzt muß ich zu Angelika, sie wird schon auf mich warten. Wir wohnen noch im Hotel, suchen aber nach einem passenden Quartier. Adieu, meine Herren. Küß das Herz, Doktor!"

Damit empfahl er sich von den beiden, und sie sahen seine zierliche Figur in dem hohen Hute und dem kurzen Paletot rasch durch die Eingangstür verschwinden.

„Nun sage mir, Burt," fragte Choiseule, als sie allein waren, „was für sonderbare Bekanntschaften hast du?"

„Ja, er ist ein Sonderling," entgegnete Burt, „aber er hat ein vortreffliches Herz, und seine Torheiten, so viele ihrer sein mögen, sind liebenswürdig. Ich habe alle seine Aventüren und Geheimnisse erfahren. Sein Vater, ein österreichischer Magnat, ist früh gestorben, seine Mutter war Polin von Geburt, wenn ich nicht irre. Er muß immens reich sein und besitzt Güter in Ungarn und Galizien. Er reiste damals, um zu vergessen, wie er mir versicherte; in Wahrheit glaube ich, hat ihn seine Mutter auf Reisen geschickt, in deren deutsche Gesellschafterin er sich verliebt hatte. Nach dem Tode der Mutter hat er das Mädchen doch noch heimgeführt, wie wir vorhin von ihm erfahren haben. Ich kenne diese Angelika nur aus seinen Beschreibungen, danach ist sie eine Venus an Schönheit, eine Aspasia an Geist und eine Hermione an Tugend — nun, wir werden sie ja zu sehen bekommen, da sie hier ist; aber laß uns jetzt gehen!"

Elftes Kapitel.

Inzwischen war Weihnachten herangekommen.

Eva Mörner hatte ihre Besorgungen für die Familie Krätzer nicht ohne großes Kopfzerbrechen und viel Mühe zustande gebracht.

Am Spätnachmittage des Festes begab sie sich, von einem Dienstmann mit den Geschenken gefolgt, nach der Krätzerschen Wohnung.

Als sie in der dritten Etage angelangt war, vernahm sie aus dem ihr wohlbekannten Zimmer ein lärmendes Stimmendurcheinander, offenbar stritt man sich. Sie unterschied deutlich Frau Krätzers Organ, welche rief: „Det fehlte jrade noch, heut abend uf'n Bummel jehn, des wäre mir en heiliger Christ! Aber 's jiebt keen Jeld, hier jeblieben wird!" Darauf noch ärgerer Lärm als zuvor; sie schienen hart aneinander zu sein.

Eva zögerte, unter diesen Umständen einzutreten. Der Dienstmann, der ihr Schwanken bemerkte, fragte, ob er voraus gehen sollte, und klopfte dann resolut an.

Drinnen entstand hierauf lautlose Stille, und Frau Krätzer blickte zur Tür heraus. Als sie Eva erkannte, rief sie: „Herr Jotte doch, des jute Madamken; spazieren Se man rinn, bei uns jing's jrade ä bisken bunt zu. — Aber jetzt is Ruhe!" fügte sie mit befehlender Stimme, zu den Ihren gewandt, hinzu.

Eva lohnte den Dienstmann ab und fing an, ihre Geschenke auf dem Tische auszubreiten. Frau Krätzer war ihr beim Auspacken behilflich, die übrige Familie, welche diesmal vollzählig anwesend war, hielt sich schweigsam im Hintergrunde des Zimmers.

Eva war dieses Verhalten der anderen in hohem Grade peinlich; sie wußte nicht, ob deren Teilnahmlosigkeit aus Verlegenheit oder Widerwillen stamme.

Sie wendete sich um und sagte mit zaghafter Stimme: „Wollen Sie nicht herankommen, ich habe hier einiges für Sie mitgebracht zum heiligen Christ."

„Na, man ran hier!" verstärkte Frau Krätzer diese Aufforderung.

Zögernd trat zunächst der Mann aus dem Dunkel hervor an den durch die Lampe erleuchteten Tisch mit der Bescherung.

Krätzer war eine echte Berliner Proletariererscheinung: untersetzt von Figur, mit struppigem Kopf- und Barthaar, elender Kleidung, ein wollenes Tuch um den Hals geschlungen, mit mürrisch stumpfem Gesichtsausdrucke.

Für Eva hatte dieser Mann etwas Unheimliches, er war gewiß Sozialdemokrat, Anarchist oder gar noch Schlimmeres; seine Anwesenheit erfüllte sie mit geheimem Bangen, sie befürchtete jeden Augenblick einen Ausbruch seiner Roheit.

„Immer ran, Wilhelm, Jrete, Liesbeth, Ernst, marsch allons! Seid doch man nich wie von Holz," rief jetzt Frau Krätzer, als die anderen noch zögerten.

Diesem mütterlichen Befehle wurde Folge geleistet, sie traten allmählich an den Tisch: der älteste Sohn, Grete und die beiden Jüngeren.

Grete war hübsch, das ließ sich nicht in Abrede stellen, aber ihre ganze Erscheinung paßte nicht in den umgebenden Rahmen. Ihr Aufzug stach von der ärmlichen Kleidung ihrer Eltern und Geschwister stark ab; sie war sorgfältig frisiert und trug Kleider von modernem Schnitt, so daß man sie beim flüchtigen Hinblicken wohl für eine wirkliche Dame hätte halten können, aber ihre roten Hände, der unechte Schmuck, den sie trug, und vor allem ihre Manieren mußten einen solchen Irrtum schnell berichtigen.

Weder in den Zügen noch in dem Wesen der Siebzehnjährigen lag etwas von weiblich verschämter Zurückhaltung. Ein Zug von gemeiner Dreistigkeit entstellte ihr niedliches Gesicht.

Für dieses Mädchen gab es keine Illusionen, keine Geheimnisse mehr; sie wußte alles, hatte alles gesehen und trotz ihrer Jugend von allem bereits gekostet. Dafür hatte das Leben in der Druckerei gesorgt und ihre Freunde, mit denen sie abends auf der Straße flanierte, öffentliche Lokale, Tingeltangel und Tanzsäle besuchte und von denen sie die Mittel zur Beschaffung ihres Toilettenaufwandes bezog.

Aber eine solche Existenz machte das Mädchen keineswegs unglücklich, im Gegenteil, sie fühlte sich wohl in dieser Atmosphäre der Verpestung. Sie war voll wilder, frecher Lebenslust und gedieh in Gesundheit und Frische, wie eine jener geil aufgeschossenen, blütenprächtigen Pflanzen, die man zuweilen in schmutzigen Winkeln, mitten aus dem Unrat emporwachsen sieht.

Höhere Bedürfnisse fühlte sie nicht, wenn sie Wünsche hatte, so betrafen diese Kleider, Schmuck und Amüsement, und sie beneidete die Großen und Reichen, weil die dergleichen haben konnten, so teuer, so schön und so viel sie nur wollten.

Sie unterwarf Evas Erscheinung und Toilette einer eingehenden Musterung. Lüsterne Neugier und mißgünstiger Neid leuchteten dabei in ihren grauen Katzenaugen auf. Daß die vornehme Dame in ihrem Innern gemein und verdorben sei, wie sie selbst, das war für dieses Mädchen selbstverständlich. Doch jene war reich und durfte daher haben, wonach ihr der Sinn stand, und tun, was sie wollte; aber Anstand und Tugend, die sie zur Schau trug, waren erheuchelt.

Sie beschloß, sich von der da um keinen Preis imponieren zu lassen; daher der Ausdruck trotzigen Hohnes in ihrem Gesichte, als sie jetzt an den Bescherungstisch trat.

Eva hatte an Geschenken mitgebracht: mehrere Stücke Kochgeschirr, eine Rolle Leinewand, einen kompletten Anzug für den Ältesten, Jäckchen, Schuhwerk und Strümpfe für die beiden Jüngsten, außerdem für die ganze Familie Stollen und einen Sack mit Äpfeln und Nüssen.

Frau Krätzer war die erste, welche ihrer Freude über die Gaben Worte verlieh.

„Ne so wat!" rief sie aus, „ne, wie Se det allens so praktisch rausjefunden haben, Madamken, ich konnte es mir im Traume ja nich besser jewünscht haben," und als die anderen noch immer in verlegenem Schweigen verharrten: „Nu, Oller, sagst denn du jarnischt, kiek mal hier das feine Linen, det kommt vor Hemden, und der feine Anzug für unsern Wilhelm, der wird aber jetzt nobel gehen. Abers nu bedankt euch mal schön. Oller, jib der juten Dame die Hand!"

Krätzer tat, wie ihm geheißen, ohne daß sich der mürrische Ausdruck seines Gesichtes aufgehellt hätte.

„Und ihr da," fuhr sie zu den Kindern gewendet fort, „küßt der Dame die Hand!"

Eva wollte dem wehren, aber die Frau meinte: „Allens was recht ist, det gehört sik so, uf andre Weise können wir uns nu einmal nich bedanken; aber zeijen, daß er Lebensart hat, muß der Mensch."

Eva forderte nun die beiden Kleinen auf, von den Äpfeln und Nüssen zuzulangen; damit war bei diesen das Eis gebrochen, sie fingen an, sich über die Äpfel herzumachen und ihre Freude nach Kinderart laut zu äußern.

Jetzt erst fiel es Eva auf, daß die Hauptzierde des Christfestes, der Lichterbaum, ja noch fehle. Sie erklärte Frau Krätzer, daß sie ihr einen Baum mit

allem Zubehör schicken wolle, den sie für die Kinder zurechtputzen und anzünden möge. Sie selbst wolle jetzt gehen, da sie auch zu Haus noch Weihnachten herzurichten habe.

„Na, da nehmen Se unseren besten Dank mit, Se haben uns ene jroße und janz unerwartete Freude jemacht," sagte Frau Krätzer, „und für all des Jute, des Se heute an uns getan haben, möje Se der liebe Jott zum nächsten Jahre so ä kleenes Christkindel in den Arm legen, Se wern schon wissen, wat ick meene. — Aber meinen Wilhelm will ick Se doch mitjeben, damit Se nicht erst mit die Schickerei von dem Christbom Unjelegenheiten haben, der kann den Kram ja schleppen. Wilhelm, jeh mit die Dame!"

Eva reichte der Frau zum Abschiede noch einmal die Hand und ging dann.

Der junge Krätzer, der bei dem Auftrage seiner Mutter stark errötet war, schritt hinter Eva die Treppe hinab. Im Hausflur begegneten ihnen ein paar jüngere Männer, Bekannte von Wilhelm, wie es schien; sie machten Eva nur langsam Platz und lachten in rohem Tone, als die beiden vorbei waren.

Der junge Mensch hielt sich von da an einige Schritte entfernt von Eva; dieser Beweis von Zartgefühl gefiel ihr, auch sonst hatte das bescheiden zurückhaltende Wesen des jungen Mannes einen angenehmen Eindruck auf sie gemacht; auf der Straße rief sie ihn zu sich heran und fragte ihn nach seiner Beschäftigung und seinem Verdienste aus.

Dann kaufte sie bei einem Händler, der an einer Ecke Christbäume feil hielt, einen mittelgroßen Baum und in verschiedenen Läden Lichter, Christbaumschmuck und Süßigkeiten, und entließ schließlich den jungen

Menschen, dem sie alle diese Dinge übergeben hatte, mit freundlichem Gruße.

Dieses Weihnachtsfest war das dritte, das Eva Mörner seit ihrer Verheiratung erlebte. Ihr Gatte hatte sie bisher stets mit einem schönen Geschenke bedacht, sie wußte, daß auch heute ein solches nicht ausbleiben werde, und auch sie hatte eine Überraschung für Mörner; aber sie sah der Bescherung diesmal ohne alle Freudigkeit entgegen, sie überlegte, wie sinnlos und lächerlich es doch eigentlich sei, daß sie ihrem Manne von seinem eigenen Gelde etwas kaufe und ihn damit beschenke. Und doch würde Mörner den Beglückten und Überraschten spielen, wie die Jahre daher, und das langweilte und verdroß sie im voraus.

Als sie zu Haus ankam, empfing Mörner sie mit einer geheimnisvoll wichtigen Miene, dann eilte er nach seinem Zimmer.

Eva machte sich nun daran, die Bescherung für ihn in ihrem Salon aufzubauen; sie hatten es bisher immer so gehalten, sich getrennt zu bescheren. Eva hatte sich in größerem Formate photographieren lassen und dieses Bild in einem reich stilisierten Metallrahmen bildete das Hauptgeschenk seines Tisches.

Nach einiger Zeit klopfte Mörner an die Tür und fragte aus seinem Zimmer: „Eva, bist du soweit?"

„Du kannst anfangen," antwortete sie in gleichgültigem Tone.

Mörner öffnete die Tür, und Eva trat bei ihm ein.

Mörners Geschenk an seine Frau bestand in einem kostbaren Perlenkollier. Er wußte, daß sie sich einen solchen Schmuck schon immer gewünscht, und hatte beschlossen, sie diesmal mit der Erfüllung ihres Wunsches zu überraschen. Und die Überraschung war ihm ge-

lungen, das konnte er aus dem freudig erstaunten Ausdrucke ihres Gesichtes entnehmen, während sie mit glänzenden Augen den Schmuck in seinem mit dunkel violettem Sammet ausgeschlagenen Etui musterte.

Er sah, daß sie zufrieden mit dem Geschenke war, und sein ehrliches Gesicht strahlte von seliger Freude.

„Hab ich's getroffen, mein Herzchen?" fragte er.

„Ja, das ist sehr schön, wirklich auserlesen schön," sagte sie. „Hast du es denn selbst ausgewählt? Es ist sehr geschmackvoll, gerade so, wie ich es mir geträumt hatte. Ich danke dir!" und damit hielt sie ihm das Gesicht zum Kusse hin.

„Und weißt du auch, was das bedeutet, mein Herzchen?" fragte Mörner geheimnisvoll lächelnd.

„Du meinst doch nicht etwa Tränen," erwiderte sie.

„O nein, wer wird heute an Tränen denken — nun Perlen trägt man doch nicht für Alltag im Hause. Verstehst du mich nun?"

„Ah so, ich verstehe, du meinst, wir werden diesen Winter in Gesellschaft gehen. Also das war der tiefere Sinn dieses Geschenkes. O, du bist ja raffiniert."

Mörner lachte sein herzliches breites Lachen und rieb sich die Hände, er war von Herzen vergnügt.

„Und nun komm und sieh, was ich für dich habe," sagte Eva jetzt und führte ihren Gatten ins Nebenzimmer.

Auch ihr war die Überraschung gelungen. Mörner rief bei dem Anblicke ihres Bildes aus: „Wie vorzüglich getroffen; meine liebe, kleine Frau, wie sie leibt und lebt."

„Es ist geschmeichelt," sagte Eva.

„Nicht im mindesten!" rief er, „das Original ist doch noch weit hübscher und mir lieber; aber warum

hast du denn auf dem Bilde den Hut auf und den Schirm in der Hand?"

„Weil es Straßentoilette ist, siehst du denn das nicht?" erwiderte sie.

„Nun tut nichts. Haustoilette wäre vielleicht noch hübscher gewesen. Du bist ja meine Hausfrau — Evchen, ha ha! Aber es ist auch so allerliebst, und der schöne Rahmen!"

„Wo willst du es denn aufstellen?" fragte sie.

„Auf meinem Schreibtisch, wo schon die anderen Bilder von dir stehen: das als Backfisch, dann als Braut und nun als langverheiratete Frau. Ja, ja, mein Herz, so vergeht die Zeit. — Ich danke dir, mein Liebling, das war eine reizende Überraschung."

Jetzt wurden die Dienstboten herbeigerufen: Frau Brake und das Mädchen.

Sie erhielten wie immer ein Geldgeschenk von Mörner, dann durften sie sich die Bescherung der Herrschaft betrachten.

Der Perlenschmuck erregte natürlich großes Gaffen und Bewundern bei den Frauen, und Frau Brake, die, auf ihre gewichtige Stellung im Hause vertrauend, bei solchen Gelegenheiten immer mit dem Munde vornweg war, unterließ es nicht, mit überschwänglichen Worten Evas Glück und Mörners Güte zu preisen und ihrer Herrin verblümte Andeutungen zu machen, daß sie einen so vortrefflichen Gatten auch gebührend lieben und ehren müsse.

Eva sah der alten Person vieles durch, aber ihre heutige dreiste Geschwätzigkeit ärgerte sie doch.

Beim Abendessen gab es ein Gericht, ohne welches für Mörner Weihnachten nicht Weihnachten gewesen wäre: Heringssalat. Frau Brake hatte diese aus den

heterogensten Elementen zusammengesetzte Speise genau in der Mischung hergestellt, wie sie ihr Herr liebte, aber Eva war trotz Mörners eifrigem Zureden nicht dazu zu bewegen, davon zu kosten.

Nach Tisch begab man sich in den Salon zurück. Eva schlug den Flügel auf und suchte die Noten zu einigen Weihnachtsliedern auf. Sie wußte, daß ihr Gatte es liebe, ein oder das andere auf das Fest bezügliche Lied von ihr vorgetragen zu hören. Dann rief sie die beiden Frauen wieder herein, die in einer Ecke Platz nahmen, während Mörner sich in einem Lehnstuhl ihr gegenüber niederließ, denn Eva hatte erklärt, sich selbst begleiten zu wollen.

Sie machte sich ohne Freudigkeit und Liebe an den Gesang, denn die alte Stimmung des Überdrusses und Widerwillens war wiederum über sie gekommen. Wozu das alles? Diese Überraschung, diese Freude und diese Lieder, war es nicht Schauspielerei? Sie wenigstens empfand doch nichts von dem, was sie hier vorstellen mußte — und würde das immer so fortgehen, jahrein, jahraus, immer dasselbe, dasselbe.

Sie sang als erstes: „Stille Nacht, heilige Nacht". Dann: „O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit".

Als sie hiermit zu Ende gekommen, stand sie brüsk auf und klappte das Instrument zu, ihr Zustand war ihr unerträglich geworden. Das Herz voller Tränen haben und dazu von Friede und Freude singen, nein!

„Noch ein Lied, Herzchen," rief Mörner, indem er ihre Hand ergriff. „Singe uns: ‚Es ist ein' Ros' entsprungen,' das herrliche Weihnachtslied."

„Nein," rief Eva im Tone höchster Erregung, „ich

will nicht, ich kann nicht — laß mich!" und sie stieß seine Hand von sich.

Mörner stand erschrocken auf. „Eva, was ist dir?"

„Mir ist nicht wohl. Laß mich allein."

Ihr Gatte winkte den Frauen, die hinausgingen, und näherte sich ihr mit besorgter Miene.

„Nein, laß mich!" rief sie in einem Tone, den er noch nie von ihr vernommen hatte.

„Aber ich möchte doch vielleicht — wäre es nicht" — stammelte er.

„Hörst du es nicht, ich will allein sein, ganz allein!" rief sie abermals.

Mörner ging kopfschüttelnd und tiefbekümmert in sein Zimmer. Daß die Feier so hatte enden müssen! — „Es ist körperlich," murmelte er, „sie hat sich jedenfalls überanstrengt bei ihren Armenbesuchen. Wir werden den Arzt fragen müssen." Er lauschte. Im Nebenzimmer war nichts mehr zu hören.

Eva hatte sich in das Schlafzimmer begeben, aber auch dort trat ihr mit dem Anblicke der beiden nebeneinander stehenden Betten die verhaßte Tatsache entgegen, daß sie gefesselt sei, daß sie kein Recht habe, allein zu sein.

Und sie brach in hysterisches Weinen aus. Das Geschenk, das ihr Mörner heute gegeben, hatte seine Vorbedeutung schnell wahr gemacht.

* * *

Friedrich hatte, wie Eva richtig vermutet, das Weihnachtsfest bei seinen Verwandten verlebt.

Zu einem richtigen Weihnachten gehören Kinder, an deren Jubel die Erwachsenen ihre Freude erzünden

können. In der Hauptmannsfamilie sorgte Fritz dafür, daß die Feststimmung keinen Augenblick einschlief.

Das Elternpaar war über eine Stunde im Salon geheimnisvoll beschäftigt, während Choiseule die nicht leichte Aufgabe übernommen hatte, Fritz, der heute Quecksilber statt Blut in den Adern zu haben schien, in der Zwischenzeit zu beschäftigen.

„Jetzt müssen wir die Lampe ausblasen!“ rief er auf einmal aus. „So haben wir's immer gemacht; wenn das Christkindchen kommen soll, muß es ganz dunkel sein.“ Und er löschte richtig die Lampe aus, so daß Onkel und Neffe jetzt im Dunkeln saßen. „Weißt du, Onkel, früher, wie ich noch klein war —“

„Was bist du denn jetzt, du Gernegroß?“ unterbrach ihn sein Onkel.

„Nein, ich meine, wie ich ganz klein war, da glaubte ich, das Christkindchen käme wirklich: aber seit vorvorigem Jahre weiß ich, daß es die Mama ist, die sich verkleidet; du sollst sehen, sie kommt heute wieder. — Riechst du's? Es riecht ganz nach Weihnachten, ich glaube, es kommt durchs Schlüsselloch herein, da ist drinnen wahrscheinlich ein Zweig angebrannt. — Ich weiß schon etwas, was ich bekomme, ich hab's neulich gesehen, aber ich tue so, als ob ich nichts davon wüßte, sonst betrübt sich Mama, daß mir die Überraschung verdorben ist. — Wo steckt aber nur Sophie eigentlich! Onkel, hast du Sophie gern?“

„Wen? Sophie Wangen. O gewiß!“ erwiderte Choiseule zerstreut.

„Ach Onkel, ich habe Sophie so lieb. Sie ist so gut, du kannst dir gar nicht denken, wie gut sie ist. — Höre Onkel, ich möchte dich mal was fragen.“

„Nun, frage immerzu, wenn die Frage nicht zu hoch gestellt ist, will ich sie zu beantworten versuchen," sagte Choiseule.

„Wie alt muß man denn sein, um heiraten zu dürfen?"

„Was kümmert dich denn das, gehst du etwa auf Freiersfüßen?"

„Ich möchte es gern wissen; ich will dir sagen warum — du mußt aber versprechen, es nicht weiter zu erzählen, versprichst du mir das?"

„Ich werde das tiefste Schweigen beobachten; das Grab soll eine Waschfrau gegen mich sein."

„Ich will nämlich Sophie heiraten."

„Nanu! Wann soll denn Hochzeit sein?"

„Kann man gleich heiraten, wenn man von der Schule kommt, Onkel?"

„Sage mal, Fritz, weißt du denn auch, ob sie dich nehmen wird; zum Heiraten gehören stets zwei."

Das war für Fritz eine neue Erwägung; er wurde sehr nachdenklich.

Da tat sich mit einem Male die Tür des Nebenzimmers auf, und ein Lichtmeer strömte auf die beiden im dunkeln Sitzenden ein, so daß sie für den ersten Augen- völlig geblendet waren.

Ein großer, bis zur Decke reichender Christbaum mit unzähligen Kerzen stand mitten im Zimmer.

Und jetzt schwebte eine Gestalt zu ihnen hinein, in lichter durchschimmernder Gewandung, auf der Silbersterne glitzerten, ein goldenes Krönchen auf dem lang herniederwallenden Haare und ein Kindlein im Arme haltend.

Fritz war wie erstarrt, sein beredter Mund verstummte für Minuten vor diesem Wunder. Dort

stand ja die Mutter geheimnisvoll lächelnd neben dem Vater, also sie konnte es nicht sein, und hier diese Gestalt mit dem Kinde — sollte es doch ein Christkindchen —

„Hurra! das ist Sophie und Helenchen," erscholl es auf einmal von Fritzens Lippen.

Und so war es: Sophie Wangen als Mutter Gottes mit dem Kinde auf dem Arme. Freilich, sie war schwer zu erkennen, ihre Gestalt erschien größer, ihr Gesicht war zart gerötet von schamhafter Erregung, und ihr geöffnetes braunes Haar gab den feinen Zügen einen wirksamen Hintergrund. Konnte man sich eine lieblichere Verkörperung jener wundersamen Legende von der jungfräulichen Mutter denken als durch diese Gestalt.

Aber Fritz war ein derber Realist; seine anfängliche Betroffenheit machte schnell ausgelassener Freude Platz. Er wollte die Mutter Gottes umarmen, aber das Christkindchen auf ihrem Arme erschrak darüber und verzog das Schnütchen bedenklich zum Weinen.

Damit war der Zauberbann gelöst, der alle gefangen gehalten hatte. Die wirkliche Mutter nahm ihr Töchterchen zu sich und beruhigte es wieder, und man machte sich nunmehr daran, seinen Platz am Bescherungstische herauszufinden.

Friedrich hatte seinem Schwager ein soeben erschienenes Werk eines französischen Militärschriftstellers über die nächste Kampagne zwischen Deutschland und Frankreich geschenkt, Schaurott hingegen Friedrich mit einem schönen Schreibzeug und einem wahren Berg von leerem Schreibpapier bedacht, und Geschenk wie Anspielung wurden von Choiseule gut aufgenommen. Sophie Wangen hatte für jedermann allerliebste Bildchen in

Kartenformat gemalt, Illustrationen von Weihnachtssprüchen enthaltend.

Fritz beschenkte die Anwesenden mit Produkten seines Schulfleißes. Der Vater erhielt das letzte lateinische Extemporalienheft, in welchem die schlechteste Censur eine zwei war, wie er mit Stolz hervorhob; die Mutter bekam das Schönschreibeheft, Friedrich die deutschen Aufsätze, Sophie das Zeichenheft.

Fritz hatte von seinem Onkel ein Wettrennspiel erhalten, das gleich nach Tisch gespielt werden müsse, wie der kleine Mann verlangte.

Für Helenchen war dies das erste Weihnachtsfest, sie war im Frühjahr geboren. Das Kind war anfangs wie erstarrt und betäubt von dem Lichterglanz und all dem Unbegreiflichen, was um sie vorging; dann, als dränge ein plötzlicher Strahl des Verständnisses in ihre Kindesseele, fing sie an, die Ärmchen im Takte zu erheben und zu senken, zu lächeln, den kleinen Körper auf dem Arm der Mutter emporzurecken, und durch einen durchdringenden Schrei gab sie das aufkeimende Gefühl der Freude kund. Gleich darauf fiel sie in ihr vorheriges lautloses Staunen zurück, fing an, mit den kleinen Augen gegen das Licht zu blinzeln und war schnell eingeschlafen.

Die Mutter schaffte ihr Kind zu Bett, Sophie Wangen vertauschte das Himmelsgewand mit dem Alltagskostüm, Schaurott ging mit einem an der Spitze gekrümmten Messingrohre um den Weihnachtsbaum und löschte die Lichter aus, und damit fand die Feier ihr Ende.

Als Friedrich von Choiseule spät des Nachts nach Haus ging, dachte er, daß sein Schwager doch eigent-

lich kein so übler Mensch sei; „wenigstens macht er meine Schwester glücklich,“ sagte er sich.

Dann flogen seine Gedanken zu Eva Mörner; wie mochte sie wohl das Weihnachtsfest verlebt haben?

Zwölftes Kapitel.

Weihnachten war einige Tage vorbei, als bei Mörners eine Einladung zum Silvesterabend vom Hauptmann Schaurott eintraf.

Eva hätte sich aus der Einladung unter gewöhnlichen Verhältnissen schwerlich viel gemacht, aber der Gedanke, daß sie Friedrich von Choiseule bei seinen Verwandten antreffen werde, ließ sie dem Abende mit aufgeregter Spannung entgegensehen.

Friedrichs Verhalten während der letzten Zeit, sein langes Ausbleiben und sein Besuch zu ungeeigneter Stunde hatten Eva gekränkt; sie schalt sein Benehmen kalt, arrogant und noch schlimmer, aber im geheimen hegte sie dabei den sehnlichen Wunsch, ihn wieder zu erobern, neu zu fesseln und diesmal besser zu halten.

Dieser Stimmung entsprechend waren die Pläne, die sie in ihrem Kopfe wälzte, äußerst widerspruchsvoll und wechselnd. Sie hatte anfangs beschlossen, Friedrich bei dem kommenden Wiedersehen mit Kälte zu strafen, ihm zu zeigen, wie völlig gleichgültig er ihr sei, dann überlegte sie, daß dies ein allzu gewagtes Spiel sein möchte, daß sie auf diese Weise seine Neigung für immer verscherzen könne, und sie kam schließlich zu dem Entschlusse, daß sie sich ihm gegenüber natürlich und unbefangen verhalten und die Dinge sich entwickeln lassen wolle, wie sie sich von selbst entwickeln würden.

So kam der letzte Abend des Jahres heran.

Der Mietwagen hielt vor der Tür, und Theobald Mörner saß bereits eine geraume Weile angekleidet da, die massive Figur in den beengenden Gesellschaftsrock geklemmt, aber Eva ließ noch auf sich warten. Mörner kannte die Unpünktlichkeit seiner Frau, und ihm, dem peniblen, ordnungsliebenden, pedantischen Mann, war diese Eigenschaft Evas schon oft Anlaß zum Ärger geworden; aber er hatte sich bei ihr in vieles schicken müssen, und mit der Zeit schickte er sich, obwohl seufzend, auch hierein.

Und wer hätte ihm aus dieser nachsichtigen Schwäche einen Vorwurf machen mögen! Jedenfalls der nicht, der sie jetzt aus ihrem Zimmer treten sah, in elegant kleidsamer Toilette und Frisur, lächelnd im Bewußtsein ihrer Reize.

Sie hatte ein glattes, cremefarbenes Mullkleid angelegt, mit enganschließenden Ärmeln, am Hals geschlossen. Im Haar trug sie eine Teerose und als einzigen Schmuck ein steinbesetztes Medaillon an schwerer Goldkette, ein Geschenk ihres Vaters, das auch sein Bildnis enthielt.

„Nun, wie gefalle ich dir?“ fragte sie, auf ihren Mann zugehend, und gab ihm einen leichten Schlag mit dem Fächer.

Mörner erkannte zu seiner Freude, daß sie heute gut gelaunt sei, und vergaß seinen Ärger über ihr langes Ausbleiben.

„Reizend bist du, mein Herz, allerliebst!“ sagte er und blickte sie strahlenden Auges an.

„Nun, und bemerkst du denn gar nichts Außergewöhnliches, gar keine Veränderung an mir?“ fragte Eva.

„Das Kleid ist wohl neu?“ erwiderte Mörner.

„Dieses Kleid neu! Du hast es wohl schon zehnmal an mir gesehen. Ach nein! Du siehst aber auch gar nichts," sagte Eva halb amüsiert, halb ärgerlich. „Ich habe eine neue Frisur, bemerkst du denn das nicht; findest du, daß sie mir steht?"

„Ja, ja, ausgezeichnet!" erwiderte ihr Gatte aufspringend, „aber wir müssen jetzt fort, Herzchen; es ist die höchste Zeit. Komm, komm!"

Außer Mörners hatte der Hauptmann nur seinen Schwager und Doktor Burt eingeladen.

Nachdem Eva die übrigen Anwesenden begrüßt, erwiderte sie auch Friedrichs Kompliment mit leichtem Kopfneigen; die Hand reichte sie ihm jedoch nicht.

Fürs nächste wurde sie durch Schaurott völlig in Beschlag genommen, der ihr einen eingehenden Vortrag über die Neujahrsgebräuche in den verschiedenen Ländern hielt.

Eva schenkte seinen Worten nur soviel Aufmerksamkeit, um ab und zu eine verwunderte oder zustimmende Bemerkung einwerfen können.

Im übrigen war ihre Aufmerksamkeit Friedrich zugewendet. Wann wird er zu mir kommen, oder wird er sich gar nicht um mich bekümmern? Jetzt unterhält er sich mit Mörner, wenn ich nur hören könnte, wovon. Wie eifrig sie scheinen! Und hier dieser unausstehliche Mensch mit seinen Neujahrsgebräuchen! Was geht es mich denn an, ob sie in Friesland Julklapp haben und in England mistletoe, und ob sie in Sachsen Blei gießen, so kreuzten sich die Gedanken in Evas Kopfe, während sie mit jener höchstes Interesse ausdrückenden Miene, die nur Frauen zu erheucheln vermögen, Schaurotts wohlgesetzten Reden zuhörte.

Endlich war sie erlöst, der Hauptmann wurde von seiner Frau beiseite gerufen.

Friedrich, der seit ihrem Eintritte für nichts anderes Sinn und Interesse gehabt hatte, als für sie, trat nunmehr zu Eva.

Er heuchelte kühle Gelassenheit; in Wahrheit hatte ihre Erscheinung und das Bewußtsein, ihr wieder nahe zu sein, einen Sturm der widersprechendsten Gefühle in seiner Seele aufgeregt.

„Haben Sie ein fröhliches Weihnachtsfest verlebt, gnädige Frau?“ leitete er das Gespräch ein.

„Ein sehr fröhliches Weihnachten, Herr von Choiseule,“ erwiderte Eva. „Und wo waren Sie am heiligen Abend?“

„Hier bei meinen Verwandten.“

„Wie lange wir uns nicht gesehen haben, Herr von Choiseule,“ erwiderte Eva jetzt mit der unbefangensten Miene der Welt.

„Ja, allerdings eine ganze Weile,“ meinte Friedrich, und sie glaubte Verwirrung in seinen Zügen zu lesen. „Ich habe sehr bedauert, Sie bei meinem Besuche neulich verfehlt zu haben, gnädige Frau.“

„Wie konnten Sie aber auch den Vormittag als Besuchsstunde wählen, Sie wissen, da ist mein Mann auf dem Gericht und eine Hausfrau entweder in der Wirtschaft tätig oder mit Besorgungen beschäftigt.“

„Ich glaubte nicht, daß Sie eine so passionierte Hausfrau wären.“

„O, ich weiß sehr gut, was Sie für eine geringe Meinung von mir haben; Toilette, Romane und ein wenig Gesang, das sind die Dinge, mit denen ich nach Ihrer Ansicht meine Zeit hinbringe, nicht wahr?“

Friedrich stammelte irgend etwas, das ebensogut eine Bestätigung als eine Ableugnung dieses Vorwurfs sein konnte.

„Ich sage Ihnen aber, daß Sie mir damit sehr unrecht tun, Herr von Choiseule," fuhr Eva fort. „Wenn Sie sich in der letzten Zeit nicht fern von unserem Hause gehalten hätten, würden Sie erfahren haben, daß ich mich jetzt mit sehr ernsthaften Dingen beschäftige. Mit nichts Geringerem als der Armenpflege; hören Sie nur — —"

Und nun erzählte sie ihm von ihrer neuen Tätigkeit alles, von dem Gespräche mit Frau von Choiseule anfangend.

Eva verstand es zu erzählen, wenn sie wollte, sie wußte Menschen und Verhältnisse skizzenhaft graziös zu schildern, und heute legte sie all den bestrickenden Reiz, dessen sie fähig war, in ihre Worte, Mienen und Blicke; sie wollte ihn bezaubern, wollte den Verlorenen wiedergewinnen.

Sie erreichte ihren Zweck schneller, als sie es zu hoffen gewagt. Friedrich schien wie unter magischen Bann geraten zu sein, er äußerte nichts, lauschte schweigend ihren Worten, verzehrte sie mit seinen Blicken; seine Züge schienen nur noch fähig, einem Gefühle Ausdruck zu geben: Hingebung an sie. Und Evas Herz frohlockte über den leicht errungenen Sieg.

Jetzt ging es zu Tisch. Schaurott führte Eva, Mörner die Hauptmannsfrau, Burt Sophie Wangen; Choiseule und Fritz folgten ohne Damen.

Fritz war die Teilnahme an dem Souper nur unter der Bedingung gestattet worden, daß er sich mucksmäuschenstill verhalte, sonst komme er das nächste Mal an den Katzentisch, und diese Aussicht war so schrecklich für ihn, daß er über Tisch schwieg wie das Grab; aber er saß ja neben seiner angebeteten Sophie, außerdem gab es lauter gute Sachen, und der Papa war so

beschäftigt, daß er nicht aufpassen konnte, wieviel sich sein Fritz zulangte; das waren alles Trostgründe, die ihm sein Papageno-Geschick erleichterten.

Die Bedienung wurde, wie es sich in einer schlichten Offiziersfamilie gehört, von dem Burschen besorgt, dem das Mädchen half.

Der Hauptmann war sehr stark mit Eva Mörner engagiert. Schaurott besaß ein gut Teil Selbsteingenommenheit; unter anderem hielt er sich für geistreich und interessant, und er gehörte zu den Männern, die, wenn eine Dame ihren Worten nur die geringste wirkliche oder scheinbare Aufmerksamkeit geschenkt hat, für ausgemacht ansehen, daß sie Eindruck gemacht haben.

Eva war in bester Unterhaltungslaune, ihr scheinbares Interesse für seine Person veranlaßte ihren Partner zu den possierlichsten Extravaganzen. Eine übermütig ausgelassene Stimmung hatte Eva ergriffen, es reizte sie, Choiseule für seine vorhergegangene Gleichgültigkeit ein wenig abzustrafen; und dazu bot sich hier die beste Gelegenheit. Sie kannte Friedrichs Gesinnung gegen seinen Schwager und wußte, daß ihr Kokettieren mit diesem und Schaurotts Aufmerksamkeit für sie ihm Qualen eifersüchtigen Verdrusses bereiten mußten.

Und in der Tat verdüsterte sich Choiseules Gesicht, der ihr gegenüber saß, mehr und mehr, und im Schweigen wetteiferte er schließlich mit Fritz.

Burt war mit Sophie Wangen in ein Gespräch über deren Kunst vertieft, bei dem er freilich weit mehr der gebende als der empfangende Teil war. Sophie war nicht redselig, sie schien die Aussprache ihrer Gedanken der Hauptsache nach den Augen zu überlassen. Diese brachten in der Unterhaltung ihr Verständnis und ihre Empfindungen zum Ausdruck; es waren

klare, ausdrucksvolle, im wahren Sinne des Wortes sprechende Augen.

Burt hatte den Wunsch ausgesprochen, einige von ihren Arbeiten zu sehen, und nach Tisch brachte Sophie ihre Skizzenmappe herbei.

Man machte sich an die Besichtigung ihrer Blätter, die der Hauptsache nach in Blei und Kreide, zum Teil auch in Aquarell und Tusche ausgeführt waren.

Da waren landschaftliche Motive, Studien nach Gips und Photographieköpfen, Porträts, Farbenskizzen und Entwürfe zu selbsterdachten Bildern, Sujets aller Art, reich, lebendig, aus dem Borne einer schier unerschöpflichen Phantasie heraufgeholt, wie eben ein junges Talent zu geben pflegt, dessen Reichtum durch Ausgaben noch nicht geschwächt ist.

Da zeigte sich wohl hie und da eine Übertreibung, eine Verzeichnung oder ein perspektivischer Fehler, zurückzuführen auf den Mangel an Routine bei der Künstlerin, aber keines ihrer Werke erschien seicht oder langweilig; es war Temperament und Schwung darin, und manche Stücke sprachen von einer Reife des Empfindens, die frappieren mußte, wenn man die Jugend ihrer Schöpferin damit verglich.

Der Hauptmann gefiel sich darin, den Patron dieses jungen Talentes zu spielen; er reichte mit wichtiger Miene Sophiens Arbeiten zur Ansicht herum, indem er auf die Vorzüge einzelner Stücke besonders aufmerksam machte.

Man geizte nicht mit Lob, das von Sophie mit Gleichmut hingenommen wurde. Sie empfand nicht den brennenden Durst nach Anerkennung des verkannten oder unterdrückten Genies, sie konnte ja gar nicht anders, sie mußte so schaffen; das, was andere so außer-

gewöhnlich fanden, kam ihr selbst so leicht, so selbstverständlich vor; warum davon viel Aufhebens machen!

Die eigentliche Feier des Silvesterabends sollte nach den Intentionen des Wirtes aber erst noch beginnen. Schaurott hatte einen detaillierten Plan für den Abend entworfen, wie er es überhaupt liebte, nach untergelegten Ideen zu handeln. Für diese Gelegenheit hatte er folgende Anordnungen getroffen: Eine Stunde nach dem Abendessen kommt heißes Wasser und die Ingredienzien zu einem Punsch herein, dazu wird Stollen gegeben; darauf soll Blei gegossen werden; um elf Uhr geht Fritz zu Bett; die Erwachsenen erwarten gemeinschaftlich die Neujahrsstunde.

Zum Bleigießen wurde eine umfangreiche, mit Wasser gefüllte Schüssel herbeigeschafft, nebst einem Blechlöffel mit langem Holzgriff, welcher, um das Blei zum Schmelzen zu bringen, auf die glühenden Kohlen des Ofens gelegt wurde.

Eva hatte auf den Wunsch des Wirtes den Anfang mit dem Gießen gemacht. Das glühflüssige Blei fiel zischend in das kalte Wasser und nahm dort eine merkwürdig krause Gestalt an. Der Hauptmann, welcher die Pflicht der Deutung übernommen, konnte nichts als „verschlungene Lebenswege" daraus entnehmen.

Die Anwesenden kamen nacheinander alle an die Reihe, und die verschiedenartigen Formen, die beim Gießen zutage gefördert wurden, gaben zu den abenteuerlichsten Vermutungen Anlaß. Da erschien ein wahrer Regen von kleinen, länglichen Klümpchen: das waren Tränen; dort runde flache Plättchen: das konnte nur Geld bedeuten. Friedrich goß ein sonderbares Ding. „Eine Schlange" hieß es, „nein, ein Ring; er wird

also heiraten.“ — „Ein Lorbeerkranz“ entschied der Hauptmann als Augur.

Als das Bleigießen vorüber war, schickte der Vater Fritzen zu Bett. Der wäre nur gar zu gerne geblieben, denn er hatte noch niemals die Neujahrsstunde herangewacht, und seine kindliche Phantasie verknüpfte mit dem Momente des Jahreswechsels ganz außergewöhnliche Vorstellungen. Er gehorchte dem Befehle des Vaters, sich zu Bett zu begeben, aber im geheimen hatte er beschlossen, den Versuch zu machen, ob er sich nicht bis Schlag zwölf Uhr im Bette wach erhalten könne. Schon vorm Jahre hatte er das angestrebt, war aber vorzeitig eingeschlafen; heute wollte er einmal probieren, durch Kopfrechnen den Schlaf fernzuhalten.

Eva fragte den Hauptmann, ob ihm das „Lichtelschwimmen“ bekannt sei. Schaurott verneinte. Sie hätten das in der Pension zum Silvester gemacht, erklärte Eva; dann beschrieb sie es ihm: In leere Nußschalen werden kleine Wachslichte geklebt. Man wählt sich eine der Schalen aus und setzt sie auf das Wasser, sie sollen Lebensschifflein und die Lichtlein darinnen das Lebenslicht bedeuten.

Schaurott nannte diese Idee „äußerst sinnig“ und ließ sofort Nüsse und kleine Lichter herbeischaffen.

Nach Evas Anordnung machte man sich nun daran, die Lebensschifflein herzustellen, dann wurden sie auf das vom Bleigießen her noch vorhandene Wasserbecken gesetzt und die Lichtchen angezündet.

Es war merkwürdig genug, zu beobachten, wie jedes der kleinen Fahrzeuge, als wohne ihm ein lebendiger Wille inne, von Anfang an ein eigenartiges Benehmen zeigte. Eins ließ sich von der leisen Bewegung der Wasserfläche an den Rand des Beckens tragen und

verharrte dort in einsiedlerischer Abgeschiedenheit. Je zwei Paare vereinigten sich und schienen sich aneinander festklammern zu wollen. Eine der Schalen schöpfte durch ein unsichtbares Leck schnell Wasser und sank plötzlich zischend zum Boden des Gefäßes.

„Ich hätte Ihnen mehr Lebenskraft zugetraut, Herr Doktor," sagte Schaurott lachend zu Burt, dessen Schifflein dieses jähe Ende genommen.

Die Lichter fingen nach und nach an niederzubrennen; eins der Boote legte sich auf die Seite, es war Friedrichs, im Sinken riß es ein anderes mit sich hinab, Evas. Dann verlöschten zwei Lichtlein, deren Boote lange einmütig zusammengehangen hatten, und schließlich auch der Einsiedler, der am längsten geglimmt hatte.

So rückte die Neujahrsstunde heran.

Jetzt tönte draußen der erste Glockenschlag deutlich durch die klare Nachtluft vom nächsten Turme herüber. Man schüttelte sich die Hände und wünschte sich ein glückliches Neujahr.

Die Hauptmannsfrau hielt es nun nicht länger bei ihren Gästen aus, sie mußte zu ihren Kleinen, um diesen heimlich den ersten Kuß im neuen Jahr zu geben und ein kurzes Gebet an ihren Betten zu sprechen.

Sie fand Helenchen und auch Fritz in festestem Schlummer liegend; also Fritz hatte die Neujahrsstunde wiederum verschlafen — wie wird er sich darüber morgen beim Erwachen ärgern!

Nunmehr trennte sich die Gesellschaft.

Mörner bot Friedrich einen Platz in seinem Fiaker an, und da Eva sich dieser Aufforderung anschloß, sagte Friedrich zu und setzte sich zu dem Ehepaar in den Wagen.

Anfangs plauderte Mörner, dann wurde er still; er glaubte, Eva sei abgespannt. Sie lag zurückgelehnt in dem Fond des Wagens, aber nicht aus Ermüdung, ihr Denken und Empfinden war erregter und wacher denn je. Sie wußte, daß der, welcher ihr gegenübersaß, dessen Augen die ihren trotz der Dunkelheit gesucht und gefunden hatten, jetzt wieder ihr gehöre und fortan ewig ihr gehören werde.

So fuhren sie durch die von wüstem Silvesternachtslärm erfüllten Straßen dem neuen Jahre entgegen, Friedrich nichts sehend, nichts denkend, nichts fühlend als Evas Gegenwart, Mörner in seiner Ecke eingenickt.

Dreizehntes Kapitel.

Was dachte sich eigentlich Eva Mörner am nächsten Morgen, als die Erregtheit ihres Gemütes einer nüchterneren Stimmung Platz gemacht hatte? Bereute sie etwa ihr Tun vom Abend vorher? Keineswegs!

Das wilde Frohlocken ihres Herzens über den errungenen Sieg hatte sich in eine ruhige, aber darum nicht weniger innige Freude umgewandelt.

Eva schwamm hingerissen von dem Strom der Wonne einer ersten wahren Leidenschaft. Sie hatte sich anfangs nur schwach gewehrt, jetzt ließ sie sich widerstandslos tragen, berauscht, besiegt, hingegeben an das Gefühl, das sie ganz durchglühte mit nie geahnter Seligkeit.

Für sie war ein neues Leben angegangen; alles Vergangene erschien ihr traumhaft, schal, wesenlos. Sie lebte nur noch in der seligen Gegenwart, die Vergangenheit war versunken für sie, an die Zukunft dachte sie in diesem Wonnetaumel ihrer Gefühle nicht.

Zu ihrem tiefsten Erstaunen sah sie Empfindungen, Gedanken, Fähigkeiten in sich ersprießen, wie Blätter an einem Baume im Frühjahr. Eine neue Welt schien für sie entdeckt, auf der sie fortan leben wollte; mochte das Meer ihre alte mit Vergessenheit bedecken.

Ihr Alltagsleben, ihr Gatte traten dagegen in den Hintergrund; das Alte, was aus ihrem früheren Leben in ihr jetziges hineinragte, nahm sie wie etwas Zufälliges, etwas, das nicht zu ändern war, hin. In ihrem Dasein hatten nur noch die Stunden Bedeutung, wo er kam, die übrige Zeit füllte das Denken aus auf die Momente seiner Gegenwart hin oder an sie zurück.

Besorgnis, was mit der Zeit hieraus entstehen müsse, Bedenken, ob das, was sie tue, recht und vernünftig sei, Gewissensbisse, Reue oder Scham störten nur vorübergehend ihren seligen Traum; wenn sich derartige Erwägungen warnend vor ihrer Seele erhoben, dann jagte sie diese schnell daraus hinweg. Sie wollte nicht sehen, wollte blind und taub sein gegen alles, was ihrem jungen Glücke feindlich war.

Wahrlich, an ihr lag es nicht, wenn zwischen ihr und Friedrich das entscheidende Wort noch nicht gefallen war, wenn eine Wand bestehen blieb, die sie trennte, wenn nichts geschah, das Sitte und Anstand äußerlich verletzt hätte.

Die Form wurde zwischen ihnen gewahrt, Choiseule klammerte sich an diese wie an ein letztes, schützendes Bollwerk, in der Tat das einzige, das sie schied, denn wenn er auch das süße Geständnis noch nicht zu ihren Füßen gestammelt hatte, ihre Seelen hielten einander längst in verzehrender Liebesglut umschlungen.

Und so saß er Eva gegenüber oft wie gelähmt vor geheimer Angst, wenn er jetzt wie ehemals in der

Zeit der Abenddämmerung zu ihr kam, nicht selten schweigsam und in Träumerei verloren, dann wieder unnatürlich lebhaft und gesprächig, als zittere er vor einer dämonischen Macht in seinem Inneren, die geweckt und wider seinen Willen zum Durchbruch kommen könne; oft in Wonne erschauernd, wenn ein Wort oder ein Blick von ihr ihn belehrte, daß sie ihn liebe, und dann wieder in Furcht erbebend vor dem Augenblicke, der die endliche Besiegelung ihres Bundes bringen mußte.

Wenn Choiseules Leidenschaft auch eine stürmischer verlangende sein mochte, so besaß er als Gegengewicht auch eine stärkere, sittliche Selbstbeherrschung und vor allem einen schärferen, logischer denkenden Verstand als die Frau, die er liebte, einen Verstand, der ihm die Folgen der Tat, wenn sie einmal geschehen war, klar voraus erkennen ließ.

Und dann klangen ihm die Worte seiner Mutter noch in den Ohren; oft in seinen fieberischen Liebesträumen tauchte das bleiche, treue Gesicht der alten Frau vor ihm auf, und wie durch einen Tropfen Öl geglättete Wogen, so legte sich die Brandung seiner Leidenschaft vor diesem Bilde voll heiliger Reinheit. Dann sah er sich im Geiste zurückversetzt in jene Stunde, wo sie ihn angefleht, mit Tränen beschworen, der Versuchung obzusiegen, und wo er ihr gelobt, sie solle an ihrem Sohne keine Schande erleben.

Aber diese warnenden Stimmen in seinem Inneren wurden mehr und mehr übertäubt von den verlockenden Sirenenklängen der Verführung.

„Warum so zaghaft, so bedenklich!“ sagte er sich — da war ein junges, schönes Weib, erglühend und liebedürftend wie er, sollte er ewig blöde von fern

stehen, die unmännliche Rolle eines David spielen? Wie viele Männer in seiner Lage würden sich da keinen Augenblick besinnen, kühn und unbedenklich nach dem greifen, was sich ihnen selbst antrug. — Konnte hier überhaupt von einem Unrecht die Rede sein? Sie liebten einander, das Schicksal hatte Eva für ihn bestimmt, ihre Ehe mit Mörner war ein Irrtum; und waren die Gebote der Natur nicht stärker als die des Vorurteils und der Konvenienz?

So schwankte Friedrich zwischen Recht und Unrecht, vernünftiger Erwägung und verliebter Tollheit, zwischen Selbstanklagen und rücksichtslosem Begehren in einem Wirbel umgetrieben, der seinen Kopf schwindeln machte, seinen Blick für das Richtige immer mehr trübte, ihm schließlich allen Glauben an die eigene Kraft und jede Hoffnung, aus diesem Chaos jemals auf sicheren Grund zurückzukehren, benahm.

Sein Zustand wurde ihm oft zur rasenden Pein, und einmal dachte er im Ernste daran, um dieser Höllenqual ein Ende zu bereiten, Berlin zu verlassen, ins Ausland zu gehen, aus den Armen der Verführung zu entfliehen, ehe sie ihn gänzlich entmannt habe.

Aber seine Leidenschaft hatte ihn in Banden geschlagen, die mit einem mutigen Rucke zu zerreißen er schon nicht mehr imstande war — und so blieb er und besuchte Eva Mörner noch häufiger als vordem.

In der Unterhaltung mit ihr vermied er mit ängstlicher Scheu alles, was ihn zu einer Aussprache seiner Gefühle hätte fortreißen können, er haschte geradezu nach unverfänglichen Gesprächsstoffen.

Er las ihr seine Artikel vor, und da diese öfters Gebiete berührten, welche Eva fremd waren, so knüpfte er an die Lektüre erklärende Unterweisungen. Häufig

brachte er ihr auch Bücher mit, ernsteren Inhalts als die Unterhaltungsliteratur, mit der sie sich bisher vorwiegend die Langeweile vertrieben hatte! Eva machte sich mit Eifer an diese Lektüre. Friedrich zuliebe überwand sie wirklich für einige Zeit ihre Abneigung gegen die Beschäftigung mit ernsten Dingen in einer anderen als kokettierend spielenden Weise.

Eva faßte leicht, aber ihr Verstehen ging über die Oberfläche der Dinge dahin, eignete sich nur das Äußerlichste von ihnen an, dem Schmetterlinge vergleichbar, der den Blütenstaub des Blumenkelches abstreift. Sie besaß große Beweglichkeit des Geistes und verstand es, in der Unterhaltung durch glückliche Einfälle, die den Eindruck tieferen Verständnisses hervorriefen, über viele Mängel ihrer geistigen Entwickelung liebenswürdig hinwegzutäuschen. Eva dachte graziös, das war ihr Geheimnis, und sie äußerte ihre Gedanken in leichter gefälliger Form.

Im vertrauten Verkehre mit ihr konnte es Choiseule freilich nicht entgehen, wie oberflächlich Evas Bildung sei, und daß sie so ziemlich von allem eine Ahnung, aber für nichts ein wirklich tieferes Verständnis besitze.

Doch welcher Mann wollte darum einen Stein auf Friedrich werfen, weil ihn an der Frau, die er liebte, dieser Mangel eher entzückte als störte? — Wir wollen es ja nun einmal so haben, daß die Frauen unfertige, vernachlässigte, zu uns emporschauende Geschöpfe bleiben; hilfloses Anschmiegen, schwächliche Naivität flößt uns ein Mitleid ein, das wir Liebe nennen; Bedeutendheit, überlegene Selbständigkeit oder gar das Streben nach Gleichstellung mit uns, den stolzen Herrn der Schöpfung, von seiten des schwächeren Geschlechts, erfüllt uns mit

geheimem Grauen; eifersüchtig erschreckt, bangen wir für unsere Prärogative.

Und zudem schmeichelte sich Friedrich mit dem Gedanken, an Eva ein gutes Werk zu tun, wenn er höhere Interessen in ihr erwecke, ihre Kenntnis bereichere, ihre Anschauungen erweitere, ihr Empfinden vertiefe. Die lebhaft freudige Aufmerksamkeit, welche Eva seiner Belehrung entgegenbrachte, nahm er als ein wirkliches Interesse für die Sache hin und erkannte nicht, daß sie nur der Person des Lehrers gelte.

Choiseule hatte noch im alten Jahre seine Novelle zu Ende geführt, jetzt war er dabei, eine Reinschrift für den Druck herzustellen.

Eva hatte ihn bereits mehrfach nach dem Fortschritte seiner Arbeit gefragt und gedrängt, er möge doch endlich sein Versprechen einlösen und sie mit der Novelle bekannt machen.

Friedrich konnte sich dazu nur schwer entschließen; „Die Lebensmüden", so hieß seine Dichtung, behandelte die Liebe eines verheirateten und in seiner Ehe unglücklichen Mannes und eines jungen Mädchens, deren verhängnisvolle Leidenschaft im selbsterwählten, gemeinschaftlichen Tode ein Ende findet.

Es war nicht unbegreiflich, daß Friedrich Bedenken trug, der Frau, die er liebte, eine Arbeit solchen Inhalts vorzulegen, aber schließlich gab er Evas Bitten nach, deren Neugier durch sein Zögern nur noch reger geworden war, und las ihr seine Novelle vor.

Wenn Friedrich befürchtet hatte, das von ihm behandelte Thema oder der Pessimismus, der in seiner Arbeit zur Aussprache kam, werde Eva unangenehm berühren, so täuschte er sich. Sujet und Behandlung sagten ihrem Geschmacke zu, sie folgte den einzelnen

Wendungen der Erzählung mit lebhaftem Interesse; der traurige Abschluß schien weniger erschütternd oder niederschlagend auf sie zu wirken als aufgeregt sentimentales Wohlgefallen in ihr zu erregen. Sie fand das Ganze, als Friedrich sie nach beendetem Vorlesen um ihr Urteil fragte, „entzückend, interessant und so romantisch."

Wie stand nun eigentlich Choiseule während dieser Zeit zu Evas Gatten?

Daß Mörner um Friedrichs häufige Besuche bei seiner Frau wisse, konnte Friedrich nicht annehmen; es geschah wie auf stillschweigendes Einvernehmen zwischen Eva und ihm, daß er zu seinem Kommen stets Stunden wählte, wo er sicher sein konnte, Mörner nicht zu Haus zu finden. Für Choiseules Stolz war das Bewußtsein, in dieser Weise einen Mann hintergehen zu müssen, der seines Vaters Vertrauter und sein eigener Vormund gewesen, ein tief demütigendes, peinvolles Gefühl. Freilich hatte er auch Entschuldigungen für sein Tun zur Hand, mit denen er die Stimme des Anklägers in seinem Inneren zu beschwichtigen suchte. Warum ließ Mörner seine junge Frau auch so viel allein, warum gab er so wenig Acht auf sie; war er nicht überhaupt ein gänzlich unpassender Gatte für sie? Wie hätte er, Friedrich, an seiner Stelle Eva auf Händen tragen, sie lieben und hegen und pflegen wollen! Mörner wußte gar nicht, welchen Schatz er an ihr besaß, und war seines Besitzes darum nicht wert. So philosophierte Friedrich, aber alle diese wohlerdachten Rechtfertigungsgründe vermochten nicht, sein Gewissen zu übertäuben. Er fühlte sich Mörner gegenüber wie ein heimlicher Verbrecher, dessen Entdeckung jeden Augenblick erfolgen kann, und darum vermied er die Begegnung mit ihm geflissentlich.

Zwischen Eva und Friedrich wurde Mörners so gut wie niemals Erwähnung getan, es schien, als ob Eva die Tatsache, daß sie einen Gatten besitze, völlig negieren wolle; einmal jedoch ließ sie, wie von ungefähr, eine abfällige Bemerkung über ihren Mann fallen, der Ausdruck von Friedrichs Gesicht aber belehrte sie sofort, daß sie mit ihrer Äußerung dessen Zartgefühl verletzt habe, und sie lenkte daher schnell ein.

Eva fing mehr und mehr an, ihren Gatten als etwas zu betrachten, das lästig ist und im Wege zu einem besseren Glücke steht.

Seitdem sie Friedrich kennen gelernt, war es ihr, als seien ihr die Augen über Mörner erst aufgegangen. Sie sah auf einmal, daß er alt war, und vor allem eine Ansicht setzte sich mehr und mehr fest in ihr, nämlich daß ihr Gatte ordinär sei. Seine Erscheinung, seine Manieren, seine Art zu sprechen, kurz alles an ihm fand sie neuerdings unvornehm.

Sie tat ihm damit großes Unrecht; Theobald Mörner war freilich kein Blender, er war ein schlichter, deutscher Bürgersmann, dem nichts verhaßter war als Ziererei und falscher Schein, der sich nicht schniegelte und bügelte, aber stets sauber und akkurat kleidete und eine würdige Haltung zur Schau trug.

Aber Eva hatte für die bürgerlich anspruchslosen Vorzüge seines Charakters keinen Sinn, und was die Hauptsache war, sie suchte mit Eifer nach etwas, das sie mit einem Scheine des Rechtes ihrem Gatten vorwerfen könne, um darin eine Entschuldigung für ihr eigenes Tun zu finden.

Aber von ihrer wahren Stimmung gegen ihn ließ sie Mörner nichts merken; wie alle Frauen, die drauf und dran sind, ihre Männer zu hintergehen, zog sie im

Verkehr mit ihm jetzt ganz besonders gefügige und liebenswürdige Saiten auf, um seinem Argwohn von vornherein entgegenzutreten.

Vierzehntes Kapitel.

Friedrich von Choiseule hatte seine Novelle einem Verleger angeboten, und dieser erklärte sich bereit, nachdem er von dem Manuskript Einsicht genommen, die Arbeit in Verlag zu nehmen. Friedrich kam eben von diesem Herrn, mit dem er die Verlagsbedingungen festgestellt, als er auf der Straße seinem Freunde Burt begegnete.

„Wo gehst du hin, so feierlich im hohen Hute?“ rief er diesem zu.

„Ich mache dem Grafen Landskerrotitsch meinen Gegenbesuch,“ erwiderte Burt. „Ich denke bei dieser Gelegenheit seine Frau kennen zu lernen und muß gestehen, ich bin einigermaßen gespannt, als was sie sich entpuppen wird. — Willst du mich nicht begleiten?“

„Meinst du nicht, daß sie sich wundern würden, wenn ein gänzlich Fremder —“

„Ah, bah wundern! Landskerrotitsch ist ein Weltmann, der das Verwundern längst verlernt hat. Übrigens interessiert er sich lebhaft für dich, er fragte mich neulich nach dir aus, und als ich ihm versicherte, du seiest das größte schriftstellerische Genie deiner Zeit, vorläufig nur noch nicht erkannt, wuchs sein Interesse gewaltig. Er protegiert alles, was zur Kunst gehört, das Ballett und den Zirkus, wie die Malerei und Poesie. Du wirst es nicht bereuen, ihn näher kennen zu lernen, zum mindesten ist er ein Typus; du solltest ihn in deinem nächsten Romane verwenden.“

Friedrich ließ sich überreden und begleitete den Freund.

Der Graf hatte nicht weit vom zoologischen Garten Quartier genommen, in jenem behaglich opulenten Villenviertel, dem man es kaum zutraut, daß es ein Teil der von Lärm, Arbeit, Schmutz und Elend erfüllten Millionenstadt ist.

Hier in einer ruhigen, baumbepflanzten Allee hatte Landskerrotitsch das Hochparterre einer in modernisiertem Renaissancestil aus gelben Sandstein erbauten kleinen Villa gemietet und sich mit Weib und Dienerschaft da eingenistet. Das Haus war in einem Garten gelegen, der jetzt freilich mehr an einen Kirchhof erinnerte, denn seine Beete waren mit Hügeln von Stroh, Reisern und Laub bedeckt, und die exotischen Gewächse schliefen in sorglicher Winterverpackung der Auferstehung im Frühjahr entgegen. In diesem Garten, der von der Straße durch ein schweres, eisernes Gitter getrennt war, lag die Villa, kokett und graziös wie ein Schmuckkästlein. Die kostbaren, spitzengarnierten Vorhänge hinter den Spiegelscheiben der Parterrefenster ließen ahnen, daß die innere Einrichtung der Außenseite würdig sei.

Graf und Gräfin waren zu Hause, wie der Diener in schnürenverzierter Livree, dem Kostüm und Typus nach ein Magyar, mit fremdländischem Akzent versicherte.

Landskerrotitsch kam den beiden ins Entree entgegen, rosig und parfümiert, in ein Morgenkostüm von mattgrauem Sammet gekleidet.

„Scharmant, scharmant!“ rief er, ihnen die zarten Händchen entgegenstreckend, „mein lieber Doktor und Sie, sein Freund; les amis de mes amis sont mes amis. Kommen Sie! Die Gräfin wird sich unaus-

sprechlich freuen; ich habe ihr so viel von Ihnen erzählt. Treten Sie bitte hier ein."

Die Gräfin zeigte sich als eine stattliche Erscheinung, gewiß um einen halben Kopf größer als ihr Gatte. Doch war ihre Figur durchaus proportioniert, die Glieder standen in gutem Verhältnisse zu ihrer Körpergröße; auch Hände und Füße waren groß, wenn auch keineswegs plump. Sie hatte dunkelblondes Haar, dessen mächtige Flechten zu einer schlichten Krone verschlungen auf dem Hinterkopfe lagen; der Teint war von gesunder Milchweiße, die großen grauen Augen mandelförmig geschnitten, lang bewimpert und ruhig blickend. Sie machte den Eindruck einer späten Zwanzigerin, in Wahrheit war sie dreiunddreißig und somit nur um ein Jahr jünger als der Graf.

Ihren Zügen war zwar kein eigentlicher Liebreiz eigen, aber es lag etwas in denselben, das Zutrauen und Sympathie erweckte. Sie war eine von den Frauenerscheinungen, auf denen man das Auge um so lieber mit Wohlgefallen ruhen läßt, als man nicht zu besorgen braucht, das Herz sofort an sie zu verlieren; sie war eine ruhige, keine beunruhigende Schönheit.

Die Gräfin begrüßte die Herren, indem sie ihnen kräftig die Hand schüttelte und ihnen sagte, sie habe schon von beiden durch ihren Gatten gehört.

Sie sprach mit einer für eine Frau etwas tiefen, aber trotzdem weich und wohlklingenden Stimme, die ausgezeichnet mit ihrer stattlichen Erscheinung und ihrem ruhig imposanten Auftreten, in dem etwas Männliches lag, harmonierte.

Ihre Kleidung war durchaus anspruchslos, eine dunkle, anliegende Kaschmirrobe ohne allen Aufputz. Nur an den Handgelenken trug sie einen auserlesenen

Schmuck; zwei starke Armspangen aus unvermischtem Golde, mit eingelassenen blitzenden Steinen, ein Geschenk ihres Gatten, das aus Indien stammte.

Die Erscheinungen der beiden Eheleute bildete den denkbar stärksten Gegensatz.

Der kleine, niedliche, stets kokett gekleidete und ewig in Aktion und Ekstase befindliche Mann nahm sich an Seite dieser junonischen Persönlichkeit etwa wie ein zierlicher King-Charles neben einer schönen Ulmer Dogge aus.

Man hatte sich gesetzt und die Gräfin eine Handarbeit, in der sie offenbar nur durch den Eintritt der Herren gestört worden, wieder aufgenommen. Sie unterhielt sich mit dem neben ihr sitzenden Burt über dessen gemeinschaftliche Reiseerlebnisse mit ihrem Gatten.

Landskerrotitsch war in ein Gespräch mit Choiseule vertieft, das sich um Berlin und seine Fortschritte in den letzten zwei Jahrzehnten drehte. Der Graf begann ein begeistertes Loblied auf Berlin:

„Es ist, wenn auch nicht die schönste, so doch ganz gewiß die interessanteste unter den Kapitalen Europas. Was ist Wien? Eine tote Stadt. Und Paris; eine interessante Ruine. Und nehmen Sie London, ist es eine Stadt? Nein eine Wüstenei von düsteren Häusern, winkeligen Straßen und sehr vielen Menschen, in der Sie sich winzig, zwergenhaft, erdrückt vorkommen. Sie können diesem Riesenungeheuer nirgends beikommen, Sie finden nicht einmal einen Standpunkt, um einen Überblick darüber zu gewinnen. Ich liebe das nicht, ich meine dieses Bewußtsein, sich als Molekül fühlen zu müssen. Darum ist mir London unsympathisch. Und dazu kommt, diese Städte sind fertig, überreif, beinahe schon Hautgout; ob in Paris ein neuer Prachtbau er-

richtet wird, ist gleichgültig, das Louvre und die Notre-dame werden sie doch nicht übertreffen, und ob London eine fünfte Million seinen vieren hinzufügt, ist bedeutungslos, es verliert dadurch noch mehr an Individualität. Aber Berlin, das ist eine Stadt, die den Höhepunkt ihrer Entwickelung noch vor sich hat, die, ich möchte sagen, im Jünglingsalter steht, und die Reize, aber auch die Schwächen dieser Lebensperiode zeigt. Hier spürt man auf Schritt und Tritt Wachstum, Aufblühen und Vorwärtsdrängen. — Glauben Sie nicht, daß ich deshalb blind für die Mängel Ihrer Hauptstadt bin. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich ihre Pferde und Equipagen unter aller Kritik finde, daß ihre Theater, besonders die Hofbühne, herzlich langweilig sind, und daß ich mich vielleicht noch wohler hier befinden würde, wenn die stete Anwesenheit und Beaufsichtigung von seiten ihrer hochwohllöblichen Polizei sich ein wenig unauffälliger machen wollte; aber wo viel Licht, da viel Schatten."

„Sind Sie zum ersten Male in Berlin, Herr Graf?" fragte Choiseule.

„Jawohl, zum ersten Male. Ich kannte ganz Europa und habe ein gut Teil der übrigen Welt gesehen, aber nach Deutschland war ich nie anders als auf der Durchreise gekommen. Und nun habe ich eine Deutsche geheiratet."

„So sind Sie unsere Landsmännin, Gräfin?" wandte sich Choiseule an diese.

„Von Geburt ja, ich stamme aus Württemberg," erwiderte die Gräfin. „Man sagt, der schwäbische Dialekt sei mir immer noch ein wenig anzuhören."

„Da Sie mich darauf aufmerksam machen, Gräfin, glaube ich es jetzt wirklich auch zu hören," meinte

Choiseule. „Ich liebe die schwäbische Mundart, sie hat so etwas anheimelnd trauliches!"

„Ich bin lange Jahre von meiner Heimat weg gewesen," erzählte die Gräfin, „ich sehnte mich danach, sie einmal wiederzusehen —"

„Und da ich meiner Frau noch eine Hochzeitsreise schuldig war," fiel der Graf ein, „so haben wir ihr Vaterland gemeinschaftlich aufgesucht. Wahrhaftig, meine Herren, wenn ich nicht zu sehr Kosmopolit wäre, ich könnte Sie beneiden, daß Sie Bürger dieses Landes sind. — Aber was sagen Sie zu unserer Wohnung," rief Landskerrotitsch jetzt, der die Eigentümlichkeit hatte, niemals lange bei einem Thema auszuhalten. „Gefällt Ihnen diese Einrichtung, Doktor?" und ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ich richte mich nämlich nach eigenem Geschmacke ein; was ich hier an Möbeln vorfand, war so steif und altmodisch, daß ich es auf den Boden schaffen lassen mußte. Habe ich Ihnen schon erzählt, daß ich der Gräfin ein neues Schloß in Dzöröneck gebaut habe? Es ist noch nicht völlig ausgestattet, dort kann ich alle diese Dinge vortrefflich gebrauchen."

Choiseule und Burt sahen sich in dem Raume um, der einen höchst phantastischen Anblick bot und aus dessen Ausstattung der exzentrische, zu barocken Einfällen geneigte Sinn des Grafen sprach.

Man hätte sich ebensogut in einem Zelte als in einem Zimmer wähnen können, denn Dielen, Wände und Decke waren hinter Teppichen von dunklen, gesättigten Farben und prächtigen Mustern versteckt. Die Fenster verbargen sich hinter schweren Portieren und gewobenen Stores, der Ofen war durch einen geschliffenen, mit Malereien bedeckten Spiegel verdeckt;

nur der Kamin, in dem mehr der Behaglichkeit als der Erwärmung wegen einige Kohlen glühten, war freigelassen. Das Meublement bestand aus Diwans, Chaiselongues, Stühlen und Taburetts, welche die denkbar größte Abwechselung in Größe, Form, Farbe und Stoff aufwiesen. In grotesker Unordnung standen dann noch in dem Raume chinesische Etageren und niedrige Tische mit Lackgegenständen, Majoliken, Fayencen und allerhand moderne Brickabracke umher; eine Ecke des Zimmers nahm ein umfangreicher, goldbronzener Blumentisch ein, aus dem tropische Blattgewächse hervorquollen.

„Es ist das Boudoir der Gräfin," erklärte Landskerrotitsch den beiden. Aber diese sagten sich, daß die Ausstattung des Raumes durchaus nicht in Harmonie mit Erscheinung und Wesen der Frau stehe, zu deren Person es einen Rahmen bilden sollte.

Und wie zur Bestätigung dieser Bemerkung erklärte jetzt die Gräfin: „Sie müssen nicht denken, daß mir soviel Prunk Bedürfnis ist, ich bin von Haus aus einfacher gewöhnt und könnte ganz gut ohne soviel unnütze Dinge um mich her leben. Aber der Stach hält das für nötig."

Stach (eine Abkürzung für Stanislaus) fiel ihr lebhaft ins Wort: „Es ist auch nötig, cherie! Sagen Sie selbst meine Herrn, können Sie sich eine schöne Frau in einer häßlichen, pauvren Umgebung denken — wäre das nicht, als ob man einen Brillanten in Blei fassen wollte? — Das hier ist noch lange nicht schön genug für dich, noch lange nicht! Ich will noch viel mehr —"

„Nein," ließ sich hier seine Gattin mit großer Entschiedenheit vernehmen, „es ist genug; ich vermag

mich so schon kaum zu rühren unter so vielem Kram. Bitte, laß es damit genug sein."

„Wie du befiehlst! Du weißt, mein ganzes Leben hat nur einen Zweck, dir zu gefallen und deinen Befehlen zu gehorchen," und damit eilte er zu ihr und küßte ihr die großen, schönen Hände. Sie ließ es geschehen und lächelte mit der nachsichtig freundlichen Miene einer Mutter, die ihrem Wildfang von Jungen einen Streich durchläßt.

„Vorläufig ist nur dieses Zimmer fertig," fuhr Landskerrotitsch fort, „ich bin noch dabei, einen Gesellschaftsraum und das Tafelzimmer einzurichten".

„Ich entnehme daraus, daß Sie gesellig leben wollen?" äußerte Burt.

„Je nun," meinte der Graf und warf einen Seitenblick nach seiner Frau, der Burt belehrte, daß sie anderer Ansicht über diesen Punkt sei, als ihr Gatte, „jawohl, vielleicht — nous verrons."

Burt wendete sich an die Gräfin, die, ohne aufzusehen, weitergehäkelt hatte. „Gedenken Sie auszugehen, Gräfin, in diesem Winter?" fragte er.

„O nein, ganz gewiß nicht!" erwiderte sie. „Ich bin viel zu alt, um an dergleichen noch Gefallen zu finden."

„Aber Angelika," fiel hier der Graf in höchster Ekstase ein; „quelle idee, vous si charmante si belle, avec votre air d'une fille de dix huit —"

„Wozu braucht eine verheiratete Frau in Gesellschaft zu gehen?" fragte sie in gelassenem Tone und zählte die Maschen nach.

„Wozu?" rief Landskerrotitsch und schnitt eine tragikomische Grimasse, „grand dieu, mais ça va sans dire — um zu glänzen, zu brillieren."

„So willst du, daß ich Eroberungen machen soll?" fragte sie und sah ihren Gatten voll an.

„Nun natürlich," gab er zur Antwort.

„Für mich oder für dich?" fragte sie weiter, und ein ironisches Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel.

Ihr Gatte war durch diese geschickte Doppelfrage etwas aus dem Text gebracht und sagte: „Ah, du mokierst dich über mich, das ist nicht recht; du weißt, ich adoriere dich, aber ich möchte mein Glück nicht so im geheimen, so verstohlen genießen — enfin, ich will keinen Hehl daraus machen, ich möchte dich von der Welt bewundert und mich beneidet sehen."

Nachdem Choiseule und Burt Zeugen dieses kleinen Intermezzos geworden, hielten sie es an der Zeit, ihrem Besuche ein Ende zu machen. Die Gräfin verabschiedete sie mit ihrem festesten Händedrucke, der Graf begleitete sie bis ins Vorzimmer und dann weiter ins Vestibül; er hatte noch etwas auf dem Herzen.

„Ist es nicht eine Schande, meine Herren," rief er, „sagen Sie selbst, ist es nicht unverantwortlich, wenn eine solche Frau sich einspinnen will. Ich habe ihr Toiletten kommen lassen aus Paris, sie zieht sie nicht an. Begreifen Sie das? Leider habe ich sehr wenig Einfluß auf Angelika, vielleicht könnten Sie mir zu Hilfe kommen, meine Herren; man müßte es ihr so unter den Fuß geben, Sie verstehen schon, ohne daß sie merkt, woher es kommt. Sprechen Sie mit ihr von Geselligkeit, von Ihren Bekannten, machen Sie ihr den Mund wässerig. — Vielleicht ändert sie dann ihren Sinn und wir knüpfen nach und nach einige Beziehungen an. — Nicht wahr, das wollen Sie tun!"

„Nun, bist du mit der Wahl des Grafen ein-

verstanden?" wendete sich Choiseule an den Freund, als sie auf der Straße waren.

„Landskerrotitsch hat in seinem ganzen Leben keinen gescheiteren Streich ausgeführt, als diese Heirat," erwiderte Burt. „Eine herrliche Frau, diese Gräfin, schön, gesund und klug. Sie weiß, was sie will, ihr Urteil ist klar wie ihr Auge, wie an Körper überragt sie ihren Mann an Geist und Charakter."

„Und hältst du das für das richtige Verhältnis? Ich meine, der Mann sollte der bedeutendere, in jeder Beziehung stärkere Teil in der Ehe sein," warf Friedrich ein.

„Ich hasse derartige Gemeinplätze," erwiderte Burt; „verallgemeinere einen an und für sich richtigen Satz, und du machst ihn zur Parodie der Wahrheit. In solcher Allgemeinheit aufgestellt, wird deine Behauptung Unsinn. Danach müßte jeder geistig oder körperlich mittelmäßig oder schwach beanlagte Mann eine Lebensgefährtin ausfindig zu machen suchen, die auf noch tieferem Niveau stände, als er selbst. Und was für Kinder, meinst du, würden solche Ehen ergeben?"

„Du bist Arzt und Naturforscher," sagte Choiseule, „und hast dich von religiösen und sozialen Vorurteilen frei gemacht. Beantworte mir die eine Frage offen: vertrittst du als Kenner der menschlichen Natur und ihrer Bedürfnisse die Ansicht, daß der Mann ein Weib wählen soll, und für die Dauer seines und ihres Lebens allein mit der einen verkehren darf? Ich meine, hältst du diese vom Gesetze unter dem Namen Ehe eingeführte Einrichtung für die richtigste, höchste, mit einem Worte für die ideale Form des Zusammenlebens der Geschlechter?"

„Allerdings, das tue ich," erwiderte Burt. „Ich sehe in der Monogamie eine Kulturerrungenschaft der

Menschheit, die geheiligt ist, weil in ihr eine vieltausendjährige geistige und sittliche Arbeit unserer Vorfahren zum Ausdrucke kommt. Das Institut der Ehe aufgeben, zur öffentlich sanktionierten Vielweiberei zurückkehren würde ein Zurücksinken auf eine tiefere, bereits überwundene Stufe der menschlichen Entwickelung bedeuten."

„Scheint denn aber nicht der Mensch von Natur zur Polygamie hingewiesen?" warf Friedrich ein; „gibt es denn nicht mehr Frauen als Männer, und die Zeugungsfähigkeit des Mannes übertrifft die Empfangs- und Gebärfähigkeit des Weibes in ihrer Ununterbrochenheit und Dauer."

„Daraus, daß die Gaben so verteilt sind, folgt noch nicht, daß sie auch in ihrem größtmöglichsten Umfange ausgebeutet werden müssen. Über die ganze Erde findest du Keime zu neuem Leben verschwenderisch ausgestreut; aber müssen diese Keime, weil sie existieren, auch zur Entwickelung gelangen, erscheint es nicht vielmehr als Ausnahme und wie durch ein Wunder, wenn sie zur Entfaltung und Reife kommen? Die Natur will wohl das Leben erhalten, darum sorgt sie in überreicher Weise für die Möglichkeit seiner Weiterbildung, aber das einzelne Individuum ist ihr gleichgültig, sie steht dem Menschen gegenüber nicht anders als der Blume oder dem Vierfüßler. — Wenn man sagt, es ist eine Ungerechtigkeit, daß es alte Jungfern gibt, die durchs Leben gehen, ohne Liebes- und Mutterglück genossen zu haben, so ist das in menschlich sentimentaler Weise gesprochen. Die Natur ist realistisch, wahr und hart, sie kennt keine Sentimentalität. Lust und Glück des Einzelwesens fallen nicht in ihre Wagschale. Eins soll man bei der Verhandlung solcher Fragen nicht

vergessen: der Mensch ist nicht auf eine Stufe mit der übrigen Natur zu stellen. Unser Großhirn und die millionenjährige Geistesarbeit unserer Väter, die darin niedergelegt ist, hebt uns über das Tier unendlich höher empor, als dieses über dem toten Mineral steht. Und eine größere Errungenschaft als selbst unser Erkennen und Wissen ist die Selbstbeherrschung, welche uns die Vernunft lehrt. Die bewußte Sittlichkeit, das ist unsere Selbstschwebekraft, sie stellt uns so hoch über die uns umgebende Natur, die, wo sie nicht nach unbekannten Gesetzen willenlos vegetiert, von Reizen und Trieben beherrscht wird. — Hebe einmal die Schranken der Ehe und der durch sie bedingten Sittlichkeit auf, laß jeden jede wählen nach Lust und Trieb, glaubst du, daß daraus eine bessere Gerechtigkeit für die Menschheit im allgemeinen und eine größere Befriedigung für den einzelnen entstehen würde? Auf keinen Fall! Einige Männer würden wie die Paschas dahinleben, andere, minder bevorzugte, würden leer ausgehen. Freilich alte Jungfern würde es nicht geben, aber eine Herde Kinder ohne Ernährer, ohne den sicheren Rückhalt der Familie. Das Familienleben, den Zugehörigkeitssinn der Verwandten, die so unendlich viel zur Förderung und Veredelung der Menschen beigetragen haben, würden wir eintauschen gegen eine häufigere Befriedigung der Geschlechtslust bei dem einzelnen. Und wie würde dieser Trieb entarten, wenn nicht mehr die Sorge um Weib und Kinder einschränkend und läuternd neben ihm stünde!"

„Gut!" erwiderte Friedrich, als der Freund geendet, „das leuchtet mir alles ein. Die Monogamie ist gerechtfertigt, die Ehe sei und bleibe ein geheiligtes Institut. Was aber ist deine Ansicht über die

Wahl zur Ehe, nach welchen Gesichtspunkten soll sie erfolgen?"

„Nach den freiesten, die denkbar sind. Innerhalb der von der Menschheit sich selbst gesetzten Schranken soll die Wahl der Geschlechter eine freie sein. Das Gesetz der Anziehung zum Zwecke der Ergänzung ist uralt; die Natur hat es von Anfang der Dinge an geübt, wenn es die Menschen auch erst merkwürdig spät erkannt haben. Hier handle der Mensch der Natur konform. Und unbewußt handelt ja auch ein jeder danach, soweit seine Instinkte gesund und nicht unterdrückt und verfälscht von Interesse sind. Mit einem Worte, ich befürworte: Heirat aus Liebe, nicht aus Konvenienz und Interesse. — Eine Verbindung, wie sie Landskerrotitsch eingegangen, ist für mich eine Idealehe. Er hat sich mutig über die Schranken sozialer Vorurteile hinweggesetzt, dem innersten Triebe und Bedürfnisse seiner Natur Folge gebend. Er konnte gar nicht besser wählen. Dem Arzte lacht das Herz im Leibe, wenn er ein solches Paar sieht. Wie vortrefflich sich die beiden Leute ergänzen! Die Gräfin wird ihre Pflichten als Gattin in jeder Weise vortrefflich erfüllen. Hast du ihren Körperbau beobachtet? — Das Ideal eines weiblichen Körpers: breite Hüfte, der Oberkörper schlank, dabei die Büste entwickelt. Wie gesund und kernig ihr Fleisch ist, an Nervenstörungen wird die Frau nicht leiden; sind dir ihre großen, ruhigen Augen aufgefallen, und wie gleichmäßig sie atmet, und ihre vortrefflichen Zähne —"

„Das ist zum mindesten eine originelle Art, die Schönheit einer Frau zu analysieren, Burt," fiel ihm Choiseule lachend ins Wort.

„Vielleicht die einzig vernunft- und naturgemäße,"

meinte der Arzt. „Wollten die Ehestandskandidaten ein wenig mehr von diesem Gesichtspunkte aus ihre Zukünftigen ansehen und ihre Wahl durch Rücksichten auf Gesundheit und Kraft, statt auf Mitgift, Vornehmheit usw. beeinflussen lassen, so würden wir wahrscheinlich weniger unglückliche Ehen, liederliche Männer, hysterische Weiber und sieche Kinder haben."

„Gleichwohl hat die Gräfin keine Kinder," warf Friedrich ein.

„Sie wird welche haben, sei ganz ruhig. Das erste wird gar nicht mehr so lange auf sich warten lassen. Als Arzt wirst du mir darüber ein gewisses Urteil zutrauen. Und ich denke, es soll keine schlechte Rasse geben."

Choiseule war in Nachdenken verfallen; nachdem er eine Weile schweigend neben dem Freunde hergegangen, sagte er:

„Was denkst du, wie die Gräfin zu Eva — Frau Mörner," korrigierte er sich, „passen würde? Der fehlt es so sehr an anregendem Verkehr mit einer Frau, und der Graf scheint Umgang für seine Gattin und sich selbst zu suchen."

„Frau Mörner und die Gräfin," meinte Burt, „hm, laß sehen — die könnten, meine ich, gut miteinander auskommen, denn es gibt, soviel ich sehen kann, keinen Punkt, in dem ihre Ambitionen in Rivalität treten könnten; und das ist bei Frauenfreundschaften die Kardinalfrage. Je verschiedener ihre Lebenssphären und Interessenkreise, um so berechtigter die Hoffnung, daß es ohne Streit, Intrigen und Eifersüchteleien abgehen möge. — Übrigens halte ich die Gräfin für einigermaßen erhaben über diese Weiberschwächen."

Diese letzten Worte verletzten Friedrich in Evas Interesse, da er aus ihnen heraushören mußte, daß Burt ihr die Schwächen zutraue, von denen er jene freisprach. Die Art, wie der Freund über Eva Mörner urteilte, hatte ihn von jeher aufgebracht, aber auch heute hielt er es für rätlich, seinen Verdruß zu verbergen. Mit erheuchelter Gleichgültigkeit antwortete er vielmehr:

„Auf die Probe könnte man es ja immerhin ankommen lassen, wie sich die beiden Frauen gefallen werden. Ich werde jedenfalls Frau Mörner davon sprechen, wenn ich sie das nächste Mal sehe" — daß dies in wenigen Stunden der Fall sein würde, verschwieg er dem Freunde.

Fünfzehntes Kapitel.

Eines Vormittags erschien bei Eva Mörner ein kleiner Mann, mit einer Art von Livreerock angetan, glattrasiertem Gesichte, wichtiger Miene und salbungsvollen Reden, der sich ihr als Bote des wohltätigen Vereines präsentierte, dem sie angehörte.

Er überreichte Eva eine Einladung zu der in den nächsten Tagen stattfindenden ersten ordentlichen Mitgliederversammlung des Jahres, weiter ein gedrucktes Programm, und für Eva noch ein besonderes Billett von Frau Kirsten, in welchem diese Dame sie aufforderte, nicht auszubleiben, da ihre Vorstellung als neues Mitglied wünschenswert sei.

Eva vermochte sich keinen rechten Begriff davon zu machen, was auf einer derartigen Mitgliederversammlung eigentlich getrieben werde, auch das Programm gab ihr wenig Aufschluß darüber; denn man konnte aus ihm nur Zeit und Ort der Versammlung

entnehmen, im übrigen war folgendes darauf zu lesen: „Rechenschaftsbericht des Kassierers, Ergänzungswahl für die vakante Stelle eines Vorstandsmitgliedes, Beschlußfassung über einen eingegangenen Antrag, die Änderung eines Statutenparagraphen betreffend.“ Und auch hieraus wußte Eva, die dem wirklichen Leben bisher sehr fern gestanden und daher oft seine mannigfaltigen Erscheinungsformen nicht zu deuten vermochte, nicht viel zu machen.

Die Versammlung sollte auf dem in der Chausseestraße gelegenen Vereinshause stattfinden, ihr Beginn war auf abends sieben Uhr festgesetzt.

Ursprünglich hatte Mörner seine Frau begleiten wollen, sie hatte das aber abgelehnt und bestellte sich ihr Mädchen zur Abholung.

Nachdem Eva Hut und Mantel in der Garderobe abgelegt und, dem Beispiele der anderen Damen folgend, die Handschuhe anbehalten hatte, betrat sie ein wenig beklommen durch den Anblick so vieler ihr gänzlich fremder Gesichter den hellerleuchteten, geräumigen Versammlungsraum, in welchem sie einen langen Mitteltisch mit vielen Stühlen daran und im Hintergrunde eine Art von Podium erblickte.

Eva wußte zunächst nicht recht, was sie hier mit sich anfangen sollte; sie kannte niemanden in dieser zahlreichen Menge, überall um sie her unterhielt man sich lebhaft, stand in Gruppen zusammen und debattierte oder lauschte den Worten anderer.

Das peinliche Gefühl des Nicht-am-rechten-Platzeseins wurde in Eva noch durch eine Bemerkung erhöht, die sie mit dem Frauen in solchen Dingen schnellen Blicke sofort machte, daß sie nämlich eine für diese Gelegenheit zu elegante Toilette gewählt habe, daß sie

daher gegen die geradezu gesuchte Einfachheit der übrigen Damenwelt absteche und, wie sie sich einbildete, Mißfallen errege.

Endlich erblickte sie Frau Kirsten im Kreise einiger Herren, die an ihren glattrasierten Gesichtern, langen Röcken, weißen Halsbinden und lauten Worten unschwer als Geistliche zu erkennen waren. Eva erschien Frau Kirsten in ihrer Verlegenheit wie ein Engel der Rettung, sie eilte auf sie zu, durchbrach den Kreis von Schwarzröcken und begrüßte sie wie eine liebe Freundin.

Die resolute Dame nahm Eva sofort ins Schlepptau und nach wenigen Minuten war diese mit den wichtigsten Leuten des Vereins bekannt gemacht.

Die Damenwelt bereitete Eva einen ziemlich kühlen Empfang, nur eine ältere Dame mit langen Schmachtlocken und einem altjüngferlich vertrockneten Gesichte, Fräulein von Dürenhofen, nahm sich ihrer mit lebhaftem Interesse an. Und da Eva froh war, unter so vielen Fremden einen Anhalt gefunden zu haben, beantwortete sie die einigermaßen indiskreten Fragen, welche die Dame sofort an sie richtete, mit Bereitwilligkeit. Nachdem Fräulein von Dürenhofen ihre erste Wißbegierde befriedigt hatte, fing sie an, Eva in die Intimitäten des Vereinslebens einzuweihen.

Dort jener Herr mit dem kahlen Kopfe und dem grauen Backenbart war der Vorsitzende, Kommerzienrat Berndorf, er sei Millionär, wie vielfacher wußte die Dame nicht anzugeben, und wende dem Vereine jährlich bedeutende Summen zu. Jene starke blonde Dame, in aschgrauer Taille, war Prinzeß M ..... Durchlaucht, das Renommierstück des Vereins, welche mit den allerhöchsten Kreisen in intimster Beziehung stehe, wie Fräulein von Dürenhofen unter ehrfurchtsvollem Augen-

verdrehen und im gedämpften Flüstertone der Andacht versicherte. Und dort der General a. D. Soundso und Exzellenz Dieunddie, ferner ein bekannter Hofprediger, und schließlich all die Kleineren.

Fräulein von Dürenhofen schien merkwürdig genau orientiert über die intimsten Angelegenheiten der Anwesenden, ihre Vergangenheit, Familien-, Vermögens- und sonstigen Verhältnisse.

Die Begabung dieser Dame mußte sehr vielseitig sein, denn in der weiteren Unterhaltung mit ihr erfuhr Eva, daß sie nicht weniger als sechs gemeinnützigen Vereinen mit den verschiedensten Zwecken angehöre. Vor allem die Mitgliedschaft eines dieser Vereine schien sie mit besonderem Stolze zu erfüllen; derselbe erfreue sich der allerhöchsten Protektion, man sei dort aber auch sehr exklusiv; zweifelhafte Elemente, die sich leider überall, auch zu den besten Zwecken herandrängten, fänden dort keine Aufnahme. Und ein Zucken ihrer spitzen Schultern und einige vielsagende Blicke sollten Eva belehren, daß die „zweifelhaften Elemente" leider auch hier vertreten seien.

Nachdem sie dann Eva noch dringend aufgefordert, an einem Teeabende teilzunehmen, der in der nächsten Woche stattfinden werde, verkaufte sie ihr schließlich eine Partie Lose zu einem Wohltätigkeitsbazar, deren verhältnismäßig hohen Preis sie dadurch motivierte, daß sich unter den Gewinnen einige von einer Prinzessin des Königlichen Hauses höchst eigenhändig angefertigte Arbeiten befänden.

Endlich erklang die Glocke des Präsidenten, die Anwesenden suchten die Plätze an der Mitteltafel auf. Fräulein von Dürenhofen plazierte Eva neben sich.

Ein Herr mit schwarzem Bart und goldener Brille,

der erste Schriftführer, wie Eva durch ihre Beschützerin erfuhr, verlas in gleichgültigem, gänzlich unverständlichem Tone das Protokoll über die letzte Versammlung. Ihn löste der Vereinskassierer ab, der einen endlosen Bericht über Einnahmen und Ausgaben vortrug und am Schluß um Decharge bat, die ihm auch bereitwilligst gewährt ward; gleich darauf wurde er mittelst Akklamation von neuem zum Kassierer erwählt. Nun folgte die Ergänzungswahl für den Vorstand; bei dieser Gelegenheit wurde es lebhafter. Während sich das Bisherige unter gleichgültiger Ruhe der Anwesenden vollzogen hatte, entstand jetzt eine merkliche Aufregung, man steckte die Köpfe zusammen, schien sich eifrig zu beraten, und Eva wurde von Fräulein von Dürenhofen stark zugesetzt, bei der jetzt folgenden Abstimmung ihre Stimme einem Geistlichen, auf keinen Fall aber einem gewissen Doktor zu geben, der ebenfalls auf der Wahlliste stand, und den sie ihr als „Wolf im Schafskleide“ darstellte.

Die Abstimmung ergab die Wahl des Geistlichen mit sehr geringer Majorität, und Fräulein von Dürenhofen erklärte dies für einen „herrlichen Sieg der guten Sache“.

Hierauf wurde der Antrag eines Mitgliedes, die Veränderung eines Statutenparagraphen betreffend, zur Debatte gestellt.

Der betreffende Antrag ging von einer kleinen, etwas verwachsenen Dame aus, mit scharfen Zügen und noch schärferem Mundwerke, wie sich bei der Begründung ihres Antrages herausstellte.

Ihre Rede wimmelte von Anschuldigungen, Spitzen und Invektiven, sie eiferte gegen „eine laxe Richtung, das Cliquenwesen und den Kastengeist, gegen Maß-

nahmen des Vorstandes und dabei vorgekommene Begünstigungen und Zurücksetzungen, gegen Mißbräuche und Mißgriffe, und die Kriecherei nach oben und das Liebäugeln mit einer bestimmten politischen Partei."

Und das alles brachte sie in klaren, scharfen Worten und mit einer Redegewandtheit und Sicherheit vor, welche Eva einer Frau niemals zugetraut hätte.

Unter dem größeren Teil der Mitglieder herrschte sichtliche Aufregung und Entrüstung über die Worte der kleinen Dame, aber eine Anzahl, zu der auch der „Wolf im Schafskleide" gehörte, applaudierte lebhaft.

Es folgten nun noch mehrere Redner und Rednerinnen, die Debatte wurde äußerst heftig, die Beifalls- und Mißfallsbezeugungen erklangen immer lauter, so daß die Glocke des Präsidenten mehrfach zur Ruhe mahnen mußte.

Auch Fräulein von Dürenhofen meldete sich zum Wort und sagte nur folgendes:

„Ich habe weiter nichts zu bemerken, als daß wir, wie ich hoffe, alle Christen sind, und als solche die christliche Milde doch ja nicht vergessen wollen."

Zu Evas Erstaunen erregten diese Worte bei einem Teile der Versammlung Bewunderung; sogar die Prinzeß Durchlaucht nickte der Sprecherin voll Anerkennung zu.

Dann sprach Frau Kirsten äußerst sachlich und ruhig, sie brachte einen Gegenantrag gegen den der kleinen, verwachsenen Dame ein, der mit erdrückender Majorität angenommen wurde.

Damit hatte die Versammlung ihr Ende erreicht. Im Aufbruchstrubel versicherte Fräulein von Dürenhofen Eva noch, wie sehr sie sich über ihre Bekannt-

schaft freue, und daß sie bestimmt hoffe, sie bei der nächsten Versammlung wiederzusehen.

Was alles das am heutigen Abende Gehörte und Gesehene mit der Wohltätigkeit zu tun habe, blieb für Eva Mörner ein ungelöstes Rätsel.

* * *

Eva hatte inzwischen ihre Besuche bei der Familie Krätzer keineswegs eingestellt. Einmal war auch Frau Krätzer bei ihr gewesen, um sich alte Kleider, die ihr Eva versprochen hatte, abzuholen.

Bei dieser Gelegenheit war von Frau Brake die Arbeitersfrau gesehen worden, deren höchstes Mißfallen das Wohltätigkeitsunternehmen ihrer Herrin von Anfang an erregt hatte. „Diese Bettelwirtschaft," wie sie es nannte, war der alten Person ein Dorn im Auge; die abgelegten Kleider der Gnädigen zu tragen, war bisher ihr und der Jungfer Recht gewesen; zudem befürchtete sie, ihre Herrin möge sich bei ihrem unpraktischen Sinn von den Leuten „das Fell über die Ohren ziehen lassen".

„Schließlich schleppt uns die Package noch alles aus dem Hause," äußerte sie in heller Wut zu Eva, als Frau Krätzer sich mit dem Kleiderpaket entfernt hatte, „denn das ist Gaunervolk, das der gnädigen Frau Güte mißbraucht. Ich habe das der Frau gleich an der Nase angesehen. Die Gnädige werden mir's noch mal wiedersagen, Sie wird keine guten Erfahrungen mit den Leuten machen; früher oder später nimmt die Sache doch ein Ende mit Schrecken."

Eva ließ sich jedoch durch diese düsteren Prophezeiungen Frau Brakes, deren schwarzgalligen Sinn sie

kannte, nicht abhalten, ihre Schutzbefohlenen nach wie vor aufzusuchen.

Der Weg dahin war ihr jetzt ganz vertraut. Der Lärm des Arbeiterviertels, das große Haus und die drei Holzstiegen bereiteten ihr kein bangendes Grauen mehr. Die Verhältnisse der Familie kannte sie jetzt aus- und inwendig, dank der offenherzigen Redseligkeit der Frau, die vor ihrer Wohltäterin kein Geheimnis kannte.

Schon immer hatte Eva im geheimen den Wunsch gehegt, auch Friedrich mit der Familie Krätzer bekannt zu machen; es war ihr ein tiefempfundenes Bedürfnis, ihn mit allem in Verbindung zu bringen, das in näherer Beziehung zu ihrem Dasein stand.

Wie sie aber in vielen Dingen von einer wunderlichen und ihr selbst oft ganz unverständlichen Zaghaftigkeit beherrscht wurde, so hatte sie auch hier den Mut bisher nicht zu finden vermocht, diesen Wunsch ihm gegenüber auszusprechen.

Da fügte es sich, daß Friedrich selbst, als sie ihm eines Tages wieder von Krätzers erzählte, das Verlangen äußerte, die Leute persönlich kennen zu lernen.

Sie erwogen nun, in welcher Weise das am besten zu bewerkstelligen sei, und kamen schließlich dahin überein, sich am nächsten Tage zu bestimmter Stunde vor dem Hause, in welchem Krätzers wohnten, treffen zu wollen, um sie dann gemeinschaftlich aufzusuchen.

Ob sie ihren Gatten in diesen Plan einzuweihen beabsichtige, darüber ließ Eva kein Wort fallen, aber Friedrich nahm im stillen an, daß Mörner nichts von dieser Exkursion erfahren werde und traf mit seiner Vermutung das richtige.

Als Eva und Friedrich am nächsten Tage die

Krätzersche Wohnung betraten, fanden sie wie gewöhnlich am Vormittage nur die Frau zu Haus.

Die machte erstaunte Augen, als sie den großen, ihr unbekannten Herrn an Evas Seite erblickte. Dann hellten sich ihre Züge in plötzlichem Verständnis auf, und sie rief:

„Na, bringen Se uns och ä mal Ihren Herrn Jemahl mit, det is recht!“ und zu Friedrich gewandt: „Abers, wat Sie vorn jlückliches Menschenkind sein, so'n Engel von ne Frau erwischt zu haben — en leibhaftigen Engel, sage ick.“

Das Mißverständnis war peinlich; Eva sowohl wie Friedrich verfehlten nicht zu erröten und erstere erklärte nunmehr der Frau in einiger Verwirrung, der Herr sei nicht ihr Gatte, sondern ein Fremder, dem sie von ihr und ihrer Familie erzählt habe und der sich für sie interessiere.

Frau Krätzer schickte sich, ohne Erstaunen zu äußern, auch hierein.

Dieser kleine Zwischenfall führte Eva jedoch zu Gemüte, wie ungewöhnlich und leicht mißzuverstehen das eigentlich sei, was sie unternommen hatte, und ein Gefühl des Unbehagens, ja der Bangigkeit beschlich sie. Ein Glück war nur, das die Frau wenigstens allein war.

Frau Krätzer war damit beschäftigt, den Mittagstisch zu bereiten, ihre Tätigkeit hinderte sie jedoch nicht, Friedrich und Eva von einem Ereignisse der letzten Tage, das ihr ganzes Interesse in Anspruch nahm, zu berichten.

Ihr Mann hatte mit anderen Arbeitern Krakeel gehabt, ein Schutzmann griff ein, Krätzer setzte sich gegen diesen zur Wehr, wurde unter Beihilfe anderer

Schutzleute dingfest gemacht und zur Wache geschafft; dort hatte er weiter getobt und Beleidigungen gegen den Wachthabenden ausgestoßen und war, nachdem man seine Personalien festgestellt, inhaftiert worden. Inzwischen war er wieder auf freien Fuß gesetzt, bereits einmal vom Richter vernommen worden, der Termin, an welchem über seine Straftaten Recht gesprochen werden sollte, aber noch nicht bestimmt.

„Und nun läuft er herum aus eine Kneipe in die andere," berichtete die Frau, „schwadroniert, verzählt die Leute seine Jeschichte und schimpft auf die Polizei. Ick sehe es schon kommen, daß sie ihm noch vor die Verhandlung wieder beim Wickel kriegen werden und inspinnen, wenn er et so weiter macht — und det wäre am Ende och das beste, denn uf Arbeit jehn tut er ja doch nich; er meent, jetzt is jute Jelegenheit zum Blaumachen, und wenn er dann nach Hause kommt, denn macht er mir bloß die Jören rebellisch. Ick sage Ihnen, der Mann führt Sie solche gottserbärmliche Redensarten, daß es einem angst und bange werden könnte. Sie werden et ja gleich selbst erleben, denn ick höre ihm schon uf der Treppe."

Eva wäre am liebsten auf der Stelle gegangen, denn die Scheu, welche ihr Krätzer von Anfang an eingeflößt hatte, war durch das eben Vernommene noch um ein bedeutendes vermehrt worden, aber sie wußte nicht, wie sie Friedrich dazu bewegen sollte, der Frau Krätzer über den genaueren Hergang des von ihr Berichteten ausforschte.

Jetzt trat Krätzer ein. Er starrte die Fremden mit vertierten Zügen und nichtssagenden, wässerigen Augen an, durchschritt das Zimmer und ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen. Sein schwankender Gang und

der Fuselgeruch, den er verbreitete, ließen keinen Zweife über seinen Zustand aufkommen.

Er schien sich vorläufig um Evas und Friedrich Anwesenheit nicht weiter zu kümmern; er brütete stiere Blickes vor sich hin, unverständliche Worte in seine Bart brummend.

„Ja, wat globen Se woll, wat er diesmal ab kriegen wird?" wendete sich die Frau an Friedrich „Ick mene vor Gericht von wegen des, was er aus jefressen hat."

„Das ist nicht leicht zu sagen, Frau Krätzer," e widerte Friedrich. „Lassen Sie mal sehen, zunächs wahrscheinlich grober Unfug, wegen des der Beamt eingegriffen hat, dann Widerstand gegen die Staats gewalt, vielleicht auch Beamtenbeleidigung."

„Wo so!" fuhr jetzt Krätzer dazwischen, „Beamten beleidigung und Widerstand jegen der Staatsjewalt – die Staatsjewalt, det bin ich ebensojut wie die Polizei dat will ick Ihnen beweisen: der Jendarm is Bürge und ick bin Bürger, ick zahle meine Steuern, und vo meine Steuern wird der Jendarm gefuttert — und di Burgeoisie und die — und die allgemeine Gleichhei und — und die soziale —"

Hier verlief seine Rede im Sande, er stieß noc einige unartikulierte Laute aus und fiel darauf in di frühere Apathie zurück.

„Da haben Sie ihm," rief Frau Krätzer, „de kommt von die Sozialdemokratie und die Volks versammlungen und die Flugblätter, und all det Zeug dort lesen sie dergleichen auf und reden, wat nich jehaue und nich jestochen is. — Es is ja richtig, et i mancherlei in die Welt, was nich sein sollte, und vo allem uns Armen jeht es oft miserabelich jenug, abe

die Sozialdemakraten mit ihre ausjestunkene Redensarten helfen uns nu schon lange nich, die Brüder kenne ick; wohin die Art kommt, des sehen Se an meinem Ollen, wenn se den Lauf der Welt bessern wollen, möjen se man zu allererst bei sick selbst den Anfang machen. Det sage ick und menen Se nich och, daß ick recht habe?"

Friedrich begann an dem derb aufrichtigen, gesunden Wesen dieser Frau aus dem Volke großes Wohlgefallen zu empfinden. Er unterhielt sich weiter mit ihr, während Eva, die sich inzwischen niedergelassen hatte, der Unterhaltung schweigend zuhörte. Es freute sie, daß Friedrich so liebenswürdig auf die Eigenart der Frau einging, im Geiste sah sie schon aus dem gemeinsamen Interesse für diese Leute ein neues Band zwischen sich und Friedrich entstehen.

Inzwischen kamen die übrigen Familienmitglieder allmählich zum Mittagbrot herbei, erst die beiden Kleinen, dann Grete aus der Fabrik. Ihr Wilhelm könne heute nicht zu Tisch kommen, erklärte Frau Krätzer, er sei weit draußen beim Tempelhofer Felde auf Arbeit.

Grete, die, wie alle Berliner Fabrikmädchen, mögen sie an der Arbeitsstätte noch so abgelumpt und verwahrlost einhergehen, für die Straße eine Paradegarnitur besaß, trat auch heute wieder in aufgedonnerter, der Halbwelt schlecht nachgeahmter Eleganz auf.

Die Persönlichkeit des fremden Herrn interessierte das Mädchen offenbar nicht wenig. Daß er Evas Gatte nicht sei, witterte sie mit dem Instinkte des Bösen, und als sie ihn Eva gelegentlich mit „Sie" anreden hörte, glitt ein eigentümliches Lächeln über dieses jugend-

liche Gesicht, während ihre lasterhaften Katzenauge
triumphierend aufleuchteten.

Da hatte man's ja, wenn er ihr Gatte nicht wa
was konnte er dann anderes sein als ihr Geliebter
Also das war die Tugendhaftigkeit dieser großen Dame
Unter dem Vorwande, Mildtätigkeit zu üben, gab ma
sich Rendezvous — so folgerte dieses Mädchen au
dem, was sie sah.

Dabei maß sie Friedrich, dessen Erscheinung ih
gefiel, mit jenen nicht mißzuverstehenden Blicken, welch
die Berliner Mädchen (und zwar nicht immer nur di
der niederen Stände) eigens für junge Männer i
Reserve zu haben scheinen, wie jeder, der Berline
Pflaster getreten hat, wissen wird.

Frau Krätzer war inzwischen im Gespräche mi
Friedrich wieder auf die Affäre, wegen der sich ih
Mann vor Gericht verantworten sollte, zurückgekomme

„Es wird woll wat Tüchtiges setzen, diesmal?
fragte sie Friedrich, zu dessen Rechtskenntnis sie offenba
Vertrauen gefaßt hatte. „Unter ä paar Monate wir
der Olle am Ende nich wejkommen; wat menen Se?

„Ist Ihr Mann schon vorbestraft?" erwidert
Friedrich.

„Wie menen Se det?" fragte die Frau.

„Ich meine, ob Ihr Mann bereits gerichtliche ode
polizeiliche Strafen erlitten hat, vielleicht gar wege
derselben Vergehen," erklärte Friedrich.

„Freilik is er schon vorjestraft," rief Frau Krätze
„zwei- oder dreimal woll ins Janze," und sich an ihre
Gatten wendend, „Justaph, wie war det doch jleic
weswejen hatten sie dir früher injelocht?"

„Weshalb se mir injelocht haben," erwidert
Krätzer, der nach kurzem Schlafe etwas mehr bei Be

sinnung zu sein schien als zuvor; „wejen jar nischt, ick war so unschuldig wie en neujeborenes Kind. Et war och wieder die Polizei, die an det Janze schuld hatte, jrade wie diesmal. Der Jendarm faßte mir an, und det lasse ick mir nu einmal nich jefallen.“

„Also Widerstand gegen die Staatsgewalt im Wiederholungsfalle,“ sagte Friedrich; „ja, beste Frau Krätzer, da werden Sie sich wohl darauf gefaßt machen müssen, Ihren Mann auf vier bis fünf Monate zu entbehren.“

„Wat!“ schrie Krätzer auf und erhob sich. „Ick fünf Monate brummen, wejen so ne Lumperei! Der Jendarm muß ins Loch — so'n jrüner Junge, so'n Aas, mir anzujreifen. — Ick bin Unteroffizier jewesen bei die Jardedrajoner, dat Se's nur wissen. Ick will ihnen aber kommen diesmal, ick will mein Recht, ick bin en freier Bürger von des deutsche Reich —“

Er war dicht an Friedrich herangetreten und fuchtelte mit den Armen vor diesem herum. Friedrich, dem der üble Geruch, welcher von den Kleidern und dem Körper des verwahrlosten Mannes ausging, Ekel verursachte, trat einen Schritt zurück. Krätzer folgte ihm jedoch, weiter schwadronierend und mit den Armen gestikulierend.

„Kommen Sie mir nicht so nahe, wenn ich bitten darf,“ sagte Friedrich jetzt.

Der Mann ließ die Arme sinken und stierte Friedrich mit seinen wässerigen Augen einen Augenblick an, als habe er nicht recht verstanden; dann brach er los:

„Wat, nich zu nahe kommen! Bin ick en räudiger Köter, bin ick etwa nich jut jenug for Sie — und wer sin denn Sie überhaupt? Am Ende och en Spitzel —“

Hier unterbrach Frau Krätzer seine Rede. „Wil
du woll still sein, Justaph, und dir anständig benehm
jegen den Herrn!" rief sie.

Aber Krätzer war nicht mehr zu halten, sein G
sicht hatte den bissig wilden Ausdruck eines bös
Hundes angenommen.

„Hier bin ick Herr!" brüllte er. „Hier hat n
niemand wat zu befehlen. — Überhaupt, wat woll
Sie hier mit Ihrem Frauenzimmer; menen Se vielleic
bei mir is en Bordelierhaus —"

Weiter kam er nicht, denn Friedrich war mit eine
Satze neben ihm und würde ihn zu Boden geschlag
haben, wenn ihn nicht Eva am Arme gepackt hätte.

„Friedrich!" rief sie mit angstgellender Stimme.

Das eine Wort besänftigte ihn, er ließ den Ar
sinken, die Zornesröte auf seinem Gesichte verwande
sich in aschfahle Blässe.

Grete war über diesen Vorgang, der ganz na
ihrem Geschmacke war, in ein tolles Gelächter au
gebrochen, die Kleinen hatten sich erschreckt unter e
Bett verkrochen. Frau Krätzer stand mit offenem Mun
und erhobenen Armen da und wußte offenbar nic
wo zugreifen; ihr Mann war auf seinen Sitz zurü
getaumelt und blickte, keines Wortes mehr mächtig, n
wildrollenden Augen um sich.

Da stürzte plötzlich Frau Krätzer auf die no
immer vor Lachen sich windende Grete los und verset
ihr eine schallende Ohrfeige mitten ins Gesicht. D
Mädchen brach in heulende Klage aus, in welche d
Kleinen unter dem Bette einfielen.

Friedrich hatte sich inzwischen soweit gefaßt, u
der kreideweißen und an allen Gliedern zitternden E
den Arm anzubieten und sie zum Gehen aufzuforder

Und keine Bitte der armen Frau Krätzer vermochte ihren Aufbruch zu verhindern. —

Eva hielt Friedrichs Arm auch noch, als sie dem verhängnisvollen Hause den Rücken gekehrt; er konnte deutlich das erregte Zittern ihrer Hand durch den Ärmel fühlen, so schritten sie schweigend die endlose graue Straße hinab.

Friedrich, der seine Ruhe völlig wiedergewonnen hatte, dachte darüber nach, was ein Prozeß vor Gericht, eine Klage wegen Körperverletzung oder gar wegen Hausfriedensbruchs, die schwerlich ausgeblieben wäre, im Falle er Krätzer niedergeschlagen hätte, für Eva, die man jedenfalls als Zeugin vernommen haben würde, und für ihn selbst und den Senatspräsidenten Mörner bedeutet hätte. Er durchlebte die ganze Situation noch einmal, er sah Krätzers gedunsenes Trinkergesicht mit den zornfunkelnden Augen vor sich und hörte Evas Ruf: „Friedrich!" — Was verriet ihm dieses eine Wort und die Betonung, mit dem sie es gerufen, nicht alles!

Nach einiger Zeit brach Friedrich das Schweigen; mächtig wallte die Versuchung in ihm auf, sie mit „Eva" anzureden, aber er widerstand ihr sieghaft und sagte: „Gnädige Frau, nehmen Sie sich doch das Geschehene nicht allzusehr zu Herzen. Die Sache ist für mich weit fataler als für Sie, aber ich habe meinen Verdruß längst bezwungen. Treten Sie den Schmutz, mit dem Sie in Berührung gekommen sind, mutig unter die Füße."

„Ach, es war so schrecklich!" entgegnete Eva mit bebender Stimme. „Ich habe mich so gefürchtet."

„Weshalb gefürchtet?" rief Friedrich. „Halten Sie denn meine Gegenwart für gar keinen Schutz?"

„Nicht meinetwegen hatte ich Furcht — für Sie
entfuhr es ihr.

„Für mich! aber ich bitte Sie," sagte Friedri
und lachte. „Meinen Sie im Ernste, dieser betrunke
Lümmel hätte mir etwas anhaben können! Es wä
nicht einmal eine Heldentat gewesen, ihn für sei
Schamlosigkeiten zu züchtigen. Ich war toll, mich
fortreißen zu lassen. Ich danke Ihnen, daß Sie n
noch rechtzeitig in den Arm fielen; Sie haben mich u
sich selbst dadurch vor größeren Unannehmlichkeiten b
wahrt, als Sie vielleicht ahnen." —

Sie waren inzwischen an das Ende der Stra
gelangt, und nun war es, als höre Berlin mit eine
Male auf, vor ihnen lag, wie eine Oase im Häuse
meere, eine Fläche mit Bäumen, Strauchwerk u
Rasenplätzen: der Friedrichshain.

Sie lenkten ihre Schritte der Anlage zu, u
Friedrich, der wahrgenommen, daß auch Eva je
wieder einigermaßen beruhigt sei, stellte die Frage
sie, wie sie sich nach dem Vorgefallenen Krätzers gege
über zu verhalten gedenke.

Eva schien das Erlebte die Lust an jeder weiter
Beschäftigung mit den Leuten benommen zu habe
Sie erklärte, nie wieder einen Fuß über die Krätzersc
Schwelle setzen zu können, ja sie sprach den Gedank
aus, gänzlich aus der Reihe der pflegenden Mitglied
ihres Vereins austreten zu wollen und künftigh
nur noch durch Geldbeiträge ihre Mitgliedspflichten
erfüllen.

Friedrich ließ sie ausreden, dann sagte er: „I
begreife vollkommen, daß das Vorgefallene Ihre E
rüstung wachgerufen hat, die Täuschung, die Sie erle
haben, ist gewiß bitter und mag Sie mit Recht v

drießen; aber ich meine trotzdem, Sie sollten Ihre Hand deshalb nicht völlig von den Leuten abziehen."

„Soll ich mich vielleicht ein zweites Mal derartigem aussetzen? Ich begreife nicht, wie Sie so etwas von mir verlangen können, Herr von Choiseule!" rief Eva erregt.

„Ich habe überhaupt kein Recht, etwas von Ihnen zu verlangen, gnädige Frau," erwiderte Friedrich. „Ich wollte Ihnen nur zu bedenken geben, daß die Leute in ihrer augenblicklichen kritischen Lage ganz besonders der Hilfe bedürfen."

„Aber der Mann ist ein Verbrecher, wie Sie selbst gehört haben; wollen Sie denn, daß ich mit Verbrechern verkehre?" meinte Eva.

„Daß Sie zu den Leuten, nach dem, was sich zugetragen hat, nicht mehr persönlich gehen können, ist selbstverständlich," sagte Friedrich, „doch gibt es noch andere Wege, um Gutes für sie zu wirken. Völlig fallen dürfen Sie sie nicht lassen. Denn die Frau ist brav, wenigstens hat sie auf mich diesen Eindruck gemacht, und verdient wohl, daß man sie über Wasser zu halten sucht. — Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen? Überlassen Sie mir die Familie; ich werde sie von Zeit zu Zeit aufsuchen und zusehen woran es bei ihnen fehlt. Und wenn Sie den Leuten noch etwas zuwenden wollen, so kann es in Zukunft durch mich geschehen. Sind Sie damit einverstanden?"

Eva sah Friedrich mit einem ihrer wunderbar leuchtenden Blicke an, senkte dann den Kopf und erwiderte mit leiser Stimme: „Wie gut Sie sind! Viel besser als ich."

„Sie tun mir zu viel Ehre an, gnädige Frau," sagte Friedrich. „Wenn ich ein wenig Blick für die

Verhältnisse der Armen und Sinn für ihre Leiden ha
so ist das ein Verdienst meiner Mutter, die mich dazu
gehalten hat, mein Herz dem Elend meiner Mitmensch
nicht zu verschließen; nennen Sie mich nicht gut, all
was nicht verabscheuenswert an mir ist, stammt v
meiner Mutter. — Also, es bleibt dabei, ich neh
Ihnen die Krätzers ab, nicht wahr?“

Eva zögerte mit der Antwort, dann sah sie Fried
mit besorgter Miene an und äußerte: „Aber beden
Sie auch die Gefahren —“

Dieser lachte. „Gefahren!“ rief er, „von sei
dieses Trunkenbolds! Mit dem nehme ich es zur
noch auf. Zudem wird der Bursche binnen kurz
hinter Schloß und Riegel sitzen und seiner F
schwerlich vor Ablauf eines halben Jahres wieder
Last fallen.“

Evas Bedenken hatten in Wahrheit eine g
andere Ursache, als die Befürchtung, Friedrich
Krätzer möchten von neuem aneinander geraten;
waren die Blicke nicht entgangen, mit denen G
Friedrich betrachtet hatte; sie zitterte bei dem Gedank
Friedrich könne jemals wieder mit diesem Mädc
zusammenkommen. Natürlich äußerte sie ihm gegenü
nichts von diesen Befürchtungen, und bald darauf k
ihr ihre Besorgnis selbst töricht vor.

Sie schritten, den gewundenen Sandgängen
Friedrichshaines folgend, ohne bestimmtes Ziel
und ab.

Es war ein sonderbarer Tag; das Wetter vö
charakterlos, in den oberen Regionen mußten st
Windströmungen herrschen, die Wolken sausten,
wunderlichen Gestalten geballt, wie tolles Reiter
am Himmel daher. Unten war es verhältnismäßig s

die Äste der Bäume bewegten sich schwach; nur manchmal erhoben sich die trockenen Blätter an irgendeiner Stelle wie von selbst, vollführten einen kurzen, aufgeregten Wirbelreigen und sanken dann wiederum, wie ermattet von ihrem sinnlosen Beginnen, zu Boden nieder. Die Erde war feucht, denn es hatte in den letzten Tagen stark getaut, und unter den Sträuchern und an einigen Stellen auf dem braunen Rasen hatten sich einige Streifen körnig schmutzigen Schnees erhalten. Die Luft war matt, aber wenn die Sonne, was hin und wieder geschah, das Wolkengetümmel am Himmel durchbrach, dann herrschte eine brütend schwüle Temperatur.

Bei einem dieser Sonnenblicke blieb Eva plötzlich stehen und äußerte: „Ich bin so müde, meinen Sie, daß ich mich hier irgendwo für einen Augenblick setzen könnte?"

Friedrich sah sich um und entdeckte eine Bank; als man hinzukam, fand sich jedoch, daß sie naß und schmutzig war.

Friedrich nahm sein Taschentuch und reinigte ein Ende der Bank, so gut es eben gehen wollte, dann entledigte er sich seines Überziehers, den er zusammenzulegen begann.

„Aber Sie werden Ihren Überzieher gänzlich verderben," rief Eva, als sie sein Beginnen sah.

„Was tut das!" erwiderte Friedrich, „wenn ich Ihnen eine Bequemlichkeit dadurch verschaffen kann."

Ein dankbarer Blick Evas lohnte ihn, sie setzte sich auf das Kissen, welches er für sie bereitet hatte. Friedrich blieb vor ihr stehen.

Eva unterbrach das Schweigen, das für einige Minuten zwischen ihnen geherrscht hatte, und sagte:

„Wie sonderbar, daß mich Frau Brake erst vor wenige
Tagen vor diesen Krätzers gewarnt, und nun sieht e
fast so aus, als habe sie recht behalten — wie schlech
dieser Mensch ist; die arme Frau Krätzer, einen solche
Mann zu haben!"

„Und doch ist es ein selbsterwähltes Los, das s
trägt," sagte Friedrich; „als sie heiratete, mußte s
wissen, daß es so kommen könne."

„Meinen Sie, eine Frau wisse überhaupt, was s
tut, wenn sie heiratet?" fuhr Eva auf. „Die meiste
Frauen heiraten blind, und die Augen gehen ihnen er
auf, wenn es zu spät ist."

An Friedrichs Mienenspiel erst erkannte sie, wel
verfängliches Thema sie angeschlagen, und stockte b
fangen.

Die Sonne hatte sich wiederum verdüstert. Er
stand auf und sagte: „Ziehen Sie Ihren Überzieh
wieder an, Herr von Choiseule, Sie werden sich e
kälten."

Friedrich gehorchte ihr, und sie gingen nun weite
dem nächsten Ausgange des Parkes zustrebend.

„Man vermeint kaum, sich hier mitten im Arbeite
viertel zu befinden," bemerkte Friedrich, um etwas z
sagen, „es ist alles so reinlich, so gut gehalten; un
doch gehört diese Anlage ganz dem Proletariat. I
Sommer sollten Sie den Friedrichshain einmal sehe
da spielen arme Kinder hier in ungezählten Schwärme
wühlen im Sande wie die Ameisen, mittags halte
Arbeiter unter den Büschen ihren Schlaf, und d
Alten und Kranken sonnen sich auf den Bänken. Selb
die dort unter dem Rasen schlummern, sind Arbeiter
und er wies nach einer kleinen, buschigen Anhöhe, d
mit einem niedrigen Zaune umgeben war, über welch

Denksteine und schlichte Monumente zu den Vorbeischreitenden hinüberblickten. „Das sind die Achtundvierzigergräber," fuhr Friedrich in seiner Erklärung fort, „wie sie im Volksmunde heißen, dort liegen diese Beklagenswerten eingescharrt. Wo Sie den schönen, kräftigen Baum aufschießen sehen, ist das Massengrab; einzelne haben ringsherum abgesonderte Grabstätten gefunden."

„O bitte, sprechen Sie nicht weiter von solchen fürchterlichen Dingen," fiel ihm Eva ins Wort.

Friedrich sah sie erstaunt an, er glaubte zu bemerken, daß sie erblaßt sei.

„Fürchterliche Dinge?" sagte er. „Es sind die natürlichsten und alltäglichsten der Welt: Kampf und Tod — aber wie Sie befehlen," und er schwieg.

Als sie an das Ende der Anlage gekommen, fragte Friedrich, wohin Eva ihre Schritte nunmehr zu lenken gedächte.

Sie bat ihn, nach der Uhr zu sehen. — Halb drei Uhr!

„Wie, schon so spät!" rief sie, „eine halbe Stunde nach unserer Essenszeit. Mein Mann muß längst zu Haus sein."

Friedrich besorgte ihr in Eile eine Droschke.

Beim Abschied drückte ihm Eva fest die Hand, sah ihn aber nicht an.

Auf der Fahrt nach Haus ersann sie dann eine Notlüge, mit der sie ihr langes Ausbleiben Mörner gegenüber erklären wollte.

Sechzehntes Kapitel.

Durch Friedrichs Vermittelung hatten sich E
Mörner und die Gräfin Landskerrotitsch kennen geler

Wie er gehofft hatte, zeigte Eva rege Sympat
für die Gräfin und auch diese schien Wohlgefallen
Eva zu finden.

Leicht erregbar, Enthusiasmus und Liebe fäh
wie Eva war, schloß sie sich mit großer Lebhaftigk
an die neugefundene Freundin an.

Und sie hatte ihre Neigung keiner Unwürdigen
schenkt; Angelika war eine höchst eigenartige, Eva
Charakter, Weltkenntnis und Erfahrung weit üb
legene Person.

Sie war als die dritte Tochter eines Württe
bergischen Staatsministers geboren. Ihr Vater ha
seine Karriere weniger infolge genialer Begabung u
überlegenen Wissens, als durch Gewandtheit, Leben
klugheit und seine Verbindung mit einem Mädch
aus vornehmem Hause bewerkstelligt. Wie die meist
süddeutschen höheren Staatsdiener hatte er durch V
leihung einer Ordensdekoration den Personaladel
halten. Die beiden älteren Töchter heirateten ju
dann starb die Mutter, und Angelika blieb allein be
Vater zurück, dem sie nunmehr den Hausstand führ

Angelikas Vater hatte einen starken Hang
Opulenz, zudem besaß er den Ehrgeiz, sein Haus zu
elegantesten und geselligsten des Ländchens, in welch
er schließlich den ersten Regierungsposten einnahm,
machen, und seine Haushaltung wurde daher im groß
Stile geführt. In Angelika, die schon frühzeitig
Erscheinung und Wesen etwas stattlich Imponierend
hatte, und der die Kunst der Repräsentation angebor

zu sein schien, fand er einen vortrefflichen Ersatz der verlorenen Gattin. Das junge Mädchen hatte in dieser Zeit mehrfach Gelegenheit sich zu verheiraten, und zwar Gelegenheiten, nach denen andere nur zu begierig gegriffen haben würden, aber die Anträge waren alle nicht nach ihrem Geschmacke, sie blieb ledig und schien in ihrer Tätigkeit als Dame d'honneur des Vaters volle Befriedigung zu finden. Da starb dieser plötzlich, ein Mann in der Blüte seines Lebens.

Persönliches Vermögen hatte der Verstorbene nie besessen, das von der Gattin zugebrachte war schon in frühen Jahren der Ehe und durch die den Töchtern mitgegebene Aussteuer verzehrt worden, den beträchtlichen Gehalt, den er bezogen, hatte die opulente Lebensweise verschlungen.

So blieb denn Angelika beim Tode ihres Vaters keine andere Aussicht, als zu ihren Schwestern, die beide gut situiert waren, zu gehen oder sich selbständig den Lebensunterhalt zu verdienen.

Ihr stolzer selbständiger Sinn, der ihr ein Leben von der Gnade anderer als Demütigung erscheinen ließ, veranlaßte das Mädchen, der letzteren Alternative den Vorzug zu geben.

Angelika nahm als Gesellschafterin in vornehmen Häusern Stellung, ein Beruf, zu dem sie sich durch praktischen Sinn wie gesellschaftliche Gewandtheit in hervorragender Weise eignete.

Sie war in verschiedenen Stellen in Rom, Petersburg und Kopenhagen gewesen, als sie schließlich nach Wien kam. Dort lernte die alte Gräfin Landskerrotitsch Angelika kennen, faßte eine starke Zuneigung zu ihr, und nahm sie als Begleiterin zu sich.

Die Gräfin Zofia Landskerrotitsch war von Geburt

Polin aus fürstlichem Geschlecht. In ihrer Ehe m
dem reichen österreichischen Magnaten hatte sie ke
Glück gefunden. Ihr Gatte war einer von jenen, glüc
licher Weise seltenen großen Herren, die dem Name
nach zur Aristokratie, in Wahrheit aber zum Abschaun
der Menschheit gehören.

Landskerrotitsch war ein kleiner rothaariger, krumn
beiniger Geselle mit einem Rattengesicht, allen Laster
ergeben, der sich mit Erfolg bestrebte, wie ein Stal
knecht auszusehen und sich noch viel ordinärer als die
Klasse von Leuten aufzuführen, dem das unglaublich
gelang, in den Kreisen der österreichisch-ungarische
Magnatenwelt durch die Liederlichkeit seines Leben
wandels Aufsehen zu erregen.

Er würde vielleicht das noch unglaublichere fertig
gebracht haben, sein enormes Vermögen, das auf diese
Unwürdigen in unerwartetster Weise, durch jähe Tode
fälle unter mütterlichen wie väterlichen Verwandte
gekommen war, zu vergeuden, wenn seine Konstitutio
das wahnwitzige Leben, das er führte, länger ausgehalte
hätte. Vom Schlage mitten in einer wüsten Org
getroffen, und an einer Körperseite völlig gelähm
führte er eine Zeitlang noch eine jämmerliche Schein
existenz, dann wurde seine Frau von ihm durch den To
befreit, und seinem Sohne, der zur Zeit des väterliche
Ablebens noch im Kindesalter stand, blieb ein schöne
Vermögen gerettet, das sich in der langen Periode sein
Unmündigkeit noch um ein Bedeutendes vermehrte.

Die überlebende Witwe hatte von nun an kei
eifrigeres Bestreben, als ihren einzigen Sohn abzuhalte
die gleichen Bahnen wie der Vater einzuschlagen. D
sie bigott katholisch, ließ sie ihn zunächst eine Ansta
in Wien, deren Lehrer Schwarzröcke sind, deren Leitun

sich in Jesuitenhänden befindet und in der nur Knaben blauen Blutes Aufnahme finden, besuchen. Als er die Schule absolviert hatte und seine Universitätsstudien begann, ließ ihn die Mutter keineswegs aus ihrer Obhut, sie bewachte jeden seiner Schritte mit Ängstlichkeit und zog, als der leichtblütig beanlagte junge Mensch einmal sündige Neigungen zeigte, unverweilt mit ihm von Wien weg nach Dzöröneck, der ungarischen Herrschaft ihres verstorbenen Gatten, in dessen ländlicher Einsamkeit sie ihren Sohn sicherer vor Lockungen jeglicher Art wähnte, als in der lastererfüllten Residenz.

Diese mütterliche allzu rigorose Strenge hatte nur zur Folge, daß der junge Graf, als er majorenn wurde und damit in den Vollbesitz seines Vermögens und seiner Freiheit trat, aus der mönchisch asketischen Weltabgeschlossenheit, in der er die letzten Jahre verbracht hatte, entlassen, alles, was ihm bisher versagt geblieben, so schnell wie möglich nachzuholen begann.

Er lebte während einiger Jahre sehr flott in Wien, Pest und Paris, und genoß alle Vergnügungen und Freuden, die es für einen jungen Mann von Familie und Vermögen gibt, in vollen Zügen. Er hielt sich einen Rennstall, er gewann mit gleichgültiger Miene Hunderttausende und verlor noch größere Summen mit einer Grazie, die ihm großes Renommee in Spielerkreisen verschaffte. Er betrank sich zeitweise, aber nur in guter Gesellschaft, und es war bekannt, daß sich der kleine Landskerrotitsch, so scharmant und liebenswürdig er auch als nüchterner Mensch sei, in der Trunkenheit berserkerhaft und für seine Umgebung geradezu gefährlich betrage. Es war ihm ein kleines nach einem Champagnerdiner, Gläser, Vaiselle, Spiegelscheiben, Stühle, kurz alles um sich her, was nicht von Stein

und Eisen war, zu zertrümmern. Selbstverständli
spielten auch Liebe und Frauen und was damit en
zusammenhängt, Händel und Duelle, eine nicht u
bedeutsame Rolle in seinem Dasein.

Zu dieser Zeit zeigte seine Lebensführung bedenklic
Ähnlichkeit mit der seines Vaters. Nur eins war e
das Landskerrotitsch junior davor bewahrte, gänzlich i
die Fußtapfen dieses Roués zu treten, sein gutes Her

Stanislaus Maria Landskerrotitsch war zw
liederlich, genußsüchtig, verschwenderisch, sein Leben w
völlig plan- und direktionslos, er wütete gegen sei
Gesundheit und verwüstete sein Vermögen, aber tro
alledem war er kein schlechter Mensch, er sündigte nic
aus Freude am Schlechten und Gemeinen, sondern au
purem Leichtsinn und überschwellender Lebenslust. B
all dem tollem, zerlotterten Treiben wahrte er sich eine
Rest besserer Gefühle. Er war edleren Regungen seh
wohl zugänglich; er besaß ein warmes mitfühlende
Herz für Hilfsbedürftige jeder Art. Kein Arme
klopfte vergeblich bei ihm an; mit derselben Verachtun
des Geldes, die er am Spieltisch bewies, gab er jeden
der sich bittend in seine Wege drängte.

Er hegte eine allerdings rein äußerliche, nicht au
tiefere Kennerschaft gegründete Bewunderung für di
Kunst, und fand Gefallen darin, sich als Mäzen au
zuspielen. Er unterstützte arme Künstler, gab ihne
Aufträge und ließ eine junge Person auf seine Koste
für die Oper ausbilden. — Es braucht kaum erwähn
zu werden, daß seine Freigebigkeit, die ebenso un
verständig und planlos war, wie sein ganzes übrige
Dasein, maßlos mißbraucht wurde.

Seine Mutter liebte er zärtlich, und hielt sie i
hohen Ehren, wie sich das bei einem jungen Kavalie

von selbst versteht, aber er gewährte ihr nicht den geringsten Einfluß auf sein Leben; er hatte ihr in generöser Weise ein reiches Auskommen ausgeworfen, schrieb ihr von Zeit zu Zeit einen ehrerbietigen Brief, küßte ihr, wenn er sie sah, die Hand und nannte sie: „chère maman“, kurz, ließ es an Wohlerzogenheit und chevaleresker Höflichkeit der Mutter gegenüber nicht fehlen, aber die Warnungen, Mahnungen und Tränen der alten Dame machten keinen Eindruck auf ihn, er lauschte ihren Gardinenpredigten zwar ehrfurchtsvoll, schlug sie aber hinterher mit Eleganz in den Wind.

Zudem sah die Gräfin ihren Sohn auch nur selten. Sie hatte sich Dzöröneck zum stehenden Aufenthalte gewählt, das sie im Winter auf einige Monate verließ, um nach Wien zu gehen. Der junge Graf kam nur zur Jagdzeit auf seine ungarische Herrschaft, gewöhnlich von einem ganzen Troß übermütiger Jagdfreunde umgeben.

Inzwischen hatte die alte Gräfin Angelika als Gesellschafterin zu sich genommen, die über die unpraktische, abergläubische und zudem kränkelnde alte Frau schnell einen dominierenden Einfluß gewann. Als Polin von Geblüt war die Gräfin in wirtschaftlichen Dingen völlig unbewandert, sie hatte einen großen Train von Dienerschaft um sich, eine faule, liederliche Diebsbande, von der die alte Dame in jeder Weise hintergangen und ausgenutzt wurde. Angelika räumte unter diesen Banditen ganz gehörig auf, engagierte eine weit kleinere Anzahl ehrlicher, brauchbarer Leute, nahm selbst die Führung des Hauswesens in die Hände, und setzte an Stelle der bisherigen polnischen Wirtschaft mit französischem Anstrich eine deutsche.

Die Folge davon war, daß die Gräfin von nun

an weit besser versorgt und bedient war und komfo-
tabler und dabei billiger lebte als je zuvor, und da
Angelika völlig unentbehrlich für sie wurde. —

Angelika war bereits über Jahresfrist in Dzörön
und hatte den Herrn des Hauses noch nicht zu Gesic
bekommen. Da kam dieser eines Tages, aber ohne de
üblichen Freundesschwarm mitzubringen, auf seiner B
sitzung an.

Seine Gesundheit hatte durch das tolle Leben d
letzten Jahre einen bedenklichen Stoß erlitten, und vo
den Ärzten war ihm Ruhe und Landluft anempfohl
worden.

Stanislaus Maria blieb den ganzen Sommer hi
durch bei seiner Mutter, schwerlich würde er es solan
in der ländlichen Einsamkeit Dzörönecks ausgehalt
haben, hätte ihn nicht ein starker Magnet dort gefessel
Angelika, in die er sich sterblich verliebt hatte. Die
machte ihm jegliche Courmacherei durch ihre brüs
Nüchternheit unmöglich. Vielleicht war es gerade dies
kühl unnahbare Verhalten, das die Verliebtheit d
jungen, heißblütigen Menschen allmählich zu eine
Grade steigerte, der bedenklich zu werden anfing.

Die Gräfin sah bald, wie es um ihren Sohn stan
sie warnte ihn, indem sie ihn darauf aufmerksam mach
daß seine Verbindung mit Angelika eine Unmöglichk
sei, und daß er das Mädchen schlecht kenne, wenn
eine Liäson anderer Art mit ihr für erreichbar hal

Die alte Dame war in einem schwierigen Dilemm
sie wollte Angelika um keinen Preis verlieren, und doch s
sie, daß die Leidenschaft ihres Sohnes für ihre Gese
schafterin von Tag zu Tag ernster wurde; sie traute ih
zu, er möchte Angelika eines Tages einen Heiratsantr
machen. Das mußte um jeden Preis verhinde

werden, denn Angelika war bürgerlich, und was in den Augen der bigotten Katholikin noch schlimmer war, eine Protestantin, und wenn sie die persönlichen Eigenschaften des Mädchens auch noch so hoch schätzte, über diese beiden Punkte vermochte sie sich doch nicht hinwegzusetzen.

Angelika selbst riß die alte Dame aus dieser Verlegenheit, indem sie ihren Anbeter, als er eines Abends einen Fußfall vor ihr tat und sie um Erhörung anflehte, dermaßen abführte, daß der kleine Graf sich für tödlich gekränkt erklärte, Dzöröneck, seine Mutter und diese kalte Schönheit unversehens verließ, um, wie er sagte, sein zum Tode verwundetes Herz fern von ihr verbluten zu lassen.

Die Liebe zu Angelika hatte wenigstens das eine Gute für Landskerrotitsch gehabt, daß sein Inneres einmal gehörig aufgerührt wurde, und dabei waren die guten Eigenschaften, die nur überwuchert von allerhand wüstem Unkraut in seiner Natur lagen, in die Höhe gebracht worden.

Niedergeschmettert und sentimental, wie er sich nach der erlittenen Niederlage fühlte, war er dem Gefühle reuiger Zerknirschung besonders zugänglich; er hielt eine Art von innerer Einkehr und beschloß, in seinem Lebenswandel eine Änderung eintreten zu lassen.

Er veräußerte seinen Rennstall, zog sich von seinen bisherigen Freunden zurück, schaffte sich eine Bibliothek an, trat mit künstlerischen und wissenschaftlichen Kapazitäten in Verbindung, und las Hegel, Schopenhauer, Strauß und Hartmann. Diese Beschäftigungen machten ihn zwar nicht klüger oder weiser, füllten seine Zeit aber doch besser aus als die Narrheiten, denen er früher ergeben war, und hatten jedenfalls den Erfolg, unter

seinen ehemaligen Freunden und Spießgesellen die An-
sicht zu verbreiten, der kleine Landskerrotitsch sei über-
geschnappt und für die Welt verloren.

Aber auch die Philosophie zeigte nicht die heilend-
Wirkung, die Landskerrotitsch von ihr erwartet hatte
die Wunde seines Herzens wollte sich nicht schließen
und so faßte er denn einen neuen Plan; er wollt-
reisen, um zu vergessen.

Er unternahm eine Expedition, die auf drei Jahr-
projektiert war und auf der er die ganze Welt kenne-
zu lernen beabsichtigte.

Auf dieser Reise machte er Burts Bekanntschaft
an den er sich eine Zeitlang anschloß, dann fand sein-
Tour einen unvorhergesehenen Abschluß durch da-
Fieber, welches ihn in Indien befiel und ihn zwang
nach Madeira zur Wiederherstellung seiner Gesundhei-
zu gehen.

Aus Madeira wurde er durch eine Depesche ab-
gerufen, die ihm meldete, seine Mutter läge im Sterbe-
und sehne sich danach, den Sohn noch einmal zu sehen
Als er in Dzöröneck ankam, war die alte Frau bereit-
entschlafen.

Angelika hatte die Gräfin bis zum Tode gepfleg-
und ihr die Augen zugedrückt, jetzt wollte sie natürlic-
das Haus verlassen, um sich nach einer neuen Tätigkei-
umzusehen. Aber Landskerrotitsch ließ sie nicht ziehen
Er machte ihr seinen Antrag und da sie erkannte, da-
er inzwischen ein anderer, ernsterer, vernünftigerer Man-
geworden, und da jetzt nach der Gräfin Ableben ei-
wirkliches Hindernis ihrer Verbindung nicht entgegen-
stand, willigte sie ein, seine Frau zu werden.

Für Landskerrotitsch, der sich um religiöse und sozial-
Vorurteile wenig kümmerte, hatte Angelikas bürgerlich-

Herkunft und Konfession keinerlei Bedeutung. Als die katholische Geistlichkeit, die seine Ehe mit einer Protestantin scheel ansah, Schwierigkeiten bei der Verbindung machen wollte, ließ er sich einfach evangelisch trauen und gab seine Einwilligung, daß auch die etwaigen Kinder protestantisch erzogen werden sollten.

Mit der Familie seiner verstorbenen Mutter hatte er dadurch völlig gebrochen; freilich machte er sich daraus nicht viel, im Gegenteil, es bereitete ihm ironisches Vergnügen, diese edle Sippe von Hungerleidern, die bisher von ihm reichliche Unterstützung erhalten hatten, die materiellen Vorteile, die sie aus der Freundschaft mit dem reichen Vetter zogen, lieber entbehren zu sehen, als daß sie seine Heirat mit einer Protestantin, und noch dazu einer deutsch bürgerlichen anerkannt hätten.

Aber daß man ihm seine Verbindung auch in Österreich, diesem Lande der Gemütlichkeit und Toleranz, in dem man lebt und leben läßt, nicht verzeihen würde, das hätte sich der Graf nimmermehr träumen lassen; aber er sollte es nur zu bald erfahren.

Bald nach der Heirat ging Landskerrotitsch mit seiner jungen Frau nach Wien, um dort den Fasching mitzumachen. Er war ehemals einer der verwöhntesten Favorits der Wiener Salons gewesen, man hatte ihn auf Händen getragen und verhätschelt, als einen der vornehmsten und begütertsten jungen Männer.

Er fand diesmal die Luft gegen früher sehr verändert. Viele, die ihn ehemals geduzt hatten, redeten ihn jetzt mit „Herr Graf“ an, alle waren gegen ihn äußerst kühl, förmlich und zugeknöpft. Landskerrotitsch wunderte sich zwar über diese sonderbaren Erscheinungen, dann erklärte er sie sich aber durch seine lange Ab-

wesenheit, die ihn fremd gemacht habe, und dadur
daß der gesellige Ton in Wien jetzt ein ernsterer u
steiferer geworden sei.

Er ahnte nicht, daß man ihm vorwarf, sich mesalli
zu haben. In seinen Augen war Angelika das schön
vollendetste, vornehmste Weib unter der Sonne,
deren Besitz ihn jeder König beneiden mußte; daß n
seine Verbindung mit ihr eine Mesalliance nenn
könne, auf diesen Gedanken wäre er nie und nimm
von selbst gekommen.

Und das Verhalten der Gesellschaft trug dazu
ihn längere Zeit in seinem Wahne zu erhalten. M
trat ihm und seiner Gattin nirgends schroff abweis
entgegen. Den offen groben Hochmut, der den No
deutschen von Adel auszeichnet, kennt die glatt
österreichische Aristokratie nicht, man geht da ge
Unliebsame niemals aggressiv vor, man läßt ihnen geg
über einfach das Visier der Exklusivität herab.

Vor allem war es natürlich die Damenwelt, wel
in geschlossener Phalanx gegen diese bürgerliche Grä
Front machte.

Gräfin Mimi, Pimpi und Theresel fürchteten,
die Heiratschancen sich noch mehr verringern möcht
wenn diese unerhörte Unsitte, daß sich blaues Blut
anderen Menschenklassen vermischte, etwa unter
Epouseuren des Landes Fortschritte machen sollte.

Landskerrotitsch war wie gesagt dem allen geg
über völlig arglos und unbefangen, aber nachdem
selbst eine Soiree arrangiert hatte, zu der er Absager
Überzahl erhalten, und nachdem ihm vor allem Angel
die weit scharfsichtiger war als er, die Augen über
wahren Gründe des Verhaltens der Leute geöff
kannten sein Ärger und seine Entrüstung keine Grenz

Bei der nächsten Gesellschaft, die er mit seiner Gattin besuchte, befand er sich in der Stimmung eines Kampfhahnes; mit Argusaugen beobachtete er das Benehmen der Leute, und diejenigen Männer, welche Gleichgültigkeit, oder deren Frauen auch nur den Schatten von Mißachtung Angelika gegenüber an den Tag gelegt, hatten am nächsten Morgen den Kartellträger des beleidigten Ehemannes auf dem Halse.

Von den fünf Forderungen, die Landskerrotitsch hatte ergehen lassen, kamen nur zwei zum Austrag. Das eine Duell verlief resultatlos, bei dem zweiten verwundete Landskerrotitsch seinen Gegner leicht.

Die Gesellschaft war ihm durch diese Angelegenheit gründlich verleidet. Er verließ Wien und ging mit seiner Gattin nach Dzöröneck, wo er sich daran machte, ein neues Schloß zu erbauen, da das alte baufällig und für Angelika nicht gut genug sei, wie er behauptete.

Von seinen Standesgenossen wollte er fortan nichts mehr hören noch sehen, die Kränkung, die ihm widerfahren, hatte ihn zu scharf getroffen.

Er war jetzt ganz ins liberale Lager geschwenkt, schimpfte auf die Regierung, den Adel, die Geistlichkeit, hielt nur noch der äußersten Linken angehörige Blätter, und spielte sich mit Vorliebe auf den Demokraten und Freigeist.

Seine Frau betete er nach wie vor an, er befand sich in steter Flitterwochenstimmung, und hätte am liebsten den ganzen Tag über zu ihren Füßen gesessen.

Zum Glück war Angelika viel zu vernünftig und einsichtsvoll, um die Gewalt, die sie über ihren Gemahl besaß, in anderer als in der angemessensten Weise auszunützen. Angelika hatte gelegentlich den Wunsch ausgesprochen, ihre Verwandten in Deutschland, vor allem

ihre beiden Schwestern nach langjähriger Trennun
wiederzusehen. Ihr Gatte faßte diesen Gedanken sofo
mit Lebhaftigkeit auf und projektierte eine Reise dur
Deutschland, mit einem Winteraufenthalt in Berlin a
Abschluß.

Ihre Schwestern fand Angelika in behäbigen Ve
hältnissen, beide umgeben von einer Schar blond
Kinder jeden Alters.

Anfangs traten die Verwandten der Schwester u
dem fremden Grafen mit kühler Zurückhaltung entgege
aber Angelika wußte dieser Stimmung bald ein En
zu bereiten, und auch der lebhaften Liebenswürdigk
des Grafen Schwagers konnte die deutsche Steifh
auf die Dauer nicht widerstehen, man kam sich ba
näher, lernte sich achten und lieben und beim Abschi
wurde ein Gegenbesuch der Verwandten in Dzöröne
verabredet.

Landskerrotitsch war ein von Stimmungen und Ei
drücken des Augenblicks stark beeinflußter ungeme
impressionabler Mensch. In seiner jetzigen Lage, w
er gerechten Grund zu haben vermeinte, seinem Vate
lande und seinem Stande zu grollen, wo er gewisse
maßen alle alten Traditionen über Bord geworf
hatte, war er nur zu sehr geneigt, allem neuen, ande
gearteten, das ihm in den Weg kam, ungeteilte B
wunderung zu zollen.

Deutschland und deutsche Verhältnisse, die er frühe
ohne sie zu kennen, als höchst „ridicule und malchi
verachtet und belächelt hatte, das war jetzt sein Idea
Hier allein war noch Ordnung, Vernunft und Bildun
zu finden.

In dieser Laune sah er Berlin, wo er alles schö
interessant, herrlich und nachahmenswert fand. In dies

entzückten Stimmung lernte er durch seinen Freund Burt zunächst Friedrich von Choiseule und durch dessen Vermittelung erst Mörners und später auch Schaurotts kennen, und fand, daß er nie in seinem Leben mit gebildeteren, edleren, prächtigeren Menschen verkehrt habe.

Für Burt hatte er bereits früher aufrichtige Bewunderung gehegt. Choiseule erklärte er, wie Burt richtig vorausgesagt hatte, nachdem er dessen soeben erschienene Novelle gelesen, für den ersten Schriftsteller seiner Zeit, Eva Mörner entzückte ihn durch ihren Gesang, Mörner war für ihn der Typus eines hochgestellten, durch Charakter und Wissen ausgezeichneten deutschen Beamten, Schaurott der eines hochgebildeten preußischen Offiziers, die Hauptmannsgattin eine echte deutsche Hausfrau und Sophie Wangen eine junge Künstlerin, deren geniale Veranlagung zu den höchsten Erwartungen berechtigte.

Für Sophiens Begabung zeigte der Graf wirkliches Verständnis und reges Interesse. Seine alte Passion, den Mäzen zu spielen, war von neuem in ihm erwacht. Eines Tages suchte er Sophie bei ihrer Arbeit im Atelier ihres Lehrers, eines Professors der Malerei, auf. Er fand sie mit mehreren anderen Damen bei Studien nach lebendem Modell und war frappiert durch die kühn realistische Sicherheit, mit der sie den Kopf eines alten Mannes wiedergab.

Er hatte darauf eine eingehendere Rücksprache mit dem Professor, die in ihm die Absicht befestigte, sich dieses hoffnungsvollen Talentes wirksam anzunehmen.

Er ersuchte sie zunächst, ein Porträt von Angelika anzufertigen, wobei er Auffassung und Material der Wahl der Künstlerin überließ.

Sophie stellte eine Zeichnung von Angelikas Kop
in Lebensgröße auf grauem Karton mit farbigem Paste
her, eine Methode, die sie eben erlernt hatte.

Der Graf wußte nicht, wie er die Ähnlichkeit u
den graziösen Wurf, mit dem das junge Mädchen d
Kopf gleichsam auf den Karton nur hingehaucht hatt
genügend anerkennen sollte.

Er ließ der erstaunten Sophie eine Summe z
stellen, die in keinem Verhältnis zu der geleistet
Arbeit stand, und wollte von einer Herabminderu
des Honorares nichts wissen, denn die Schöpfung
eines Künstlers hätten keinen Marktpreis, auf die
Behauptung steifte er sich Schaurotts und Choiseul
Vorstellungen gegenüber.

Zwischen Angelika und Eva Mörner hatte si
inzwischen ein intimer Verkehr entwickelt, sie war
schnell vertraut miteinander geworden, und besonde
Eva brachte enthusiastische Liebe in die junge Freun
schaft. Sie hatte solange jeden weiblichen Umga
entbehrt, es mochten überhaupt nicht viele Frau
existieren, die ihrem kapriziösen Naturell auf die Dau
zusagen konnten.

Das Geheimnis ihrer Freundschaft war, daß
grundverschiedene, einander ergänzende Individualität
darstellten.

Denn in der Freundschaft sucht jeder Teil wie
der Liebe psychisch und physisch eine Ergänzung d
eigenen Persönlichkeit zu einem ihm unbewußt v
schwebenden Ideale.

Angelikas nüchterne, beinahe zur Kälte ruhi
Gemütsart, ihre selbstbewußte überlegene Sicherhe
ihre Charakterfestigkeit und Erfahrenheit erfüllten E
mit hingebender Bewunderung, der jeder Neid fernl

Angelika dagegen fand Wohlgefallen an Evas beweglichem leicht erregbaren Sinn, der Lebhaftigkeit ihres Empfindens, der Pikanterie ihres ganzen Wesens. Sie pflegte Eva „meine Kleine“ zu nennen, und zeigte ihr gegenüber eine nachsehende Zärtlichkeit, wie man sie in der Tat nur Kindern entgegenzubringen pflegt.

Auch in ihrer Erscheinung ergänzten sich die beiden aufs beste. Nicht selten, wenn man zwei schöne Frauen nebeneinander stellt, erleidet die Schönheit jeder einzelnen starke Einbuße. Das war hier nicht der Fall; im Gegenteil, die beiden Erscheinungen hoben einander durch den Kontrast, die eine diente der anderen zur Folie.

Neben Angelikas reifer, ruheatmender Schönheit der Dreißigerin erschien Evas anmutige Mädchengestalt nur noch liebreizender und bestrickender.

Einmal war Angelika bei Eva Mörner mit Friedrich von Choiseule zusammengetroffen; sie war von Natur durchaus nicht argwöhnisch und nichts lag ihrem Wesen ferner als Neugier, aber wenngleich Eva ihre Gefühle für Friedrich nach Möglichkeit vor der Freundin zu verbergen suchte, so konnte es doch nicht fehlen, daß Angelika, vermöge jenes allen Frauen für Liebesangelegenheiten angeborenen Instinktes etwas von dem wahren Stand der Dinge zu ahnen begann.

Angelika äußerte kein Erstaunen, keine moralische Entrüstung; sie war eine Frau, die viel in ihrem Leben gesehen und erfahren hatte, und sich darum über wenig wunderte. Sie selbst war in ihrem Denken und Tun keusch wie Schnee, aber anderen gegenüber als Sittenrichterin aufzutreten, dazu fühlte sie keinen Beruf in sich.

Sie ließ sich hierin wie in allem von äußerst

praktischen und nüchternen Anschauungen leiten. S
wußte, welch schlechtgelohntes Geschäft es ist, sich
anderer Leute Angelegenheiten zu mischen, und daß
ein aussichtsvolleres Beginnen sei, Wasser in ein
Siebe davonzutragen, als Liebende durch Worte z
Vernunft zu bringen.

Siebzehntes Kapitel.

Der Berliner Karneval neigte sich stark sein
Ende zu.

Es war ein belebter, vergnügter, glänzender Kar
val gewesen. Kein politisches Ereignis, kein Börs
krach, kein Todesfall eines gekrönten Hauptes hatte
Freude vorzeitig zerstört.

In allen Gesellschaftskreisen der Residenz mit ihr
ungezählten Variationen, Stufen, Schattierungen u
Unterabteilungen, vom Hofkreise bis zum Kränzch
der Ladenfräuleins und Droschkenkutscher herab war
diesem Winter ausgiebig getanzt worden.

Wie oft mochte der Lieblingswalzer der Saiso
das „Komm herab o Madonna Theresa!" erklung
sein, und sie schien sich immer noch nicht erweich
lassen zu wollen, die spröde Schönheit, trotz all
Lockungen von Geigen- und Flötenklängen.

Schon sammelten sich die Buketts in den Dopp
fenstern der beliebtesten Ballschönheiten zu wahr
Heuschobern an und bei den Lions des Parketts
gleichem Verhältnisse die Kotillondekorationen. Modisti
Friseure, Schneider und Hühneraugenoperateure macht
andauernd gute Geschäfte.

Die Heiratsbörse, an der zum Beginn der Saiso
eine bedenkliche Baisse geherrscht hatte, so daß die Ba

mütter schier alle Hoffnung aufgaben, ihre Ware an den Mann zu bringen, zeigte jetzt eine steigende Tendenz; Verlobungen schossen wie die Pilze nach einem warmen Sommerregen aus dem Boden.

Alles, was sich im Laufe des Winters an geheimen Wünschen, fein ersonnenen Plänen, ränkevollen Intriguen, auf dem Parkett des Tanzsaales, wie auf der Eisbahn, im Herrenklub und Damenklatschkaffee, genährt durch süß verschämte Blicke, verstohlene Seufzer, Kotillonschleifen und Vielliebchen, zusammengebraut hatte, das klärte sich jetzt allmählich und entpuppte sich in verschiedenster Gestalt, als Verlobung, Korb oder gar als Courmacherei ohne ernstere Absichten.

Und noch immer erklang die Fiedel, noch immer wurde getanzt, geliebäugelt und Süßholz geraspelt, als sei es nicht genug an den gefallenen Opfern. — Aber die Saison trug den hippokratischen Zug im Angesichte, das sah jedes kundige Auge, noch einige Zuckungen, dann trug man sie zu Grabe und für dieses Jahr wurde der Kehraus gemacht.

Auch die Berliner Juristengesellschaft hatte ihren Fasching gehabt. Einige große, allgemeine Juristenbälle hatten stattgefunden, und bei mehreren Präsidenten, Direktoren und Räten des weitverzweigten Berliner Juristenstandes, die mit heiratsfähigen Töchtern gesegnet waren, wurde getanzt.

Eva Mörner hätte also, wenn sie gewollt, mehrfach Gelegenheit haben können, zu tanzen, aber jede Einladung war von ihr meist mit der Entschuldigung des Unwohlseins abgelehnt worden.

Der brave Mörner war über die Halsstarrigkeit seiner Gattin ganz außer sich, ihre Abneigung gegen alles gesellige Leben war ihm geradezu rätselhaft. Wie

gern würde er es gesehen haben, wenn Eva Zerstreuun
und Anregung darin gefunden hätte.

Daß seine Amtsgenossen und vor allen dere
Frauen seiner Gattin das stete Fernbleiben von ihre
Unterhaltungen als hochmütigen Dünkel auslegte
wußte er. Die fast spöttischen Mienen, mit denen ih
seine Kollegen häufig nach dem Befinden Evas fragte
hatten ihn darüber belehrt.

Da kam ziemlich am Ende der Saison die Au
forderung an ihn, sich mit seiner Gemahlin an eine
Subskriptionsballe zu beteiligen. Aus der Liste d
bereits Unterschriebenen ersah er, daß fast alle sei
Bekannten dabei beteiligt waren.

Er beschloß, diesmal bei Eva durchzusetzen, da
diese Aufforderung nicht wieder mit einer Absage b
antwortet werde.

Es bedurfte gar keiner Überredungskünste seine
seits, um Eva auf den Vorschlag eingehen zu mache
sowie sie erfahren hatte, daß es sich um einen Su
skriptionsball handele, erklärte sie sich bereit, das Fe
zu besuchen.

Mörner war hocherfreut, „das Eis ist gebrochen,
dachte er, „nun wird sie schon Geschmack daran find
und dieser erste Ball wird nicht der letzte bleiben,“ u
beeilte, sich für seine Frau und sich zu unterzeichne
Einige Stunden darauf schon stand auch Friedri
von Choiseules Name auf der Liste.

* * *

Der Ballabend war herangekommen. Am Arm
ihres Gatten betrat Eva den in einem Hotel unter d
Linden gelegenen Festsaal, der sich schnell mit ein
bunten Menge zu füllen begann.

Kurz vorher war Evas Kommen noch einmal sehr zweifelhaft geworden. Während der Toilette begann sie sich plötzlich unwohl zu fühlen; Mörner geriet bereits in die größte Verzweiflung, aber schließlich hatte sie sich wieder erholt, und erklärte, sie wolle den Ball besuchen.

Während der Fahrt klagte sie über Frost, aber jetzt durch das glänzende Licht, die prächtige Dekoration der Räume, und den Ballstaat um sich her animiert, vergaß sie ihre Unpäßlichkeit völlig; und dann war ja auch der Gedanke, daß er da sein, sie sehen und bewundern und mit ihr tanzen würde, der wie ein belebendes Elixier auf sie wirkte.

Mehr denn je glich Eva heute einer Nixe, mit ihren schmiegsamen Bewegungen, dem blendenden Weiß ihres Gesichtes und der Schultern, den geheimnisvoll leuchtenden dunklen Augenrätseln, und dem duftigen Flitter ihrer Toilette von drap d'argent.

Als Taillenausputz trug sie eine Girlande von rankenden Wasserrosen, einige Buketts derselben Blumen an der Seite, und eine einzelne Blüte im Haar. Ihren Hals schmückte das Perlenkollier, das ihr Mörner zu Weihnachten geschenkt hatte.

Hals, Schultern und Arme zeigten sich tadellos geformt, und ließen die Schönheit des übrigen Körpers ahnen.

Eva hatte lange Zeit keinen Ball mehr besucht, das kalte Gefühl an den bloßen Schultern und Armen war ihr ganz ungewohnt geworden, und eine leichte Aufregung bemächtigte sich ihrer zu Anfang. Aber diese Ballfieberanwandlung ging schnell vorüber, als sie bemerkte, daß ihre Toilette eine der gelungensten im Saale sei, und daß sie Aufsehen errege.

„Er kann noch nicht hier sein, sonst wäre er j
längst bei mir," sagte sie sich.

Inzwischen hatte sie Zeit, die Gesellschaft ein weni
zu mustern.

In dieser war das vorwiegende Element das höher
Zivilbeamtentum; der schwarze Frack hatte die un
bestrittene Vorherrschaft, eine in Berliner Gesellschafte
nicht gerade häufige Erscheinung.

Trotzdem war die Gesellschaft keineswegs au
homogenen Bestandteilen zusammengesetzt. Die ver
schiedensten Kreise waren vertreten, und sehr bald tra
denn auch ein Prozeß der Trennung ein, die groß
bis dahin verschwommene Masse teilte sich in Gruppe
und diese wieder in Abteilungen und Unterabteilungen
der Deutsche kann eben seine Neigung zum Kastenwese
und Kotteriebilden selbst auf geselligem Gebiete nich
verleugnen. Kommen wie hier verschiedene Kreise au
ein und demselben Terrain zusammen, so halten sie sic
in starrer Exklusivität voneinander gesondert, es trit
keine Verschmelzung ein, es bleibt eine Mischung, di
sich niemals zur harmonischen Verbindung einigt.

Da war in erster Linie der bürgerliche Beamten
kreis, die Menge derer, die sich nur durch die ver
schiedene Setzung der Buchstaben im Namen und durc
die für die Uneingeweihten schier sinnverwirrend
Variation des „geheimen", „ober" und „wirklichen" vo
den üblichen Ratstiteln unterschied. Kahlkopf, Voll
bart und Brille herrschte bei den Männern vor, unte
denen man manch sympathische Erscheinung erblicke
konnte, Leute, denen Geist und Wissen von der Stirn
Charakter und Herzensgüte aus den Augen leuchtete

Durchweg traten die Frauen hinter ihren Männer
zurück, eine Erscheinung, die sich auch anderwärts in

deutschen Bürgertume geltend macht. In der männlichen deutschen Rasse ist eben der Mann der wirkliche Herr der Schöpfung, und fühlt und geriert sich als solcher.

Die meisten dieser Frauen waren unbedeutend schlichte Erscheinungen, denen man ansah, daß ihr Herrschaftsbereich das Haus und die Familie, nicht aber der Salon sei.

Ihre blonden Töchterlein hatten diese Mütter nichtsdestoweniger allerliebst herauszuputzen verstanden; so schienen auch ihre Tänzer zu denken, die sich hauptsächlich aus Referendaren rekrutierten, und von denen wurden diese freundlich lichtfarbenen Blumen wie von einem Schwarm dunkler Falter umschwirrt.

Neben dem Bürgertum war auch der Adel vertreten, jener niedere preußische Adel, der so patriotisch, königstreu, konservativ, fromm und tatkräftig, aber auch sehr hochmütig und einseitig ist.

Die älteren Herren, meist Beamte in hohen Stellungen, unterschieden sich von ihren bürgerlichen Kollegen hauptsächlich durch ihr selbstbewußteres Auftreten und den etwas militärischen Anstrich ihres äußeren Menschen. Während jene mehr wie Gelehrte aussahen, hätte man manchen von diesen eher für einen pensionierten Oberst als für einen Geheimen Rat gehalten. Sie waren aufs sorgfältigste gekleidet, hielten sich stramm, trugen das spärliche Haar vom Hinterkopf nach vorn in Form der Armeelocke gestrichen und sprachen im Kommandiertone. Ihre Gattinnen, meist in großer, aber altmodischer Toilette, die sie vor zehn Jahren bei einem Hoffeste getragen haben mochten, hielten den Nacken sehr steif, rümpften die Nase, besprachen, wenn sie unter sich waren, Familienangelegen-

heiten und Hofklatsch, und trugen im ganzen eine Mien
zur Schau, die deutlich sagte: „wie gemischt die
Gesellschaft hier ist“.

Ihre Töchter schienen die Unzufriedenheit d
Mütter nicht in dem Maße zu teilen, es waren
Offiziere da, sogar verschiedene Kavalleristen darunte
und dann gab es auch unter den anwesenden Referen
daren und Assessoren einige anständige Menschen, m
denen man tanzen konnte.

Es waren schöne Erscheinungen unter diesen jung
Damen, einzelne hochgewachsene Gestalten mit stro
gelbem Haar und dem Teint der Aprikose, von jen
norddeutschen Frauenschönheit, die nicht blendend i
wie die englische, nicht pikant wie die französische od
frappant wie die südländische, der vielmehr etw
Nüchternes eigentümlich ist, die aber doch einen u
definierbaren ihr allein eigenen Zauber besitzt.

Eine dritte Gruppe, die sich von den beiden vo
her geschilderten stark abhob, war die Judenschaft, d
durch Beamte, Rechtsanwälte, Großindustrielle u
Börsenleute vertreten wurde.

Die Männer waren meist klein von brünette
Typus, unter den Alten konnte man manchen klug
scharfgeschnittenen Charakterkopf sehen, sie erschien
geschäftig, beobachtend, immer auf den qui vive, a
gälte es selbst auf dem Parkett Chancen auszuwitter
und Vorteile zu finden. Die jüngeren Leute zeigt
besonders im Verkehr mit den Damen jene den Jud
eigentümliche Mischung von geschmeidig zuvorkommend
Höflichkeit und zudringlicher Arroganz.

Manche der Mädchen waren reizvolle Erscheinunge
aber man bangte für das Schicksal ihrer Reize, we
man sie neben ihren Müttern sah. Diese fetten, ho

busigen Damen mit den groben, auseinandergegangenen Zügen hatten ihrer Zeit jedenfalls den Töchtern an Pikanterie nicht nachgestanden, denn nichts ist vergänglicher als die Schönheit der Orientalin. In den Toiletten dokumentierte sich der Hang der Semiten zum Auffallenden, Prahlerischen. Die älteren Frauen waren mit blitzenden Schmuckstücken überladen, eine Rüstung, in welcher sie das Tournier mit der nur mit dem verblaßten Glanze ihrer alten Namen gewappneten aristokratischen Damenwelt siegreich bestehen zu können vermeinten.

Eva Mörner gehörte durch die Stellung ihres Mannes zu den Damen des bürgerlichen Beamtentums; Mörner hatte sie auch sofort zu einigen ihm bekannten Kollegenfrauen geführt, aber es war zwischen ihnen und Eva bei ein paar förmlichen Redensarten geblieben.

Mörner, der heute seine Dekorationen angelegt hatte, und als Senatspräsident in diesem Kreise eine Person von Distinktion war, wurde von jüngeren Herren förmlich belagert, die seiner Gattin vorgestellt sein wollten. Das geschah denn auch, die Tanzlustigen unter ihnen ersuchten Eva um einen Tanz, aber diese erklärte, sie tanze keine Rundtänze; worauf Ausrufe des Bedauerns und der Verwunderung von seiten der Herrenwelt.

Endlich, als eben der erste Tanz seinen Anfang nahm, betrat Friedrich von Choiseule den Saal. Eva erkannte ihn schon von weiten und begrüßte ihn mit den Augen.

Er bahnte sich einen Weg durch die Menge zu ihr.

„Sie kommen spät!“ rief ihm Eva entgegen.

„Weil ich glaubte, Sie würden sich getreu bleiben,“ erwiderte er.

„Wie das?“

„Ich meine in der Unpünktlichkeit.“

„Ah, Sie Spötter! Ich sollte Ihnen zur Straf gar keinen Tanz geben. — Man hat mich schon ar bestürmt. Ich habe Ihnen die zweite Quadrille auf gehoben, die anderen Kontres sind vergeben.“

„Werden Sie dabei bleiben, keine Rundtänze zu tanzen?“

„Wir werden sehen. Sollte ich zu große Tanz lust verspüren, dann sollen Sie gegen den Schluß einen Walzer haben. Aber ich fürchte, ich habe das Tanzen gänzlich verlernt. Denken Sie, daß mich anfangs so etwas wie Ballfieber befiel. — Ist das nicht kindisch?“

Jetzt trat Mörner wieder an sie heran, gefolgt von einer Schar Referendare und Assessoren.

„Ah Friedrich, du hier!“ rief er, als er Choiseules ansichtig wurde. „Das ist ja reizend, ich wußte ga nicht — Eva, Herr . . . . . bittet um die Ehre.“

Friedrich zog sich etwas zurück, ließ aber Eva, deren Erscheinung im Ballkostüm ihn mit Entzücken erfüllte nicht aus den Augen.

Mit grimmigem Behagen sah er, wie sie einen nach dem anderen der tanzlustigen Jünglinge ab blitzen ließ.

Eva schien es vortrefflich zu verstehen, die Nas hoch zu nehmen. Einige der Herren, denen sie einen Tanz abgeschlagen, versuchten noch weiter in sie zu dringen, mit Redensarten, wie: „Es sei doch gar nich möglich, nicht zu begreifen, bei solchem Aussehen nich tanzen, gar nicht tanzen. Gnädige Frau werde sich vielleicht noch eines Besseren besinnen usw.“

Eva hatte für solche Bemerkungen kaum ein Achselzucken, die Redner schienen Luft vor ihren Blicken zu sein, und zogen zu Friedrichs Schadenfreude verwirrt ab.

Man fing an, besonders unter den Damen, Evas Benehmen äußerst auffällig zu finden. Friedrich fing zufällig einige Brocken einer Unterhaltung auf, die in seiner Nähe geführt wurde:

„Wer ist sie eigentlich?"

„Die Frau des Senatspräsidenten Mörner."

„Ah die — man hat schon so viel von ihr gehört, — welch' extravagante Toilette."

„Ihr Vater war Schauspieler."

„Ja, das sieht man, und dabei noch solcher Dünkel. — Begreifen Sie diesen Mörner?"

Der Ball nahm nun seinen regelrechten Verlauf. Mörner hatte sich mit einigen Altersgenossen zu einer Partie Skat ins Spielzimmer zurückgezogen, er lebte der Ansicht, seine Frau amüsiere sich vortrefflich und er könne daher ruhig seinem Vergnügen nachgehen.

Inzwischen hatte sich Friedrich von Choiseule Eva wieder genähert und ihr einen Platz auf einem der Wandsofas verschafft. Er blieb fortan neben ihr stehen, gemeinsam beobachteten sie die Tanzenden, und Eva machte nach Weiberart ihre kleinen mokanten Bemerkungen über Toiletten und Erscheinungen.

Natürlich fiel Evas ausschließlicher Verkehr mit Friedrich auf, aber niemand wußte, wer dieser junge Mann mit den dunklen Augen und scharfgeschnittenen Zügen sei.

„Vielleicht gar ein Schauspieler," taxierte jemand.

„Auf jeden Fall ist er ein Verwandter von ihr, denn für eine Courmacherei treiben sie's zu öffentlich," entschied die weiseste unter den Kollegenfrauen.

Jetzt wurde Eva zur Française geholt. Ihr Tän
war ein würdiger Landgerichtsdirektor, der ihr ein
sehr ausführlichen Vortrag über die Karriere ih
Mannes hielt, von der er versicherte, sie sei e
„exzeptionelle".

Den Lancier, der bald darauf folgte, tanzte sie
einem Gerichtsassessor. Dieser hatte sehr ausgesproche
aber völlig irrtümliche Ansichten über Lancier, und
die übrigen Herren des Karrees dieselben nicht zu tei
vermochten, er aber auf seinen Ansichten mit rühmlic
Festigkeit bestehen blieb, so ereignete es sich, daß
Musik aussetzte, ehe man sich noch über die erste T
geeinigt hatte.

So kam das Souper heran. Eva wurde von ein
„Wirklichen Geheimen Oberjustizrat" zu Tisch geful
Friedrich war allein geblieben, aber im letzten Aug
blicke und ehe er recht wußte, wie ihm geschah, hatte
eine Dame am Arm, welche ihm von Mörner oktroyi
worden war.

Anfangs wollte er darüber ungehalten sein,
saß stumm neben seiner Nachbarin, aber diese,
kleines blondes Ding, kaum dem Backfischalter e
wachsen, schien so glücklich, daß sie noch einen Kaval
für das Souper erwischt, und gab ihre Freude darü
in so naiv unverhohlener Weise Ausdruck, daß Fri
richs Unmut schnell verflog und er auf ihr unbefange
Geplauder lächelnd einging.

Er saß nicht allzu weit von Eva entfernt und v
mochte von Zeit zu Zeit einen ihrer Blicke aufzufang

Eva unterhielt sich nicht schlecht mit dem wirklic
Geheimen, einem Manne, der großes Wissen mit w
männischer Bildung und Formen vereinigte; er na
die Kosten der Unterhaltung zum größten Teil auf s

und so blieb Eva die Möglichkeit, öfter nach Friedrich hinüberzulugen und sich im Geiste mit ihm zu beschäftigen. „Was hat er nur da für ein kleines Wesen in Weiß und mit etwas undefinierbar Grünen im Haar, an seiner Seite?“ dachte sie. „Sie scheint ihn zu unterhalten. Sieht sie nicht gerade aus wie ein Gänseblümchen?“ Eva mußte unwillkürlich über ihren eigenen Einfall lächeln, und beschloß, Friedrich nachher mit dem Gänseblümchen zu necken.

Das Kind an Choiseules Seite machte diesem die Unterhaltung sehr leicht, sie war die Vertrauensseligkeit in Person. Sie weihte Friedrich in die wichtigsten Geheimnisse ihres Lebens ein, er erfuhr, daß sie ein Tagebuch führe, sich vor Ratten fürchte, Schiller über Goethe stelle, daß ihr Kanarienvogel ihr das liebste auf der Welt sei, daß sie ihre Freundin aber doch noch lieber habe, und daß dies der erste wirkliche Ball sei, den sie besuche, da sie eben aus der Pension komme.

Die Bemerkungen, die Friedrich hin und wieder einwarf, nahm sie wie etwas sehr Bedeutungsvolles, Beherzigenswertes auf.

Nachdem er den Souperwalzer mit ihr getanzt, lieferte er das freudestrahlende Mädchen ihrer Mutter ab, einer stattlich korpulenten Dame in brauner Toilette, die mit ihrem Töchterchen neben sich aussah wie eine Gluckhenne mit einem einzigen, hellfarbigen Küchlein.

Zu der Quadrille, die er mit Eva tanzte, hatte Friedrich als Gegenüber den einzigen Bekannten, den er angetroffen, gebeten, einen Husarenleutnant, mit dem er vor kurzem im Kasino seines Regimentes gemeinschaftlich gespeist hatte. Auch die beiden anderen Herren des Karrees waren Offiziere, die Damen: Eva, eine

Geheimratstochter und zwei junge Mädchen, Schweste
aus altpreußischer Adelsfamilie.

Die Quadrille wurde tadellos nach dem Komman
des Husaren ausgeführt, der nach beendetem Tanze
Friedrich äußerte: „Schneidiges Karree, nicht wah
Das anständigste des ganzen Balles. Scharma
Weiber alle vier und die Herren lauter — Christ
A propos, wer war denn die allerliebste Person,
der Sie tanzten? Habe Namen nicht recht verstande

„Die Frau des Senatspräsidenten Mörner," g
Friedrich reserviert zur Antwort.

„Donnerwetter verheiratet und mit so einem groß
Tier — alter Krippensetzer jedenfalls — Sie, Sie
Schwerenöter!"

Da Friedrich keine Miene machte, auf seinen T
einzugehen, klopfte der Husar ihm auf die Schult
kniff das eine Auge zu und schnitt ein äußerst pfiffig
Gesicht, dann rief er: „bonne chance!" machte auf d
Absatz kehrt und entfernte sich.

Friedrich suchte hiernach Eva wieder auf, die ih
alten Platz auf dem Wandsofa eingenommen hatte,
fiel ihm auf, daß sie bleich und ermattet aussah; a
seine besorgte Frage erwiderte sie, jenes eigentümli
Gefühl von Schwindel und Beklemmung, das sie he
schon wiederholt empfunden, habe sie von neuem
fallen.

„So lassen Sie uns in einen anderen Raum gehe
sagte Friedrich. „Hier herrscht ja eine wahre Sti
luft, etwas kühlere Temperatur wird Ihnen wohltu
und er führte Eva in ein anstoßendes Zimmer, u
ließ sie in einem Fauteuil niedersitzen.

Der Anfall war nur von kurzer Dauer. „I
fühle mich schon wieder ganz wohl," erklärte sie. „W

nur heute mit mir ist? Ich glaube, ich werde krank. — Herr Gott, was machen Sie denn für ein Leichenbittergesicht! Als gingen Sie schon hinter meinem Sarge her. — Soweit ist es noch nicht."

„Darf ich Ihnen ein Glas Wein oder Limonade holen," sagte Friedrich, „hier nebenan ist ein Büffet."

„Nein, nein, ich danke Ihnen, bleiben Sie nur. Wir wollen uns einbilden, wir wären in meinem Zimmer und plaudern, als wäre niemand außer uns auf der Welt. Hier stört uns ja doch kein Mensch — kommen Sie, setzen Sie sich."

Friedrich schob einen Stuhl heran und nahm seitlings hinter Eva Platz; sie lag in ihrem Fauteuil lässig zurückgelehnt, er konnte sie voll sehen, während sie den Kopf wenden mußte, wenn sie ihn ansehen wollte.

Sie plauderte von allerhand, aber nur die Worte schlugen an sein Ohr, ihren Sinn erfaßte er nicht, eine tiefgehende Erregung hatte sich seiner bemächtigt.

So hatte ihre Nähe noch niemals auf seine Sinne gewirkt, sein sittliches Wollen schmolz dahin in der verzehrenden Flamme der entfachten Leidenschaft, verzückt ruhte sein Blick auf ihren weißen Schultern, von denen der berauschende Duft eines feinen Odeurs zu ihm emporstieg, auf ihren weichen gerundeten Armen, dem schwellenden Busen, der sich unter ihren regelmäßigen Atemzügen hob und senkte.

Friedrich ist nicht mehr er selbst; Vernunft, Selbstbeherrschung, alles Edle in ihm ist erstickt, nur noch der Trieb beherrscht ihn.

Sie ahnt nichts von dem, was in ihm vorgeht, denn sie kann seine gespannten Züge, seine flammenden Augen nicht sehen, unbefangen plaudert sie weiter.

„Angelika sagt, ich sei noch ein halbes Kind
meint sie. „Finden Sie das auch?"

Keine Antwort erfolgt.

Eva wendet sich um und sieht in Friedrichs G
sicht, dessen Ausdruck sie befremdet.

„Sie hören ja gar nicht auf das was ich sage
ruft sie.

„Eva!" bringt Friedrich jetzt hervor.

Eine Ahnung durchzuckt sie, sie erbleicht, zitte
und schweigt.

Noch einmal ertönt es da nahe ihrem Ohre, dies
inbrünstige „Eva!"

Jetzt blickt sie ihn voll an, mit einem Blicke, d
ihm sagt, daß sie sein Verlangen versteht und erwide

Er beugt sich vor, sein Arm umschlingt ihr
Nacken und sein Mund findet den ihren.

Da werden Schritte im Nebenzimmer laut. Friedri
springt auf.

Es ist nur ein Herr, der den Fächer seiner Da
sucht.

Aber ihr Wonnetaumel ist gestört, erschreckt, m
bebenden, blassen Lippen stehen Eva und Friedrich v
einander, starren sich entsetzt ins Angesicht, auf de
das Bewußtsein der Schuld geschrieben steht.

„Komm!" flüstert er, „wir wollen tanzen — tanzen

Und er führt sie schnell in den Saal; eben begin
ein Walzer.

Friedrich umfaßt Evas Taille, zieht sie an sich u
fliegt mit ihr durch die Reihen.

„Tanzen, tanzen" — die Stimme übertäuben, d
da in seiner Brust laut werden will.

Und sie tanzen. Der Saal, das Licht, die Mensch
um sie her, sind nur noch ein wilder, wirbelnder Cha

für sie. Er und sie, so eng, so nahe, wie sie jetzt beieinander sind, Brust an Brust, Hand in Hand, zusammengeschmiedet für alle Ewigkeit, das ist die Zukunft. Gewissen, guten Namen, Mutter, Ehegatten, haben sie dreingegeben; sie haben nur noch sich.

Sie tanzen noch immer, da fühlt Friedrich, wie Eva in seinen Armen die Spannkraft zu verlieren scheint, wie ihre Bewegungen matter, ihre Last schwerer wird.

Er blickte in ihr Gesicht, sie hat die Augen halb geschlossen, ist totenblaß, nur auf ihren Wangen zeigen sich scharf abgegrenzte rote Flecke.

Bestürzt hält er im Tanzen inne und führt sie in das Zimmer, das sie soeben verlassen. Ihr Gang ist schleppend, ihr Atem, der seine Wange streift, heiß.

„Was — was ist dir?" stammelt er, „war es zuviel, nicht wahr?"

„Ich bin krank," erwiderte sie.

„Ich bringe dich nach Haus," ruft Friedrich.

„Mein Mann" — hat sie gerade noch Kraft genug, hervorzustoßen.

Ja, der Mann! — Eine Art von dumpfer Wut erfaßt Friedrich bei dem Gedanken, daß er kein Recht hat, bei ihr zu sein, nicht einmal jetzt, wo sie leidend ist.

„Hole Mörner," sagt Eva, „sage ihm, ich wolle nach Haus."

Friedrich stürzt fort. Er findet Mörner im Spielzimmer, das von Zigarrendampf wie von einem Nebel erfüllt ist.

Mörner wird nicht gleich aus Friedrichs erregten Worten klug.

„Herr Gott, Ihre Frau ist krank und will fort," ruft Friedrich zornig, alle Schicklichkeit vergessend, „wenn

Sie sie nicht nach Haus bringen wollen, dann wer ich es tun."

„Eva krank — um Himmels willen — entschuldig Sie, meine Herren," stottert Mörner, läßt Spiel u alles im Stich und eilt mit Friedrich zu ihr.

Friedrich besorgt die Garderobe, hüllt Eva in ih Ballumhang, und während Mörner einen Wag mietet, führt er sie die Treppe hinab. Sie sprech kein Wort, aber im Gehen drückt Eva Friedrichs Ha fest, fest.

Eva steigt in den bereitstehenden Wagen, Mörn ihr nach, dann rollt er davon.

Friedrich holt seine Sachen von der Garderol und verläßt den Ball ebenfalls. Er eilt die Lind hinab durchs Brandenburger Tor, ihrer Wohnung z

Dort angekommen, schreitet er lange vor de Hause auf und ab, was er damit bezweckt, weiß selbst nicht.

Oben ist an zwei Fenstern Licht, es ist Evas Salo jetzt geht es aus, die ganze Fassade ist dunkel. D Schlafzimmer liegt nach hinten hinaus.

Und so von ihr gehen zu müssen, sie in den Händ eines anderen wissen — Friedrich stampft wütend m den Füßen auf und eilt fort durch den Tiergarten na der Stadt.

Auf den Gängen des Tiergartens liegt der Schn fußhoch, denn es hat während der letzten Stunden sta geschneit. Trotz seiner ausgeschnittenen Ballschuhe b merkt Friedrich das nicht, in ihm ist nur Raum für ei Empfindung: Es ist geschehen, der erste Schritt ist geta nun muß er weiter auf der einmal betretenen Bah möge sie zum Himmel oder zum Abgrunde führen.

Achtzehntes Kapitel.

Zu Haus angekommen, hatte Mörner Frau Brake und das Mädchen geweckt, er ließ Feuer anmachen, Tee bereiten und Evas Bett wärmen.

Dann wurde die von heftigen Fieberschauern geschüttelte Kranke von den Frauen ihres Ballstaates entkleidet, ins Bett geschafft, dort in warme Tücher und Hüllen eingewickelt und ihr die eiskalten Füße frottiert.

Sie klagte auch jetzt noch über Frost, und ihre Zähne schlugen hörbar gegeneinander.

Mörner wollte nach dem Hausarzt schicken, aber Eva bat ihn, damit bis zum Morgen zu warten, es sei nur eine Erkältung, die schnell vorübergehen werde.

Nach einiger Zeit hörte der Frost auf. Evas Wangen begannen sich hochrot zu färben, ein warmer Schweiß brach am ganzen Körper aus; sie klagte nun über Hitze.

Nach Verlauf einer Stunde etwa fiel sie in unruhigen Schlaf.

Mörner schickte die Frauen zu Bett. Den Rest der Nacht saß er am Lager seiner Gattin, mit besorgter Spannung ihre Atemzüge und jede ihrer Bewegungen im Schlafe belauschend.

Er machte sich jetzt Vorwürfe, daß er sie veranlaßt hatte, diesen unseligen Ball zu besuchen; er nannte sich einen Egoisten, der die Gesundheit seiner Frau dem eigenen Vergnügen und Ehrgeiz zum Opfer gebracht habe.

Und während er so in banger Sorge den Anbruch des Tages heranwachte, schickte er manches inbrünstige Gebet zum Himmel empor; denn Theobald Mörner war ein gläubiger Christ.

Gegen acht Uhr morgens erschien Mörners Haus-
arzt, Medizinalrat Doktor Busse, ein älterer, wohl
beleibter Herr mit grauem Backenbart und Brill
Nachdem er die Kranke untersucht, befühlt, auskultier
und durch tausend Fragen nach ihrem Befinden in de
letzten Tagen gequält, nahm er Mörner, der sich vo
Unruhe nicht zu lassen wußte, ins Nebenzimmer. Nach
dem er hier an den Gatten eine Menge nach desse
Ansicht gar nicht zur Sache gehörige Fragen gerichte
räusperte er sich, schob die Brille auf die Stirn un
erklärte: Die Diagnose sei mit völliger Sicherheit noc
nicht festgestellt. Die Symptome ließen auf allerhan
schließen. Man müsse eben die Entwickelung abwarten
Gefahr sei keine vorhanden. Nachmittags werde e
wiederkommen. — Damit ging er.

Eva verharrte den ganzen Morgen und Vormitta
über in Apathie, nur einmal, als das Mädchen de
noch immer an ihrem Lager sitzenden Mörner meldete
Herr von Choiseule sei da und erkundigte sich nach de
Befinden der gnädigen Frau, richtete sie sich plötzlic
im Bett auf und bat, Mörner möge selbst hinausgehe
und Friedrich sagen, sie sei ganz wohl und es habe ga
keine Gefahr, rief sie ihm noch nach.

Als Mörner nach einer Weile wieder zu ih
zurückkehrte, mußte er ihr genau berichten, was Friedric
gesagt und wie er die Nachricht aufgenommen hab

„Er schien sehr besorgt," meinte Mörner, „der gut
Junge, er hat soviel Anhänglichkeit an uns."

Während der nächsten Zeit lag Eva da mit wei
geöffneten, glänzenden, starr auf einen Fleck gerichtete
Augen, ihre Wangen brannten noch stärker als zuvo
und ihre Lippen bewegten sich hin und wieder leis
während ein Lächeln über ihre Züge flog; es mußt

eine liebliche Phantasie sein, die ihrem Geiste vorschwebte.

Ihren Gatten fing der Ausdruck ihres Gesichtes an zu beunruhigen, er redete freundlich in sie hinein, um sie wieder zu sich zu bringen.

Es dauerte Minuten, ehe sie ihn überhaupt erkannte; dann verdüsterten sich ihre Züge plötzlich, als sei sie aus einer süßen Illusion gerissen, sie schloß die Augen und wendete ihr Gesicht der Wand zu.

Am Nachmittag kam Doktor Busse wieder, nahm eine erneute Untersuchung der Kranken vor, fragte genau dieselben Dinge wie am Morgen und erklärte schließlich Mörner, dessen Seelenangst auf einen höheren Grad unmöglich geschraubt werden konnte, bei seiner Gattin sei ein Scharlachfieber in Entwickelung.

„Scharlachfieber — mein Gott," stammelte Mörner, „ist das nicht sehr gefährlich, besonders bei Erwachsenen?"

„Es kommt ganz darauf an, welchen Verlauf die Krankheit nimmt," erklärte der Arzt.

Nun gab er Verhaltungsmaßregeln, schrieb ein Rezept und legte die Wartung der Kranken in die Hand der Frau Brake, die er über ihre Pflichten instruierte.

Wenn das Fieber in der Nacht über vierzig Grad steigen sollte, möge man ihn rufen lassen, sagte er im Gehen.

Während der ersten Tage der Krankheit sah Evas Haut wie roter Marmor aus, sie hatte starkes Fieber, litt an Kopfschmerz, das Sprechen wurde ihr schwer und das Schlingen so gut wie unmöglich; sie befand sich Tag und Nacht in einem Halbschlummer, in dem sie häufig phantasierte.

Dieser Zustand dauerte ohne wesentliche Änderu
etwa acht Tage, dann trat langsam eine Wendung z
Bessern ein. Die Schälung begann sich vorzubereit

Eva Mörner war keine leicht zu behandeln
Kranke; Frau Brake, die sich als eine ausgezeichn
Pflegerin erwies, und Mörner hatten viel von ihr
Eigenwillen zu leiden.

Die zärtliche Besorgtheit, mit der ihr Gatte
sie bemüht war, erregte nicht ihre Dankbarkeit, sie sch
ihr vielmehr Mißbehagen zu bereiten.

Der Brave zermarterte sich oft den Kopf,
Dinge zu finden, die sie interessieren mochten, a
meistens hörte sie kaum auf seine Worte und gab ih
wenn er wohlmeinende Fragen nach ihrem Befin
an sie richtete, ungeduldige, ja oft barsche Antwort

Mörner war schließlich mit seinem Latein zu En
er wußte nicht mehr, auf welche Weise er es ihr re
machen sollte. Eine düstere Ahnung beschlich sein He
daß er die Liebe seiner Gattin verloren habe, a
wie — wodurch? Was war denn geschehen, daß
ihm so hatte entfremdet werden können? Er sann u
sann, aber er vermochte die Lösung des Rätsels ni
zu finden; und ein dumpfer Schmerz bemächtigte
seiner.

Täglich kam Friedrich von Choiseule und erkundi
sich nach dem Befinden der Kranken. Der Refr
des Berichtes, den er erhielt, war immer derselbe: „
Krankheit verläuft normal."

Wie er dieses „normal" haßte, wie kalt
nichtssagend es klang — und Friedrich fühlte sich
ingrimmigem Neide gegen die erfaßt, die das Vorre
vor ihm genossen, um Eva sein zu dürfen.

Besonders dieser Arzt mit seinen wichtigen Mien

und gespreizten Redensarten reizte seinen Zorn. Er war gewiß ein Tropf mit all seiner Pedanterie und Vielwisserei, meinte Friedrich. Und in seiner zornigen Laune redete er sich ein, daß Eva falsch behandelt werde, daß ihre Umgebung nicht sorgsam, nicht liebevoll genug mit ihr verfahre; wie hätte er sie pflegen wollen, wie würde er an ihrem Lager sitzen Tag und Nacht, wenn er nur ein Recht dazu gehabt.

Schließlich kam Friedrich auf den Gedanken, ob es nicht eine angenehme Zerstreuung für die Kranke sein möchte, wenn die Gräfin Landskerrotitsch sie besuchte; er wußte, wie lieb Eva diese gewonnen.

Dann bedachte er, daß Angelika sich möglicherweise vor der Ansteckung fürchten könnte, aber auf den Versuch wollte er es doch ankommen lassen und suchte sie auf.

Er traf die Gräfin allein, ihr Gatte war auf den Bilderhandel aus, der neueste Sport, den er betrieb. Er schien in Dzöröneck eine Gemäldegalerie auftun zu wollen; täglich konnte man ihn jetzt in den Bilderläden und Kunsthandlungen treffen, und unter den Händlern des Berliner Kunstmarktes war er bald als einer der besten Käufer bekannt. Selten kehrte er von einem Ausgange zurück, ohne einige Quadratmeter bemalter Leinewand erworben zu haben.

Angelika ließ ihn gewähren; sie wußte, daß die Verhältnisse des Grafen derartige seien, um ihm eine so kostspielige Liebhaberei zu gestatten.

Auch war sie viel zu lebensklug, um nicht zu wissen, daß eine Frau den Gatten nur dann auf die Dauer in ihrer Gewalt zu halten vermag, wenn sie ihm in Kleinigkeiten seinen Willen läßt, seine unschuldigen Passionen respektiert, und ihn auf diese Weise in dem

Wahne erhält, er sei kein Sklave, sondern sein eigen Herr.

Friedrich fand die Gräfin gern bereit, Eva Mörn in ihrer Krankheit aufzusuchen; Besorgnis wegen A steckung schien sie nicht zu kennen.

Von nun an besuchte Angelika die Kranke jed Tag auf einige Stunden, saß an ihrem Lager, spra ihr zu, und als Evas Zustand sich merklich zu Besseren zu wenden anfing, las sie ihr wohl auch e wenig vor.

Angelika war die einzige, die mit Eva in der Ze ihrer Rekonvaleszenz auszukommen verstand. Soll etwas von der Kranken erreicht werden, das sie de Ärzte, Frau Brake und Mörner gegenüber hartnäck verweigert hatte, so wurde auf das Kommen der Gräf gewartet. Die pflegte kurzen Prozeß mit der Krank zu machen, schalt sie tüchtig aus über ihre Unvernun und bewog sie schließlich mit Leichtigkeit, das zu tu oder geschehen zu lassen, was zu ihrem Besten war.

Wenn Angelika jetzt bei Eva saß, so ruhte die nicht eher, bis sie die Hand der Freundin erlangt hatt die sie dann stundenlang in der ihren halten konnte, u wie ein Kind mit dieser großen, schöngeformten Fraue hand zu spielen, sie an die Wange zu legen oder m ihren jetzt ganz durchsichtig gewordenen Händchen z streicheln.

Sie fragte häufig nach Friedrich und nahm je Nachricht, die Angelika ihr von diesem brachte, wie d Verschmachtende einen Trunk Wasser hin.

Ihre Liebe zu Friedrich hatte sie der Freundi noch nicht gestanden; sie wußte nicht, wie Angelika ei solches Geständnis aufnehmen würde, aber das G heimnis wollte ihr schier das Herz abdrücken.

Eines Tages fragte Eva, während sie mit dem Trauring an Angelikas Goldfinger spielte: „Angelika, sage mir, liebst du eigentlich deinen Gatten sehr?“

Das vertrauliche „du“ hatte sich schon seit einiger Zeit zwischen ihnen eingefunden —

„Du hast dir angewöhnt, recht indiskret zu fragen, meine Kleine,“ erwiderte die Gräfin lächelnd. „Wie Kinder, die alles wissen wollen; überhaupt wirst du von Tag zu Tag mehr zum Baby — also ob ich Landskerrotitsch liebe und zwar sehr liebe.“ Sie sann einen Augenblick nach. „Nun denn, ich liebe ihn.“

„Nicht sehr, nicht über alles?“ — rief Eva. „O Angelika, warum hast du dann geheiratet! Du wirst unglücklich werden, wie ich es bin.“

„Sei unbesorgt, Eva. Ich habe gewußt, was ich tat, als ich dem Grafen meine Hand reichte. Ich habe meinen Entschluß noch nie bereut und werde ihn auch niemals bereuen. — Unglücklich werden? Nein! Ich trage kein so törichtes Herz in der Brust, wie — jemand anders.“

„Ah, so weißt du es also!“ rief Eva, aus ihrem Kissen auffahrend. „Angelika, hast du's erraten, weißt du alles?“

Die Gräfin lächelte und erwiderte: „Nun, allzu schwer macht ihr es einem beide nicht; es gehörte wahrhaftig nicht viel Scharfsinn dazu, hinter euer Geheimnis zu kommen.“

Statt der Antwort schlang Eva beide Arme um der Freundin Hals, zog ihr Gesicht zu dem ihren herab und vor Wonne erglühend und unter Tränen gestand sie der geduldig Zuhörenden ihre Seligkeit und ihre Pein.

Sie schloß mit einer rührenden Klage: „Angelika,“ sagte sie, „siehst du nun ein, daß ich sehr, sehr un-

glücklich bin. Ach, wäre ich doch gestorben in diese
Krankheit, es wäre besser für mich und ihn. Er würd
jetzt an meinem Grabe weinen, aber mit der Zeit würd
er sich trösten, und ohne mich wäre er freier, glücklicher
denn ich bin sein Verderben, ich weiß es, und doch kan
ich nicht von ihm lassen, ich muß ihn lieben. — Ach
liebste, beste Angelika, gib mir deinen Rat, du bist s
klug und gut und erfahren; was sollen wir tun — gib
es denn gar keinen Weg, um glücklich zu werden?"

„Liebst du ihn wirklich?" fragte Angelika nac
einigem Nachsinnen. „Ist deine Liebe nicht vielleich
nur eingebildet? Und vor allem, bist du dessen sicher
daß seine Liebe zu dir eine ernsthafte ist, nicht bloß eine
die nur flüchtigen Genuß bei dir sucht, um zu verfliegen
wenn sie das Gesuchte erlangt hat. — Hast du Beweis
dafür, daß er es ehrlich meint, daß du auf seine Treu
bauen kannst?"

Hier unterbrach sie Eva. „Angelika," rief sie un
nahm eine feierliche Miene an, „du ahnst nicht, wi
wahr und groß unsere Liebe ist; sie wird Schmach, Elend
Tod überdauern, ich kann es dir schwören."

Die Gräfin mußte unwillkürlich über diesen enthu
siastischen Ausbruch Evas lächeln. „Nur nicht so er
regt, mein Herzchen," meinte sie, „von Tod und Elen
ist vorläufig gar nicht die Rede."

„Ja aber, was soll denn werden!" gab Eva zurück
„wir lieben uns, und außer unserer Liebe gibt es kei
Glück für uns auf der Welt, und doch werden wi
niemals einander gehören dürfen; wir sind getrenn
durch — nun, du weißt es ja wodurch. O, wie ic
diesen unseligsten Schritt meines Lebens schon bereu
habe, und doch, was nützt das alles, er ist nicht meh
ungeschehen zu machen — oder siehst du einen Ausweg

Dann rate, hilf beizeiten, denn ich wäre eines verzweifelten Schrittes fähig."

Mit ernster Miene erwiderte die Gräfin: „Wenn du deinen Gatten nicht lieben kannst, wenn du deine Verbindung mit ihm für den unseligsten Schritt deines Lebens erklärst, und wenn du anderseits deiner Liebe zu Herrn von Choiseule und der seinigen zu dir ganz sicher zu sein glaubst, so gibt es nach meiner Ansicht nur einen Weg, den du einschlagen kannst und mußt, und der ist — dich von deinem Gatten scheiden zu lassen und eine neue Ehe einzugehen."

„Scheiden!" rief Eva und fuhr hoch empor, so daß Angelika sie niederdrücken mußte, „scheiden! — Ja, ist denn das möglich?"

„Ich kenne das Recht nicht, das hierüber zu entscheiden hat," meinte Angelika, aber ich sage mir, es muß möglich sein, auf diese oder jene Weise. Denn eine Ehe, wo der Gatte der Frau gleichgültig, ja vielleicht noch mehr: lästig und verhaßt ist, wo sie in Wahrheit einem anderen zugehört, ist ein Unding, und ich denke, das Recht kann nicht verlangen, daß ein solches Unrecht bestehen bleibt; darum muß eine Scheidung möglich sein."

Eva erwiderte nichts, lange starrte sie mit leuchtenden Augen vor sich hin. „Scheidung!" der Gedanke wühlte sich schnell in ihrer Brust ein. Wäre es möglich, könnte es diesen Ausweg für sie geben!

„O, dann ist alles gut!" rief sie, wie aus einem Traume erwachend, aus.

„Nicht zu sanguinisch, Eva," hob da die Gräfin an. „Bedenke, daß das, was du in dieser Sache tust, über das Glück oder Unglück deiner Zukunft entscheidet. Ich möchte diesen Gedanken nicht ausgesprochen haben,

wenn ich wüßte, daß du leichtsinnig und unbedacht
Werke gehen könntest. — Prüfe vor allem denjenig
um dessentwillen du deine jetzige gesicherte Existenz a
geben willst. Siehe genau zu, ob er auch eines solch
Opfers würdig ist. Beobachte sein Verhalten, ni
mit dem Auge der verliebten Frau, sondern mit kühl
kritischen Blick, erforsche, was er von dir will, stelle
auf die Probe, ob er der Mann ist, der alles für d
zu erdulden vermag, der alle anderen Rücksichten, Zwe
Wünsche, Beziehungen deinetwegen hintansetzt, u
findest du, daß es Dinge oder Personen gibt, die
über dich stellt, dann lasse ihn fallen, dann lohnt es
nicht für dich, das zu tun, was du für ihn tun willst.
Beherzige das!"

Und damit ging sie und ließ Eva in tiefem Na
denken zurück.

Neunzehntes Kapitel.

An seine Mutter hatte Friedrich von Choise
diese ganze Zeit über nur selten geschrieben, und se
Briefe an sie waren äußerst inhaltlos gewesen.

Denn dasjenige, wovon sein ganzes Denken u
Sinnen erfüllt war, mußte er ihr ja verheimlichen.

Er war gezwungen, ihr gegenüber die Worte
wägen, Phrasen zu drechseln, ja geradezu Verstellu
anzuwenden, damit ihr Verdacht, der, wie er wohl wuß
einen leisen Schlummer hatte, nicht geweckt werde.

Da kam es ihm denn nicht ungelegen, daß sich n
von ungefähr ein Thema fand, welches eine eingehen
Besprechung zwischen ihm und seiner Mutter nö
machte, und das durchaus unverfänglich war: Sop
Wangens Zukunft.

Landskerrotitsch hatte nämlich die Idee gefaßt und Friedrich gegenüber ausgesprochen, für die weitere Ausbildung des jungen Mädchens, deren Talent sein regstes Interesse erweckte, Sorge tragen zu wollen.

Sein Plan dazu war folgender: Zunächst sollte Sophie seine Frau nach Dzöröneck begleiten, um dort landschaftliche Studien zu machen. Im Winter könne sie, wenn sie so gewillt sei, nach Berlin zu ihrem jetzigen Lehrer zurückkehren, später sollte sie dann etwas von der Welt sehen, ihren Gesichtskreis erweitern, in Paris ihren Geschmack, in Italien den Stilsinn bilden.

Friedrich hatte es übernommen, seine Mutter mit diesem Projekt des Grafen bekannt zu machen.

Frau von Choiseule hegte begreiflicherweise anfangs Bedenken, das ihrer Obhut anvertraute junge Mädchen in die Hände ihr völlig Unbekannter zu geben; auf der anderen Seite übersah sie die Vorteile nicht, die der generöse Vorschlag Landskerrotitschs für Sophiens Zukunft bot.

Friedrich veranlaßte schließlich seine Mutter, um deren Zweifeln ein Ende zu machen, sich an Burt um Auskunft über den Grafen und die Gräfin Landskerrotitsch zu wenden; seine Antwort beschwichtigte ihre gewissenhaften Bedenken, und sie erteilte zur aufrichtigsten Freude des Grafen die Erlaubnis, daß Sophie mit ihren neuen Beschützern zunächst für den kommenden Sommer nach Ungarn gehe.

Den Verkehr mit Burt, den Choiseule eine Zeitlang arg vernachlässigt hatte, nahm er jetzt mit Lebhaftigkeit wieder auf. Wie in seiner Knabenzeit beteiligte er sich an den Experimenten und mikroskopischen Untersuchungen des Arztes.

Burts Versuche und Beobachtungen bezogen sich in

der Hauptsache auf die niederen Pilzarten in ihrer B-
ziehung zu den menschlichen und tierischen Infektio
krankheiten.

Die Bakteriologie war ein von den Medizin
schon lange geahntes, aber vor kurzem erst betrete
und bei weitem noch nicht nach allen Richtungen
durchforschtes Land.

Burt hatte sich schon seit Jahren eingehend
der Frage beschäftigt, er war der Ansicht, daß ke
der bisher aufgestellten Theorien in dieser für
Hygiene so wichtigen Frage bis zur vollen Wahrh
durchgedrungen sei; er glaubte den Weg zu sehen,
dem dies mit der Zeit gelingen möchte, aber er wo
mit seiner Ansicht nicht eher an die Öffentlichkeit tre
bis er ihre Untrüglichkeit voll zu erweisen vermöc

Friedrich, den Burt oberflächlich in seine Ther
und ihr Endziel eingeweiht, folgte mit Interesse sei
Versuchen, welche die Züchtung der verschiedenartig
Bakterien und ihre Anpassung an die mannigfach
Nährböden zum Gegenstande hatten.

Nach Krolup hatte Choiseule den Freund
einmal gelegentlich gefragt, da er aber zu bemer
geglaubt, daß Burt dadurch unangenehm berührt word
weitere Fragen vermieden.

Es war ihm daher unbekannt, ob sich der Zust
des Deliranten, seit jenem einzigen Male, wo er
gesehen, gebessert habe, und ob er sich überhaupt n
in Burts Pflege befinde.

Eines Nachmittages nun, während Friedrich e
einer mikroskopischen Untersuchung, die Burt an M
brandpilzen anstellte, zusah, trat der Diener des Arz
ein und fragte, ob er einen Ausgang mit dem Kran
unternehmen solle.

„Wie benahm er sich denn auf der Straße, als Sie das letzte Mal mit ihm gingen?“ fragte Burt.

„Er zeigte große Scheu vor allem vor den Menschen, schrak häufig zusammen und klagte über den Straßenlärm,“ erwiderte der Diener, ein älterer, graubärtiger Mann mit sympathischen, vertrauenerweckenden Gesichtszügen.

„So nehmen Sie heute eine Droschke,“ bestimmte der Arzt, „und fahren Sie mit ihm in eine weniger belebte Gegend; er muß sich allmählich an Menschen und das Leben überhaupt gewöhnen. Behandeln Sie ihn mit größter Schonung, sagen Sie ihm niemals ein hartes Wort; die Hauptsache ist, daß er jetzt, wo sich sein physisches Befinden gehoben hat, Zutrauen zu seiner Umgebung und damit moralischen Mut zu einem selbständigen, auf die eigene Kraft angewiesenen Dasein fassen lernt.“

„Es handelte sich um Krolup,“ sagte Burt, zu Friedrich gewendet, als der Diener sich entfernt hatte.

„Das nahm ich an,“ erwiderte dieser, „und ist dir die Kur mit ihm gelungen?“

„Wie es den Anschein hat, ja,“ meinte der Arzt. „In der letzten Zeit habe ich ihn übrigens gänzlich der Pflege dieses Alten überlassen. Krolup mußte mich erkannt haben, und das Gewissen scheint der Branntwein doch nicht völlig in ihm ersäuft zu haben; wenigstens zeigte er, sobald ich mich näherte, Anwandlungen von Ängstlichkeit und Schwermut, die nicht selten bedenkliche Dimensionen annahmen. Ich hielt es daher für geboten, mich ihm fortan ferne zu halten, denn alle seelischen Erregungen müssen in einem solchen Falle nach Möglichkeit vermieden werden.“

„Und was soll aus ihm werden, wenn er gänzli
hergestellt und von dir entlassen sein wird?" frag
Choiseule.

„Das ist eine Frage, auf die ich selbst eine en
gültige Antwort noch nicht zu finden vermocht habe
erwiderte Burt. „Ihn laufen lassen, sobald er genese
wie es in den Krankenhäusern zu geschehen pfle
vielleicht mit einem gefüllten Portemonnaie, ein
Garnitur neuer Kleider und guten Ermahnungen, wür
zur sicheren Folge haben, daß er im Laufe wenig
Monate da angelangt wäre, wo ich ihn vor eine
halben Jahre fand. Ich will versuchen, ob ich ihm ei
seinen Kräften und Gaben angemessene Lebensstellu
verschaffen kann, vielleicht mag er sich dann mit einig
Unterstützung und Beaufsichtigung meinerseits in seine
jetzigen Zustande erhalten; fällt er dennoch in die al
Form zurück, so ist ihm nicht mehr zu helfen, aber
ist ihm wenigstens die Gelegenheit geboten worden, si
aus seiner Vertierung zu einem menschenwürdigen Dase
emporzuarbeiten."

Damit schloß das Gespräch Krolup betreffe
zwischen den beiden Freunden.

Friedrich hatte seine Eva gegenüber übernomme
Verpflichtung, sich um die Familie Krätzer zu kümmer
nicht vergessen.

Acht Tage etwa waren vergangen, seit Eva si
aufs Krankenlager niedergelegt hatte, als er sich zu d
Leuten begab. Wie er erwartet, hatte die Gericht
verhandlung gegen Krätzer bereits stattgefunden, und
saß seit einigen Tagen im Gefängnis.

„Fünf Monate haben se ihm ufjebrennt und d
Kosten noch," berichtete Frau Krätzer. „Dabehalt
haben se ihn och jleich, wat am Ende det beste wa

denn hier draußen jing er man bloß uf'n Unjedeihe rum. Aber fünf Monate is viel, menen Se nich och?"

„Ich glaube, ich habe Ihnen vorausgesagt, daß Ihr Mann so viel zu erwarten hätte," erwiderte Friedrich. „Wer sich gegen das Gesetz auflehnt, muß seine Strenge fühlen; das ist nun einmal nicht anders, Frau Krätzer."

„Als et mein Oller erfuhr, wieviel er hatte," fuhr die Frau in ihrem Berichte fort, „hat er des Resonement hübsch sein lassen, det Wort blieb ihm im Halse stecken, und als er von mir Abschied nehmen tat, war er ordentlich klenmütig.

„Ach wat, Oller, habe ick zu ihm jesagt, nimm dir det man nich weiter zu Herzen, schlechter als draußen kannst du et da drinne och nich haben. —‚Ja,' hat er da jement, ‚wenn's man bloß uf den Winter losjinge, da wollte ick mir's schon jefallen lassen, abers jetzt, wo die bessere Jahreszeit kommt, janze fünf Monate ins Loch, so lange hab' ick noch niemals jehabt,' — und wie se ihn schließlich abjeführt haben, tat er flennen."

Hier fuhr sich Frau Krätzer selbst mit der Schürze einigemal über die Augen.

„Sehen Sie nur zu," sagte Friedrich, „daß Sie Ihren Mann, wenn er aus dem Gefängnisse entlassen ist, vor weiteren Exzessen bewahren. Er ist ein Schnapstrinker; nun während der nächsten fünf Monate wird er keinen Tropfen dieses Giftes über die Lippen bekommen, er wird sich an Ordnung, Gehorsam und Arbeit gewöhnen müssen; vielleicht bekommen Sie ihn gebessert wieder. Er wäre nicht der erste, an dem das Gefängnis eine Wunderkur ausgeübt hat; nur müssen Sie, wenn Sie ihn wieder haben, gut auf ihn Acht geben, daß er den alten Pfad nicht von neuem betritt;

vor allem verhindern Sie ihn, sich dem Trunke wi
zu ergeben."

„Ick werde ihm schon uf de Finger passen, da
Se man janz unbesorgt; mein Oller is jarnich so ü
er läßt sich man immer bloß von die anderen verfüh
und wenn er zuviel im Koppe hat, dann kennt er
selbst nich mehr. — Wie ick mir neulich jeschämt h
als er sick hier so rüdig ufjeführt hat, vor Sie und
jute Dame. Ick habe ihr schon immer mal auffu
wollen, und sie um Entschuldigung bitten und ihr sa
daß det man nich so jemeint war."

Sie erfuhr nun von Friedrich, daß Eva erkr
sei, augenblicklich niemanden empfangen könne, und da
an Evas Stelle fortan für deren Pfleglinge sor
werde.

„Die Dame hat es übel jenommen und will
nichts mehr von uns wissen, ick habe mir det jl
jedacht. Aber se könnte man ruhig wiederkomn
sowat passiert se hier nich wieder, davor habe ick S
jetragen. — Die Jrete, der habe ick det Lachen versal
wie Se woll selbst noch mit erlebt haben, — wi
Se, daß det Mädel seitdem keinen Fuß mehr ü
meine Schwelle jesetzt hat?"

„Ihre Tochter! Ist sie Ihnen davongelaufe
fragte Friedrich erstaunt.

„Davonjelofen oder enfach wejjeblieben, wie
det wollen," meinte die Frau, ohne besondere Erreg
beim Berichten dieses Umstandes zu zeigen. „Als
ihr damals die Dachtel versetzt hatte, kam det Mä
desselben Abends nich nach Haus; na, det war sc
öfters passiert, ick dachte also: Unkraut verdirbt n
und ließ ihr bleiben, wo se wollte. Aber als es
nächste Mittag und der nächste Abend wurde und

Mädel kam noch nich, da wurde ick uffstützig und jing nach die Polizei, um mir zu erkundigen, Se verstehen, im Falle ihr wat zujestoßen sin sollte; aber dort wußten se von nischt. — Den nächsten Morjen kommt so ene von det Kaliber, wie se abends uf der Friedrichstraße rumlungern, und verlangt von mir der Jrete ihre Sachen raus; die wollte von jetzt an appart lojieren, wie sick det Frauenzimmer ausdrückte. Na, det war nu jrade jefundenes Fressen for mir, — det Weibsbild is de Treppe schneller runter, als se rufjekommen is, det können Se mir jloben.

„Ick überlejte mir nu, ob ick der Jrete die Polizei uf'n Hals schicken sollte, damit die se zu ihren Eltern zurückbrächte, aber ick habe et jelassen; denn sehen Se, det Mädel is nu mal en unjeratenes Kind, bessern werde ick ihr och nich können, und se verdirbt mir am Ende noch die Klenen durch ihr Beispiel, und — schließlich is es och en Mund weniger zu füttern. So habe ick ihr denn lofen lassen."

„Und wissen Sie denn, wo sich Ihre Tochter jetzt aufhält und was sie treibt?" fragte Friedrich.

„Wat se treibt! det werden Se jleich verstehen, wenn ick Ihnen folgendes verzähle: Neulich bejejne ick ihr uf der Straße; aber wie sah Sie det Mädel aus — beinah hätte ick ihr nicht erkannt; en Sammetjackett hatte se an, und en Hut mit ne Feder so lang und en Schleier und en Muff und Handschuhe und was weeß ick alles, — aber jloben Se vielleicht, daß det Mädel ausjerissen wäre als ick, ihre Mutter, ihr entjejenkam? Nich mit ene Wimper hat se jezuckt, frech ins Jesicht hat se mir jeblickt, das schamlose Jeschöpf, dat ick janz starr jewesen bin for den ersten Momang; denn wollte ick ihr nachlofen und ihr anhalten und se fragen, ob se

ihre Mutter nich mehr kennen täte, aber da habe i
mir jesagt: laß det man lieber bleiben, wer Dreck an
faßt, macht sick de Finger schmutzig.

„Se soll in die Kochstraße Belletasche wohnen, un
meine Nachbarin hat se neulich ins Theater in ene Lo
sitzen jesehen, mit en jelbes Atlaskleid anjetan un
Brillanten in de Ohren. Det Jeschäft muß also jeh
— pfui, daß man sowat an sein eigenes Fleisch un
Blut erleben muß! — Aber mein Kind is se jewese
über meine Schwelle kommt sowas nich."

Friedrich war bei Frau Krätzers Erzählung ei
Erlebnis eingefallen, das er einige Tage zuvor auf d
Straße gehabt: ein junges Mädchen von guter Fig
und hübschem, in lebhaften Farben prangenden Gesich
aber mit jenem undefinierbaren Etwas in Gang, Haltun
und Toilette, das auf den ersten Blick die Zugehöri
keit zur Demimonde erkennen läßt, war ihm entgege
gekommen, hatte ihn scharf ins Auge gefaßt, war, w
er bald darauf bemerkte, umgekehrt und ihm gefolg
um ihn schließlich zu überholen und im Vorbeigehe
ein „Kommst du mit?" zuzuflüstern.

Friedrich hatte dem Vorkommnis keine Bedeutun
beigelegt, — ähnliches war ihm in Berlin schon öft
begegnet — jetzt wußte er, mit wem er es damals z
tun gehabt hatte.

Er erkundigte sich nunmehr nach den übrige
Kindern.

Frau Krätzer klagte, daß die beiden Jüngste
manche Unarten hätten und viele Kleider zerrissen; üb
den ältesten Sohn, ihren Liebling, war sie wie gewöhn
lich des Lobes voll.

„Mein Wilhelm," sagte sie — und Friedri
wollte es scheinen, als nehmen ihre harten Züge, d

sie von ihm sprach, einen weicheren Ausdruck an, „det is so en braven jungen Menschen, und so en juten Sohn, wie es kenen zweeten jibt."

„Was ist denn Ihr Sohn, womit beschäftigt er sich?" fragte Choiseule.

„Maurer hat er jelernt, aber des Handwerk sagt ihm nich zu, er möchte jerne höher hinaus. Aber sehen Se, det is ja unmöglich, der arme Mensch kann sik ja nich vorwärts bringen, wenn er och den Willen hat. Det is mein jrößter Kummer — wenn et unsereinem schlecht jeht, du mein Jott, man is alt und hat sik mit die Zeit daran jewöhnt, aber det Herze möchte einem bluten, wenn man denkt, daß die armen Jören et nu ebenso haben sollen. — Mein Wilhelm, der hätte des Zeug zu was bessern als zum Arbeiter, wo er jerade soviel verdient, daß er nich verhungert. Er is en janz absonderlicher Mensch, janz verschieden von seine Eltern und Jeschwister. Überall, wo er jewesen is, uf der Schule und och jetzt, wenn er uf Arbeit jeht, verlachen sie ihn, weil er so still is und wenn en jewöhnliches Wort fällt, jleich rot wird bis über de Ohren, und weil er sik von die paar Jroschen, die er verdient, och noch wat spart und Bücher davor koft. Er is nämlich so wat wie en Jelehrter; in die Schule und später, als er de Fortbildungsschule besuchte, hat er immer die besten Zeugnisse jehabt und hat immer mang die ersten in der Klasse jesessen. En Lehrer von ihm hat mal mit mich über ihm jesprochen. Der mente, wir sollten den Jungen doch wat Tüchtiges werden lassen von wejen seine Begabung. Aber du lieber Jott, war denn det zu machen! Überall wollen se Lehrjeld haben, und wo sollte dat herauswachsen. Und so is er denn Arbeiter jeworden, weil det wenigstens nischt

kosten tut. Aber schade is es um en, det können
mir jloben."

„Sie sagen, Ihr Sohn kauft sich manchmal Bü
von seinen Ersparnissen, — hat er sie etwa hie
sagte Choiseule, der während des Berichtes der F
nachdenklich geworden war.

„Seine Bücher, die hat er hier," erwiderte F
Krätzer und öffnete einen Wandschrank, in de
oberstem Regale ein Stoß Hefte und eine Anz
Bände verschiedensten Umfangs zu erblicken waren.

„Sehen Se, det sind hier seine Hefte, wo er d
schreibt," erklärte die Frau, nahm den Stoß
erfurchtsvoll wichtiger Miene herab und ließ Fried
Einblick in die einzelnen Hefte nehmen. Dann bra
sie die Bücher herbei, unter denen Choiseule e
Sammlung von algebraischen Aufgaben, Lehrbücher
Arithmetik und Geometrie, eine Anleitung zur k
männischen Buchführung, sowie einige Bücher ü
Naturgeschichte und Weltgeschichte vorfand.

„Sehen Se, da drin studiert mein Wilhelm, w
er mal en paar Stunden übrig hat, und ick habe imm
mein Möglichstes jetan, damit er seine Ruhe dazu ha
denn Se können sik wohl denken, daß ihn de Kin
und vor allem die Irete oft stören taten — und ha
Se jesehen, was er for ne schöne Hand schreibt,
in Stahl jestochen." —

Choiseule unterwarf die vorgelegten Hefte u
Bücher einer eingehenden Prüfung, dann sagte
„Schicken Sie mir Ihren Sohn doch einmal zu,
werde mich freuen, ihn kennen zu lernen. Hier ist me
Adresse. Ich bin jeden Tag bis um ein Uhr zu Ha
anzutreffen. — Er scheint in der Tat schöne Anla
zu besitzen, die wert sind, ausgebildet zu werden.

hoffe etwas für das Fortkommen Ihres Sohnes tun zu können."

„Det wäre en jroßes Jlück for ihm, und wenn Se etwas an die Dankbarkeit von ene arme Mutter jelegen is, denn kann ick Sie versichern, daß Se die bejleiten soll Ihr Leben lang," sagte die Frau, als Choiseule sich zum Gehen anschickte.

Am nächsten Tage schon nach diesem Gespräche ließ sich der junge Krätzer bei Friedrich melden.

Er hatte zu diesem Besuche offenbar seinen besten Anzug angelegt, und man hätte den sauberen, gut gekleideten Jüngling mit den feinen, bleichen Gesichtszügen schwerlich für ein Proletarierkind angesehen.

Seine Erscheinung und sein bescheidenes Auftreten brachten einen günstigen Eindruck auf Choiseule hervor. Dieser knüpfte ein Gespräch mit dem jungen Menschen an, der mit der Zeit seine anfängliche Befangenheit fahren ließ und besseres Vertrauen faßte.

Als Friedrich ihn endlich nach seinen Zukunftsplänen ausforschte, erklärte er, daß er keinen sehnlicheren Wunsch hege, als aus seiner jetzigen Beschäftigung herauszukommen. Ob er denn auch bereit sei, ins Ausland zu gehen, wenn man ihm dort eine geeignete Stellung anbiete, fragte ihn Choiseule darauf. Krätzer erwiderte, er werde freudig jedes Land und jeden Beruf gegen seine jetzige Lage eintauschen.

Friedrich entließ ihn mit dem Versprechen, sich für ihn umtun zu wollen. Bestimmtere Hoffnungen auf Erfüllung seiner Wünsche machte er dem jungen Menschen vorläufig noch nicht, aber er hatte beschlossen, Landskerrotitsch, von dessen Generosität er manche Probe gesehen, auf ihn aufmerksam zu

machen, vielleicht, daß dieser ihm eine seiner B
fähigung entsprechende Stellung in seinem Dienste geb
würde.

* * *

Friedrich war in der letzten Zeit mehr denn vorl
in die Gesellschaft seiner Regimentskameraden here
gezogen worden.

Der Verkehr mit ihnen war so bequem, man mu
sich nur in ihren Ton zu schicken wissen; sie waren Leu
die lebten und leben ließen, und die weder in geistig
noch moralischer Beziehung große Anforderungen
ihren Umgang stellten.

Da war der dicke Wrangel, der bei der zwei
Flasche amüsant, und Graf Wieden, der beim fünft
Glase zärtlich wurde, und Meßner, der sie alle un
den Tisch trank, und Porstell, die Spielratze, mit ein
Kopfe glatt wie eine Billardkugel, von der die Ha
heruntergerutscht und zwischen Nase und Mund häng
geblieben schienen, wo sie sich in Gestalt eines mächtig
schwarzen, lang ausgezogenen Schnurrbarts um so brei
machten, und der patente Saldern, der in Toilett
fragen maßgebend war, nach dessen Schnitt al
arbeiten ließ.

Der älteste in diesem Kreise meist jüngerer Offizi
war Hauptmann von Wackerrath. Der hatte
Feldzüge von sechsundsechzig und siebzig-einundsieb
mitgemacht, war bei Königgrätz als einziger unv
wundeter Offizier des Bataillons übrig geblieben, das
aber bei Gravelotte von Kugeln durchlöchert word
Im Kasino präsidierte er bei Tisch, hatte die Mena
unter sich, zog die Strafgelder ein und hielt
Schnapper in strenger Zucht. Er war ein alter b

beißiger Isegrimm, bereits stark ergraut und ein eingefleischter Junggeselle. Einer von denen, die in ingrimmiger Schadenfreude auflachen, wenn ihnen ein Bekannter seine Verlobung anzeigt. Man erzählte sich, daß er früher durchaus kein Frauenverächter gewesen sei, aber eine Liebesaffäre, über welche die abenteuerlichsten Gerüchte unter seinen jüngeren Kameraden umgingen, hatte, wie es schien, sein Herz für ewige Zeiten gegen alle zarteren Gefühle verhärtet.

Sein Gegenstück war Volko von Vandlin, Sekondeleutnant und Bataillonsadjutant, der stets in tausend Liebesaffären verwickelt. Vandlin war ein mittelgroßer, gutgewachsener, geschmeidiger, fixer Geselle, ebenso schneidig im Dienste wie im Salon, am Spieltisch wie auf dem Pferde, von laxen moralischen Anschauungen, was Frauen und Liebeshändel anbetraf, von den strengsten Grundsätzen, wo es sich um Standes- und Berufsehre handelte, mit einem Mundwerke begabt, das man außerhalb Preußens „Zündnadelschnauze" zu nennen pflegt, das enfant terrible des Kasinos, der Abgott der Fähnriche und der verzogene Liebling der Stabsoffiziere, bei den Mannschaften einer der beliebtesten Offiziere des Regimentes, in seinen Reden und Auftreten der höhere Gassenjunge: unverfroren bis zur Dreistigkeit, voll schlagfertigen Witzes, dabei gutmütig und, wenn er wollte, von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit.

Er stammte aus altpreußischer Landjunkerfamilie. Das Familiengut lag in Ostpreußen, und seine Erträgnisse mußten nicht weniger als fünf Söhne, von denen drei in der Armee, ernähren. Volko von Vandlin steckte bis über die Ohren in Schulden, ein Umstand, der seiner Lebenslust jedoch nicht den geringsten Eintrag tat.

Er war einer von den Offizieren, deren es gen
in unserer Armee gibt, für die eigentlich imm
währender Krieg sein müßte. Im Felde da komm
derartige Leute zur Geltung, mit solchen Offizier
kann ein Truppenführer dem Feinde die Seele aus d
Leibe holen. Aber im Frieden, da führt der Überschi
an Kraft und Lebenslust und angeborener und a
erzogener Leichtsinn manchen von ihnen auf trauri
Abwege. Frägt man über Jahr und Tag nach d
frischen, flotten Jungen, die man gekannt und ge
gemocht hat, so erfährt man von dem einen wohl,
ist in Amerika und treibt dort das Gewerbe ein
Kellners oder Pferdebahnkutschers, oder er weidet
Australien Büffelherden als berittener Hirt; viellei
ist er verschollen, hat sich das Leben genommen, um d
Unehre aus dem Wege zu gehen, ist wohl gar „an
vielem Schneid gestorben", wie mir neulich von ihn
einem versichert wurde.

Friedrich von Choiseule war ein häufiger und ge
gesehener Gast im Kasino seines Regiments. Bei d
Liebesmahlen und Regimentsdiners, an Gedenktag
oder sonstigen festlichen Gelegenheiten fehlte er n
An solchen Tagen erschienen auch die älteren Kamerad
der Kommandeur, die Stabsoffiziere und die V
heirateten, welche sonst nicht an der Alltagstafel te
nahmen.

Unterhaltungen, die nach einem Liebesmahle gefüh
werden, sind gewöhnlich nicht wert und in den meist
Fällen auch nicht geeignet, niedergeschrieben und v
öffentlicht zu werden; aber ein solches Nachtischgesprä
das sich zwischen Choiseule und einigen seiner Kamerad
entwickelte, soll für uns eine Ausnahme bilden.

Man hatte sich wie gewöhnlich nach dem Din

ins Gesellschaftszimmer zurückgezogen, dort saß man in Gruppen zusammen, rauchend, Bier trinkend und der Unterhaltung pflegend. Im Spielzimmer nebenan, zu dem die Tür offen stand, hatten sich bereits einige Tische etabliert, und von Zeit zu Zeit klangen von dort das: „Rot, Grün, Eichel — passe!“ des Skates und das „Respekt, Obskur, Tournee, Solo“ des L'Hombres in die Unterhaltung hier hinüber. Aus dem Nebel des Zigarrenrauches, der über allem ausgebreitet lag wie ein bläulicher Schleier, blitzten die Achselstücke und Uniformknöpfe, leuchteten die roten Kragen und noch röteren Köpfe grotesk hervor. Ordonnanzen mit Chassekaffees, Biergläsern und Zigarren flogen hin und her. In einer Ecke saß oder lag vielmehr ein dicker Major, die Uniform aufgeknöpft und zurückgeschlagen, die Beine weit von sich gestreckt, und berichtete einer Korona von ehrfurchtsvoll Lauschenden mit tiefem Bierbaß von seinen Feldzugsabenteuern. Von den Wänden herab schauten die Bilder der ehemaligen Kommandeure des Regimentes, grimmige Kriegergestalten in wunderlichen Uniformen; sie sahen aus, als würden sie nur gar zu gern aus ihren Rahmen herabsteigen, um sich auf einige Stunden in das lustige Treiben zu ihren Füßen zu mischen, zu fragen, ob das Regiment noch immer das brave, tapfere, herrliche sei wie ehedem, und von ihren Waffentaten zu erzählen.

Choiseule saß mit einigen seiner intimeren Bekannten zusammen, sie hatten seine Novelle „Die Lebensmüden“ aus Interesse für den Autor angeschafft und gelesen; jetzt sprach man über die Arbeit, die verschiedensten Urteile wurden laut.

„Ihre Novelle ist die großartigste Liebesgeschichte, die ich seit lange gelesen habe,“ lautete eine Kritik.

„Mir mißfällt der Schluß," meinte ein andere[r],
„warum lassen Sie die Leute sich das Leben nehme[n],
es wäre doch viel netter, wenn sie leben blieben."

Verschiedene erklärten, daß dies auch ihre Ansic[ht]
sei; der Selbstmord der beiden Liebenden, behauptete[n]
sie, zerstöre den ganzen Effekt.

Choiseule suchte darzulegen, daß die Fabel, w[ie]
er sie einmal angelegt habe, notwendig zu diese[m]
Resultate führen müsse.

„Hättest du sie weiter leben lassen, statt sie u[m]
zubringen," fiel ihm Bandlin, der sich mit Friedri[ch]
schon von früheren Jahren her duzte, in die Rede, „
könntest du nun in deiner nächsten Novelle beschreibe[n],
wie glücklich die Leutchen miteinander sind, wie sie s[ich]
immerfort lieb haben, außer wenn sie sich prügeln, u[nd]
was für einen Haufen Kinder sie mit der Zeit e[r]
zeugen."

„Ihr Tod ist die notwendige Sühne, welche d[ie]
poetische wie die moralische Gerechtigkeit verlangt," e[r]
läuterte Friedrich, ohne auf Bandlins scherzenden T[on]
einzugehen.

Bandlin lachte, klemmte das Monokel ins Au[ge]
und fragte mit spöttischer Miene: „Schreibst du de[nn]
für die höhere Töchterschule, Choiseule?"

„Ich hege keine Besorgnis," erwiderte dieser, „da[ß]
meine Novelle in den Mädchenschulen als Lektüre ei[n]
geführt werden wird; ich schreibe für das gro[ße]
Publikum, für jedermann, der mich lesen will."

„Ich verstehe nichts von der Schriftstellerei," sag[te]
Bandlin, „aber soviel kann ich mir ungefähr denke[n],
ihr wollt in euren Büchern das Leben beschreiben. –
Nicht wahr?"

„Jawohl, so wie es sich in unseren Köpfen malt

„Nun, zum Teufel, warum willst du denn in deiner Erzählung sittlicher und strenger sein als das Leben selbst? Die wenigsten Männer sind ihren Frauen treu, und umgekehrt ist es auch so so, la la. Siehst du, daß jedes unerlaubte Verhältnis seine Strafe findet? Im Gegenteil, die Leute befinden sich sehr wohl dabei, es gibt auch gar nichts Amüsanteres, Prickelnderes als verbotene Liebe. Der Gedanke, daß eine Gefahr mit dem Genusse verknüpft ist, und daß man einem Schafskopf von Ehemann Hörner aufsetzt, gibt der Sache erst ihren wahren Reiz. Wenn alle Leute, welche die eheliche Treue brechen, sich ums Leben bringen wollen, dann würden wir bald auf den Aussterbeetat kommen."

„Ich will dir zugeben, daß viele Männer so denken und handeln, aber bin ich genötigt, das darzustellen, was sich alltäglich vor unseren Augen zuträgt? Im Schmutze wühlen und das Laster verherrlichen mögen andere; ich habe eine höhere Anschauung von meiner Kunst. — Daß ein verheirateter Mann, der in seinem Eheleben nicht glücklich ist, wie der Held meiner Erzählung, sich in ein junges Mädchen verliebt und sie verführt, wird vielleicht ein nicht allzuseltenes Vorkommnis sein; zu den Seltenheiten dagegen wird es gehören, daß ein in dieser Weise verbrecherisch liebendes Paar den Tod aufsucht. Trotzdem habe ich meine Erzählung diese Wendung nehmen lassen, denn mich beseelte beim Schreiben nicht der Wunsch, dem Leser etwas Pikantes, Spannendes, seiner Sinnlichkeit Schmeichelndes zu bieten, sondern ich wollte ein Problem von hoher, sittlicher Bedeutung erläutern, ich wollte an diesem einen Falle dartun, wohin im allgemeinen das Abweichen von dem Pfade der Sitte führt, wohin der

Mensch gelangt, wenn er sich gegen urewige, heilig
Satzung auflehnt."

„Choiseule, das ist einfach ridikul; stelle dich doc
nicht so gefährlich an. Ich wette, wenn dir eine hübsch
Frau begegnet, bei der sich was machen läßt, du fräg
keinen Augenblick nach Sitte und heiligen Gesetzen
sondern greifst zu. Aber so seid Ihr Herren von de
Feder: Im Buche lächerlich moralisch, und im Leben –
na, ich werde dir in Zukunft aufpassen, alter Freund
sollte mich wundern, wenn du hier in Berlin ganz al
Mönch lebtest."

Bandlin klopfte Friedrich einigemal freundschaf
lich aufs Knie.

Der schwieg; das Gespräch nahm eine Wendung
die ihm nicht angenehm war. Er mußte sich sagen
daß Bandlin mit seinen letzten Worten der Wahrhe
ziemlich nahe gekommen sei, und daß er selbst Grund
sätze verfochten habe, denen er in Wahrheit nich
huldige. Hatte er nicht soeben das Urteil seines eigene
Denkens und Tuns gesprochen, war er nicht ein Heuchle
wenn er über den Ehebrecher in moralischer Entrüstun
den Stab brach? Er sann darüber nach und verlo
sich in Gedanken, als er durch ein Gelächter der Um
sitzenden aufgestört und der Unterhaltung von neuem
zugewendet wurde.

Bandlin gab eine Anekdote aus seinem Leben zum
Besten. Er pflegte kein Hehl aus seinen Liebesaben
teuern zu machen; manche hatten ihn im Verdacht, e
schneide stark auf, andere wieder schworen auf di
Wahrheit seiner Erzählungen.

„Fahre da, mag wohl jetzt zwei Jahr her sein, i
der Pferdebahn, hatte Zivil an, da steigt eine scharmant
Person ein, nett angezogen, hübsch formiert; daß si

kein Mädchen sei, erkannte ich sofort, taxierte sie auf junge Witwe oder dergleichen und faßte sie scharf ins Auge. Da will doch der Zufall, daß sie ihr Portemonnaie vergessen und kein Geld bei sich hat. Sie sucht in allen Taschen, vergebens, gerät in reizende Verwirrung, der Pferdebahnkondukteur zuckt die Achseln und will sie aussteigen lassen. Da springe ich auf. „Meine Gnädige, meine Kasse steht Ihnen zur Verfügung, wieviel brauchen Sie?" — Sie errötet, schlägt die Augen nieder und lispelt: „Mein Herr, das kann ich doch unmöglich annehmen." — „Meine Gnädige," sage ich, „ich will Ihnen die Summe auch nur vorschießen; in der Lage, Geld zu verschenken, bin ich nicht." Darauf ging sie ein. Nun mache ich ihr tüchtig die Cour, bin ihr beim Aussteigen behilflich, begleite sie noch ein Stück auf der Straße und übergebe ihr beim Abschiede meine Adresse. Tags darauf schon erhalte ich die zwanzig Pfennige richtig in Briefmarken zurück mit einem allerliebsten Dankbriefe und ihrem vollen Namen darunter. Ihre Wohnung war schnell ausfindig gemacht, und zwei Wochen darauf schon saß ich feste bei ihr. Sie war keine Witwe, sondern eine junge Frau, seit zwei Jahren mit einem krummbeinigen Juden verheiratet. Der Alte paßte ihr höllisch auf, und sie hatte eine kindische Furcht vor ihm. Ich kam daher nicht recht vorwärts, obgleich sie verliebt war, wie ich nie wieder ein Weib gesehen habe. Da kam ich auf einen rettenden Gedanken: Der Sommer war vor der Tür, sie mußte ein wenig die Kranke spielen und sich in ein Bad wünschen, da sie die Luft von Berlin nicht vertrage. Der Coup gelang glänzend, ihr Mann gab ihr die Erlaubnis, nach Heringsdorf zu reisen, er selbst (er war Juwelier) mußte seines Geschäftes wegen in

Berlin bleiben. Der Gatte bringt sie selbst zur Bahn, setzt sie ins Damencoupé des Zuges, in den auch ich natürlich steige; ich sehe, wie sie rührenden Abschied nehmen. Auf der nächsten Station schon hole ich sie zu mir herüber, und wir machen eine kleine Hochzeitsreise nach Heringsdorf. Dort blieben wir acht Tage, dann mußte ich nach Berlin zurück, hatte leider nicht länger Urlaub erhalten, aber ich nahm die Kleine mit mir. Ich mietete sie in einem Gartenhaus in Moabit ein, wo keine Menschenseele sie kannte, und besuchte sie dort täglich. Niemals habe ich ein glücklicheres Eheleben geführt als mit Bertha, so hieß der mollige Engel. Wir setzten gemeinsam die Briefe an ihren Ehegatten auf, beschrieben ihm die Schönheiten des Strandes, der See und des Badelebens. Diese Briefe schickten wir ihm auf Umwegen über Heringsdorf zu; dort hatte ich einen Kellner, einen verständnisvollen Burschen ausfindig gemacht, der unsere Machwerke nach Berlin beförderte und uns die Briefe des Gatten zukommen ließ.

Schließlich nahm unser honey-moon ein Ende, ich mußte ins Manöver und Bertha zu ihrem Gatten zurück. Als wir Abschied voneinander genommen, wobei sie mir ewige Treue und Liebe geschworen, glaubte ich, die Sache sei aus und, offen gestanden, ich war damit ganz zufrieden, denn das reizendste Weib wird nach zwei Monaten ledern, da bekomme ich eines Tages einen Brief von ihr: Ihr Mann hatte alles entdeckt.

Der Unglücksmensch hatte seiner Frau eine angenehme Überraschung bereiten wollen, vielleicht war er auch mißtrauisch geworden, kurz, er war nach Heringsdorf gereist, dort findet er sie nicht, kehrt nach Hause zurück, wo sie soeben eingetroffen — Szene — Resultat. — Ihr werdet denken: Scheidung, Todschlag, Duell

Nichts von alledem. Er löst sein Geschäft in Berlin auf und geht mit ihr auf und davon. Ich habe später noch einmal von Bertha gehört. Sie hat einen Jungen gekriegt, soll ein strammer Bengel sein, aber ihrem Manne verdammt unähnlich, und sie ist ganz stolz auf die zweibeinige Erinnerung, die ich ihr hinterlassen habe."

Bandlins Geschichte fand allgemeinen Beifall. Einmal bei dem Thema „Weiber" angelangt, ging man nicht sogleich von diesem interessantesten aller Gesprächsstoffe ab. Es folgten noch mehrere wahre oder mehr oder weniger glücklich erfundene Anekdoten.

Für Choiseule bedeutete dieses Gespräch eine Art von Wendepunkt in seiner Anschauung.

Seit er an Evas Lippen von der verbotenen Frucht gekostet hatte, war die letzte Schranke, die er selbst gegen den wilden Ansturm seiner Begierden aufgerichtet hatte, gefallen. Er kämpfte nicht mehr, er bereute nicht, er dämpfte die Flammen nicht, er ließ brennen, was brennen wollte; er ließ seiner Phantasie die Zügel schießen, die ihm sein ferneres Zusammenleben mit dem geliebten Weibe in glühenden Farben ausmalte.

Aber mit dem Augenblicke, wo er in jenem Gespräche mit den Kameraden Partei gegen sich selbst genommen, die laxe Moral in Liebesangelegenheiten mit strengen Worten verdammt, wo ihm vor allem Bandlins Erzählung ein warnendes und abschreckendes Beispiel vorgeführt hatte, sah er sein Vorhaben plötzlich mit anderen Augen an. Eva aufgeben, daran dachte er nicht; aber wie eine plötzliche Erleuchtung kam ihm der Gedanke, daß es noch einen anderen Weg, um in ihren Besitz zu gelangen, geben müsse, als den, welchen zu betreten er sich bereits angeschickt hatte.

Zwanzigstes Kapitel.

Stanislaus Maria Landskerrotitsch befand sich
großer Aufregung.

Mit gewaltigen Schritten und heftig gestikulieren
durchmaß er das Boudoir seiner Frau, während die
in größter Seelenruhe in einem Fauteuil saß u
häkelte.

Angelika schien der Erregtheit ihres Gatten kei
allzu große Bedeutung beizulegen. Die Worte, die
gebrauchte, konnte sie nicht verstehen, denn er bedien
sich irgendeines osteuropäischen Idioms, aber aus d
Kraft und dem zornigen Eifer, mit denen er sie hervo
stieß, schloß sie, daß er fluche.

Der kleine Mann hielt ein zerknittertes Papier
der Hand, ein aufgerissener Briefumschlag lag a
Boden; von Zeit zu Zeit hielt er in seinem Löwe
gange inne und stampfte mit den Füßen auf, was se
geringen Effekt machte, denn das Parkett war mit eine
dicken Teppich belegt, und er trug dünnsohlige Schlipper
an seinen zierlichen Füßchen.

Diese Wandlung in dem sonst heiter lieben
würdigen und durchaus nicht galligen Wesen des Graf
hatte der Brief hervorgebracht, den er in der Ha
hielt und der ihm Nachrichten von Dzöröneck bracht
Landskerrotitsch hatte nämlich von Wien, wo er je
gesellschaftliche Schlappe erlitten, auf seine Besitzu
in Ungarn zurückgekehrt, den abenteuerlichen Plan g
faßt, eine Art von sozialer Musterwirtschaft im Bereic
seiner Herrschaft einzuführen.

Zunächst unternahm er eine Orientierungsfah
durch die verschiedenen Dörfer seiner Besitzung, u
von der Armut, dem Elend und der Verkommenhei

die dort herrschte, wurde sein empfindsames, mitleidsfähiges Herz wirklich tief getroffen. Am liebsten hätte er einige Säcke mit Goldstücken unter die Hilfsbedürftigen ausgeschüttet, aber er war jetzt doch nicht mehr der leichtsinnige Unbedachte von ehemals; er sagte sich, daß die Menschenbeglückung mit Planmäßigkeit betrieben werden müsse, wenn anders sie nicht mehr Schaden als Nutzen stiften solle.

Aus verschiedenen nationalökonomischen und sozialpolitischen Schriften, die er gelesen, spukten ihm halbverdaute Begriffe verworren im Kopfe, aber Landskerrotitsch besaß Selbsterkenntnis genug, um einzusehen, daß er ohne fremden Rat und Beistand nicht imstande sein würde, die von ihm geträumten philanthropischen Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen.

Wie von ungefähr erstand ihm da ein Helfer in dieser Verlegenheit. Ein Mensch, der auf irgendeine Weise Witterung von seinen Plänen bekommen haben mußte, bot dem Grafen aus freien Stücken seine Dienste an. Es war dies ein gewisser Kasimir Britzky, Arzt in der Dzöröneck nächstgelegenen Stadt, der nebenher noch das Gewerbe eines Agenten ausübte. Dieser Britzky schien eine Art von Universalgenie zu sein, er sprach die sämtlichen landesüblichen Sprachen und Dialekte, kannte Land und Leute auf zwanzig Meilen im Umkreise aufs genaueste und rühmte sich umfassender Kenntnisse und Fertigkeiten auf allen erdenklichen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens.

Landskerrotitsch pries sein Glück, eine solche Perle gefunden zu haben, und Britzky trat gegen ein seinen Talenten entsprechendes Honorar in den Dienst des Grafen.

Er zeigte sich als ein äußerst anschlägiger Ko
und praktischer Mensch, er verstand es wie kein ander
Landskerrotitschs oft sehr vagen Ideen Realität
geben, bei verschiedenen Gelegenheiten bewies er gro
Zuverlässigkeit und Diensttreue, kurz, erfüllte die Ho
nungen, die der Graf auf ihn gesetzt hatte, in jeder Wei

Britzky hatte seinem Herrn klar gemacht, daß
wenn er die Lage seiner Gutsuntertanen bessern wol
vor allem ihr physisches Wohlbefinden heben müsse, u
das auf dreierlei Weise: durch bessere Nahrung, bess
Kleidung, bessere Wohnung. Um diese drei Dinge
schaffen, bedurfte man Geld, und eine Person, die
verstand, dieses Geld in zweckentsprechender Weise
verwerten.

Natürlich war kein anderer als Britzky selbst di
Person.

Landskerrotitsch zögerte nicht, ihm reiche Mit
zur Verfügung zu stellen, und als er bald darauf m
seiner Gattin nach Deutschland reiste, ließ er eine na
hafte Summe in Britzkys Händen zurück, welche die
in der von ihm selbst vorgeschlagenen Weise verwend
sollte. Über die erzielten Erfolge hatte er, so war au
gemacht worden, monatliche Berichte an den Graf
einzusenden.

Diese Berichte waren denn bisher auch pünktlic
eingelaufen, und die Resultate, von denen Britzky
erzählen wußte, hatten Landskerrotitsch mit enthusia
schem Entzücken erfüllt.

Der letzte Monatsbericht jedoch war ausgeblieb
und der Brief, den der Graf deshalb an Britzky g
richtet hatte, kam uneröffnet zurück, und zugleich m
ihm ein Schreiben vom Hausverwalter des gräflich
Schlosses in Dzöröneck, das folgendes mitteilte:

Eines Tages war Britzky bei dem Schreiber des Briefes erschienen, hatte ein angeblich vom Grafen stammendes Schreiben vorgewiesen, in welchem zu lesen gewesen, der Hausverwalter möge Britzky das sämtliche Mobiliar des Schlosses überliefern. Der Graf wünsche, daß er, Britzky, dasselbe veräußere. — Obgleich der Brief die Handschrift und das Siegel des Grafen gezeigt, war die Sache dem Beamten dennoch unglaublich erschienen, und er hatte Britzkys Verlangen rundweg abgeschlagen. Er hatte dann, durch diesen Vorfall argwöhnisch geworden, weitere Erkundigungen über Britzkys Tun und Treiben eingezogen und in Erfahrung gebracht, daß dieser von dem ihm anvertrauten Gelde nicht einen Heller für den wirklichen Zweck verwendet, sondern im Gegenteil die Leute, welche seiner Fürsorge übergeben waren, zum eigenen Vorteil in der ärgsten Weise ausgebeutet habe. — Der Schreiber des Briefes hatte darauf beim Stuhlrichter Anzeige über Britzkys Tun erstattet, aber noch ehe es gelungen, Hand an ihn zu legen, war er mit sämtlichem Gelde verschwunden, wahrscheinlich über die russische Grenze.

Daß diese Nachrichten nicht gerade süß in das Ohr des kleinen Grafen klangen, ist begreiflich.

Sein Ärger schien sich übrigens mit der Zeit besänftigen zu wollen, er fing bereits an, auf deutsch zu fluchen. Schließlich zündete er sich eine Zigarette an, warf sie gleich darauf ins Kamin, stieß einige entlastende Seufzer aus und setzte sich mit einem Ausdrucke tiefen Weltschmerzes auf seinen rosigen Zügen neben Angelika nieder.

„Wie schlecht die Menschen sind, wie schlecht!“ deklamierte er; „lohnt es sich überhaupt, einen Finger für sie zu rühren, muß sich einem nicht das Herz ver-

härten bei solchen Erfahrungen — aber ich will fort keinem Menschen mehr über den Weg trauen; das s mir eine Lehre für alle Zeiten gewesen sein. — I habe mich düpieren lassen, in lächerlicher Weise düpier lassen, von einem Erzschurken und Betrüger."

„Besinnst du dich noch," unterbrach ihn hier sei Gattin, „welche Meinung ich über Britzky äußerte, a du mir ihn vorstelltest und mich nachträglich fragte wie er mir gefallen habe? — Ich gab ihm dama ähnliche Beinamen wie du jetzt; wenn ich nicht ir sagte ich dir in gutem Deutsch: ‚Ich halte ihn für ein Gauner und Spitzbuben,' aber du nahmst ihn Schutz und versichertest mir, er sei ein Ausbund al Vorzüge."

„Du hast recht, du hast recht!" rief Lan kerrotitsch, „ich besinne mich jetzt sehr wohl, daß damals Mißtrauen gegen ihn äußertest. — Ah Tropf, klüger sein zu wollen als du! — Angeli was bist du für eine Frau!" Dabei blickte er sie v liebt bewundernd an; Zorn und Ärger waren dah ausgesogen von dem Gefühle der Bewunderung f seine geliebte Angelika.

Die Folge jenes bedeutungsvollen Briefes w daß Landskerrotitsch beschloß, seinen Aufenthalt Berlin abzukürzen, um nach Dzöröneck zurückzukehr und dort selbst nach dem Rechten zu sehen.

Vorher versammelte er noch einmal seine Freun und Bekannten um sich zu einem kleinen Diner in sei Wohnung.

Es waren zugegen: Mörner, Schaurott und Gatt Sophie Wangen, Friedrich von Choiseule, Burt u außerdem Sophiens Professor, einige andere Maler u der Inhaber einer bekannten Berliner Kunsthandlu

Der Wirt gedachte in einem Toaste Eva Mörners und sprach an dessen Schlusse den Wunsch ihrer baldigen Genesung aus.

Mörner sprach auf die Dame des Hauses.

Der Kunsthändler feierte den Grafen als Mäcen und wünschte seine Rückkehr im nächsten Winter; ein Wunsch, den man nur begreiflich finden konnte, wenn man die Geschäfte kannte, die er mit Landskerrotitsch gemacht hatte.

Gegen Schluß des Diners hielt dann der vom Abschiedsschmerz und Champagner ein wenig montierte Graf noch eine Rede auf den deutschen Mittelstand, dessen Tugenden und Vorzüge er mit überschwänglichen Worten pries. Beim Kaffee bot er Burt und Choiseule die Brüderschaft fürs Leben an und besiegelte den neugeschlossenen Bund bei jedem von ihnen durch ein paar herzhafte Küsse.

Die Abreise des gräflichen Ehepaares war für den nächsten Tag angesetzt. Landskerrotitsch hatte die während seines Berliner Aufenthaltes angeschafften Möbel, Bilder, Raritäten und Brickebracks aller Art einem Spediteur zur Verpackung und Versendung nach Dzöröneck übergeben.

Der Reise schlossen sich Sophie Wangen und der junge Krätzer an, den Landskerrotitsch auf Choiseules Empfehlung, ohne ihn nur gesehen zu haben, engagiert hatte. Auf welchen Posten er den jungen Menschen stellen werde, wußte er noch nicht, aber intelligente, strebsame, zuverlässige Leute könne er unter allen Umständen gebrauchen, hatte er Friedrich gegenüber geäußert.

Zum Abschiede hatten sich Choiseule und Burt auf dem Bahnhofe eingefunden, auch Schaurotts waren

gekommen, die ihren bisherigen Schützling Sophie ihr
neuen Beschützern übergeben wollten, und Fritz.

Der Zug war noch nicht eingelaufen, man sta
umher und suchte noch möglichst viel Kapital aus d
wenigen Minuten des Zusammenseins zu schlagen.

Landskerrotitsch nahm Burt beiseite und red
mit der ihm eigentümlichen dringlichen und dabei d
nicht unliebenswürdigen Lebhaftigkeit auf ihn ein.

„Lieber Freund," sagte er, „ich habe eine gro
Bitte an dich; erfüllst du sie, so machst du mich z
Glücklichsten der Menschen, schlägst du sie ab, so betrüb
nein, ich kann sagen, verletzt du mich aufs tiefste,
du mußt im nächsten Sommer nach Dzöröneck komm
— willst du?"

„Deine Aufforderung ist sehr freundlich," mein
Burt, „aber ich bin hier nicht abkömmlich; ich ka
doch meine Patienten nicht im Stiche lassen."

„So nimm einen Assistenten an, der während dein
Abwesenheit die Kranken pflegt, oder mache eine ande
Einrichtung, aber kommen mußt du; hörst du, me
Freund? — Sieh, es ist mir nicht bloß um das Ve
gnügen deiner Gesellschaft zu tun, daß ich es dir off
gestehe, ich bedarf deines Rates, deiner Unterstützun
In die Pläne, die ich verfolge, habe ich dich ja ei
geweiht, du kennst meine Probleme; es fehlt mir wed
an gutem Willen, noch an Gelegenheit und Mittel
sie auszuführen, aber an Erfahrung auf diesem Gebie
und vielleicht noch mehr an praktischem Sinn. Ich se
wohl das Ziel, aber kenne die Wege nicht, die zu ih
führen; ich selbst mache Mißgriffe und werde v
anderen getäuscht und gemißbraucht. — Zu dir n
habe ich unendliches Vertrauen, mein Freund, ich denk
wenn du nur einmal kämest und zusähest, du würd

sofort erkennen, woran es Not tut, und mich auf den rechten Pfad bringen. Bedenke auch, das ist ein edler Zweck; du würdest durch dein Eingreifen Gutes stiften für Tausende. — Also abgemacht! Nicht wahr! Im nächsten Sommer begrüßen wir dich in Dzöröneck."

Man mußte es Landskerrotitsch lassen, er besaß Beredsamkeit, nicht die geschulte des Dozenten oder Parlamentariers, sondern eher die natürliche des Wilden, welche durch die Lebhaftigkeit der Gebärde und des Mienenspiels wirksam unterstützt wird. Auf Burt schienen seine Worte nicht ohne Eindruck geblieben zu sein; nach einigem Nachdenken sagte er: „Wenn es sich mit meinen Pflichten hier vereinigen läßt, komme ich."

„Also mit einem Worte: Du kommst! — Das nenne ich mir einen Glückscoup, noch im letzten Augenblicke gemacht! —"

Angelika war inzwischen in ein Gespräch mit den Hauptmannsleuten, Sophie Wangen betreffend, vertieft. Das Mädchen hatte schnell Zutrauen zu seiner neuen Pflegemutter gefaßt. Während der letzten Tage war die Gräfin mit ihr in der Stadt umhergefahren und hatte eine kleine Ausstattung für sie besorgt.

Fritz schien der Abschied von Sophie schwer mitzuspielen. In seinem neunjährigen Knabenherzen war eine wirklich tiefe Neigung für das Mädchen erwachsen.

Sie waren gute Kameraden gewesen die beiden, während ihrer freien Zeit hatten sie stets zusammengesteckt, waren gemeinschaftlich spazieren gegangen, Fritz sah ihr beim Malen zu, sie las seine Arbeiten durch und überhörte ihn die Vokabeln, er teilte ihr alle Schulereignisse von Wichtigkeit brühwarm mit, kurz die Freundschaft war die denkbar innigste gewesen.

Kinder sind ein viel weicheres Material als er-

wachsene, durch das Leben bereits verhärtete Menschen
was sie berührt, läßt Spuren bei ihnen zurück, und s
sind dem Mikrophon nicht unähnlich, das jede auch d
schwächste Erregung der Luftwellen in seiner Umgebun
wiedergibt.

Auf Fritz hatte Sophie Wangen während der Zei
die sie im Hause seiner Eltern zugebracht, einen tie
gehenden Eindruck ausgeübt; mit dem ganzen Wes
des Knaben war eine Wandlung vor sich gegange
Äußerlich war er ernster und gesetzter geworden, un
das Gefühlsleben, das bisher vollständig bei ihm gefeh
hatte, fing an sich zu entwickeln.

Zudem war er jetzt in eine Periode schnellere
Wachstums eingetreten; aus dem Knirps hatte sich ein
jener halbwüchsigen Knabenfiguren entwickelt, dere
Magerkeit und Blässe unser Mitleid erregt, währen
die Unbeholfenheit, mit der sie sich ihrer schlodderige
Gliedmaßen bedienen, unser Lächeln herausfordert.

In diesem unglücklichen Stadium befand sich Fr
Schaurott augenblicklich, sehr zum Leidwesen sein
Mutter, der er aus sämtlichen Kleidungsstücken herau
gewachsen war. Diese Kalamität wurde durch d
Pedanterie des Hauptmanns erhöht, der nicht gestattet
das seinem Sohne bereits jetzt neue Sachen angeschaf
wurden, weil er es in seinem Wirtschaftsplane einm
so eingerichtet hatte, daß zweimal im Jahre zu b
stimmten Terminen die Garderobe der gesamten Famil
aufgebessert wurde, und der nächste solche Termin tr
erst mit Anbruch des Sommers ein.

So kam es denn, daß Fritz aus seinen Höschen
unten sehr weit herausguckte, und in seinem knappe
Überzieher mit dem blassen Gesichte unter der farbige
Schülermütze bot er einen bedauernswerten Anblic

Er hielt verstohlen Sophiens Hand in der seinen und kämpfte mit den Tränen.

Sehr verschiedenartige Gefühle stürmten in seiner jungen Brust: Der Abschiedsschmerz, der Wunsch, sich diesen Schmerz um keinen Preis anmerken zu lassen — denn das Weinen hielt er eines preußischen Offizierssohnes für unwürdig — und schließlich ernsthafter Groll gegen diese fremden Leute, die seine Sophie mit sich fortnamen. Mit seinem Heiratsprojekte sah es jetzt sehr windig aus, das sagte er sich selbst. Aber es war noch nicht aller Tage Abend; wenn er nur erst die Schule absolviert haben würde, dann — ja dann wird er Sophien in der weiten Welt suchen und sie heimführen als seine Frau.

Friedrich hatte sich von der Gruppe getrennt, um noch eine kurze Rücksprache mit dem jungen Krätzer zu nehmen, der sich in bescheidener Entfernung von den Herrschaften hielt. Er fand Frau Krätzer bei dem Sohne, sie war gekommen, um ihren Wilhelm abfahren zu sehen und ihm noch ein paar Butterstullen mit Wurst als Wegzehrung mitzugeben.

Friedrich machte es den Eindruck, als läge in der Haltung des jungen Menschen mehr Sicherheit als früher; das Zutrauen, welches man in ihn gesetzt, hatte sein Selbstvertrauen gehoben. Sein Blick leuchtete hoffnungsfreudig, und er sprach Friedrich seinen Dank aus, als dieser jetzt zu ihnen herantrat.

Frau Krätzer hielt die Hand ihres Lieblings fest in ihrer derbknochigen Rechten und wischte sich mit der anderen die Tränen aus den Augen.

„Sind Sie denn nicht zufrieden, Frau Krätzer?“ redete Friedrich sie an. „Ihrem Sohne eröffnet sich

eine hoffnungsvolle Zukunft; möchten Sie ihn denn v
seinem Glücke zurückhalten?"

„Ja, det is allens janz schen und jut," entgegne
Frau Krätzer und ihre Stimme ertönte noch rauher a
gewöhnlich, „und ick danke Ihnen och, dat Se meine
Jungen det verschafft haben, aber Se können det en
ollen Mutter nich verdenken, dat et ihr zu Herzen je
wenn ihr der enzige von die janze Familie, der w
taugte, so mir nischt dir nischt wejjenommen wird, u
man weß nichemal, wohin er jeht. Jloben Se, dat
ihm jemals wiedersehen werde? Ick jlobe et nich.
Wer weß denn, wie et da unten zujeht, meine Na
barin hat jesagt, da sprechen se nichemal deutsch.
jlobe nich, daß er zurückkommen wird, und dat ick ih
in diesem Leben wiedersehe," und die brave Frau wein
jetzt bitterlich.

„Beruhigen Sie sich nur, Frau Krätzer!" sag
Friedrich in beschwichtigendem Tone. „Sie werd
Ihren Sohn wiedersehen. Er wird da unten sein Gl
machen und als ein wohlhabender Mann zu Ihn
zurückkehren."

„Menen Se wirklich?" fragte Frau Krätzer. „N
ick will nu och nich mehr flennen und nischt mehr daje
sagen, det sähe am Ende undankbar aus und nutzt
nischt, aber rumreißen tut es mir."

Inzwischen war der Zug eingelaufen. Friedri
schüttelte dem jungen Manne noch einmal die Han
rief ihm ein „Macht's gut, Krätzer!" zu und begab s
zu den anderen zurück.

Landskerrotitsch hatte ein Coupé erster Klasse
Beschlag genommen. Der Schaffner, der mit de
Blicke des Menschenkenners in dem kleinen Man
sofort den großen Herrn erkannt hatte, versprach se

möglichstes zu tun, damit die Herrschaften ungeniert für sich bleiben könnten.

Die Frauen umarmten sich, die Männer schüttelten sich die Hände wieder und immer wieder, Landskerrotitsch beschwor Burt noch einmal, sein vorhin gegebenes Versprechen wahr zu machen, dann, vom Schaffner mehrfach gemahnt, stieg er mit seinen Damen ins Coupé.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, winkten sie sich, in Trauer lächelnd, noch ein Lebewohl zu. Fritz biß die Zähne übereinander und ballte die Fäuste in den Taschen seines Überziehers, aber er konnte es nicht hindern, daß ihm die hellen Tränen über die Backen liefen.

An einem Coupéfenster der zweiten Wagenklasse weiter hinten im Zuge sah man dann für einen Augenblick Wilhelm Krätzers Gesicht erscheinen, der seiner Mutter noch ein „Auf Wiedersehen!" zurief.

Dann verschwand der Zug mit einem grellen Pfiff und donnerndem Gepolter aus der Bahnhalle.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Eva Mörner war auf dem Wege zur Genesung; sie durfte bereits jeden Tag einige Stunden außerhalb des Bettes zubringen.

Sie befand sich in jenem eigentümlichen Zustande, der sich häufig nach längerer Krankheit einstellt, wo uns zumute ist, als sei uns der Körper vertauscht worden, als müsse man das Leben noch einmal und unter veränderten Bedingungen anfangen; was vor der Krankheit war, erscheint dann wie vor unvordenklicher Zeit geschehen, unsere Umgebung, die Einrichtung der Stuben, wenn wir sie das erstemal wieder betreten,

unsere Kleider, alles ist uns unbekannt geworden, be-
rührt uns fremdartig.

In der Einsamkeit des Krankenzimmers hat man
wie auf erdentrückter Insel gelebt, hat so unendlich viel
gesonnen, gegrübelt und geträumt in den langen schlaf-
losen Nächten, hat das Leben nur von ferne branden
hören, und nun, wo man den einsam träumerischen
Winkel verlassen, in die scharfe Zugluft des Alltags-
lebens zurückkehren soll, steht man scheu und ängstlich
wie das Kind am Rande eines unheimlichen Gewässers
und wagt kaum einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Auch Eva konnte sich nur schwer an den Gedanken
gewöhnen, daß sie nun wieder das alte Dasein auf-
zunehmen habe, dieses Dasein, das ihr in der letzten
Zeit oft so trostlos und schier unerträglich erschienen war.

Aber wie aus finsterem Schacht ein Silberblick, so
leuchtete ihr durch das verschwommene Dunkel, in
welchem die Zukunft für sie gehüllt lag, ein Schimmer
der Hoffnung: Seine Liebe.

Die Krankheit, so gewaltig sie ihren Körper auch
gepackt, hatte nicht sein Bild aus ihrer Seele gerissen,
das Fieber, das in ihrem Blute tobte, brannte nicht so
heiß als der Kuß, das flammende Siegel, das er auf
ihr Bündnis gedrückt, in ihrem Gedächtnis.

In den traumumfangenen Nächten ihrer Krankheit
war er ihr steter Begleiter durch die himmlischen Ge-
filde gewesen, in welche ihre fieberirre Phantasie sie
eingeführt.

Da hatten sie paradiesische Freuden in tiefen, seligen
Zügen genossen, sie und er allein in wonnetrunkener Um-
armung; nur glutvolle Rosen, sehnsuchtsvoll rankende
Winden, hingebend schmiegsame Palmen zu Zeugen
ihrer Liebeslust, umfächelt von kosenden, mit berauschen-

dem Wohlduft erfüllten Lüften, umschwebt von fernen Gesängen seliger Chöre — so hatten sie einander gefunden.

Und jetzt, wo sie aus dem Wahne des Traumes zur tageshellen Wirklichkeit des Lebens erwacht war, tönte noch etwas von den Harmonien der durchkosteten Seligkeit in ihrer Seele weiter.

So im Wechsel von träumerischem Sinnen, bangem Zagen und ahnungsvollem Sehnen, dämmerte Eva der Zukunft entgegen.

Verließ sie jetzt das Krankenzimmer, so geschah es meist, um sich in ihr Boudoir zu begeben. Dort ließ sie sich in einem bequemen Armstuhl gegenüber der Tür nach dem Korridor nieder. Traf sie Mörner so, dann schloß sie die Augen, als sei sie vom Schlaf umfangen, und der brave Rücksichtsvolle schlich dann auf den Zehenspitzen nach seinem Zimmer, um ihren vermeintlichen Schlummer nicht zu stören; aber wußte sie sich allein und ging draußen die Tür oder klingelte es, dann lauschte sie, als erwarte sie eines Freundes Kommen.

So saß sie auch eines Abends zurzeit der jetzt schon spät hereinbrechenden Dämmerstunde, in ihren Lehnstuhl zurückgelehnt, matt beleuchtet von dem scheidenden Lichte, ihre Gestalt, die niemals ätherisch duftiger gewesen war, als jetzt im Stadium der Rekonvaleszenz, von einem gelblichen, mit cremefarbenen Spitzen besetzten Peignoir umflossen.

Ihre Züge, die abgemagert waren während der Krankheit, erschienen durchgeistigter als früher, ihre Haut war weiß wie frisch gefallener Schnee und die Hände so durchsichtig, daß man vermeinte, das Blut in den Adern rinnen zu sehen. Die Augen waren größer geworden und leuchteten in tiefem Dunkel. Evas Schön-

heit war nicht mehr sinnlich bestrickend wie ehemal
aber sie hatte an edlerem Reize gewonnen.

Jetzt klingelt es draußen, man öffnet, und E
vernimmt eine Stimme, deren Klang sie lange ve
mißt hat; alles Blut strömt ihr mit einem Male zu
Herzen.

Er ist da und erkundigt sich nach dem Befind
der gnädigen Frau.

Eva hört jedes seiner Worte, sie möchte aufstehe
zur Tür eilen und ihn hereinrufen, aber der Freude
schreck hat ihr die Glieder gelähmt; gerade daß sie si
mühsam zu erheben vermag.

Da tritt Frau Brake ein, sie fragt, was sie Her
von Choiseule über der gnädigen Frau Befinden sag
solle.

„Ich will ihn selbst empfangen — lassen Sie i
ein," sagt Eva mit einer Stimme, die vor körperlich
Schwäche und seelischer Erregung bebt.

Frau Brake stellt vor, daß sie das nicht ve
antworten vermöge, Doktor Busse habe jegliche Au
regung verboten, und sie sei die verantwortliche Kranke
wärterin.

Eva unterbricht sie und ruft der alten Person
heftigem Tone zu:

„Lassen Sie Herrn von Choiseule ein; ich wünsc
es so, hören Sie!"

Frau Brake erwidert hierauf kein Wort, sie ve
läßt das Zimmer; bald darauf tritt Friedrich ein.

Eva will ihm entgegen, aber die Füße versag
ihr den Dienst, sie muß sich am Tisch festhalten, u
nicht in die Knie zu sinken; dann läßt sie sich in d
Stuhl zurückfallen.

Friedrich bleibt einen Augenblick wie zaudernd an der Tür stehen, dann aller Vorsicht gebietenden Vernunft vergessend, eilt er auf sie zu und wirft sich vor ihr auf die Knie. Seine Arme umfangen sie, er verbirgt den Kopf in ihrem Schoße, er bedeckt ihre Hände mit glühenden Küssen, von seinen Lippen kommen keine Worte, sondern Töne, wie verworrenes, schluchzendes Stammeln.

Sie läßt es geschehen, dann wo er ruhiger geworden, gleiten ihre Finger verloren über sein Haar, über seine Züge; den Oberkörper aufrichtend, nimmt sie plötzlich seinen Kopf zwischen ihre Hände und blickt ihm lange und tief in die Augen, sie lächelt, und mit einem Ausdrucke seliger Zufriedenheit, als habe sie dort gelesen, was sie gesucht, lehnt sie sich wieder zurück und schließt die Augen.

Die Wogen leidenschaftlicher Erregung legen sich allmählich in Friedrichs Brust, er verharrt in seiner knieenden Stellung, wagt sich nicht zu rühren, denn das, was er in diesen Minuten empfunden, ist zu süß, zu wonnig, als daß er recht an seine Wirklichkeit zu glauben vermöchte; er meint, eine Bewegung, ein Wort könnte das liebliche Traumbild zerfließen machen.

In stummer Andacht betrachtet er Evas Züge.

Ihr Haar hat sich aufgelöst und fließt in breiten Wellen um ihr Gesicht, von dessen geisterhaftem Weiß sich die langen, dunklen Wimpern ihrer geschlossenen Augen scharf abheben. Es liegt etwas überirdisch Verklärtes über die ganze Erscheinung ausgegossen — sie gleicht einer schönen Leiche, aus der das Leben soeben in leichtem Kampfe entflohen ist.

Da sieht Friedrich, wie sich ihre Lippen leise bewegen, kaum vernehmbar hört er sich bei Namen gerufen.

Er erhebt sich und neigt das Ohr zu ihrem Mund
„Friedrich," flüstert sie und schlägt jetzt ihr
wunderbaren Augen voll zu ihm auf, „liebst du mich?
Feierlich gibt er zur Antwort: „So wahr ich leb
Eva, ich schwöre dir, daß ich dich liebe."
Sie lächelt und ruft, indem sie die Arme um seine
Nacken wirft: „Dann bin ich sehr glücklich."
In der Nacht nach Friedrichs Besuche stellte si
bei Eva ein erneuter Fieberanfall ein, am nächsten Tag
war sie sehr ermattet.
Doktor Busse schüttelte den Kopf und fragte Fra
Brake, ob eine seiner Vorschriften nicht beachtet worde
sei. Die zuckte die Achseln und murmelte etwas Un
verständliches.
Doch dieser Anfall ging vorüber, und bald mach
Evas Genesung schnellere Fortschritte wie zuvor.
Doktor Busse erteilte nunmehr seine Erlaubni
daß Eva im geschlossenen Wagen Ausfahrten unte
nehmen dürfe. Die ersten paar Male fuhr Frau Bra
mit, dann aber lehnte Eva ihre Begleitung ab.
Von nun an ließ sie den Kutscher hinaus in de
Tiergarten fahren und gewöhnlich am großen Ster
halt machen. Dort stieg sie aus und schlug einen sein
Abgelegenheit wegen spärlich belebten Seitenpfad ei
Bald gesellte sich ein Begleiter zu ihr, auf dessen Ar
gestützt sie langsam den schmalen, von dichtem Gehöl
und Untergestrüpp eingeschlossenen Gang auf- und ab
wandelte.
Mittlerweile war der Frühling ins Land ge
kommen; nicht ein trauriger, griesgrämiger, sondern ei
heiterer, lachender, glänzender, der mit seinen Gabe
nicht mürrisch geizte, sondern mit freigebiger Hand a
seinen Segen auf einmal ausstreute über die beglückt

Erde. Wie ein junger Fürst, der einen überlebten, alten, verhaßten ablöst, hatte er seinen Einzug gehalten, jubelbegrüßt, erlösend, das Herrlichste verheißend.

Schon schimmerte es grün auf den Flächen, in den Büschen und im Geäste der uralten Baumgerippe des Tiergartens. Die Luft war mit kräftigen Wohlgerüchen geschwängert, in das lose Gezwitscher kleiner Vögel ertönte das langgezogen kräftige Girren der Wildtauben, in den Nächten gingen warme Regenschauer nieder, aber die Frühjahrssonne des Tages trocknete schnell die Tränen im Angesichte der Natur. Zwischen weißen, wie Tücher flatternden Wolkenfetzen lachte der blaue Himmel freundlich hernieder.

Es ging wie ein Hauch der Fruchtbarkeit durch die Schöpfung; die Eiskruste, die den Leib der Gebärerin Gäa während Monden gefangen gehalten, war vor den wollüstigen Blicken des strahlenden Gottes geschmolzen; ihre jungfräuliche starre Kälte ward besiegt durch sein liebeglühendes Werben, willig gab sie sich jetzt seinem Kusse hin, Leben empfangend, um Leben zu geben.

Es war der uralte und jedes Jahr neue Liebesfrühling, der im Baume den Saft steigen macht, der die Kehle des Vogels zu Liedern stimmt, der auch dem Menschen das Herz wundersam bewegt, sein Blut heißer strömen macht, heimlich süßes Sehnen in seiner Brust erweckt.

Durch diesen Frühling, der üppiger täglich und herrlicher um sie aufschoß, schritten Friedrich und Eva, ein Paar, würdig, König und Königin in dem Zaubergarten der umgebenden jungen Natur zu sein.

Friedrichs Liebe zu Eva war eine tief ernsthafte, nicht etwa bloß ein sinnliches Begehren, entfacht durch

die Reize des schönen Weibes; er liebte die ganze Fra
mit allen ihren Eigentümlichkeiten: Vorzügen un
Tugenden wie Fehlern und Schwächen.

Und während ihm früher seine Leidenschaft für d
verheiratete Frau wie ein Verbrechen erschienen, da
ihn mit Grauen vor sich selbst erfüllte, so war er je
dahin gelangt, die Liebe zu ihr als sein gutes Rec
anzusehen. Die Periode des Zauderns, der Gewissensbis
und des unsicheren Umhertappens war für ihn vorübe
in seiner Seele reifte der Entschluß heran, Eva für si
zu erobern.

Menschen, die leidenschaftlich lieben, steht ihre Lieb
so sehr im Vordergrunde des Empfindens und Denkens
daß sie alle Ereignisse, Dinge und Verhältnisse nu
noch durch das Medium ihres Gefühls zu sehen un
zu beurteilen vermögen.

In Friedrichs durch Leidenschaft verblendeten Auge
war Mörner nicht mehr der rechtmäßige Eigentüme
eines von ihm begehrten Schatzes, er erschien ihm vie
mehr als ein Usurpator, der ohne Titel und wide
rechtlich besitzt, und den aus seinem Besitze zu ve
drängen sein Recht sei. Denn kraft des Rechtes de
Liebe und ihrer eigenen freien Entschließung gehör
Eva ihm; daß sie sich des Rechtes, nach eigenem B
lieben über ihre Person zu entscheiden, durch da
Bündnis mit einem anderen begeben hatte, wollt
Friedrich nicht sehen, und machten sich derartige Er
wägungen ja einmal bei ihm geltend, so fehlten ihm
die Gegengründe nicht, die er sogar rechtlich zu präzisiere
wußte. Ihr Wille war damals nicht frei, sagte er si
dann, oder: von ihrer Seite lag ein unverschuldete
Irrtum vor, der den Kontrakt nichtig macht.

Aber vor den Augen der Welt, die anders urteilt

blieb Mörner nun einmal Evas rechtmäßiger Ehegatte, und die Schleichwege, die Friedrich betreten mußte, um diesen zu hintergehen, die Lüge, die in Evas Verhältnis zu ihrem Gatten und in seinem eigenen zu dem ehemaligen Vormunde lag, waren Friedrich in tiefster Seele zuwider und verhaßt. Alles, was anständig in seiner Natur war, sehnte sich aus dem Dunkel dieses lichtscheuen Treibens heraus, er wollte sich Klarheit und Recht für seine Liebe erobern.

Wie? das wußte er selbst noch nicht. — Er sah nur das Ziel winken: Evas unbestrittenen, anerkannten, ungeteilten Besitz. Dieser Preis erschien ihm so köstlich, daß er jedes Hindernis, das sich zwischen ihm und dem Erstrebten auftürmen mochte, zu überwinden entschlossen war.

Evas völlige Genesung nur noch wollte er abwarten und dann in den Kampf um sie eintreten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Verhältnis zwischen Frau Brake und ihrer Herrin war in der letzten Zeit ein für beide Teile ganz unleidliches geworden.

Frau Brake war Zeugin der häufigen Besuche Friedrichs bei Eva gewesen, sie hatte sich ihr Teil dabei gedacht und nach Art gewöhnlicher Leute von Anfang an das Schlimmste angenommen.

War ihr Respekt der Herrin gegenüber niemals ein allzu großer gewesen, so nahm sie sich jetzt, wo sie Evas Moralität anzuzweifeln begann, noch größere Freiheit gegen sie heraus, ja ließ ihr deutlich ihre Mißachtung fühlen.

Während Evas Krankheit und Rekonvalesz
hatte sie sich zwar als treffliche Pflegerin bewäh
aber gerade in dieser Zeit war es zu steten Reibere
zwischen der pedantischen, zur Tyrannei geneig
alten Person und der oft eigensinnigen Kranken
kommen.

Das hatte dazu beigetragen, in Eva den Entschl
zur Reife kommen zu lassen, diese Person mit ih
Anmaßungen so schnell wie möglich aus dem Ha
zu schaffen.

Mörner natürlich wollte von dem Plane, Fr
Brake zu entlassen, durchaus nichts wissen. Sie w
in seinen Augen ein alter, treuer Dienstbote, auf d
er große Stücke hielt; zudem mußte er sich sagen, d
Frau Brakes Tüchtigkeit durch die Tätigkeit einer n
engagierten Person kaum zu ersetzen sein würde. U
sie nun gar jetzt, wo sie sich durch Evas Pflege
neues Verdienst erworben, Knall und Fall entlassen
nein! Dieser Kaprice seiner Frau wollte er sich ni
fügen; sein ehrlicher, rechtliebender Sinn sträubte s
gegen eine solche Ungerechtigkeit.

Aber Mörner beschloß, mit Frau Brake Rückspra
zu nehmen, er wolle sie zu größerer Gefügigkeit sei
Frau gegenüber ermahnen; vielleicht möchte es ihm g
lingen, auf diese Weise ein besseres Verhältnis zwisch
den beiden herzustellen.

Eines Tages nach Tisch, als Eva ihre alltägli
Nachmittagsausfahrt angetreten, rief er daher Fr
Brake zu sich ins Zimmer.

Nachdem er der Frau versichert, daß er persönl
mit ihren Leistungen durchaus zufrieden sei, erklärte
ihr, was seine Frau an ihrem Benehmen während d
letzten Zeit auszusetzen gefunden habe, und forderte

auf, darin eine Änderung eintreten zu lassen, da sonst ihre Entlassung unvermeidlich sei.

Frau Brake hatte es ihrem Herrn stets verdacht, daß er auf seine alten Tage noch geheiratet, und noch dazu so ein junges, unerfahrenes, unbemitteltes Ding, in deren hübsches Gesicht er sich vergafft. Wie so oft alte Wirtschafterinnen über die Junggesellen, deren Wirtschaft sie führen, hatte Frau Brake mit der Zeit eine Art von Pantoffelherrschaft über Mörner ausgeübt; als er heiratete, sah sie sich daher für depossediert an und brachte der jungen Gebieterin nicht die freundschaftlichsten Gefühle entgegen.

Bisher hatte sie ihren geheimen Groll gegen Eva nur einigen Klatschfreundinnen gegenüber auslassen können, vor denen sie tüchtig über die wirtschaftliche Unkenntnis ihrer Herrin und ihre Zimperlichkeit herzog; ihres Gesanges wegen pflegte sie Eva die „Schreipuppe" zu nennen.

Daß Mörners Ehe schlecht ablaufen werde, hatte sie von Anfang an prophezeit. Nun sah sie mit hämischer Schadenfreude, daß ihre Voraussagung sich zu erfüllen begann.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo sie einmal frei von der Leber weg reden wollte, wo sie Mörner beweisen würde, welch eine Torheit er mit dieser Heirat begangen habe, wie nichtswürdig und schlecht ihre Herrin sei, und wie groß sie selbst in ihrer Weisheit und Tugend dastehe.

„Vor allem beklagt sich meine Frau," schloß Mörner, „daß Sie es an der gehörigen Bescheidenheit ihr gegenüber fehlen ließen, Frau Brake. Ich hoffe, daß ich über diesen Punkt keine Klagen mehr zu hören bekommen werde. Sie müssen nie vergessen, Frau Brake,

daß, wenn Sie auch älter und erfahrener sind als me
Frau, diese immer ihre Herrin und darum berecht
ist, Respekt von Ihnen zu verlangen."

Ein spöttisches Lächeln flog über Frau Bra
welke Züge. „Also ich bin unbescheiden," begann
„die Gnädige denkt wohl, Dienstboten sollen taub
blind sein, und wenn sie Augen im Kopfe haben
mehr sehen, als der Herrschaft lieb ist, dann heißt
unbescheiden — aber ich verstehe schon, warum sie n
gerne los sein will."

„Was wollen Sie damit sagen, was sind das
zweideutige Reden, Frau Brake? Ich fange an,
zusehen, daß meine Frau sehr recht hat mit ihrer
hauptung," rief Mörner, den milden Ton aufgebe
dessen er sich bisher bedient hatte.

„Na, gnädiger Herr," erwiderte Frau Br
scheinbar kühl, aber mit dem Aufleuchten gifti
Schadenfreude in den Augen, „einmal müssen Sie
Geschichte ja doch erfahren, und da ist es am E
besser, Sie erfahren es gleich jetzt und von mir, f
von anderen Leuten —"

Und nun begann sie ihre Enthüllungen.

Sie kannte keine Schonung, kein Mitleid.
rücksichtsloser Hand riß sie den Schleier von Evas
Friedrichs Geheimnis.

Mörner hatte ihr erst in zorniger Entrüstung
Mund verboten, aber die Frau ließ sich nicht irre mach
Sie brachte alles vor, was sie bemerkt hatte, von F
drichs erstem Kommen bis zu seinem jüngsten Besu
während Evas Rekonvaleszenz. Und sie blieb dabei n
stehen, sie äußerte allerhand Vermutungen und kle
Beobachtungen, die sie im Laufe der Zeit gemacht

zu geeigneter Verwendung in ihrem Gedächtnisse aufgespeichert hatte.

Warum hatte Herr von Choiseule mit Vorliebe die Stunden zu seinen Besuchen gewählt, wo der Herr Präsident mit Sicherheit nicht zu Haus zu treffen war. Was habe es zu bedeuten, daß die gnädige Frau im Fieber so häufig den Namen dieses Herrn ausgerufen habe. Daß sie bei ihren Armenbesuchen mehrfach so lange ausgeblieben sei, würde wohl seinen guten Grund haben, und daß sich die Gnädige neuerdings bei ihren Ausfahrten jede Begleitung verbeten habe, sei doch auch zum mindesten auffällig.

Wie Keulenschläge fielen ihre Worte betäubend auf Mörners Kopf, zerschmetternd auf sein Herz.

Anfangs hatte er zweifeln wollen, alles für teuflische Lüge gehalten, aber Frau Brake wußte die Pfeile der Verdächtigung geschickt zu entsenden, mit eisiger Ruhe häufte sie ein Verdachtsmoment auf das andere.

Und nun, wo der Argwohn in Mörners Seele einmal rege geworden, kam ihm so mancherlei in den Sinn, was ihm selbst in der letzten Zeit an dem Benehmen seiner Frau auffällig, unverständlich und rätselhaft erschienen war, und das die Angaben der Frau zu bestätigen schien.

Mörner war wie vernichtet, seine Glieder zitterten, statt Worten kam Lallen aus seinem Munde, kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Aber Frau Brake ruhte nicht. Tiefer und tiefer bohrte sie den Stachel mit rücksichtsloser Hand in sein Herz. Sie wollte ihren Triumph voll auskosten. Zuviel des Hasses, der Bosheit und Kränkung hatte sich in ihr angesammelt, um die Regung des Mitleids einem solchen Jammer gegenüber aufkommen zu lassen.

Was sie gesagt habe, könne sie alles beschwöre
beteuerte sie. Und wenn der gnädige Herr es ihr nic
glauben wolle, möge er nur die Zofe ausfragen, d
wisse es auch, wie oft Herr von Choiseule zu d
Gnädigen gekommen sei, daß er stundenlang mit ihr i
Salon zusammengesessen habe und noch dazu häuf
ohne Licht. „Und," fügte sie mit einem Lächeln hinz
das alle ihre Zahnlücken sehen ließ, „gebetet werden
da wohl auch nicht gerade haben."

Mörner hatte genug gehört; er winkte der Fra
daß sie gehen solle. Frau Brake entfernte sich n
triumphstrahlender Miene, sie war selten so zufried
mit sich gewesen. „Wie der Gnädigen wohl die Sup
munden wird, die ich ihr da gekocht habe," dachte s

Die nun folgende Stunde war vielleicht die qua
vollste in Mörners ganzem Dasein.

Wenn man von einem Menschen sagen konnte,
sei in Ehren grau geworden, so war es sicherlich v
Theobald Mörner.

Ein Leben voller Arbeit und Mühen, reich an E
fahrungen und an Erfolgen lag hinter ihm, und do
war sein Gemüt das eines Kindes geblieben: harml
und einfältig; er hatte sich ein reines Herz und ein
schlichten, bescheidenen Sinn zu erhalten gewußt u
besaß eine bei einem Berufsjuristen doppelt selte
Eigenschaft: Vertrauen zu den Menschen.

Er hatte Eva vertraut, weil er sie liebte. Nic
der Schatten eines Verdachtes gegen ihre Treue w
bisher in seine Seele gefallen.

Und jetzt, wo sich das Unerhörte ereignet, wo
Beweise in Händen hatte, daß seine Frau ihn hinte
gehe, stand er, wie man wohl vor der Leiche eines g
liebten Menschen steht, der jäh an unserer Seite niede

gestreckt worden ist, starr, versteint, nicht fähig, das Schreckliche zu betrauern, weil man es noch nicht zu fassen vermag. Sein Denken irrte wie ein steuerloses Schiff auf dem Meere dieses riesengroßen, hoffnungslos tiefen Schmerzes. Er verstand nicht, wie es gekommen, wußte nicht, wie es enden werde, sah nicht, was er selbst zu tun habe. Den Fall zu präzisieren, was ihm durch die Gewohnheit einer langen Berufsübung zur zweiten Natur geworden, war er ganz außer stande. Rätselhaft, sinnlos, unfaßlich starrte ihn sein Unglück an.

Jetzt fuhr Mörner erschreckt zusammen; ein Wagen fuhr unten vor und hielt an.

Er schleppte sich ans Fenster. — Sie war es.

Nun ging die Entreetür, er hörte ihren Schritt auf dem Korridore und wie sie zu dem Mädchen sagte: „Ich will den Tee im Salon trinken." Dann Stille; sie schien sich ins Schlafzimmer begeben zu haben.

Mörner wollte sie zur Verantwortung ziehen, jetzt gleich.

Vielleicht — ja vielleicht war sie dennoch unschuldig. — Konnte denn Frau Brake nicht gelogen oder wenigstens übertrieben haben? Ihr Urteil war befangen, sie hatte ja niemals gut mit Eva gestanden, und in der letzten Zeit hatten die beiden Streit miteinander gehabt — und langsam stahl sich die Hoffnung wieder in seine Brust ein.

Mörner trat also in den Salon, um seine Frau dort zu erwarten, das Mädchen hatte inzwischen das Teezeug hereingebracht. Die Gegenwart der Zofe war Mörner peinlich. Er erinnerte sich jetzt, daß sich Frau Brake auf sie als Zeugin für die Wahrheit ihrer Aussagen berufen hatte.

Mörner biß sich auf die Lippen, ging einige Mal
hastig im Zimmer auf und ab, blieb an einem Tisch
stehen und machte sich ganz unmotiviert mit einem
Photographienalbum zu schaffen; dann griff er nach
einem anderen Gegenstande, den er gegen das Licht
hielt, als ob seine Beschaffenheit ihm im hohen Grade
interessant sei — sein Beginnen war ganz sinnlos.

Jetzt fiel sein Blick auf das große Porträt von
Evas Vater. Ihre Ähnlichkeit mit dem Vater frappierte
ihn auf einmal.

Mörner wußte sehr wohl, wie zerfahren und
liederlich der Lebenswandel dieses Mannes gewesen war.
„Ist sie nicht sein Kind —," dachte er, „fließt nicht sein
Blut in ihren Adern?"

Noch niemals vordem waren ihm derartige Ge-
danken gekommen.

Das Mädchen hatte das Zimmer verlassen, Eva
trat ein.

„Du noch hier?" fragte sie, als sie seiner ansichtig
wurde. „Deine Amtszeit ist doch längst angegangen."
Sie warf das in dem geringschätzigen Tone hin, dessen
sie sich in der letzten Zeit ihrem Gatten gegenüber mit
Vorliebe bediente.

„Ich werde heute nicht zum Gerichte gehen," er-
widerte Mörner.

Eva trat an den Teetisch. „Darf ich dir eine Tasse
Tee zurecht machen?" fragte sie, erhielt aber keine Ant-
wort; Mörner hatte ihre Frage gar nicht gehört.

Ihr Anblick, der gelassene Gleichmut ihres Auf-
tretens, der auf ihn den Eindruck eines schuldfreien
Gewissens hervorrief, hatten ihn in seinem Entschlusse,
jetzt Rechenschaft von ihr zu fordern, schwankend ge-
macht.

Wie gemein und unwürdig kam ihm das vor, was er sie fragen wollte, wie niedrig der Verdacht, wenn er diese lieblich reinen Züge betrachtete. Konnte sie den Kopf so hoch tragen, wenn sie so große Schuld auf ihr Gewissen geladen hätte, wie man ihr andichtete?

Dann dachte er wieder an Frau Brakes schwerwiegende Verdachtsgründe, und insonderheit an die Vermutungen, die sie an den Umstand geknüpft hatte, daß Eva bei ihren Ausfahrten ohne Begleitung zu sein wünsche.

Wie hinfällig war dieser Verdachtsmoment, aber um sich ein für allemal Klarheit zu verschaffen und seinen Zweifeln ein Ende zu bereiten, fragte er Eva:

„Wo bist du heute hingefahren?"

„Wie gewöhnlich ein wenig in den Tiergarten."

„War es schön?"

„Wie immer."

„Warum fährst du so allein, möchtest du nicht lieber jemanden mitnehmen? Wenn dir nun unterwegs etwas zustößt!"

Eva zögerte einen Augenblick mit der Antwort; es war weniger der Inhalt seiner Rede, als der Ausdruck seines Gesichtes und der ernste, bedeutsame Ton, in dem er sprach, was sie stutzig machte.

„Was soll mir zustoßen?" gab sie zur Antwort. „Willst du eine Tasse Tee?"

„Eva," rief er da ungewöhnlich laut, „ich muß mit dir sprechen."

Jetzt wußte Eva, um was es sich handle, er hatte Verdacht geschöpft, wußte vielleicht alles.

Ihre erste Empfindung war tödlicher Schrecken, an dessen Stelle bald feige Angst trat. Aber er ließ ihr Zeit, sich zu fassen; denn als sei er selbst noch nicht

ins Reine mit sich gekommen, schritt er einige Male im Zimmer auf und ab. Er schien für das, was er fragen wollte, Vorbereitung zu bedürfen.

Der Schrecken war inzwischen aus Evas Gliedern gewichen, es war ihr gelungen, ihr Herz gegen die Stimme des Gewissens, das sich einen Augenblick in ihr geregt, zu verstocken. Ein kalter, trotziger Zug hatte sich über ihr Gesicht gelagert, sie war entschlossen, dem, was er vorbringen würde, eine kecke Stirn zu bieten.

„Ich erfahre," begann Mörner mit stockender Stimme, indem er Eva gegenüber Stellung nahm und mit beiden Händen die Lehne eines Stuhles ergriff, den er in nervöser Erregung vor sich hin- und herschob. „Ich erfahre, daß Friedrich von Choiseule viel häufiger in meinem Hause gewesen ist, als ich bisher gewußt hatte." — Hier schwieg er, um den Eindruck dieser Worte auf Eva zu beobachten. Er fand den Ausdruck ihrer Züge gleichgültig bis zur Kälte.

„Friedrich ist stundenlang mit dir zusammen gewesen, zu einer Zeit, wo ich amtlich außer dem Hause beschäftigt war, und neulich hat er dir seinen Besuch abgestattet, als du noch nicht einmal von der Krankheit hergestellt warst, du hast ihn nichtsdestoweniger angenommen. — Sage mir, verhält sich das so, Eva?"

„Die Quelle, aus der du deine Nachrichten schöpfst, kenne ich sehr wohl: Frau Brake."

„Allerdings, Frau Brake."

„Also du horchst die Dienstboten über ihre Herrin aus — reizend."

„Weiche mir nicht aus, Eva, es handelt sich hier — ich will von dir wissen, ob das, was ich dir soeben vorgehalten habe, wahr ist oder nicht. Ist Friedrich wirklich so oft bei dir gewesen?"

„Herr von Choiseule hat mir mehrfach die Freude seines Besuches gemacht.“

„Und warum habe ich davon nichts erfahren, warum ist mir das verheimlicht worden?“

„Es ist dir nichts verheimlicht worden. Du hast nur nicht danach gefragt, das ist alles.“

„Eva, soll ich das glauben! Ein junger Mann besucht meine Frau zuzeiten, wo ich nicht zu Haus bin; ich erfahre davon nichts, und du behauptest gleichwohl, daß hier keine geflissentliche Verheimlichung vorliege!“

„Ich begreife dich nicht, was willst du eigentlich von mir wissen, was soll dir denn verheimlicht worden sein?“

„Nun eben Friedrichs Besuche bei dir.“

„Ich bitte dich, warum hätte ich daraus ein Geheimnis machen sollen. Hast du mir jemals verwehrt, ihn anzunehmen?“

Ihre Glätte brachte ihn außer sich; war sie denn gar nicht zu fassen? Er trat näher an sie heran und blickte ihr scharf in die Augen. Sie schlug sie nicht nieder, errötete nicht einmal, sondern lächelte ihn an, als sei sie gänzlich unbefangen. Sie hatte in diesem Augenblicke etwas von der Katze, die mit der Maus spielt; ihm heute noch die grausamen Krallen ins Herz zu schlagen, dazu war sie fest entschlossen.

„Eva!“ rief er verzweifelt, „was bedeutet dieses Versteckenspiel? Willst du mich glauben machen, du wüßtest nicht und habest nicht gewußt, daß der Verkehr einer Frau mit einem jungen Manne hinter dem Rücken des Gatten, gelinde ausgedrückt, unpassend ist, daß er Verdächtigungen herausfordert? — Was hast du dir bei solchem Tun gedacht, warum hast du mir Friedrichs Besuche verschwiegen? Wäre dein Gewissen so rein

gewesen, wie du mich glauben machen willst, so hättest du zu solchen Mitteln deine Zuflucht zu nehmen nicht nötig gehabt."

„Nun denn, wenn du es wissen willst, ich habe seinen Besuchen nichts in den Weg gelegt, weil mir der Umgang mit ihm zu einem Bedürfnis geworden ist. Hatte ich denn eine andere Zerstreuung? Meinst du, ich könne mich glücklich fühlen in einem Dasein, einer Umgebung wie die meine ist? Immer und ewig dieses tote Einerlei — nein, das hielt ich nicht länger aus. Habe ich mich in dieser Stimmung verleiten lassen, Unrecht zu tun, so ist es deine Schuld! Warum hast du mir ein solches Dasein geschaffen!"

„Eva, das erdreistest du dich, mir zu sagen, mir, der keinen heißeren Wunsch gekannt, als dich glücklich zu sehen. — Ist dir denn meine Liebe, die Sorgfalt, mit der ich dich umgeben, gar nichts gewesen?"

„Liebe — Sorgfalt!" unterbrach sie ihn mit verächtlich geschürzter Oberlippe, während eine teuflische Flamme in ihren Augen auflohte; alle Dämonen, die ihr Busen beherbergte, waren jetzt entfesselt. „Deine Liebe ist mir eine Qual gewesen, sie hat mich mit Ekel, mit Abscheu erfüllt. Es ist Zeit, daß diese Lüge ein Ende nimmt. Als ich dich heiratete, war ich ein Kind, das nicht verstand, was es tat. Wußte ich damals, daß eine Ehe ohne Liebe eine Schmach, eine Fessel, ein Betrug ist? Aber du mußtest das wissen, du mußtest dir sagen, daß du mich und dich unglücklich machen würdest mit dieser Verbindung! — Du hast mich damals überlistet, meine Arglosigkeit mißbraucht, du trägst die Schuld an meinem Unglück. Denn daß du es nur weißt: Ich liebe Friedrich und werde von ihm geliebt. Er ist bei mir gewesen Tag für Tag, noch vor einer Stunde

war er an meiner Seite, ich sehe ihn täglich; hier an dieser Stelle hat er zu meinen Füßen gelegen, hat sein Mund auf dem meinen geruht — nun, was sagst du nun, willst du noch mehr wissen?"

Sie bekam keine Antwort von ihm zu hören auf diesen Ausbruch ihrer Leidenschaft. Er bedeckte die Augen mit den Händen, er wollte sie nicht mehr sehen.

Das Gebäude seines Lebens, das ihm so fest gezimmert erschienen, war zusammengebrochen wie ein Kartenhaus, und jetzt stand er zwischen den Trümmern, ein armer, um sein Höchstes betrogener Mann.

Seine Ehe war eine Lüge gewesen, sie selbst hatte das richtige Wort gebraucht. Sie hatte ihn niemals geliebt, wie klar war ihm das plötzlich, wie waren ihm die Augen aufgerissen worden und wie schmerzte ihn das Licht, das grell hineinfiel!

Und je mehr er sich an die neue Beleuchtung, in der die Dinge ihm jetzt erschienen, gewöhnte, um so abschreckender, häßlicher wurde das, was er sah.

Wie hoch hatte er bisher von seiner Frau gedacht, wie erniedrigt stand sie jetzt vor ihm. — Und ihr Komplice Friedrich, der ihm so nahe gestanden, von dem er so viel gehalten, er war zum Buben an ihm geworden, — wie schmutzig war das!

Mörner fühlte zum ersten Male in seinem Leben ein Gefühl des Ekels vor dem Leben.

Er war ein gläubiger Christ, aber noch war es ihm nicht in den Sinn gekommen, Linderung für seinen Schmerz im Glauben zu suchen. Sein Denken hatte einen ganz anderen Gang genommen: Er dachte daran, wie oft ihm in seiner juristischen Praxis Fälle ehelicher Untreue vorgekommen, wie alltäglich waren betrogene Ehemänner und Scheidungen wegen Ehebruchs,

und wie viel Laster und Unreinlichkeit existierte im Verborgenen, kam niemals ans Licht des Tages. Und doch, wie wäre es ihm noch gestern möglich erschienen, daß auch sein reinliches Heim mit Schmutz besudelt werden könne!

Und nun war es geschehen; sein Heiligtum war geschändet.

Plötzlich fuhr Mörner aus seinem Sinnen auf und blickte um sich. — Niemand außer ihm war im Zimmer. Wo war Eva?

Er eilte in die Nebenstuben, ins Schlafzimmer, — nirgends eine Spur von ihr.

„Wo ist die gnädige Frau?" schrie er das Dienstmädchen im Vorsaale an.

„Die gnädige Frau?" gab diese erstaunt über seinen Ton zur Antwort, „die ist vor einer Viertelstunde schon fortgegangen, sie hatte ihren Pelz an und eine Tasche in der Hand."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eva Mörner war aus dem Hause ihres Gatten entlaufen.

Sie hatte den Salon verlassen, von Mörner, dessen Seele und Sinne von Schmerz umnachtet waren, unbemerkt, hatte im Schlafzimmer hastig verschiedenerlei in Eile Zusammengerafftes in eine Tasche gepackt, dann ihren Pelz umgeworfen, einen Hut aufgesetzt — so war sie davongegangen.

An der nächsten Ecke nahm sie eine Droschke.

„Wohin, mein Fräulein?" fragte der Droschkenkutscher. Ja, wohin? — Sie nannte den Namen des ersten besten Hotels, das ihr einfiel.

Dort angekommen, bat sie um ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer.

Der Portier machte zwar ein erstauntes Gesicht, als er bemerkte, daß sich das Gepäck der Dame auf eine Handtasche beschränke, aber ließ ihr nichtsdestoweniger die verlangten Zimmer anweisen.

Als der Kellner mit dem Meldezettel bei Eva eintrat und sie um die Namensangabe ersuchte, zögerte sie einen Augenblick, dann schrieb sie ihren Mädchennamen.

Darauf bat Eva um die Beförderung eines Briefes, den sie in fliegender Eile geschrieben und an Friedrich von Choiseule adressiert hatte. Dem Boten, der ihr vom Hotel gestellt wurde, schärfte sie ein, die Besorgung des Briefes mit größtmöglichster Schnelligkeit zu bewirken.

Eine halbe Stunde etwa verging, die Eva mit bange klopfendem Herzen verbrachte, da trat Friedrich bei ihr ein.

Sie eilte ihm entgegen und fiel ihm laut weinend um den Hals. Er löste die Fassungslose sanft von sich, veranlaßte sie, niederzusetzen, nahm neben ihr Platz und sagte: „Vor allen Dingen laß mich wissen, Eva, wie das gekommen ist."

Eva berichtete ihm nun, wie sich alles zugetragen. Während sie sprach, versiegten ihre Tränen, ihr Gesicht nahm einen freudigen Ausdruck, ihre Augen einen begeisterten Glanz an.

Was sie getan hatte, war wie im Traume geschehen; ohne auf den Ausgang zu sehen, hatte sie sich nur von ihren Impulsen leiten lassen.

Jetzt, wo es geschehen, wo sie ihren Gatten verlassen und sich ihrem Geliebten in die Arme geworfen

hatte, begriff sie selbst nicht, woher ihr der Mut
solchem Tun gekommen war. Sie kam sich wie e
Heldin vor, sie hatte ein großes Wagnis auf sich g
nommen, und nun erwartete sie bewundernde A
erkennung und jubelnde Zustimmung von seiten desse
für den sie all dies getan hatte.

Aber auf Friedrich wirkte das, was er durch
erfuhr, ganz anders als Eva annahm. Mit Zentn
last wälzte sich das Gefühl der Verantwortlichkeit f
das Geschehene und seine Folgen auf Friedrichs B
wußtsein. Die Dinge nahmen eine ganz ande
Wendung, als er erwartet. Niemals wäre Eva n
seinem Willen aus dem Hause ihres Gatten heimli
entlaufen; sein Plan war gewesen, sie Mörner auf g
setzlichem Wege abzustreiten. Dieser unvorhergesehe
Schritt Evas hatte die Situation völlig verändert, u
für Friedrich galt es nun, mit den neugeschaffen
Verhältnissen zu rechnen. Darum blickte er so er
und vermochte, als sie ihren Bericht geendet, ihre B
glückung nicht zu teilen.

Für Minuten saß er da, die Stirn in der Han
und sann nach. So kam es, daß er die Veränderu
nicht bemerkte, die inzwischen in Evas Zügen v
sich ging.

Eva fühlte sich durch sein Benehmen stark enttäusch
daß er sie in den Arm nehmen, ihren Mund mit Küss
bedecken und in Worte beseligter Wonne ausbrech
würde, hatte sie erwartet; statt dessen schwieg er n
verdüsterter Miene und schien durch das Vernomme
eher unangenehm berührt, als mit Freude erfüllt. S
dachte an Angelikas Worte, sie solle Friedrich prüfe
ob er des Opfers wert sei, das sie für ihn bring

wolle, solle ihn erforschen, ob er es wirklich treu meine mit seiner Liebe.

Ein plötzlicher Verdacht schoß jäh in Evas Seele auf. — Wenn Friedrichs Liebe nun nicht so ernst und wahrhaftig war, wie er ihr zugeschworen, wenn er nur der Zerstreuung und des Genusses wegen mit ihren Gefühlen ein schändliches Spiel getrieben, um sich jetzt, wo sie ernsthafte Beweise seiner Neigung von ihm forderte, feige zurückzuziehen; sein Verhalten in diesem Augenblicke schien dafür zu sprechen.

Als Friedrich endlich auf die für sein und Evas Dasein entscheidende Frage eine Antwort gefunden zu haben glaubte, blickte er auf und griff nach Evas Hand.

Sie riß ihre Hand aus der seinen, und er sah ein Gesicht vor sich, dessen kalten Ausdruck er sich nicht zu erklären vermochte.

„Eva," begann er, „was ist dir?"

„Du liebst mich nicht!" fuhr sie auf.

„Eva —" versuchte er sie zu unterbrechen.

„Nein, ich will deine Entschuldigung nicht hören," rief sie, „was du sagen wirst, weiß ich im voraus."

„Eva, ich bitte, ich beschwöre dich, ändere diesen Ton; ich kann ihn von deinen Lippen nicht hören! Du bist noch krank, und das, was du soeben durchgemacht, hat deine krankhafte Erregung vermehrt."

„Um so häßlicher von dir, auf meinen Zustand keine Rücksicht zu nehmen; ich habe alles für dich geopfert, und du begegnest mir so. Angelika hatte sehr recht, ich sehe es leider zu spät ein."

„Aber um Himmels willen, was habe ich denn verbrochen, was wirfst du mir denn eigentlich vor? — ich verstehe dich nicht!" —

„Deine Kälte, deine Gleichgültigkeit werfe ich dir

vor. Was ich getan habe, ist dir nicht recht, ich s
es ganz genau. Ich hätte meinen Mann nicht verlas
sollen, dort war ich ja versorgt und gut aufgehob
du hattest keinerlei Not mit mir; mich besuchen, mir
Hof machen, das war keine große Last, das paßte
Aber jetzt, wo ich, verführt durch den Glauben,
liebtest mich wirklich, meinen Gatten, mein Haus, a
verlassen habe um deinetwillen, wo ich mich dir s
um den Hals werfe und ausrufe: ‚Nimm mich, j
bin ich ganz und für ewig dein!' da trittst du zur
das hattest du nicht erwartet, das ist nicht nach dein
Geschmacke, das hätte ich nicht tun sollen — nicht wa
Ah Friedrich, wie habe ich mich in dir getäuscht!"

Friedrich schwieg; auf solche Anschuldigungen,
hart und so ungerecht, hatte er nichts zu erwide
Evas Leidenschaftlichkeit entwaffnete ihn.

Wie ein Blitz in dunkler Nacht dem Wande
für einen Augenblick die Landschaft bis in ihre weites
Fernen mit tagesheller Deutlichkeit erkennen läßt,
sah Friedrich in einer plötzlichen Vision seine Zuku
mit erschreckender Gewißheit vor sich.

Er lehnte sich in den Stuhl zurück und bedeckte
Augen mit der Hand, ebenso wie Mörner es
einigen Stunden nach Evas Worten getan, und
harrte so in dumpfem Schweigen.

Da fühlte er plötzlich seine Hand sanft berührt
weggezogen. Er blickte in Evas tränenüberström
Gesicht, sie kniete vor ihm.

„Verzeih, o verzeih!" flüsterte sie „kein Wort
dem, was ich gesagt, habe ich selbst geglaubt. Ich
so erregt, darum verzeihe, — nie, nie wieder soll
geschehen," und sie verbarg ihren Kopf schluchzend
ein Kind an seiner Brust.

Wohin war die düstere Vision, die noch eben vor Friedrichs Seele gestanden? Verblaßt, verschwunden war sie vor der holden Wirklichkeit.

Er umschlang Eva mit beiden Armen, er küßte ihr die Tränen von den Wangen und zog sie vom Boden zu sich empor.

Von Verzeihung wollte er nichts wissen, er sei der schuldige Teil, behauptete er, und müsse sie um Vergebung angehen; seine Rauheit habe das Mißverständnis zwischen ihnen herbeigeführt.

So war die Versöhnung schnell hergestellt, und wie nach einem kurzen Regenschauer im Frühjahr die Natur, so lachte ihnen nach diesem ersten Streite ihre junge Liebe um so lieblicher.

Hand in Hand und Auge in Auge versenkt, saßen sie nebeneinander und berieten über die Zukunft.

Eva war von ihrem Gatten gegangen, ohne zu wissen, was sie tat, sie war einem instinktiven Drange gefolgt; eines nur hatte ihr als festes Ziel vorgeschwebt: die Vereinigung mit Friedrich.

Sie konnte und wollte in Zukunft nicht mehr ohne ihn leben, die Scheidung von dem ihr angetrauten Manne, ein Gedanke, den zuerst Angelika Landskerrotitsch in ihr angeregt und den sie seitdem eifrig in ihrem Herzen bewegt hatte, mußte auf diese oder jene Weise möglich sein.

Eva hatte, wie die meisten Frauen, über die rechtliche Regelung des Lebens äußerst unklare Begriffe. Ein glücklicher Leichtsinn gab ihr, daß sie sich über eingehendere Erwägungen wichtiger Lebensfragen mit der Kühnheit einer Somnambulen hinwegzusetzen wußte. Als echte Frau ließ sie sich von Impulsen und In-

stinkten leiten, nicht von der erwägenden Vernunft u
dem logisch folgernden Verstande.

Ihr schwebte ein liebliches Ideal vor, es stamm
wohl noch aus den vom Halbtraum umfangenen Stund
ihrer Rekonvaleszenz. Sie sah sich mit Friedrich
irgend einem idyllisch einsamen Winkel der Welt
seliges, verliebtes Dasein führen, ob als Eheleute od
als Liebespaar, das war ihr unbewußt, genug, sie war
beieinander, ungestört und unbelauscht lebten sie ga
ihrem jungen Glücke.

Wenn Friedrich sie jetzt aufgefordert hätte, mit ih
zu entfliehen und ein Dasein in der von ihr erträumt
Weise zu beginnen, Eva hätte sich nicht einen Auge
blick besonnen, ihm zu folgen.

Fragen wie die: ob solches Tun gesetzlich
Unrecht angesehen werde, wovon sie leben sollten u
welchen Einfluß ihre Vereinigung auf Friedrichs Leben
weg nehmen müsse, stellte Eva nicht.

Auch über Friedrich war die Versuchung mäch
gekommen, als Eva willenlos hingegeben, liebeheische
in seinen Armen lag, sie zu nehmen, mit ihr zu flieh
und den Wonnemond mit dem geliebten Weibe
feiern. Aber er widerstand seiner Lockung siegrei
noch hatte er sich den Kopf so weit klar erhalten,
hinter dem lieblichen Bilde der Phantasie die unau
bleiblichen Folgen eines solchen Schrittes warne
drohen zu sehen.

Es war kein leichtes Stück Arbeit für ihn, E
von der Notwendigkeit vernunftgemäßen planvoll
Handelns in diesem Augenblicke zu überzeugen. Me
als einmal flammte ihre kaum beschwichtigte Leide
schaftlichkeit wieder auf.

„Zu meinem Manne kehre ich nicht zurück!“ r

sie, „eine solche Schmach würde ich nimmermehr ertragen."

„Das sollst du auch nicht, Eva," erwiderte er. „Niemand verlangt das von dir. Auf alle Fälle aber ist es nötig, daß wir uns für die nächste Zeit trennen. Ein Zusammenleben, wie du es dir vorgestellt hast, ist vorläufig noch unmöglich für uns. Du hast mir vorgeworfen, ich scheue das Urteil der Welt, glaube mir, ich frage nichts danach; ich gebe nur auf das Urteil sehr weniger Menschen etwas, aber deren Achtung möchte ich mir erhalten. Denke an meine Mutter — ich weiß es, ich würde mir ihre Liebe für ewig verscherzen, sie würde sich lossagen von mir, wenn ich die ewigen Gesetze der Moral mit Füßen treten wollte. — Verstehst du mich, Eva!"

Statt der Antwort senkte sie das Haupt und schwieg. Er wußte nicht, wie er ihr Schweigen zu deuten habe und ließ sich vor ihr auf die Knie nieder, um ihr in die Augen blicken zu können.

„Eva, Geliebte, was hast du, was ist dir?" fragte er in einschmeichelndem Tone, „traust du mir denn nicht? Glaube mir, ich liebe dich, ich schwöre es dir zu mit dem heiligsten Eide. Ich kenne nichts auf der Welt, das ich mit heißerer Sehnsucht erharrte, als die Vereinigung mit dir. Und doch ist es meine Pflicht, den Weg ausfindig zu machen, auf dem allein wir zu wahrem Glücke gelangen können; verfehlen wir ihn, so stürzen wir uns selbst in jammervolles Verderben. Siehst du denn das nicht — sprich, Eva?"

„Du hast deine Mutter lieber als mich!" stieß sie hervor.

„Ich liebe meine Mutter, und wenn ich es nicht täte, wäre ich ein Schurke. Aber du mußt nicht eifer-

süchtig auf sie sein, Eva; in meinem Herzen ist Pla
für euch beide. Wie süß ist die Hoffnung, daß s
dich noch einmal als liebe Schwiegertochter begrüße
wird, denn wir werden, wir müssen die Hindernisse übe
winden, die sich unserer Verbindung in den Weg stelle
Es wird ein harter Kampf werden, ich weiß es, abe
der herrlichste Preis winkt. Und darum gilt es, Ve
nunft, Standhaftigkeit, Selbstbeherrschung und vor alle
Geduld üben. — Siehst du das jetzt ein wenig ei
mein süßes Herz!"

„Ja, ja — wie du willst," sagte sie plötzlich seh
weich geworden, und wieder schimmerten Tränen i
ihren dunklen Augen. „Ich muß dir ja vertrauen, ic
habe ja niemanden außer dir auf der Welt. — Friedric
vergiß niemals, daß ich alles um deinetwillen aufgegebe
habe."

„Das werde ich nie vergessen, Eva," erwiderte e
„Dein Leben ist fortan mein Leben, dein Glück mei
Glück."

Ihr Widerstand war jetzt gebrochen. Willig gin
sie auf seine Vorschläge, ihre nächste Zukunft be
treffend, ein.

Friedrich erklärte es für nötig, daß sie zunächs
Berlin verlasse; das war auch ihr Wunsch, aber wohi
sollte sie gehen? Sie hatte keine Verwandten, und w
ihre verschiedenen Jugendfreundinnen sich jetzt aufhielte
war ihr nicht bekannt.

Da kam ihr ein rettender Gedanke: Angelika. Be
wem konnte sie bessere Zuflucht finden als bei ihre
besten, teuersten Freundin.

Bei Angelika würde sie nicht nur Aufnahme
sondern auch Trost und Rat finden. Die würde i
Evas Handlungsweise nichts Unbegreifliches sehen, di

Kluge, Welterfahrene, hatte wohl gar voraussehend geahnt, daß es so kommen werde.

Bei Friedrich fand dieser Plan volle Beistimmung. Er tat sofort die nötigen Schritte, um ihre Reise zu der Freundin vorzubereiten.

Zunächst setzte er in Evas Namen ein Telegramm an Angelika auf, in welchem dieser ihr Kommen angemeldet wurde. Dann stellte er aus verschiedenen Reisehandbüchern einen Reiseplan für Eva zusammen.

Auch die Mittel zu der Fahrt wurden von Friedrich beschafft; denn Eva hatte ihr bisheriges Heim verlassen, ohne etwas anderes mit sich zu nehmen, als einige Toilettenartikel, etwas Leibwäsche und ein Kästchen mit Schmucksachen; was sie an Geld zufällig bei sich hatte, war nicht nennenswert.

Friedrich eilte nach dem Bankhause, bei welchem er den größten Teil seines vom Vater ererbten Vermögens, ein Kapital von sechzigtausend Mark, deponiert hatte, und erhob dort eine Summe, die er für die Bestreitung der Reisekosten und der nächsten Bedürfnisse Evas für hinreichend hielt.

Auf dem Rückwege zum Hotel kaufte er für Eva eine Reisedecke, einen pelzgefütterten Fußsack und noch verschiedene andere Artikel, die zu ihrem Komfort dienen sollten, und trat, mit diesen Einkäufen beladen, vor sie.

Seine Fürsorge rührte Eva, wie bereute sie jetzt ihren Argwohn von vorhin, und an seinem Halse hängend, erbat sie sich nochmals mit bebender Stimme Verzeihung.

„Mein ganzes Leben soll in Zukunft solcher Fürsorge für dich gewidmet sein," sagte Friedrich. „Wie glücklich mich der Gedanke macht, daß du nun ganz

von mir abhängst, Eva. Früher mußte ich zähn
knirschend von ferne stehen, durfte dir nichts sein, den
du gehörtest einem anderen. Aber dieser Zwang i
aufgehoben, ich darf nicht nur, nein, ich habe die Pflich
für dich zu sorgen, und das macht mich glücklich."

Jetzt, wo sich ihm Eva ganz anvertraut hatte, w
Friedrich fühlte, daß ihm und ihm allein die Ve
antwortung für ihre Zukunft auf die Schultern geleg
sei, war ein Gefühl zuversichtlicher Beruhigung üb
ihn gekommen. Nun brauchte er nicht mehr, wie eh
dem, von Zweifeln und Bedenken gequält, unsich
umherzutappen. Denn seit heute war eine Tatsach
geschaffen, die in ihrem Bestehen nichts mehr an si
ändern und deuten ließ. Indem Eva ihren Gatte
verlassen und sich Friedrichs Obhut anvertraut, hat
sie erklärt, wem sie in Zukunft das Recht erteile, üb
ihr Dasein zu entscheiden. Das Leben hatte für ih
an Bedeutung und Wert gewonnen, seit es der Anke
grund für ein anderes, ihm so teueres, geworden wa

Choiseule ging an jenem Abende beizeiten von Ev
ihre Liebkosungen und Vorstellungen vermochten nich
ihn zu längerem Bleiben zu bewegen; er sagte sic
daß die eben erst von schwerem Krankenlager Erstanden
am Vorabende einer längeren Reise ungestörter Ruh
dringend bedürfe.

Aber die glühenden Küsse, mit denen er ihr bei
Abschied den Mund bedeckte, konnten sie belehren, wi
schwer es dem Geliebten wurde, in diesem Augenblic
entsagende Selbstbeherrschung zu üben.

Am nächsten Morgen fand sich Friedrich scho
frühzeitig wieder bei Eva im Hotel ein, er begleitet
sie im Wagen zum Bahnhofe, und mit demselben Zug
der vor einigen Wochen Angelika und ihren Gatten vo

Berlin geführt hatte, eilte jetzt Eva Mörner aus der Stadt, die während des letzten Jahres ihre Heimat gewesen, mit bang klopfendem Herzen einem fremden Lande und unbekannten Verhältnissen entgegen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Als Choiseule vom Bahnhofe nach seiner Wohnung zurückkehrte, wurde ihm von seiner Wirtin gemeldet, bereits vor Stunden sei ein älterer Herr gekommen, welcher den Wunsch geäußert habe, Herrn von Choiseule zu sprechen; er sei drinnen im Zimmer und warte.

Obgleich Friedrich eben erst mit sich ins Reine gekommen war, daß es seine Pflicht sei, eine Unterredung mit Mörner aufzusuchen, schrak er jetzt doch zusammen, bei dem Gedanken, vor den Mann treten zu sollen, dessen Frau er für sich begehrte.

Das Ungeheuerliche seines Ansinnens kam ihm auf einmal klar zum Bewußtsein; er zögerte einen Augenblick, die Klinke in der Hand, dann warf er den Kopf zurück und trat entschlossen in sein Zimmer.

Mörner saß in der Mitte des Raumes am Tische, die Hände vor sich auf der Tafel liegend, anscheinend hatte er eben noch den Kopf in den Händen gehalten. Sein Hut lag neben ihm, er hatte den Paletot anbehalten, Bart und Haupthaar schienen ungekämmt, es war zu erkennen, daß er während der letzten Nacht nicht ins Bett gekommen.

Friedrich erbebte unwillkürlich, als er in Mörners Gesicht blickte; war denn der Mann seit gestern um Jahre älter geworden? Tiefe Gramfalten durchfurchten seine Züge, die Haut war blaß und erschlafft, die Augen düster umschattet.

Es lag so etwas Jämmerliches in der ganzen Er-
scheinung, das zu der behäbig heiteren Ruhe, die Mörne
sonst zur Schau trug, in lebhaftem Kontraste stan
Friedrich wartete seine Ansprache ab. Mörne
setzte mehrfach zum Sprechen an und brachte schließli
mit zuckenden Lippen und heiserer, gebrochener Stimm
ein: „Wo ist Eva?" hervor.

„Sie ist verreist, Herr Präsident," erwiderte ih
Choiseule.

„Verreist — wohin?"

„Nach Ungarn, zu ihrer Freundin, der Gräfi
Landskerrotitsch."

„Zu ihrer Freundin, der Gräfin Landskerrotitsch
— wiederholte Mörner automatisch, und nach ein
Pause, während der er geschluckt hatte, als schlinge
an einem Bissen, der seinem Gaumen widerstand, sag
er: „Also entflohen — davongelaufen."

Friedrich hatte inzwischen an seinem Schreibtisc
Platz genommen, er kehrte Mörner auf diese Wei
halb den Rücken zu; dem Manne ins Gesicht zu blicke
war ihm ein peinigendes Gefühl. Wie viel lieber hätt
er Evas Gatten die Pistole auf seine Brust richte
sehen, als diese gramvollen Blicke, in denen ein Vo
wurf lag, der seinen Stolz tief demütigte.

Wenn Mörner ihm ein gänzlich Fremder gewese
wäre, wenn er sich ihm nicht in mehr als einer B
ziehung zu Danke verpflichtet gefühlt hätte, wenn
ihn hätte hassen oder verachten dürfen, Friedrich würd
kühn vor ihn hingetreten sein und seine Forderunge
gestellt haben; aber dieser bemitleidenswerten Gesta
eines Mannes gegenüber, auf den er von Jugend a
gewöhnt war, mit Achtung zu blicken, erstarben ihm d
Worte auf den Lippen.

„Und du bist ihr Mitschuldiger und Helfershelfer!" begann jetzt Mörner, „das erleben zu müssen, an dir, den ich geliebt habe, als seist du mein eigener Sohn, dem ich vertraut habe, wie einem Freunde — du hast mein Vertrauen in schändlicher Weise betrogen. Ich selbst führte dich meiner Frau als einen lieben, jungen Freund zu, mein Haus stand dir von da an jederzeit offen, ich kannte keinen Argwohn dir gegenüber, und nun gehst du hin und tust mir das an, betrügst mich mit meiner Frau, hast heimlichen Verkehr mit ihr wochen-, monatelang, ohne daß mir die Ahnung eines Verdachtes kommt — Ehebruch mit der Gattin des ehemaligen Vormundes, des Vertrauten deines seligen Vaters, des Freundes deiner Mutter — Friedrich, ist das nicht elende, schändliche Ruchlosigkeit?"

Friedrich war aufgesprungen, er war bleich im Gesicht und blickte mit düsterer Entschlossenheit drein, Mörners Vorwürfe und vor allem diese Bezichtigung des Ehebruchs und eines sträflichen Verkehrs mit Eva verwandelten seine Zaghaftigkeit in trotzigen Mut.

„Sie irren sich, Herr Präsident," rief er. „Ich sage Ihnen, daß Sie sich völlig irren. Ich leugne nicht, daß ich Ihre Frau liebe, und daß Eva um meinetwillen Sie verlassen hat; aber gerade weil ich sie liebe, ist mir nichts heiliger gewesen als ihre Ehre, sie ist rein und unbefleckt geblieben, das kann ich Ihnen beschwören. — Glauben Sie nicht, daß ich von der Begierde sinnlichen Genusses getrieben, frivol in diese Leidenschaft hinein getaumelt bin; so wahr ich in Ihnen den treuen Bewahrer und Ratgeber meiner Jugend verehre und so wahr ich meine Mutter liebe, ich habe gegen diese Liebe, die mich zu ihrer Gattin hinriß, angekämpft, ich habe sie niederzuringen, zu übertäuben

versucht, umsonst, sie blieb, sie wuchs, und nur mit den
Leben kann sie aus meiner Brust gerissen werden."

„So pochst du also, wie es scheint, noch auf dei
Recht, meine Frau zu lieben."

„Die Liebe hat allerdings ihr Recht."

„Nicht eure Liebe, die verbrecherisch ist. Den
trotz deiner Worte, denen ich Glauben schenken wil
erkläre ich euer Tun für Ehebruch. Mag der welt
liche Richter entscheiden, wie er will, es gibt noch ei
höheres Tribunal. Denke an die Worte des Erlösers
‚Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der ha
schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen'."

„Hören Sie mich an, Herr Präsident, es muß i
dieser Frage klar zwischen uns werden, und darum wi
ich offen heraus sprechen. Sie mögen meine Motiv
für falsch erklären, aber für verbrecherisch dürfen Si
sie nicht halten. Ich behaupte, ein gut begründete
Recht auf Eva zu besitzen, obgleich sie in diesem Augen
blicke noch im Sinne des Rechtes Ihre Ehefrau is
Eva liebt mich, sie hat mir erklärt, ohne mich nich
mehr leben zu können und zu wollen, sie sieht die Ver
bindung mit Ihnen als einen verhängnisvollen Irrtu
an, dem ein Ende zu bereiten sie entschlossen ist. De
erste Schritt dazu ist getan, Eva hat Sie verlasse
und zwar ohne mein Anraten und Dazutun; diese Ta
entspringt ihrer eigenen, freien Entschließung. Sie ha
sich dann, wiederum aus freien Stücken, in meine
Schutz begeben und mir die Sorge um ihr weitere
Leben anvertraut. Darin liegt meines Erachten
moralisch das Recht für mich begründet, Eva in Zu
kunft als die meine betrachten zu dürfen."

Er wurde von Mörner unterbrochen, der von seine
Sitze aufsprang und dicht an Friedrich herantrat; au

seinen Zügen war der fassungslose Schmerz gewichen, er hatte dem Ausdrucke zorniger Entrüstung Platz gemacht.

„Friedrich,“ rief er aus, „wohin bist du geraten! Die Art und Weise, wie du dein Tun beschönigst, ist Blasphemie. Sprich nicht von Recht und Moral, deine Worte richten sich gegen dich selbst. Eine Handlungsweise, wie die deine, schlägt der sittlichen Weltordnung ins Gesicht. Du hast dich nicht nur gegen deine Mutter und mich, sondern vor allem auch gegen Eva selbst vergangen, denn sie ist von euch beiden der unschuldigere Teil; sie ist jung und unerfahren, es war keine Kunst, sie zu betören, und — sie war schlecht bewacht. Das ist der bitterste Tropfen in meinem Kelche, daß ich mir sagen muß, ich selbst trage an dem Unglück schuld, das über mich hereingebrochen; ich bin leichtsinnig, ich bin sorglos und verblendet gewesen, ich habe als Hüter eines köstlichen Schatzes geschlafen, während der Dieb einbrach. — Friedrich, wir alle haben gefehlt, gib die Sophismen auf, die du nur ersonnen hast, um dich vor dir selbst zu entschuldigen; die einzige Rechtfertigung eines Unrechtes ist, es erkennen, bekennen und gut zu machen suchen. Laß uns dabei vereint ans Werk gehen; sage mir zunächst offen und ehrlich, was hast du mit Eva verabredet, warum ist sie nach Ungarn gereist, was plant ihr für die Zukunft?“

„Sie sollen die offene Antwort haben, die Sie wünschen, Herr Präsident: Eva will sich von Ihnen scheiden lassen, und ich werde sie dann heiraten.“

„Scheiden! — Und das sagst du so leicht hin, wie etwas Selbstverständliches — Scheiden! Da habe auch ich noch ein Wort mitzureden. Meinst du, ich werde meine Frau, die ich liebe, obgleich sie schwer an mir

gefehlt hat, von der Seite reißen lassen, ohne einen Finger zur Verteidigung meines Eigentums zu rühren! — Scheidung? Nimmermehr! Sie ist meine Frau und wird es bleiben, ich werde sie halten, und wenn sie jetzt fern von mir weilt, so werde ich dafür Sorge tragen, daß sie dahin zurückkehrt, wo ihr Platz im Leben ist, an meine Seite — und sie wird zurückkehren."

„Glauben Sie nicht, Herr Präsident, daß Evas Neigung für mich eine flüchtige sei, unsere Liebe ist tiefgewurzelt und wird jede Prüfung überstehen. Ihre Versuche, unsere Verbindung zu verhindern, sind aussichtslos, es steht nur in Ihrer Macht, sie zu verzögern. — Eva wird nicht zu Ihnen zurückkehren. Und würden Sie eine Frau, die Ihnen ihre Liebe für einen anderen offen bekannt hat, wieder in Ihrem Hause aufnehmen, weiter mit ihr leben wollen, als ob nichts vorgefallen sei?"

„Es wäre nur meine Pflicht, so zu handeln, meine Einwilligung zu eurer Verbindung würde nichts anderes sein als eine Billigung, eine Unterstützung des Unrechtes. An mir ist es, die Verirrte mit Milde und Ernst auf den Weg der Pflicht und des Rechtes zurückzuführen, unverantwortlich wäre es von mir gehandelt, wollte ich euren Plänen Vorschub leisten — oder hast du wirklich geglaubt, ich würde in eine Scheidung willigen?"

„Mit dieser Hoffnung habe ich mich allerdings getragen, ja, daß ich es offen heraussage, ich habe angenommen, Ihnen selbst müßte nach dem, was Sie erfahren, eine Scheidung als die einzig richtige Lösung eines Verhältnisses erscheinen, dessen Voraussetzungen: gegenseitige Liebe und Achtung, weggefallen sind, und

das in seinem weiteren Bestehen eine Unwahrheit, ja ein Unrecht sein würde."

„Deine Verblendung ist lächerlich. Ich soll die Frau, der ich meine Liebe, mein Alles geschenkt habe, der ich Treue geschworen und die vor Gott und Menschen mir angetraut ist, so von mir gehen lassen, wie man einen Dienstboten aus dem Hause ziehen läßt, dessen Kontrakt abgelaufen ist, und das, weil sie von einem vermessenen, verblendeten jungen Menschen, in dessen Kopfe die Leidenschaft die Begriffe des Rechtes und der Moral verwirrt hat, betört und verführt worden ist. Es gibt noch etwas Höheres als das Recht der Liebe, das du für dich in Anspruch nimmst, Friedrich, das ist die göttliche Weltordnung, und die duldet nicht, daß der Mensch das trenne, was Gott zusammengefügt hat."

Mörner griff nach seinem Hute; dann trat er noch einmal vor Friedrich hin und blickte ihm in die Augen.

„Friedrich," hob er dann in weicherem Tone an, „komme zu dir selbst, besinne dich auf dein besseres Ich, denke an deine Mutter, die du unter den Rasen bringst, verharrst du auf dem eingeschlagenen Wege, und vor allem denke an Eva, die du zu lieben behauptest, und deren Ehre, Leben und Ruf du mit dem deinen aufs Spiel setzen willst; und wenn du nicht ganz verblendet bist, wenn noch ein Funken gesunden Verstandes in deinem Hirn, ein Rest von Bewußtsein des Rechten und Sittlichen in deiner Brust wohnt, so wirst du abstehen von dem, was du vorhast, du wirst deine Verirrung einsehen und selbst Schritte dazu tun, euer Unrecht gut zu machen, indem du Eva dazu veranlaßt, an meine Seite zurückzukehren — willst du das tun?"

„Nein!" erwiderte Choiseule mit dumpfer Stimme.

„Dann habe ich nichts mehr mit dir zu schaf
erklärte Mörner und trat von ihm zurück.

Friedrich ließ ihn gehen, lange blickte er ihm
verdüsterter Miene nach; war es denn wirklich
mußte er mit allem, das ihm bisher verehrungsw
und teuer gewesen, brechen, um nur das eine zu
halten: Eva und ihre Liebe!

War der Preis des Einsatzes wert?

Er mußte es sein, sonst war er selbst der
jammernswerteste der Menschen.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Nach jener Unterredung mit Mörner währte Friedrichs Bleiben in Berlin nicht lange. Der Boden brannte ihm hier unter den Füßen. Er scheute sich, den Leuten, denen er am nächsten stand: Mörner, Burt, Schaurotts zu begegnen. Sein Zustand war der eines Verbrechers nach vollbrachter Tat; innere Unruhe treibt ihn von dem Orte, wo sie geschehen, in einer veränderten Umgebung, fern von den Zeugen seines Unrechts allein noch kann er hoffen, seinen Gleichmut wiederzufinden.

Friedrich beschloß daher, sein Bündel zu schnüren und Berlin zu verlassen. Schon immer hatte es ihm im Sinne gelegen, Dresden, das er noch nicht kannte, aufzusuchen. Jetzt schien ihm der geeignetste Zeitpunkt, diesen Plan zur Ausführung zu bringen. Er wartete nur noch auf ein Telegramm, das ihm Eva verabredetermaßen von Dzöröneck aus schicken sollte. Das Telegramm traf ein, es meldete ihm Evas glückliche Ankunft bei den Freunden.

Friedrich ging von Berlin, ohne die üblichen Abschiedsbesuche zu machen; nur Burt und seiner Schwester schickte er die Nachricht, daß er für die nächste Zeit auf Reisen nach Süddeutschland gehe.

Friedrich sah die sächsische Hauptstadt in dem Kleid
das ihr am besten steht: im Frühlingsgewande. Vo
wolkenlosen Himmel schien eine prächtige Sonne he
nieder und täuschte mit ihrem verschönenden, gol
verbrämenden Glanze freundlich über die bräunlich
Färbung des Elbstromes und die düster schmutzige
Töne der engen Straßen und rußigen Häuser der innere
Altstadt hinweg. In den Gärten des englischen Viertel
auf den Zwingeranlagen, im großen Garten und d
Bürgerwiese prangten Bäume, Strauchwerk und Rase
in saftigem, hellen Frühlingsgrün, und rings auf de
Anhöhen am Strome entlang, die zur altehrwürdige
Augustusbrücke und der Brühlschen Terrasse herübe
blicken, lag es wie Schnee; ein lieblicher Nachwinter
die Baumblut.

„Hier ist gut sein," dachte Friedrich; und vor seine
Seele entstand schnell ein reizvolles Phantasiegemälde
Hierher wollte er einst mit Eva ziehen, wenn s
einander ganz zugehören würden; hier, in dieser schöne
Stadt, wollten sie sich niederlassen, hier gedachte er sic
einen Wirkungskreis zu schaffen, hier würde er Arbe
finden, Geld verdienen und im Kreise seiner Famili
der glücklichste Mensch unter der Sonne werden. Dies
Fata Morgana beständig vor Augen, ging Choiseul
umher wie ein Träumender. Er spielte unaufhörlic
mit seinen Phantasien; wie im Kaleidoskop den bunte
Steinchen, so gab er seinen Plänen jeden Augenbli
eine andere Zusammenstellung. Daß Schwierigkeiten
ja vielleicht unüberwindliche Hindernisse in seinem Weg
lägen, davon wollte er jetzt nichts wissen. Er eliminiert
die Faktoren, die ihm in seine Rechnung nicht paßten
einfach aus dieser.

Gänzlich befangen von dem süßen Zauber diese

Traumwelt eilte er, mehr von einem gewissen Pflichtgefühl denn von Interesse getrieben, in die Museen. Er sah die Madonna, den Zinsgroschen und ungezählte andere Perlen und wunderte sich über sich selbst, daß er so gleichgültig blieb, und über die Kunstwerke, daß sie ihm nichts zu sagen hatten. Dann dachte er daran, daß er ja hierher zurückkehren werde und sah sich im Traume an Evas Seite diese Galerien durchwandern; wie reizend würde es sein, ihr die Bedeutung und Schönheit all der Schätze zu erläutern.

Am dritten Tage seines Aufenthaltes in Dresden erhielt Friedrich einen Brief von Eva. Wie hastig riß er das Kuvert auf. Eva schrieb:

„Lieber Friedrich! Wie Du schon durch mein Telegramm erfahren hast, bin ich glücklich in Dzöröneck angekommen. Die Fahrt war so endlos und so entsetzlich einsam; ach, wie viel habe ich an Dich gedacht und mich zurückgesehnt nach Dir, und jede Minute vermehrte doch nur die Entfernung zwischen uns. Ich freue mich, daß Du jetzt in Dresden bist; Du bist mir dort doch um ein kleines Stück näher gerückt. Nun aber von hier, denn Du wirst gewiß begierig sein, zu erfahren, wie ich mich mit den Landskerrotitschs eingerichtet habe. Laß Dir denn sagen, daß sie mich reizend freundlich aufgenommen haben. Ich war zuletzt doch im Zweifel, ob es auch ganz passend sei, daß ich mich so mir nichts dir nichts bei ihnen angesagt hatte, und ich war recht verlegen, als ich Angelika wiedersah, denn ich konnte ja noch nicht wissen, wie sie das, was inzwischen geschehen ist, auffassen werde. Aber sie war ganz die alte; herzlich und liebenswürdig. Die eigentliche Ursache meines Kommens wurde zunächst gar nicht von uns berührt. Sie ist doch eine Frau von

sehr viel Welt; findest Du nicht auch? — Ich bewoh
zwei reizende Zimmer hier im Schloß, elegant u
komfortabel wie alles in Dzöröneck. Wände und Mö
des Schlafzimmers sind mit demselben Stoffe üb
zogen; das Muster ist japanisch mit großen bun
Phantasieblumen und Vögeln. Das Wohnzimmer h
eine mattgelbe Tapete und Möbel mit Goldbrokatst
Ein Bechsteinflügel ist darin, den mir der Graf h
hereinsetzen lassen, damit ich meiner Kunst unter d
Barbaren nicht ganz fremd werde, wie er sagte.
ist so amüsant, der Graf, und wie vortrefflich paßt
zu Angelika. Sie verkehren allerliebst miteinander,
beiden. Ach Friedrich, wäre uns doch auch ein solch
Glück beschieden, wie selig wollte ich sein, und nie,
wieder würde ich Dir Grund zu Betrübnis geben, v
laß Dich darauf.

„Ich habe in den ersten Tagen mit Angelika ni
über Dich gesprochen, sie fing von selbst nicht an, u
ich scheute mich davor. Endlich gestern abend, als
mir gute Nacht sagen kam, faßte ich mir ein Herz u
erzählte ihr alles. Sie sagte nicht viel und meinte,
habe vorausgesehen, daß es so kommen werde. Da
fragte sie mich, ob ich wisse, welche Schritte Mörn
tun werde, um mich zur Rückkehr zu ihm zu veranlass
Ich wußte darüber natürlich nichts, verstand auch ni
recht, was sie meinte, aber es hat mich erschreckt. Ka
mich denn Mörner zwingen, zu ihm zurückzukehre
Mir ist recht bange geworden, Friedrich; was w
getan haben, ist doch sehr gewagt. Ach Friedri
schreibe doch bald an mich und beruhige mich, sage m
daß Du mich liebst und daß alles gut werden wi
dann will ich ganz ruhig sein, denn ich vertraue D
mein Geliebter, über alles.

„Im übrigen fühle ich mich hier so glücklich. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie schön alles ist: das Schloß, der Park, die Umgebungen. Die Menage ist fürstlich, und doch fühlt man sich nicht gedrückt, denn der Graf ist die Courtoisie in Person und Angelika so schlicht und einfach in ihrem Wesen, wie wir sie in Berlin kennen gelernt haben. Eine Verwandte des Grafen, ich glaube eine Cousine seiner verstorbenen Mutter, ist hier: Prinzeß Oblonska, eine ältere unverheiratete Dame. Sie spricht sehr gutes Französisch, weiß eine Menge Geschichten, scheint selbst viel erlebt zu haben und ist sehr freundlich gegen mich. Der Graf fährt uns viel spazieren, um uns die Umgegend zu zeigen. Alles ist hier so eigenartig; die Leute küssen einem den Arm, so oft sie unser ansichtig werden. Gestern abend kam eine Zigeunerbande, die reizende Lieder aufspielte, so süß und melancholisch. Ich war froh, daß es dunkel war, sonst hätten die anderen meine Tränen gesehen. Die Sehnsucht nach Dir, mein Geliebter, überkam mich allzumächtig. Friedrich, darf es denn nicht sein, müssen wir getrennt voneinander leben, und wie lange soll diese Qual dauern!

„Ich will nun schließen, obgleich ich die ganze Nacht hindurch so weiter mit Dir plaudern könnte. Ist es nicht, als wären wir Jahre voneinander getrennt, und es ist doch noch keine Woche her, daß ich zum letzten Male in deinen Armen ruhte. Lebe wohl, schreibe bald und viel an Deine, Dir in alle Ewigkeit treue Eva."

Der Inhalt dieser Zeilen war so charakteristisch für die Schreiberin, daß es Friedrich beim Lesen zumute ward, als stünde sie leibhaftig vor ihm und spräche zu ihm, und mit Riesengewalt packte ihn die Sehnsucht nach dem geliebten Weibe.

Von Dresden aus reiste Friedrich über Prag, w
er nur einen kurzen Aufenthalt machte, nach Wie
Dort endlich fand er den Mut, einen Brief an sei
Mutter zu richten. Er teilte ihr das Geschehene
schonendster Form mit und versuchte es, Evas u
sein Tun nach Möglichkeit zu rechtfertigen. Wie berei
Mörner gegenüber, betonte er das Recht ihrer Lie
und erklärte die eheliche Verbindung mit Eva als d
Ziel seines Strebens.

Friedrich kannte seine Mutter zu genau, um a
nehmen zu können, daß dieser Brief, so viel Beredsa
keit er in demselben auch aufgewandt haben mochte,
umstimmen und seinen Plänen geneigt machen werd
er wußte, daß ihm mit seiner Mutter der schwer
Kampf bevorstehe, aber er hoffte viel von dem Einfl
der Zeit, die selbst harten Stein mürbe macht.

Die aufdringliche Pracht der Wiener öffentlich
Gebäude, die Ringstraße mit ihren glänzenden Läde
das elegante Treiben der Frühjahrssaison im Prat
die das Entzücken jedes Reisenden hervorrufen, war
ihm in seiner jetzigen Gemütsverfassung zuwider.
sehnte sich nach dem Genusse des Unverfälschten, U
sprünglichen. Was waren für ihn Sehenswürdigkeite
wie klein erschienen sie ihm neben dem, was ihn durc
glühte. Nur die Natur in ihrer unwandelbar
Frische, mit ihren Reizen, die sich nicht anspruchsv
aufdrängen, sondern bescheiden warten, daß man
empfinde, durfte sich neben seine Liebe stellen.

Er verließ das bereits im Frühjahr sonnenhe
staubige Wien und ging über den Semmering tief
hinein nach Steiermark. Das Wandern durch dunk
schattige Tannenwälder, das Erklimmen von Felswänd
und Gipfeln, der Anblick von leuchtenden Schneefelder

und tiefgrünenden Waldseen, von steinigen Halden, blumigen Matten und friedlichen Gebirgsdörfern erfrischte ihm Körper und Seele, aber Evas Bild vermochten diese Eindrücke nicht in den Hintergrund zu drängen, es stand fest auf seinem Altare, und in inbrünstiger Andacht beugte der Liebende seine Knie vor ihm.

Die Sehnsucht nach einem Briefe von ihr trieb ihn nach Wien zurück, und seine Erwartung hatte sich nicht getäuscht, er fand ein Schreiben von Evas Hand dort vor.

Evas Brief war in anderem Tone gehalten als der erste, sie schrieb: „Geliebter Friedrich! Mörner hat an mich geschrieben, er fordert meine sofortige Rückkehr zu ihm. Der Ton seines Briefes hat mich erschreckt, er schreibt so, als habe er noch irgendwelche Gewalt über mich. Kann er mich denn zwingen, zu ihm zurückzukehren? Das wird niemals geschehen, eher gebe ich mir selbst den Tod. — Ich hatte gehofft, nie wieder von ihm zu hören; die drei Jahre an seiner Seite kommen mir vor wie ein böser Traum, ich versuchte ihn zu vergessen, und nun das! Sage mir, Friedrich, wie ich diesen Brief zu verstehen habe, hilf, rate, was soll ich tun? Soll ich von hier weggehen an einen Ort, wo er mich nicht ausfindig machen kann, wo ich vor jeder Verfolgung sicher bin? Ach, ich bin so ratlos, so furchtsam, mir ist, als müsse ich vergehen vor Sehnsucht nach Dir, mein Friedrich. Ende doch diese Pein, was hindert Dich daran, uns beide glücklich zu machen? Es sind nur Skrupel, übertriebene Gewissenhaftigkeit. Ich habe um Deinetwillen meinen Gatten verlassen und habe darum ein Recht, zu fordern, daß Du fortan an meiner Seite bleibst zu meinem Schutz und meiner Ver-

teidigung. Sollte man darin etwas Unrechtes fi
können? Nun, wir sind über das Urteil der Welt
haben. Angelika und ihr Gatte wenigstens de
groß genug, sich über derartige Vorurteile hin
zusetzen, sie würden nichts gegen Deine Hierherk
einzuwenden haben; daß alle Dehors zwischen uns
strengste gewahrt werden, ist ja selbstverständlich.
Friedrich, wenn Du mich lieb hast, so komme, bew
daß ich Dir mehr wert bin als jene kleinlichen R
sichten auf das Urteil anderer, folge der Stimme De
Herzens, die Dir rät, hierher in meine Arme zu flie
wenn anders mir dieses Herz seine Treue gehalten
Wenn es noch eines weiteren Ansporns für Dich bed
so höre denn, daß Dein Freund, Doktor Burt, h
hier erwartet wird. Schreibe nicht, komme selbst!
dieser Hoffnung begebe ich mich jetzt zu Bett;
Hoffnungsträume werden mich umgaukeln, möchten
doch in Erfüllung gehen. Deine in alle Ewi
treue Eva."

Eine Stunde nachdem Friedrich diesen Brief
halten, waren seine Sachen gepackt, die Hotelrechn
bezahlt und eine Droschke wartete, um ihn nach
Bahnhofe zu bringen.

Zweites Kapitel.

Friedrich fuhr die Nacht durch. Als gegen
Uhr des Morgens der Tag zu grauen anfing, be
er sich bereits in der ungarischen Ebene mit i
Weizen- und Kuckurutzfeldern. Auf den Bahnhö
durch die der Zug eilte, zeigten sich fremdartige
stalten: Magyarische Bauern im weißen Kamisol, K
stiefeln und breitrandigem Hut, Schwaben (wie

dortzulande die eingesessenen Deutschen nennt), mit langem Haar, kleinen runden Hütchen und bunten, mit Silberknöpfen verzierten Westen; Zigeuner: schwarzbraune Gesellen, die Männer und Frauen in phantastische Lumpen gehüllt, die Kinder ebenso nackt, wie sie ihr trauriges Geschick auf die Erde geworfen, die Alten musizierend, die Jungen bettelnd.

Es war Nachmittag, als Friedrich in der Station ankam, von der aus man zur Besitzung des Grafen Landskerrotitsch gelangt. Friedrich hatte es unterlassen, seine Ankunft telegraphisch anzusagen, er wollte Eva durch sein Kommen überraschen, er mußte sich also selbst um eine Fahrgelegenheit nach Dzöröneck bekümmern.

Der Stationschef, an den er sich zunächst um Rat gewendet hatte, teilte ihm mit, daß Dzöröneck mit dem Wagen in zwei Stunden zu erreichen sei und nannte ihm den Ort, wo er ein Gefährt mieten könne.

Friedrich ging in die Stadt, die aus einer breiten, ungepflasterten Hauptstraße bestand, in welche die engen Nebengassen wie Bäche in einen Fluß einmündeten. Die meisten Häuser waren aus Lehm aufgerichtet, einstöckig und mit Stroh bedeckt. In der von Pfützen häufig unterbrochenen Gasse waren wenig Menschen zu erblicken, aber um so mehr Vierfüßler: Hunde, Kühe, Schweine, Pferde. Nur um das Rathaus, ein umfangreiches, steinernes Gebäude, gruppierten sich einige mit moderner Eleganz ostentativ prunkende Häuser von mehreren Etagen, im Parterre Schaufenster, und blickten wie eine Anzahl feinerer Leute von ihrem Standplatze hochnasig auf die geringeren herüber.

In dieser Umgebung fand Friedrich auch den Gasthof, an den er gewiesen worden war; sein jüdischer

Besitzer war zu gleicher Zeit Pferdehändler und F
werksvermieter.

Der Jude erklärte Friedrich, die Besitzung
gnädigen Herrn Grafen liege so weit entfernt, da
sie heute unmöglich mehr erreichen könne, und sc
ihm vor, in seinem Hotel zu übernachten, um
nächsten Tage die Fahrt anzutreten. Als ihm
Friedrich versicherte, er kenne die Entfernung ge
und werde sich, falls er hier nicht bedient werde,
einer anderen Fahrgelegenheit umtun, beeilte sich
Hebräer, ihm seine eleganteste Kalesche und ein P
magere Braune, die er als vorzügliche Renner p
zur Verfügung zu stellen.

Die Fahrt ging mit Benützung von Feldwe
teilweise auch ohne Wegegleis, querfeldein über hügel
Land, das mit kurzem Grase bewachsen war; Pfe
herden, vermischt mit Rindvieh und Schafen, weid
darauf.

Die Braunen schienen an diese Art von Ter
gewöhnt zu sein; in gleichmäßigen Galoppsprüngen
es bergab, bergauf, ohne Hemmzeug mit schlaffen Züg
Der Kutscher dirigierte sie mehr mit der Zunge als
der Hand.

Frischer Steppenwind wehte Friedrich ins Gesi
hinter ihm dehnte sich die Ebene ins Unendliche, vor
aber in weiter Ferne türmten sich mächtige Gebi
massen zu einer Mauer. „Dos die Karpathen," s
der Kutscher, der einige Brocken Deutsch aufgeschn
hatte, mit dem Peitschenstiele nach der Bergkette deut
Dann verließen sie das kahle Hügelland und kamen
eine Niederung mit Feldern, zwischen denen Akaz
haine und Dörfer verstreut lagen. „Dort Magyar
dort Schwob — dort Slowak," erklärte der Kutsc

auf die einzelnen Ortschaften aufmerksam machend. Er hielt sich nun mehr auf der Landstraße.

Als sie auf den Kamm eines Hügels gekommen, wies er auf einige in der Entfernung aus den Wipfeln alter Bäume hervorschimmernde Gebäude und rief „Dzöröneck", indem er dabei ehrfurchtsvoll den Hut lüftete.

Von der Landstraße ging jetzt eine kiesbestreute, schattige Kastanienallee ab, in die sie einbogen; bald befanden sie sich in einem Park mit wohlgepflegten Rasenplätzen und Baumgruppen, und bei einer Biegung des Weges lag in einem Parkett von Blumen ein weißes Gebäude mit hohem Mansardendach vor ihnen, an dessen Portal sie anhielten.

Die Physiognomie des Dieners, der an den Wagen trat, war Friedrich nicht unbekannt, es war derselbe, den Landskerrotitsch mit in Berlin gehabt hatte. Friedrich erfuhr, die Herrschaften seien im Park, und bat, zu ihnen geführt zu werden.

Bald wurden Stimmen vernehmbar und helle Kleider leuchteten hinter einem Boskett hervor. Friedrich ließ den Diener zurückgehen, er selbst blieb stehen, durch Sträucher gedeckt; er fühlte sein Herz ungestüm klopfen.

Man war beim Lawntennisspiel. Friedrich hatte Evas Stimme längst erkannt, jetzt bekam er auch sie selbst durch eine Lücke im Gebüsch zu Gesichte. Sie trug ein loses Sommerkleid, ihr Gesicht war durch einen breitkrämpigen Gartenhut geschützt, an den Füßen hatte sie Tennisschuhe und das Racket in der Hand. Wie leicht und graziös sie über den Spielplatz dahinflog, bald um den Ball abzuwehren, oder um ihn selbst zu versenden. Ihre Wangen glühten, sie schien mit ganzer Passion bei dem Spiel zu sein.

Jetzt lachte sie über ihre Ungeschicklichkeit, die
einen Ball ihres Gegners, des Grafen, hatte vermi
lassen. Friedrich hielt sich nicht mehr länger, er
aus seinem Verstecke hervor, dem Tennisground zugeh
Landskerrotitsch sah ihn zuerst, in weitem Bo
warf er das Racket weg und eilte mit lautem R
der Freude auf Choiseule zu, an dessen Hals er spr
Eva war bei seinem Anblicke wie erstarrt, sie
harrte regungslos in der Stellung, die sie zuletzt i
gehabt hatte.

Friedrich, der sich inzwischen aus der Umarm
des kleinen Grafen losgemacht hatte, ging zuerst
sie zu, blickte ihr fest ins Auge, ergriff ihre Hand
küßte diese. Er wollte, daß niemand der Anwesen
im Zweifel bleiben könne, wessentwegen er hierher
kommen sei. Dann erst begab er sich zur Gräfin.
befand sich mit einer älteren Dame in einer nahen La
von der aus man den Tennisground übersah.

Der Empfang, den sie Choiseule bereitete,
kein allzu herzlicher. Sie ließ ihre großen, gra
Augen eine Weile durchdringend auf ihm ruhen,
ihm dann in kühlem Tone zu versichern: „Sie h
ich zu allerletzt jetzt hier zu sehen erwartet, Herr
Choiseule.“

Eva war inzwischen herangetreten, sie war sehr bl
geworden und ihr Gesicht zuckte in nervöser Erregu

Aber Landskerrotitsch machte dieser peinlichen Sz
schnell ein Ende. „Du hattest uns nur noch zu unse
Glücke gefehlt,“ rief er; „so sind wir denn alle wi
beisammen, die Freunde des letzten Winters. Siehst
das Graue dort unter der großen Plantane? Es ist
Malschirm, er deutet dir Sophie Wangens Anwesen
an. Sie ist ein Wunderkind, ein großes Talent,

wirst Sachen von ihr sehen, sage ich dir — und Doktor Burt, weißt du denn, daß er hier ist? Seit gestern. Augenblicklich ist er auf einer wissenschaftlichen Expedition, es betrifft das Grundwasser. Das Lawntennis war unter seiner Würde. Ich habe ihm deinen Protege Krätzer zum persönlichen Adjutanten gegeben; der junge Mensch schlägt sehr gut an." — Und so schwatzte der kleine Mann, der in seinem weißblau gestreiften Trikot einem Clown ähnlicher sah als einem Magnaten, munter fort, vom Hundertsten ins Tausendste kommend.

Angelika, wie um ihre vorige Barschheit gut zu machen, forderte Friedrich auf, bei ihnen niederzusitzen, da er von der Reise her ermüdet sein müsse, und stellte ihn der alten Dame neben sich vor, der Prinzeß Oblonska.

Friedrich bat, daß man seinetwegen das Spiel nicht unterbrechen möge.

„Spielst du Tennis?" rief der Graf.

Friedrich versicherte, daß er ein schwacher Anfänger sei.

„So paßt du vortrefflich zu uns," meinte Landskerrotitsch. „Mein Spiel ist schwach, und Frau Mörner ist eine Anfängerin, aber eine vielversprechende. Kommen Sie, lassen Sie uns Herrn Choiseule zeigen, was wir können."

Eva sprach den Wunsch aus, heute nicht mehr zu spielen.

„Schön, also auf morgen die Fortsetzung," rief Landskerrotitsch. „Nun haben wir noch einen dritten Spieler an Herrn von Choiseule gewonnen; das ist scharmant, so brauchen wir nicht mehr single zu spielen."

„Komm jetzt," wandte er sich an Friedrich, „damit ich dich in meine niedere Hütte führe," und er schritt mit ihm dem Schlosse zu.

Als sie so weit waren, daß sie von den and
nicht mehr verstanden werden konnten, sagte er, Fried
vertraulich unter den Arm fassend: „Sehr recht
dir, mein alter Junge, daß du gekommen bist; ich
wartete dich alle Tage, und jemand anders, glaube
auch.“ — Dabei lachte er mit seiner hellen Kinderstim
und zwinkerte vergnügt mit den runden Äuglein. „
ist charmant, ich begreife dich vollkommen. Guten M
mein Freund, ihr seid füreinander bestimmt, und
müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ihr euch n
am Ende kriegen solltet. Inzwischen mögt ihr
einen schönen Sommer miteinander verleben.“

„Deine Frau Gemahlin schien anders darübe
denken als du,“ wendete Friedrich ein. „Ich h
Evas Brief dahin verstanden, daß ihr mit mei
Kommen einverstanden wäret. Hier muß ein M
verständnis vorliegen, und ich bin in einer sehr fat
Lage der Herrin des Hauses gegenüber.“

„Ah bah!“ rief Landskerrotitsch. „Laß dir d
nicht gleich die Pferde scheu machen, Weibermarot
Ich kenne Angelika besser als du, sie ist weit da
entfernt, prüde Vorurteile zu hegen; aber darin m
sie doch der Weiblichkeit eine Konzession, erst muß
Nase ein wenig gerümpft werden, damit ist das L
erleichtert. Kehre dich nicht daran, mein Freund;
werde mit Angelika sprechen und verspreche dir,
wird dir nichts in den Weg legen.“

Friedrich beruhigte sich vorläufig hierbei, denn d
was Landskerrotitsch geäußert hatte, entsprach sein
eigenen Hoffen; er hätte Dzöröneck jetzt nur höchst
gern wieder verlassen. —

Die beiden waren inzwischen ins Schloß gela

Landskerrotitsch wies dem Gaste ein Zimmer im ersten Stocke an.

Das Haus war im Stile englischer Landhäuser errichtet. Im Parterre befand sich eine geräumige Halle, als Zimmer eingerichtet, die Steinfließen mit riesigen Fellen wilder Tiere belegt, die Wände mit Waffen, Geweihen und allerhand ausländischen Raritäten phantastisch verziert. Von dieser Halle, die das Licht von oben her durch ein Glasdach erhielt, führte eine reichgeschnitzte Holztreppe zur ersten Etage. Hier lief eine Galerie rings um den quadratischen Lichthof, auf welchen sämtliche Zimmer ausmündeten. Im Parterre waren die Gesellschaftsräume, im ersten Stock die Schlaf- und Wohnzimmer, im dritten wohnte die Dienerschaft; die Wirtschaftsräume waren im Souterrain und in einem Nebengebäude untergebracht.

„Wir dinieren um sieben Uhr; du hast also noch eine Stunde Zeit, dich vom Reisestaub zu reinigen," sagte der Graf, Friedrichs Zimmer verlassend.

Dieser war mit seiner Toilette noch nicht zu Ende, als sich die Tür auftat und Burt zu ihm eintrat.

Friedrich war gerade im Begriff, sich zu rasieren, und stand da, eingeseift und das Messer in der Hand, aber der Seifenschaum vermochte die Röte, die ihm beim Anblick des Freundes jäh in die Wangen stieg, nicht zu verbergen.

In gezwungener Heiterkeit rief er aus: „Welch wunderbares Zusammentreffen, wie in einem verwunschenen Schlosse. — Auch du hier, Burt!"

„Ich weiß nicht, wer mehr Grund zum Erstaunen über des anderen Anwesenheit hat, du oder ich," meinte Burt und zeigte seine spöttischste und zugleich ernsteste Miene.

Friedrich lachte verlegen. Als er mit seiner Ra
beschäftigung zu Ende gekommen, wandte er sich
neuem an Burt, der inzwischen Platz genommen
ihn nachdenklich betrachtet hatte. „Womit vertre
du dir hier die Zeit, hast du bereits eine verbrei
Praxis unter den Zigeunern und Slowaken der
gegend?"

Burt verspürte, wie es schien, heute keine Lust,
den scherzenden Ton, der sonst zwischen den Freun
geherrscht hatte, einzugehen. In Kürze berichtete
daß er, dem Drängen Landskerrotitschs nachgebend,
entschlossen habe, auf einige Monate nach Dzöröne
kommen, um hier zu ergründen, in welcher Weise
mangelhaften hygienischen Verhältnissen der Geg
aufgeholfen werden könne. Für Berlin habe er
einen Assistenten engagiert, der seine Praxis dort
zwischen weiterführe.

Jetzt brummten die langgezogenen Töne eines Go
durch das Haus. „Das ist das erste Zeichen für
Tisch," sagte Burt. „Ich will mir noch einen ande
Rock anziehen. — Übrigens sind wir Zimmernachba
Damit ging er.

Friedrich wußte, warum ihm Burt mit sol
Kühle begegnet war, und er fing an einzusehen,
sein Kommen nach Dzöröneck, während Eva sich
aufhielt, im Grunde eine große Vermessenheit bede
und von sehr widersprechenden Empfindungen bew
begab er sich zu Tisch.

Man speiste in einem im Parterre gelegenen
fenstrigen Saale. Decken und Wände waren
dunkelgebeiztem Eichenholz getäfelt, eingelassene
daillons stellten Frucht- und Tierstücke dar. Von di
matt abgetönten Umgebung hob sich der Glanz

Krystallkaraffen und -Gläser der Tafel effektvoll ab. Das Service war Markolini. Es stammte aus der Familie der verstorbenen Gräfin, Landskerrotitschs Mutter. Einer ihrer Vorfahren war zurzeit der sächsisch-polnischen Personalunion Adelsmarschall in Polen gewesen und hatte das kostbare Service, zu dem eine Garnitur: Tafelaufsätze, Vasen und Kandelaber gehörte, vom sächsischen Hofe zum Geschenk erhalten. Der Tisch war im übrigen nach jener modernen Art, welche die Tafel in ein Blumenbeet umwandelt, mit reichem Blumenschmuck ausgestattet.

Der Meister dieses ganzen Arrangements, der Butler John, hielt seine gravitätische Figur mit dem tadellosen Westenausschnitt und den roten Koteletten am Sideboard, von wo aus er zwei Livreediener durch kaum wahrnehmbare Winke dirigierte. Ein Wort zu diesen zu sprechen, würde er für unpassend und seiner unwürdig gehalten haben. —

Friedrich saß zwischen der Gräfin und Sophie Wangen; er fand beide Frauen in ihrer Erscheinung verändert.

Angelikas Schönheit erlitt durch eine bereits vorgeschrittene Schwangerschaft starke Einbuße. Sophie hatte sich in den letzten Monaten erstaunlich entwickelt. Sie hatte aufgehört, Backfisch zu sein, und war in ihrer Entwicklung an den Punkt gekommen, wo es sich für ein junges Mädchen von unregelmäßigen Zügen darum handelt, ob sie häßlich oder pikant sein wird, und Sophie war entschieden das letztere. In der sorgfältigeren Art, sich anzukleiden und zu frisieren, war Angelikas wohltätiger Einfluß zu spüren. Sophie war gewachsen, und an Stelle der früher völlig flachen Brust war jetzt der zarte Ansatz einer Büste getreten, während ihre Glied-

maßen noch die schlanke Magerkeit des Kindesalte
beibehalten hatten.

Gleich zu Anfang der Tafel hatte Friedrich ei
Frage gleichgültigster Natur an die ihm gegenüb
sitzende Eva gerichtet. Eva war errötet und hatte ih
eine verwirrte Antwort gegeben. Friedrich sagte si
daß er einen gelegeneren Zeitpunkt abwarten müsse, u
zu einer Verständigung mit ihr zu gelangen.

Evas Verwirrung war von niemandem beme
worden, denn Angelika, Burt und der Graf waren
ein lebhaft geführtes Gespräch über den Gesundheit
zustand der umliegenden Ortschaften vertieft, und Soph
war viel zu harmlos von Natur, um auf derartige Vo
kommnisse überhaupt zu achten.

Nur einer Person am Tische war Evas eige
tümliches Benehmen nicht entgangen, der Prinz
Oblonska.

Sie mußte früher schön gewesen sein, einzel
Partien des Gesichts konnten noch jetzt dafür gelte
so die scharfgeschnittene, rassige Nase und die dunkle
funkelnden Augen. Aber der volle Mund, der früh
vielleicht einen besonderen Reiz in dem Gesichte g
bildet haben mochte, widerte jetzt an mit seinen tade
losen Zahnreihen, deren Echtheit die Falten ringsu
Lügen straften. Aus ihrer Erscheinung war das Alt
der Prinzeß kaum zu taxieren, denn sie wußte die Mitt
der Toilette mit solchem Raffinement anzuwenden, da
es selbst für ein Kennerauge schwer wurde, zu unte
scheiden, wo bei ihr das Unechte aufhörte und da
Echte anfing. Ihr Haar schien mit seiner Weißheit z
kokettieren und trug nicht wenig dazu bei, den ro
Schimmer ihrer Wangen und den blauschwarze
Glanz ihrer Augenbrauen und Wimpern effektvo

wirken zu lassen. Ihre Toilette war dunkel und gesucht einfach.

Den Mund der Prinzeß umschwebte stets ein bedeutungsvolles Lächeln, das sagen zu wollen schien: „Ich habe vieles erlebt und weiß vieles." Ihre Hauptforce bestand darin, die Harmlose zu spielen. Mit der harmlosesten Miene der Welt konnte sie Dinge anhören und selbst sagen, die jeder anderen Frau das Rot der Scham in die Wangen treiben mußten. An ihr war eine große Schauspielerin verloren gegangen; ihren Zügen, vor allem ihren Augen, wußte sie den Ausdruck taubenhafter Unschuld zu geben, diesen Augen, die beständig auf der Lauer lagen, denen nichts entging, was skandalös, obszön und vor allem auch nicht, was irgend vorteilhaft für sie selbst war.

Evas Verhalten bei Friedrichs Ankunft hatte die Alte bereits etwas wittern lassen, ihr Erröten bei seiner Anrede erregte die Wißbegier der Prinzeß noch mehr. Während sie die wohlwollendste und zugleich unbefangenste Miene der Welt aufgesteckt hatte, wanderten ihre Blicke von einem zum anderen der jungen Leute, und als sie schließlich festgestellt zu haben glaubte, was zwischen den beiden bestehe, flog es wie ein Schimmer der Befriedigung über ihre Züge.

Als sie erkannte, daß keine Unterhaltung zwischen den beiden aufkommen wollte, versuchte die Alte, sie zusammenzuführen, indem sie Fragen an Friedrich richtete, und sich, nachdem sie eine Antwort erhalten, an Eva wendete, um diese mit ihrem unschuldigsten Lächeln zu fragen: „Qu'en ditez-vous petite?" Oder sie stellte sich, als habe sie Friedrich nicht verstanden und fragte zu Eva hinüber: „Voulez-vous bien m'expliquer, ce que cela veut dire chèrie, vous qui

connaissez monsieur?" Und als sie es auf diese W
dahin gebracht, daß die beiden in Unterhaltung mit
ander kamen, lächelte sie triumphierend und begn
sich fortan, mit verständnisvoller Miene zuzuhören.

Nach Tisch saß man auf einer Steinterrasse,
von dem neben dem Speisesaale gelegenen Herrenzim
in den Park führte. Es war noch hell genug,
Friedrich einen allgemeinen Eindruck von der näch
Umgebung des Hauses gewinnen konnte.

Vor ihnen lag ein großer, hufeisenförmiger P
mit kurzgeschorenem Rasen, dessen plüschartige Fl
wie mit bunten Arabesken bestickt war. Teppichb
von schreienden Farbenkontrasten. In weitem Bo
umrahmten diesen Platz Gruppen von Laub-
Nadelhölzern, aus niedrigeren Bosketts und Stra
partien hervorragend. An einer Stelle hatte man e
Durchblick nach einem Wasserspiegel; ein kleiner F
bildete dort eine seeartige Erweiterung, wie Fried
von Landskorrotitsch erfuhr. Am jenseitigen Ufer d
Wasserfläche sah man eine dichte Linie von Bäum
einen Wald, diesen schon in unbestimmten Kontu
Im Hintergrunde, dem Bilde einen festen Absch
gebend, stand starr und großartig die dunkle Masse
Gebirges.

Nebel zogen allmählich wie ein duftiger Sch
über die Fernen, das jenseitige Ufer verschwand,
Bäume im Parke schwammen in eins zusammen
sahen aus wie riesenhafte Flecken. Der Himmel ersc
heller und das Gebirge massiger und drohender.

Unter den Anwesenden, die eine Zeitlang eine
hafte Unterhaltung vereinigt hatte, wurden die W
spärlicher.

Angelika erhob sich, um sich zurückzuziehen; die übrigen Damen folgten ihrem Beispiele.

Beim Abschiede nahm Eva die Gelegenheit wahr, Friedrichs Hand verstohlen zu drücken und ihm zuzuflüstern: „Morgen früh um sieben Uhr am Tennisground."

Die Herren blieben noch beieinander, aber Friedrich, bei dem sich die Ermattung der Reise geltend zu machen anfing, fühlte, daß er keinen liebenswürdigen Gesellschafter abgeben würde, und zog sich daher ebenfalls bald zurück. — —

Die Blumen und Sträucher ließen noch tauschwer die Häupter zu Boden hängen, als Friedrich am Morgen den Park betrat. Die Sonne wirkte zu so früher Stunde bereits stark und ließ die kühle Feuchte, die dem Boden entströmte, um so angenehmer empfinden.

Wie sie Friedrich versprochen, wartete Eva am Tennisground auf ihn.

Kaum war sie seiner ansichtig geworden, so eilte sie auf ihn zu, und ohne Umstände fiel sie dem Geliebten um den Hals.

„Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan," versicherte sie, als sie jetzt Hand in Hand tiefer in den Schatten des Parkes schritten, „aus Aufregung und weil ich befürchtete, ich könne die Zeit verschlafen. Ist dir's etwa auch so gegangen?"

„Im Gegenteil," erwiderte Friedrich, „ich habe vortrefflich geschlafen, die ganze Nacht durch, bis mich heute früh die helle Sonne weckte. Glücklicherweise fiel sie mir gerade ins Gesicht, sonst wäre ich schwerlich vor neun oder zehn Uhr erwacht. — Bedenke, ich war Nacht und Tag hindurch unterwegs."

Eva fand seine Müdigkeit erklärlich und bedauerte

nun, die Veranlassung geworden zu sein, daß er sich
zeitig dem Schlafe entrissen hatte. Dann v
sicherte sie ihm, wie glücklich sie sei, ihn wieder bei s
zu wissen.

„Ich wußte, daß du kommen würdest," sagte
„aber ich hatte mir ausgerechnet, daß du früheste
heute hier eintreffen könntest; so war mir deine Ankun
gestern doch eine Überraschung. Hast du gesehen, n
ich rot wurde, und wie verlegen ich nachher bei Ti
war? Ich habe mich fürchterlich albern benomme
aber so bin ich immer — du mußt dir nichts dara
machen, mein Herz."

„Eva," sagte Friedrich und blieb mitten auf d
Kieswege stehen, „hast du mit Angelika über m
Kommen gesprochen? Wußte sie etwas davon?"

Eva errötete und schlug die Augen nieder,
Bewegung der Blätter über ihr malte wechseln
Schatten und Lichtmuster auf ihr Gesicht und die he
Morgentoilette, während er sie forschend anblickte.

„Nein," sagte sie endlich und schlug die Augen
ihm auf, „ich will es eingestehen, ich habe ihr nich
gesagt."

„Aber hast du mir denn nicht geschrieben, der Gr
und Angelika würden nichts gegen mein Kommen e
zuwenden haben? — so lautete es da, glaube ich."

„Ziehe den Brief nur nicht erst heraus, ich we
selbst, daß ich das geschrieben habe. Bist du mir de
halb böse, Friedrich? Sieh, ich wußte, daß du a
keinen Fall kommen würdest, wenn ich diese kleine Fi
nicht anwandte. Es war eine Notlüge. Ich kan
deine übertriebene Peinlichkeit zu genau, tausend B
denken hätten dich verhindert, hierher zu kommen. A
ich fühlte, daß ich es ohne dich nicht länger auszuhal

vermöchte; ich wäre zu dir gereist, wärest du auch auf diesen Brief hin nicht gekommen. Außerdem glaubte ich wirklich, Angelika würde nichts einzuwenden haben. — Bist du mir böse, Friedrich, sage?"

Friedrich schwieg, aber sie erfaßte seine Hände und versuchte sie zu küssen, und mit ihrem einschmeichelnsten Lächeln fragte sie:

„Hattest du denn gar nicht ein wenig Sehnsucht nach mir?"

„Gewiß, gewiß, das ist alles sehr schön, aber —"

„Nun, was — aber?"

„Es ist die alte Geschichte; wir müssen vernünftig sein, Eva."

„Was tun wir denn Unvernünftiges? Ich kann nicht begreifen, was man an unserem Zusammensein hier Unrechtes finden kann. Im Gegenteil, ich finde es viel richtiger, wenn du in meiner Nähe bist, als wenn ich so ganz auf mich allein angewiesen bin; so kannst du mir doch wenigstens mit Rat und Tat beistehen."

„Das ist eine sehr erzwungene Auslegung; andere urteilen schwerlich so glimpflich."

„Ich möchte nur wissen, wer diese ‚anderen' sind, auf deren Urteil du so sehr viel Gewicht legst."

„Nun zum Beispiel, Sophie Wangen, die meine Mutter der Gräfin anvertraut hat."

„Ach, das Gänschen, sie weiß ja nichts anderes als ihre Malerei, um die mache dir keine unnötigen Sorgen."

„Und Burt, ich weiß, daß er mein Hiersein mißbilligt."

„Komme mir nicht mit ihm, er ist ein fataler Mensch. Denkst du, daß er mich einer Anrede ge-

würdigt, seit er hier ist? Ich bin Luft für ihn.
kann ihn nicht ausstehen mit seinem Beobachten
seinem spöttischen Lächeln."

„Eva, er ist mein bester Freund; du mußt in me
Gegenwart nicht so häßlich über ihn sprechen. Du
stehst ihn nur nicht."

„Ja, er scheint zu hoch für mich; lassen wir ih
was sagst du zu der Prinzeß?"

„Ich weiß nicht recht, was ich von ihr denken s

„Sie ist eine sehr nette Person und so amüsa

„Ihre Jugendlichkeit scheint mir nicht ganz natürli

„An Äußerlichkeiten darfst du dich bei ihr n
stoßen, sie hat in der großen Welt gelebt und sehr
durchgemacht; solche Leute gewöhnen sich schwer da
alt zu werden. Gegen mich ist sie sehr liebenswür
ich bin jetzt intimer mit ihr, als mit Angelika."

„Ist Angelika weniger freundlich gegen dich
früher?"

„O durchaus nicht, sie ist ganz die alte, nur is
viel beschäftigt, und du weißt, sie muß sich jetzt seh
acht nehmen. Übrigens hat sie doch ihre Eigenhei
die mir früher nicht so an ihr aufgefallen sind.
Prinzeß hat mich erst darauf aufmerksam gemacht."

„Hast du dich von der Alten etwa aufhetzen lasse

„Wie ihr Männer gleich alles übertreibt —
Aufhetzen ist gar keine Rede. Die Prinzeß
Angelika sind etwas brouilliert, du wirst das schon se
sehen, und ich glaube, daß Angelika im Unrecht ist;
benimmt sich nicht nett gegen die Oblonska, die ä
und vornehmer und außerdem eine Verwandte der
storbenen Gräfin ist, der sie im Grunde doch ihre je
Stellung verdankt."

Friedrich, der während der letzten Worte E

seine eigenen Gedanken verfolgt hatte, sagte: „Daß Angelika nichts von meinem Kommen gewußt hatte, ist mir doch sehr unangenehm. Was muß sie nur von mir denken!"

„Worüber machst du dir Gedanken?"

„Ich überlege, ob es nicht schicklicher wäre, nach kurzem Besuche mich wieder auf den Weg zu machen, wenigstens mit der Gräfin davon zu sprechen; es steht ja dann in ihrer Hand, mich zum Bleiben aufzufordern, wenn sie mich hier haben will."

„Auf keinen Fall, das wirst du nicht tun! — Außerdem würde dich der Graf gar nicht fortlassen. Er ist sehr erfreut über deine Ankunft. Schließlich ist er der Herr im Hause, und du bist sein und nicht ihr Gast."

„Und wenn er zehnmal der Herr ist! Sollte ich sicher in Erfahrung bringen, daß ihr meine Anwesenheit unerwünscht ist, dann gehe ich."

„Dann gehe ich auch, ich will und kann nicht ohne dich sein, ich weiche nicht mehr von deiner Seite."

Friedrich sah Eva erstaunt an, er war eine solche Entschiedenheit nicht an ihr gewöhnt. Daß sie so fest an ihn halte, erfüllte ihn mit einer gewissen Befriedigung.

Jetzt öffneten sich die Laubmassen vor ihnen, und sie standen am Ufer jener Wasserfläche, die Friedrich am Abend vorher von der Terrasse aus gesehen.

Ein Boot lag an einem Pflock befestigt.

„Fahre mich ein wenig hinaus," sagte Eva.

Sie bestiegen die Nußschale, und Friedrich legte die Ruder aus.

Über das Wasser strich ein lebhafter Wind, der die Oberfläche leicht kräuselte und hin und wieder einen Schaumspritzer von seinen Ruderschlägen Eva ins Gesicht warf.

„Es ist ein allerliebster kleiner See und das Bo
vortrefflich," sagte Friedrich. „Ihr seid wohl manchm
hier gefahren?

„Ein einziges Mal," erwiderte sie, „aber ich wur
ängstlich und bat den Grafen, umzukehren; ich bin
furchtsam auf dem Wasser."

„Wie kommt's, daß du heute so mutig bist?"

„Weil ich mit dir bin."

Friedrich hielt im Rudern inne und reichte ihr n
einem dankbaren Blicke die Hand.

Sie hielt die Hand fest und sah ihn mit eine
jener heißen Blicke an, die es stets wie einen Schau
durch sein Mark gehen ließen.

„Bleibst du?" sagte sie mit leise flehender Stimm

„Ja, ich bleibe," erwiderte er, — „man müßte mi
denn hinauswerfen."

Dann ergriff er mit fester Hand die Ruder u
lenkte dem Ufer zu.

Drittes Kapitel.

Abgesehen von Eva war niemand glücklicher üb
Friedrichs Bleiben als Landskerrotitsch. Er liebte e
Freunde um sich zu haben, und war das Ideal ein
Wirtes; das Wohlbefinden und die Unterhaltung sein
Gäste stand ihm im Vordergrunde aller Interessen.

Er hatte ausfindig gemacht, daß Friedrich Passi
für Jagd habe, und da die Hühner- und Fasanenja
noch nicht aufgegangen und auch die Hasen jetzt ni
jagdbar waren, fuhr er mit seinem Gaste nach eine
innerhalb seiner Besitzung gelegenen See, wo Wass
vögel aller Art zahlreich anzutreffen war. Ihre Au
flüge galten hauptsächlich dem Abendeinfall der Ente

Gleich nach dem Diner, das diesen Jagdpartien zu Ehren etwas früher gelegt worden war, fuhren sie ab, trafen gegen Sonnenuntergang an Ort und Stelle ein, ließen sich von einem Fischerknaben in ein Versteck im hohen Schilf rudern, lagen hier auf Anstand, bis die Dunkelheit das Zielen unmöglich machte, und kehrten dann mit größerer oder geringerer Beute zum Schlosse zurück; die Damen waren zu dieser Zeit meist nicht mehr auf, aber Landskerrotitsch, Friedrich und Burt blieben in lebhaftem Gespräch, zu dem die verschiedensten Themata den Stoff hergeben mußten, meist bis in die tiefe Nacht auf der Terrasse vereinigt.

Die Gewohnheit, frühzeitig aufzustehen und einen gemeinsamen Morgenspaziergang zu machen, hatten Eva und Friedrich beibehalten. Es war dies die einzige Zeit am Tage, wo sie sich unter vier Augen sehen und aussprechen konnten.

So zärtlich die Liebenden bei diesen Tete-a-tetes, im Bewußtsein dessen, daß sie außer den Vögeln in den Bäumen keine Beobachter hatten, auch sein mochten, in Gegenwart der anderen übten sie eine so steife Zurückhaltung, daß ein gewiegter Beobachter die Unwahrheit dieses Spieles leicht durchschauen mochte.

Der scharfe Spürsinn der Prinzeß Oblonska hatte schnell herausgefunden, wie es zwischen den beiden stand.

Die Prinzeß Anna Marie Oblonska sah auf ein Leben von fünfundsechzig Jahren zurück, das von der frühesten Jugend an reich an Abenteuern gewesen war.

Geboren war sie im Oblonskyschen Palaste zu Warschau. Ihr Vater, der, noch ein halbes Kind, bereits unter Kosciuszko gefochten, gehörte sein Leben lang zu den Vorkämpfern der polnischen Sache. Seine Kinder waren: drei Söhne und eine Tochter, Prinzeß

Anna. Die beiden ältesten Söhne fielen, der eine
Grochow, der andere bei Ostrolenka. Nach Unt
drückung des Aufstandes wurde der alte Fürst mit d
überlebenden Sohne zur Deportation nach Sibirien v
urteilt. Es gelang ihnen jedoch mit Hilfe mächtig
Freunde, auf dem Transporte zu entkommen und
Ausland zu flüchten. Sie wendeten sich nach Par
wo sie mit Anna zusammentrafen, die dort in ein
Kloster ihre Erziehung genoß.

In Paris spielten die Oblonskys eine Reihe v
Jahren hindurch in der ersten Gesellschaft eine herv
ragende Rolle, was um so erstaunlicher erscheinen muß
da ihr gesamtes Vermögen, soweit es nicht bereits
Konspirationszwecken verausgabt, von seiten Rußlan
konfisziert worden war. Sie besaßen tatsächlich nich
aber zu jener Zeit war das Gewerbe, als polnisc
Verbannter das öffentliche Mitleid zu erregen, noch
sehr einträgliches.

Besonders französische Frauenherzen konnten d
melancholisch tragischen Zauber nicht widerstehen,
jene beiden Männergestalten umschwebte, Vater u
Sohn, die letzten ihres Stammes, wie man sie nann
Und daß die Männerwelt nicht ohne Interesse an
Familie vorüberging, dafür sorgte Prinzeß Anna, v
der sich schwer sagen ließ, ob ihre Schönheit oder i
Koketterie größer sei.

Als in Paris die Februarrevolution ausbrach u
für halb Europa das Zeichen zur Nachahmung g
glaubten die Oblonskys, auch Polen müsse sich geg
seine Bedrücker erheben und kehrten nach Warsch
zurück. Dort warf sich der alte Fürst, damals sch
ein hoher Siebziger, zum Haupte einer Verschwöru
auf, die kläglich endete. Noch ehe es zur geplan

Erhebung kam, erhielt die russische Regierung Kenntnis davon und hob die Verschwörer auf. Die beiden Männer wurden nun wirklich nach Sibirien transportiert, während Prinzeß Anna, deren schöne Hände bei Knüpfung der Konspirationsfäden mit im Spiele gewesen waren, auf Lebenszeit des Landes verwiesen ward.

Sie wendete sich nach Paris zurück, wo sie sich mit Hilfe ihrer Schönheitsreste, ihres weiten Gewissens und ihrer großen geselligen Talente von neuem eine Stellung in der Gesellschaft zu erobern wußte. Als aber mit dem heranrückenden Alter ihre Schönheit allmählich bis auf schwache Spuren schwand, da vermochte ihr selbst das größte Raffinement keine Anbeter und Zahler ihrer Schulden mehr zu verschaffen. Noch ehe sie die Schmach erlebte, ganz zum alten Eisen geworfen zu werden, verließ sie den Schauplatz ihrer Triumphe und zog sich nach Lemberg zu Verwandten zurück, deren Elend sie einige Jahre teilte. Um diese Zeit wurde sie plötzlich fromm.

Als ihre Cousine den reichen Grafen Landskerrotitsch heiratete, machte sie sich an diese heran und fand bei der bigotten und gutmütigen Zofia Landskerrotitsch günstige Aufnahme. Aber auch deren Gatten wußte sie sich angenehm zu machen. Der Graf war ein Gourmand des Obszönen, dem Erzähler einer ihm zusagenden Zote war er imstande, die gefüllte Börse zu schenken. Anna war nie in Verlegenheit um eine pikante Anekdote, deren sie eine gute Zahl während ihrer Pariser Zeit angehört und selbst durchgemacht hatte, und Landskerrotitsch kannte daher keine Gesellschafterin, die ihm die Zeit angenehmer vertrieben hätte als Anna. Nach des Grafen Ableben fand man

sie denn auch in seinem Testamente mit einer leb
länglichen Rente bedacht.

Sie wählte nunmehr Krakau zu ihrem Aufentha
orte und machte dort eine Art Haus, in dem allerh
fragwürdige Persönlichkeiten: Konskribierte, Unzufried
Deklassierte aller Art und vor allem viele katholi
Geistliche aus und ein gingen. Auch die Gräfin Z
Landskerrotitsch wußte sie sich warm zu halten;
Einfluß, den deren deutsche Gesellschafterin über
schwache Frau ausübte, hätte sie gern gebrochen, a
ein in dieser Richtung unternommener Versuch m
glückte; Angelika behauptete ihre Stellung bei
Gräfin.

Als die alte Dame starb und der Sohn die Ge
schafterin der Mutter als Gattin heimführte, war
die einzige der ganzen Verwandtschaft, die sich n
zürnend von dem mißratenen Vetter abwandte;
gratulierte ihrem Neffen und sagte sich für den Som
zum Besuche in Dzöröneck an.

Anna Oblonska war gewitzigt genug, um sich
sagen, daß ihre Anwesenheit dort nur dann auf
Dauer möglich sein werde, wenn sie sich der Neuordn
der Verhältnisse völlig anpasse. Sie kam der Ha
herrin mit aller ihr zu Gebote stehenden Liebe
würdigkeit entgegen, aber dergleichen war an Ange
verschwendet; diese setzte den Freundschaftserklärun
und Schmeicheleien der Prinzessin eine geradezu schr
Geringschätzung und Kälte entgegen. Anna, der
Leben Geschmeidigkeit gelehrt, fand sich auch hier
und von da an herrschte scheinbare Gleichgültig
zwischen den Frauen.

Landskerrotitsch begegnete der Cousine seiner v
storbenen Mutter mit jener Courtoisie, die ihm

Damen gegenüber, mochten sie alt oder jung sein, zur zweiten Natur geworden war.

Für Eva hatte die Prinzeß vom ersten Tage an ein lebhaftes Interesse an den Tag gelegt. Daß es mit der jungen, schönen Frau, die so plötzlich auf eine telegraphische Ansage von Berlin angekommen war, eine besondere Bewandtnis haben müsse, war ihr klar. Sie witterte mit dem ihr eigenen Spürsinn für das Gemeine irgendeinen Skandal, und da der Versuch aussichtslos erschien, von Angelika etwas in Erfahrung zu bringen, so machte sie sich daran, Eva selbst auszuhorchen, um, wenn möglich, hinter ihr Geheimnis zu kommen. Aber obgleich sie mit Eva schnell intim geworden, so hatte diese bisher der Versuchung, sich der alten Person anzuvertrauen, sieghaft widerstanden.

Nachdem nun auch Friedrich von Choiseule in Dzöröneck angekommen war, und sie Zeuge davon geworden, wie verschieden sein Kommen auf die einzelnen Hausgenossen gewirkt hatte, glaubte die Oblonska alles zu durchschauen und zu verstehen: Dieser war der amant der jungen Frau.

Sie begann sofort die beiden jungen Leute unter ihre Protektion zu nehmen, nach Art alter Koketten, denen das Gelegenheitsmachen einen Ersatz für Genüsse bieten muß, die ihnen längst versagt sind.

Wenn sie, was häufig der Fall war, sich mit Eva allein befand, und der Zufall es fügte, daß Friedrich in ihre Nähe kam, so brach sie sofort das Gespräch ab und entfernte sich mit ihrem vielsagenden Lächeln und bedeutsamen Blicken, als wolle sie sagen: „Ich weiß, meine Kinder, ich weiß alles; meinetwegen keine Gene."

Nachdem sich dieselbe Szene einige Male abgespielt, fiel Friedrich das Benehmen der Alten auf, und er be-

fragte Eva darüber, aber diese lachte nur und sa
„Ach, sie ist ja so furchtbar drollig, diese alte Prin
du hast keine Ahnung, Friedrich, was für eine amüs
Person sie ist.“

* * *

Zwischen Friedrich und Burt hatte während
ersten Tage ein gespanntes Verhältnis bestanden,
von der Herzlichkeit ihres Verkehrs in früheren T
grell abstach; aber Friedrich machte diesem Zusta
der ihm unerträglich war, dadurch ein Ende, da
eines Abends in das Zimmer des Freundes trat
ihm einen offenen Austausch der Meinungen a
wie es sich zwischen Freunden zieme.

Jede Freundschaft besteht mehr oder wenige
der Hingabe unserer Person an eine andere, bei
wir etwas von den eigenen Anschauungen und Gew
heiten, vor allem aber von unserem Egoismus aufg
müssen. Man paßt sich einer anderen Natur an,
sich fremder Eigenart, übersteht fremde Schwächen
urteilt milder, als man sonst zu tun pflegt; ja ein n
vielleicht unbewußte Schmeichelei ist ein Kitt, ohne
eine Freundschaft auf die Dauer kaum haltbar sein w

Aber ein Verhältnis, wo die gegenseitigen
ziehungen nur auf kritikloser Bewunderung und schm
lerischer Anerkennung basiert sind, darf nicht Fre
schaft genannt werden.

Die beste Probe darauf, ob eine Freunds
wahr und gesund ist, bleibt das Experiment, schonu
los die Wahrheit zu sagen und mit Tadel nicht h
dem Berge zu halten, und auf der anderen S
Wahrheit und Tadel, wenn sie berechtigt waren,
Kränkung aufzunehmen.

Friedrichs und Burts Freundschaft bestand diese Probe.

Friedrich bekam Worte aus dem Munde des Freundes zu hören, wie er sie von keinem anderen Manne geduldet haben würde, und verteidigte sich, ohne leidenschaftlich zu werden.

Eine wirkliche Einigung ihrer Ansichten fand nicht statt, aber jene Mißstimmung war beseitigt, welche die Klarheit ihrer Beziehungen zu verdunkeln gedroht hatte.

Fast täglich unternahmen sie jetzt gemeinsame Fahrten in die Umgegend, wo Burt die Lebensweise der Leute, die Wohnungen, Brunnen usw. und vor allem die Grundwasserverhältnisse einer eingehenden Prüfung unterzog. Friedrich war hierbei nur der lernbegierige Zuschauer, während sich Landskerrotitsch als Ortskundiger und Dolmetscher nützlich machte.

Sie nahmen den jungen Krätzer als Begleiter auf diese Exkursionen mit. Landskerrotitsch war von der Willigkeit und Anstelligkeit dieses jungen Menschen so entzückt, daß er in seiner generösen Art und Weise versprochen hatte, ihn auf seine Kosten in dem Berufe ausbilden zu lassen, zu welchem er die besten Anlagen zeigen würde. Die jetzige Zeit sollte als Probezeit für ihn gelten. Friedrich hatte ihn kaum wiedererkannt, als er sich ihm mit freudestrahlendem Gesichte vorstellte. Von der Sonne der Pußta war die Bleichsuchtsfarbe des Berliner Dachstubenbewohners schnell in ein gesundes Braunrot verwandelt worden. Es ging ihm gut hier, das konnte Friedrich, ohne ihn zu fragen, in der selbstbewußteren Haltung des jungen Mannes, seinem hellen Blicke und elastischen Gange lesen.

Friedrich hatte schon mehrfach darüber nachgedacht, ob er das viele Interessante, das er jetzt fast täglich

zu sehen bekam, nicht in irgend einer Weise literaris
verwerten könne. Das Gefühl, den untätigen Zuschau
spielen zu müssen, während andere arbeiteten, war ih
drückend.

Ohne daß er mit Landskerrotitsch darüber g
sprochen hätte, kam dieser seinem Gedankengange en
gegen. Eines Abends, als die drei Herren beisamm
saßen, diesmal eines Gewitters wegen nicht auf d
Terrasse, sondern im anstoßenden Herrenzimmer, ri
der Graf ganz von ungefähr aus:

„Du solltest uns eine Abhandlung über ungarisch
Leben schreiben, Friedrich."

„Ich habe selbst an etwas Ähnliches gedacht
meinte Friedrich, „nur erscheint mir der Titel: Ungarisch
Leben, zu weit und vielbedeutend. Ich habe ja n
einen kleinen Teil desselben gesehen."

„O, du sollst noch mehr davon sehen!" rief Land
kerrotitsch, „laß mich nur machen; wir werden reise
Unsere Gegend ist so interessant und reich an Gege
sätzen. Ich habe die grande tournée um die We
unternommen und doch nichts gesehen, was sich diese
Lande an die Seite stellen läßt."

Landskerrotitsch zog während des Sprechens sei
zierlichen Beinchen auf die buntgestreifte Ottoma
herauf und rauchte den Dschibuk wie ein Türke, m
untergeschlagenen Beinen hockend: seine Lieblingsstellun
wenn keine Damen in der Nähe waren.

„Ja, die Gegensätze stehen sich hier wunderb
schroff gegenüber," fuhr Friedrich fort, Landskerrotitsc
Gedanken weiterführend. „Ich behaupte, es läßt si
vielleicht in ganz Europa kein Land nennen, wo a
so kleinem Raume eine solche Abwechselung besteh

was Klima, Bodenverhältnisse und Bevölkerung betrifft, wie hier."

„Südrußland," warf Burt ein.

„Wirklich Südrußland! Das habe ich nicht gewußt," meinte Friedrich.

„Das Land hier erinnert mich an Südrußland," fuhr Burt fort, „nur ist alles da noch größer und weiter. Du findest dort denselben schroffen Wechsel von südlichem und nordischem Typus. Doch ist die Bevölkerung eine homogenere als hier."

„Auf meinen Besitzungen allein," rief Landskerrotitsch dazwischen, „werden sieben, ich sage sieben verschiedene Mundarten gesprochen. Und dann, was die Produkte betrifft. — Hier herum in der Ebene wird der Roggen im Juni reif, Melonen und Wein im Juli, Kukuruz ernten wir zweimal im Jahre. Dagegen oben an den Gebirgshängen schneiden sie den Hafer erst im späten Herbst, und dann ist er meistens noch grün."

„Dafür habt ihr hier unten," sagte Burt, „fetten Humus, gute Bewässerung und Schutz gegen Norden, während auf dem Gebirge, was euch schützt, der Boden steril ist und das Wasser nicht als Freund, sondern als Feind des Anbaues auftritt."

„Das ist sehr wahr," meinte Landskerrotitsch, „aber auch in der Ebene, gar nicht so weit von hier, will ich dich in eine Gegend führen, wo du, so weit der Blick reicht, nichts siehst als Morast, stagnierende Tümpel und Schilf, und das in Ausdehnung von Meilen. Friedrich, à propos, dort müssen wir einmal hin auf Jagd, da verlohnt es sich, ein Gewehr bei sich zu haben."

Friedrich erklärte sich mit diesem Plane einverstanden, dann das Gespräch fortsetzend, meinte er:

„Eins ist mir nur rätselhaft, wie sich die
schiedenen Rassen, die hier doch schon seit Jahrhunde
so buntscheckig durcheinander wohnen, so rein in i
Art und Sprache haben erhalten können, sich nicht
mischt und eine neue Spezies gebildet haben, wie
doch anderwärts geschehen ist.“

„Das ist das Verdienst oder, wenn du willst,
Schuld der Magyaren,“ erklärte Landskerrotitsch,
sind ungemein stolz und exklusiv und heiraten da
fast nur unter sich. Sie und die Deutschen sind
beiden privilegierten Stämme, aber die Magyaren,
Zahl nach geringer, sind ihrem Auftreten und Se
bewußtsein nach die ersten. Sie haben auch die be
und fettesten Striche inne und gerieren sich auf ih
Eigentum wie kleine Fürsten. Da sie sich nur schr
vermehren, bleiben die Güter auch mehr unzersplit
Sie halten sehr fest zusammen, streben nach Macht
verachten all die anderen.“

„Welche Rolle spielen denn unsere Landsl
hier?“ fragte Friedrich; „es sind Kolonisten sächsi
und fränkischer Abstammung, soviel ich weiß.“

„Die Schwoben, wie man euch hier nennt,“
widerte Landskerrotitsch, „nun, sie sind die Schla
Regsamen und Gewinnsuchenden und machen den Ju
Konkurrenz. Sie haben Handel und Kleingewerb
ihren Händen, denn der magyarische Bauer vera
die Industrie, als unter seiner Würde stehend, e
weit lieber Landwirt, Pferdezüchter, Weinbauer,
sind Grandseigneurs, aber das materielle Überge
haben Juden und Deutsche.“

„Und in welchem Verhältnisse stehen die L
auf deinen Besitzungen zu dir, haben sie dir irgende
Tribut zu leisten?“ erkundigte sich Friedrich weiter

„Sie haben sich meist schon zuzeiten meines Großvaters und Urgroßvaters von der Frone und sonstigen Diensten losgekauft, viele sind auch in der Revolutionszeit freigegeben worden. Jetzt sind sie meine Pächter. Anders ist es oben im Gebirge, dort ist alles mein: der Grund und Boden, der Wald, die Fischerei und die Mineralien; ja selbst die Häuser, in denen diese armen Schlucker von Slowaken wohnen, gehören dem Grundherrn. Traurige Verhältnisse herrschen dort; ich habe schon viel Zeit und Geld aufgewendet, ihnen aufzuhelfen, aber es ist, als ob man Wasser in einem Siebe sammeln wollte. Schenkt man ihnen Geld, so legen sie sich auf die faule Haut und kommen aus der Betrunkenheit nicht heraus; gibt man ihnen Arbeit, so tun sie gerade so viel, als nötig ist, um sich durch den Verdienst vorm Verhungern zu schützen; versucht man es nun gar, ihr geistiges Niveau durch Anleitung zu heben, so stößt man auf einen störrigen Widerstand. Was macht man mit solchen Menschen? Die Verhältnisse sind so verrottet, daß es eine Gewissenlosigkeit wäre, hier mutlos die Hände in den Schoß sinken zu lassen. Ich meine, im neunzehnten Jahrhundert kann man nicht ruhig zusehen, wie eine ganze Rasse verkommt in Armut, Schmutz, Dummheit und Laster. Könnt ihr mir keinen Rat geben, ihr Weisen, kannst du nicht helfen, Doktor? Hier ist eine tödliche Krankheit, ein wirklicher Marasmus; wenn du hier hilfst, erwirbst du dir ein unvergängliches Verdienst um unsere Gegend, und oben auf dem höchsten Bergesgipfel will ich dir ein Monument errichten lassen, aere perennio."

Burt schwieg eine Weile, den Blick durch die offene Türe ins Freie gerichtet, wo die Dunkelheit der

Sommernacht durch die Blitze eines Wetterleucht-
unterbrochen wurde. Dann sagte er:

„Ich will selbst hinausgehen zu deinen arm
Slowaken und zusehen, was sich für sie tun läßt.“

Landskerrotitsch schnellte aus seiner Türkenstellu
empor und sprang mit beiden Füßen zugleich auf
Boden.

„Was, du wolltest dich selbst unter diese Ges
schaft mischen!“ rief er, „nein, das sind die Halun
doch nicht wert. Sprichst du wirklich im Ernst?“

„Ja, ich habe mich dazu entschlossen.“

„Aber du ahnst nicht, welch miserable Zustän
welch ekelhaften Schmutz du in ihren Hütten vorfin
wirst; das ist nicht wie hier in den Dörfern, die
gesehen habt.“

„Ich habe am Kap in einem Typhuslazarett
arbeitet und in Tiflis eine Choleraepidemie erl
Schlimmeres werde ich hier auch nicht antreffen.
könnte ich denn wohnen? Das ist die wichtigste Frag

„Wohnen — ja das wird schwierig werden,
ihren Hütten, das kann man keinem zivilisierten Mens
zumuten. — Ach, wo habe ich denn meine Gedanke
rief Landskerrotitsch plötzlich. „Der shooting b
natürlich! Dort muß er wohnen. Freund, ein h
liches Hotel steht dir zur Verfügung, komforta
wetterfest, am Fuße der Berge gelegen, mit herrli
Aussicht, eine Sommerfrische, wie es keine zweite g
Das Ding steht völlig unbenutzt; so findet es d
einmal Verwendung.“

Und Landskerrotitsch berichtete nunmehr, daß
vor Jahren in der Nähe seiner besten Jagdgründe
Blockhaus habe errichten lassen, für Jagdrendezv
und zur Unterbringung von Jagdgästen bestimmt.

„Dort soll das Hauptquartier sein, der Sitz des kommandierenden Generals in diesem Feldzuge gegen körperliche und geistige Verkommenheit,“ entschied der kleine Graf.

Mit dem ihm eigenen enthusiastischen Eifer für jede neue Idee, ging er dann an den weiteren Ausbau dieses Planes.

Burt, der Hauptbeteiligte, sprach sich nicht weiter über seine Absichten aus; Friedrich erschien es, als sei er schweigsamer und in sich gekehrter als sonst. Überhaupt glaubte er in der jüngsten Zeit eine Wandlung an dem Freunde bemerkt zu haben.

Burt war weicher geworden, es lag etwas wie Resignation in seinem Wesen. Friedrich ertappte ihn sogar einmal auf einer Sentimentalität. Als er ihn lachend darauf aufmerksam machte, hatte Burt ein eigenartiges Lächeln, als wollte er sagen: „Es ist so; ich weiß es selbst, aber den Grund soll niemand erfahren.“

Die scharfe Skepsis, mit der der Arzt in Friedrichs Knabenjahren so oft hervorgebrochen war, die den jugendlichen Freund ebenso oft abgestoßen als angezogen hatte, schien er gänzlich verlernt zu haben.

„Die Jahre machen ihn milder, wie den edlen Wein —“ dachte Friedrich, als er diese Veränderung an dem Freunde konstatierte.

Viertes Kapitel.

Burt brachte seinen Plan schon in den nächsten Tagen zur Ausführung.

Landskerrotitsch hatte Betten für den Arzt und Krätzer, der ihn begleiten sollte, sowie einiges Meublement und Kochgeschirr nach dem Blockhause fahren

lassen. Angelika sorgte dafür, daß es ihrem Gast
seinem freiwilligen Exil an leiblicher Verpflegung n
mangele, Burt selbst nahm seinen gesamten medizinisc
Apparat: Bücher, Instrumente und Medikamente
auf die Expedition.

So nach allen Seiten hin vortrefflich ausgerü
fuhr der Arzt mit seinem Begleiter zu früher Stu
in dem Break des Grafen ab, von diesem und Fried
ein Stück Wegs zu Pferde begleitet. Beim Absc
versprachen diese beiden dem Freunde, ihn baldigst
seinem Waldidyll aufsuchen zu wollen.

Burt hatte für sein Unternehmen außer
Gründen, die er dem Grafen und Friedrich gegenü
entwickelt, noch einen anderen, den er verschwieg.
floh Dzöröneck und die dort versammelte Gesellsch
eines weiblichen Wesens wegen, das sein Herz währ
der letzten Wochen in lebhafte Unruhe versetzt ha
Er suchte die Einsamkeit des Walddorfes auf, um
diesem Einflusse zu entreißen, der ihn wider sei
Willen gänzlich gefangen zu nehmen drohte.

Burt gehörte nicht zu den Naturen, die leicht
entflammen sind. Er hatte seine Sinnlichkeit währ
der Jugend durch strenge Zucht scharf im Zügel
halten gewußt, in dem Fühlen des gereiften Man
spielte sie eine völlig untergeordnete Rolle. Und w
es einen Beruf gibt, der dieses Feuer, dem
Phantasie die Hauptnahrung zuführt, im Menschen
dämpfen vermag, so ist es der ärztliche mit seiner
Illusion zerstörenden Nüchternheit. Vor dem A
des Arztes schwinden die Reize des anderen Geschlech

Bei dem weiblichen Wesen, das Burts Liebe
wonnen hatte, spielten die sinnlichen Reize eine
untergeordnete Rolle.

Sophie Wangen war nicht schön. Weder ihrem Gesicht noch ihrer Gestalt war das eigen, was der männliche Sinn vorzüglich in der Erscheinung der Frau sucht.

Was das junge Mädchen dem ernsten, nicht mehr jungen Manne so anziehend machte, war schwer zu sagen, ihm selbst war es nicht bewußt.

Jede Neigung wird eben in ihren letzten Gründen stets ein Geheimnis bleiben; man kann die Liebe nicht analysieren, ihrem Wesen läßt sich mit Sonde, Mikroskop oder Seziermesser nicht beikommen.

Vielleicht zog ihn, den kühlen, nüchternen Kopf, an ihr jene geheimnisvolle Tiefe an, die das unergründliche Wesen jeder echten Künsternatur ausmacht.

Er, eine kritisch-skeptische, durchaus nicht intuitive Natur, verdankte alles, was er war, dem logisch scharfen Denken und seiner Ziele bewußten, klaren Wollen, während bei ihr alles unbewußtes Empfinden war; sie schuf und handelte nach innerem Drange, ohne Berechnung, ja scheinbar ohne Zweck.

Vielleicht suchte er instinktiv diesen Gegensatz zu seiner Natur.

Jedenfalls war es für diesen Mann, der sein Handeln und Wollen bisher nur von der Vernunft hatte leiten lassen, und der es gewöhnt war, daß ihm seine geistigen wie seelischen Funktionen völlig Order parierten, etwas Neues, ja Unerhörtes, sich so plötzlich von einer Leidenschaft übermannt zu sehen, die ihm selbst sehr töricht und aussichtslos erschien. Dagegen anzukämpfen war ihm gar keine Zeit geblieben; mit dem Augenblicke, wo er sich seiner Liebe bewußt geworden, war sie ihm auch schon über den Kopf gewachsen.

Burt hatte zwar schon im letzten Winter, wo
hier und da mit Sophie zusammengekommen, Inter
für sie bekundet, das aber mehr ihrer Kunst als ih
Persönlichkeit, die ihm damals noch völlig unaus
schlossen war, gegolten. Jetzt, wo ihn das Gesc
unter ein Dach mit Sophie zusammengebracht, wu
er durch das räumliche Beisammensein schon dazu
führt, sich mehr um sie zu kümmern.

Sophie drängte sich niemandem auf, ihre seelisc
Vorzüge wirkten in ganz ähnlicher Weise, wie die v
steckten Reize ihrer Erscheinung, die man beim ers
Anblicke übersah, um sie später um so erstaunter
konstatieren.

Wie das Auge des Kenners durch das Feuer
echten Steines, so fühlte sich Burt überrascht und e
zückt, als ihm die Augen über den wahren Wert die
schlichten Mädchens aufgingen. Und von da an erwu
eine Neigung in ihm, die von Tag zu Tag an Gr
zunahm.

Von Anfang an war er fest dazu entschlossen, d
jungen Mädchen nichts von seinen Gefühlen mer
zu lassen.

Burt hatte niemals ans Heiraten gedacht; er wuß
daß er kein Mann sei, wie sich ihn Frauenherzen
ersehnen pflegen.

Seine Jugend, die Erfahrungen, die er bereits
Knabe gesammelt, warnten ihn davor, ein Glück in
Liebe zu suchen; und seine ganze Welt- und Leben
anschauung war viel zu ernst, als daß er sich
einer unbedachten Verbindung hätte hinreißen las
können.

Nach wie vor hielt er an der Ansicht fest, die
einstmals Friedrich gegenüber ausgesprochen hatte, d

ein bedeutender Altersunterschied bei Gatten wirkliches Eheglück von vornherein ausschließe.

Und darum war es ihm klar, daß Sophiens Besitz ein unerreichbares Glück für ihn bleiben müsse.

Die übrigen in Dzöröneck Anwesenden ahnten nichts von Burts Gefühlen, mit einer Ausnahme: Angelika.

Zwischen ihr und dem Arzte hatte sich mit der Zeit eine wirkliche Freundschaft entwickelt.

Ihm war die Ursprünglichkeit ihres Wesens, die harmonische Entwickelung dieser durch und durch gesunden Natur sympathisch; sie, die anfangs mehr seine Klugheit und sein Wissen bewundert hatte, lernte bei näherem Bekanntwerden die Gediegenheit seines Charakters kennen, und eine unbegrenzte Achtung begann sie zu erfüllen.

Angelika neigte dazu, nicht allzuviel von den Männern zu halten, vielleicht weil in ihre eigene Natur so viel Männliches gelegt war; jedenfalls war ihr noch niemals ein Mann begegnet, dem gegenüber sie sich gebeugt hätte; ihr Freund war der erste, vor dem sie es im Geiste tat.

Sie suchte den Verkehr mit dem Arzte auf, sie liebte seine gehaltreiche Unterhaltung, und die zurückhaltend gemessene Art, welche eine Eigentümlichkeit seiner Umgangsformen war, tat ihr wohl.

Burt ahnte nicht, wieviel er ihr war; in der Natur dieser Frau waren Tiefen, in die sie keines Menschen Auge dringen ließ.

Angelika kam hinter Burts Herzensgeheimnis durch einen Zufall. Eines Tages fehlte Sophie beim zweiten Frühstück. Man maß ihrer Abwesenheit anfangs keine große Bedeutung bei und glaubte, sie habe sich bei ihrer Arbeit verspätet. Angelika entsann sich, sie am

Morgen, mit Mappe und Malzeug versehen, im Pa
erblickt zu haben.

Man war daran gewöhnt, das junge Mädc
selbständig ihrer Beschäftigung nachgehen zu seh
Der Graf hatte ihr im Dachstock ein kleines Ate
eingerichtet, wo sie in einem bodenartigen Raume du
hohe Mansardenfenster gutes Licht für ihre Arbeit fa
Aber sie zog es vor, sobald Wetter und Beleucht
draußen günstig waren, im Freien zu arbeiten.

Im täglichen Verkehr der Hausgenossen aber me
man wenig von Sophie. Sie hatte die Angewohnh
dem Gespräche anderer mit Aufmerksamkeit zu folg
ohne sich selbst, außer wenn gefragt, zu beteiligen.
spielte sie bei der allgemeinen Unterhaltung meist die R
einer stummen Zuhörerin, aber ihre dunklen Au
hatten für den, der darin zu lesen verstand, eine Spra

Das Mahl ging vorüber, und das junge Mädc
erschien nicht.

Angelika schickte nach ihrem Zimmer und d
Atelier, ohne Erfolg. Darauf wurden einige
Dienerschaft in die Umgebung des Schlosses ausgesa
aber sie kehrten zurück, ohne eine Spur von der G
suchten entdeckt zu haben.

Da brachte Krätzer atemlos, aus dem Park her
eilend, die Nachricht, das kleine Boot sei nicht m
an seinem gewöhnlichen Platze und auch auf der gan
Wasserfläche nicht zu erblicken.

Diese Kunde alarmierte die Anwesenden.

Angelika, im Bewußtsein ihrer Verantwortlich
für Sophiens Wohlergehen, geriet außer sich und ma
allen Anwesenden und sich selbst die heftigsten Vorwü
daß man sich so wenig um das junge Mädchen
kümmert habe.

Sie wollte selbst hinaus an das Wasser, aber Burt hielt sie davon zurück.

Er versprach Angelika, ihr volle Gewißheit über den Verbleib der Vermißten zu verschaffen, rief Krätzer und einige von dem Hauspersonal herbei und machte sich mit diesen auf den Weg, um den Park und vor allem das Ufer nach Spuren der Vermißten abzusuchen.

Landskerrotitsch, nicht weniger um Sophiens Schicksal besorgt, als Angelika, hatte für sich und Friedrich Pferde bestellt, er wollte an das jenseitige Ufer reiten; es war denkbar, daß sich die junge Künstlerin hinübergerudert haben mochte, vielleicht um dort Aufnahmen zu machen. Das Boot war ja so leicht, daß es eine Dame selbständig lenken konnte.

Landskerrotitsch und Friedrich sprengten davon und gelangten, eine Brücke oberhalb jener seeartigen Erweiterung des Flusses benutzend, schnell ans jenseitige Ufer, das sie abritten.

In der Entfernung sahen sie Burt und Krätzer in einem Boote an der anderen Uferseite entlang rudern.

Da sich ihr Suchen erfolglos erwies, schlug Landskerrotitsch vor, im nächsten Dorfe Nachfrage zu halten. Unterwegs ritten sie an verschiedene, auf den Feldern arbeitende Leute heran, doch diese wollten nichts von der Gesuchten gesehen haben.

Kaum waren sie in die breite Dorfstraße mit ihren kalkbeworfenen, strohbedeckten Häusern eingeritten, als ihnen in einem nach der Straße zu offenen Hofe eine zahlreiche Menschengruppe auffiel, die sich um irgendeinen nicht zu erkennenden Gegenstand des Interesses geschart hielt.

Sie ritten heran und fanden zu ihrem Erstaunen Sophie Wangen mitten in diesem Knäuel von wenigstens

dreißig Zuschauern auf einem Melkschemel sitzend, sich den Malblock, einen Kasten mit Aquarellfar neben sich auf einem Stuhle, ein magyarisches Bau mädchen porträtierend.

Das Modell hatte offenbar die beste Tracht gelegt, bestehend aus dem roten, goldbordierten R blauer, bis an die Knie reichender Jacke mit P verbrämung und Schnüren, koketten Stiefelchen runder Pelzmütze.

Sophie war so ganz in ihre Arbeit vertieft, sie die Annäherung der Reiter gar nicht bemerkte.

Die gaffende Menge schaute dem Porträtieren atemloser Spannung zu. Ein junger Mann, offen in Beziehung zu dem Modell stehend, stand hinter Malerin, ihrem Pinsel mit jenem, dem magyaris Landvolke eigenen gehaltenen Ernste folgend.

Die Eltern des Mädchens, ein paar behä Bauersleute, standen wohlgefällig lächelnd in i Haustür.

Die junge Person selbst konnte hübsch genc werden.

Ihr bräunlicher Teint erschien matt neben Rabenschwarz des Haares. Das Gesicht war weiches Oval mit kleinen, mehr niedlichen als g artigen Zügen. Die Formen ihres Körpers wu durch das Kostüm fast ganz versteckt, die Hände die gestiefelten Füßchen waren klein und zierlich.

Als Sophie die letzten Pinselstriche geführt aufblickte, sah sie Landskerrotitsch und Friedrich, diese Szene mit Vergnügen beobachtet hatten.

Sophie war nicht wenig erstaunt, als sie verna man habe sich im Schlosse ihres Ausbleibens we die ernstesten Sorgen gemacht.

Sie erzählte nunmehr den beiden, wie sie hierher gekommen sei.

Sie war am Morgen ausgegangen mit der Absicht, einige Bauernhäuser aufzunehmen, war durch den Park gegangen, hatte den Fluß auf derselben Brücke überschritten, die Landskerrotitsch und Friedrich soeben passiert, und war, immer der Landstraße folgend, in dieses Dorf gekommen.

Hier hatte sie sich an die Skizzierung des baufälligsten und darum groteskesten Hauses gemacht, das sie entdecken konnte.

Unter der Menge, die sich schnell um sie versammelt, war ihr der Kopf eines jungen Mannes aufgefallen, von dem sie schnell eine Skizze genommen. Dieser hatte sein Wohlgefallen an dem eigenen Porträt so offenkundig gezeigt, daß sie es ihm geschenkt.

Darauf kam eins nach dem anderen mit der Bitte um ein Konterfei; sie hatte sich aber mit dem scharfen Blicke der Künstlerin das lieblichste Mädchen herausgesucht, und nachdem man ihr das Staatsgewand angelegt, dieses Bild angefertigt.

Landskerrotitsch ließ sich das Blatt aufs Pferd reichen.

Die weichen Aquarellfarben gaben den matten Teint der magyarischen Schönheit glücklich wieder.

„Und wollen Sie dies dem Mädchen als Spiegel ihrer Schönheit geben?“ fragte der Graf.

„Ich will es der Mutter schenken,“ erwiderte Sophie.

Landskerrotitsch mußte nunmehr das Amt eines Dolmetschers übernehmen, denn die magyarischen Bauersleute wollten sich von der Fremden nichts schenken lassen, hätten das Bild aber trotzdem gern gehabt, und Sophie wiederum weigerte sich, Lohn von ihnen zu nehmen.

„Der Vater dieser Dorfschönheit ist der Ciró o
Gemeinderichter und der reichste Mann ringsum;
stolzerer Bauer ist mir noch nicht vorgekommen.
fährt mit vier Pferden, deren ich mich nicht schäm
würde. Sie müssen ein Gegengeschenk von ihm
nehmen," meinte der Graf.

Die alte Bäuerin war inzwischen ins Haus gee
und kam mit einem jener bunten, plaidartigen Tüc
wieder, welche in Ostungarn so geschmackvoll gew
werden. Ihre Tochter mußte es der Malerin anleg

„Es gehört zur Ausstattung des jungen Mädche
das Sie gemalt haben," erklärte Landskerrotitsch,
sich in kordialster Weise mit dem wohlbeleibten C
unterhielt und dem dieser wie einem Gleichgestell
Antwort gab.

„Sie ist Braut und wird in einigen Woc
heiraten," fuhr er fort, „dort jenen jungen Ma
der Gemeinderichter ladet uns zur Hochzeit. — A
nun fort, die anderen wissen noch nicht, daß sich
verirrte Lamm inzwischen gefunden hat, und wen
jedes Blättchen im Parke, um zu sehen, ob uns
Künstlerin darunter sitzt. Kommen Sie! Der Ba
wird sich eine Ehre daraus machen, Sie mit sei
Rappen nach Dzöröneck zu fahren."

Und so geschah's. Die Rappen waren schnell
die Kalesche gespannt, Sophie nahm Platz da
während der Graf und Friedrich vorauseilten, um
Besorgnis der übrigen abzukürzen.

Angelika wollte ungehalten sein, als sie den Herg
erfuhr, aber die unschuldig bestürzte Miene Sophi
und ihre Versicherung, über dem Malen habe sie
Tischzeit völlig vergessen, entwaffneten sie.

„So gebt ihr schnell etwas Ordentliches zu essen,“ meinte Angelika, „denn vom Malen wird niemand satt.“

„Ich werde ihr eine Uhr schenken,“ sagte Landskerrotitsch; „wie kann man verlangen, daß sie die Zeit innehält, wenn sie keine Uhr hat.“

„Stach, willst du nicht Doktor Burt benachrichtigen,“ unterbrach ihn Angelika, „daß Sophie gefunden ist?“

„Ach ja, der Doktor,“ rief dieser, „er hat inzwischen womöglich ein Netz herbeigeeilt und macht einen regelrechten Fischzug nach ihr.“

Friedrich war schon hinaus, um Burt die Nachricht zu verkündigen.

Er sah nicht, wie der Schimmer einer großen Freude die ernsten Züge des Freundes erhellte, als er Sophiens glückliche Auffindung erfuhr; auch bemerkte er nicht, wie Röte und Blässe in seinem Gesichte wechselten, als Friedrich auf dem Wege nach dem Schlosse das eben Erlebte wiedergab.

„Und wie war's mit dem Kahn?“ fragte Friedrich.

„Wir fanden ihn, natürlich leer, er war ans diesseitige Ufer getrieben,“ erwiderte Burt. „Vielleicht hat ihn der Wind losgerissen oder der Pfahl war morsch, irgendeine ganz natürliche Ursache — wir haben uns unnütz aufgeregt.“

„Meintest du, sie wäre herausgefallen und ertrunken?“ forschte Friedrich weiter.

„Ja!“ erwiderte Burt und dieses „ja“ klang wie das Aufatmen eines von schwerem Kummer Befreiten.

Ins Schloß zurückgekehrt, hatte der Arzt jenen starren Gleichmut wieder angelegt, unter dem er alle tieferen Regungen anderen gegenüber zu verbergen pflegte.

Kein Wort, keine Miene verriet, daß eine St
peinvollster Seelenangst hinter ihm lag.

Nur Angelika wußte von diesem Tage an,
ihr Freund Sophien liebe.

Fünftes Kapitel.

Inzwischen war ein Brief von Frau von Choi
an ihren Sohn angekommen.

Dieser Brief war Friedrich von Wien aus
geschickt worden; noch hatte er seiner Mutter nicht
geteilt, daß er in Dzöröneck und somit wieder mit
zusammen sei. Er verschob ihre Benachrichtigung
von vielmehr von einem Tag auf den anderen.

Der Brief der Mutter lautete: „Mein S
Möchte ich die Kraft finden, in diesem Briefe
dringlich zu Deinem Gewissen zu sprechen.

„Bist Du noch mein Sohn, derselbe, dessen C
festigkeit bisher mein Stolz gewesen? Oder bist
mir vertauscht worden? Hat eine teuflische Ge
Macht über Dich gewonnen? — Mörner war bei
er hat mir alles erzählt. Dein Brief aus Wien
in meinen Augen weiter nichts, als eine Deiner
würdige Beschönigung des Geschehenen. Erreg
Kummer über das, was ich vernahm, haben mich
Krankenlager geworfen; ich bin kaum soweit herge
daß ich die Feder führen kann, aber Entrüstung
Sorge um Dich drückt sie mir in die Hand. So
erfüllst Du Deine Versprechungen, hältst Du
mir gegebenes Wort! O, daß ich damals m
Argwohn einschläfern ließ, wie bitter bereue
es jetzt; aber wem soll man denn noch trauen,

nicht dem eigenen Kinde. — Diese ganze Zeit über hast Du mich hintergangen, mich in falscher Sicherheit erhalten, ich ahnte nichts Böses, bis ich mit einem Male erfahren muß: Eva ist ihrem Manne davongelaufen und Du ihr Verführer — und da wagst Du noch von Deinem guten Recht zu sprechen, wie mir Mörner berichtet. — Friedrich, wie weit ist es mit Dir gekommen, wie müssen sich Deine Begriffe von Recht und Sittlichkeit verwirrt haben. Du willst Mörner zwingen, daß er sich von seiner Frau scheiden läßt, willst die Bande mit frevelnder Hand sprengen, mit denen Gott diese beiden Menschen für alle Ewigkeit verbunden hat! — Friedrich, wache auf, Du bist in einem bösen Traum befangen, besinne Dich wieder auf Dich selbst! Weißt Du denn, was Du angerichtet hast? Ich wünschte, ich hätte Dich vor Mörner stellen können, als er hier bei mir war und mir von seinem Jammer erzählte; Friedrich, sein Herz ist gebrochen, er ist ein unglücklicher, elender Mann. Er hat diese Eva wirklich geliebt, aber nicht der Verlust beugt ihn so tief; die Schande ist es, ihre, Deine, seine eigene Schande. Von mir selbst will ich im Angesichte eines solchen Kummers nicht sprechen; aber ich bin alt, mein Sohn — willst Du mich durch Gram schneller ins Grab bringen?

„Ich rufe Dir zu: Friedrich, halte ein auf dieser Bahn, sie führt zum Abgrund, nie kannst Du mit dieser Frau glücklich werden; ihr Besitz wird Dir wie der eines unrechten Gutes auf der Seele brennen! Es gibt ein einziges Mittel, das Dich und sie vom Verderben retten kann: Umkehr. Sage nicht, daß es schon zu spät dazu sei. Der Mann, den Ihr betrogen habt, hat ein Herz von wunderbarer Güte, und Gott hat ihm herrliche Langmut geschenkt; er will der ungetreuen

Gattin und Dir verzeihen, wenn sie jetzt noch an
Seite zurückkehrt.

„Weise die dargebotene Hand nicht zurück, ver
gut zu machen, was Du gefrevelt, führe die Ve
zu dem rechtmäßigen Gatten zurück, dann sollen
meine mütterlichen Arme offen sein wie ehemals.
Mutter."

Dieser Brief seiner Mutter weckte in Frie
alles, was er an Sorgen und Bedenken geflisse
unterdrückt hatte.

Daß sich seine Mutter mit seinem Verhältnis
Eva nicht versöhnen würde, hatte er voraus ge
aber daß sie so schroffe Worte gegen ihn bra
werde, hatte er nicht erwartet. Wie viel schärfer n
sie sein Tun verurteilen, wenn sie erst erfuhr, da
jetzt mit Eva unter einem Dache weile; mußte das
den vollen Bruch zwischen ihnen herbeiführen?

Und wenn er nun Dzöröneck verließ, würde
Eva in eine abermalige Trennung schicken? Hatt
nicht erklärt, ihm nachreisen zu wollen, wohin er
immer gehen werde? Oder konnte Eva von hier ge
Wo sollte sie sich denn hinwenden, wenn ihres Blei
hier nicht länger war?

Es war dies ein Dilemma, aus dem er k
Ausweg sah.

Hierzu gesellten sich Sorgen anderer Art für

Seit Eva ihren Gatten verlassen, hatte er für
Ausgaben aufzukommen. Alles, was sie ihr eige
nannt, war in Berlin, im Besitze ihres Gatten zu
geblieben, und es war nicht anzunehmen, daß
sich eines solchen Pfandes gutwillig begeben w
Eva fehlte es daher, als sie nach Dzöröneck kam,
notwendigsten. Statt sich nun in dieser Kalamitä

Angelika zu wenden, was sicherlich das Natürlichste für sie gewesen wäre, bat sie ihre neue Freundin, die Oblonska, um Rat. Diese nannte ihr sofort Adressen von Konfektionshäusern in Pest, Krakau und Lemberg, bei denen Eva dann unter Mitwirkung der Prinzeß ihre Bestellungen machte.

Hüte, Sommertoiletten, Wäsche, Schuhe, Schirme, Bänder, Essenzen und unzählige andere Artikel, welche das Arsenal einer Frau ausmachen, kamen an, alles aufs reizendste und eleganteste nach den neuesten Pariser und Wiener Moden; aber die Rechnungen lagen dabei und wollten bezahlt sein. Es war ein peinlicher Augenblick für beide Teile, als Eva ihm diese Rechnungen zu übergeben hatte, und Friedrich mußte eine größere Summe bei der Bank in Berlin erheben, um sie begleichen zu können.

Je kleinlicher derartige Sorgen ihrer Natur nach waren, desto peinigender wirkten sie auf Friedrich. Sein Leben hatte eine ganz andere Wendung genommen, als er ihm selbst zu geben geglaubt. Er hatte alle diese Möglichkeiten bei seinen Zukunftsträumen übersehen.

So geht es uns, wenn wir in das gelobte Land der Zukunft blicken, wir sehen nur die luftigen Gipfel des Daseins von der Sonne der Hoffnung rosig erleuchtet, aber die dunklen Täler mit ihren steinigen Wegen und Dornenhecken erkennen wir nicht.

In diese Sorgen fiel der Brief Frau von Choiseules; er machte Eindruck auf Friedrich.

Nicht daß er den von der Schreiberin beabsichtigten Erfolg gehabt hätte, Friedrich zur Lösung seines Verhältnisses zu Eva zu veranlassen; das wollte und konnte er nicht tun; er mußte auf dem einmal betretenen Wege weiter, eine Umkehr gab es für ihn nicht mehr. — Das

sagte er sich selbst in Augenblicken kühlster Erwäg
wo sein Denken von Leidenschaft unbeeinflußt
Aber dieser Brief wurde ihm zum Sporn, seine En
anzuspannen, auf Mittel und Wege zu sinnen, um
der Unklarheit der gegenwärtigen Lage heraus zu kom
Schritte zu tun auf das Endziel seiner Bestrebu
zu: die legale Verbindung mit Eva Mörner.

Er richtete einen Brief an Evas Gatten, in
er diesem von neuem das Ansinnen stellte, die Schei
einzuleiten; er wiederholte alle die Gründe, welch
bei seiner letzten Zusammenkunft mit Mörner
gebracht hatte, und fügte neue hinzu. Am Sch
erklärte er, im Falle Mörner auf seinen Vorsc
nicht eingehen werde, würde er Eva veranlassen, i
seits die Scheidungsklage anzustellen, was immer da
resultieren möge.

Den Brief seiner Mutter ließ er vorläufig
beantwortet. Er fühlte, daß er nichts Neues zur
klärung und Entschuldigung seines Verhaltens a
führen habe. Die alten Gründe wollte er nicht nu
wiederholen, und einen Brief mit leeren Redensa
an seine Mutter zu schreiben vermochte er nicht.

Aber der Hauptgrund, warum er ihr nicht
wortete, war der: er wünschte, seiner Mutter mög
so lange wie möglich verschwiegen bleiben, daß er
Eva an ein und demselben Orte weile. Bis jetzt a
sie davon ja noch nichts; das hatte ihm ihr B
bewiesen.

* * *

Wenige Tage nachdem Burt Dzröneck verla
machten sich auch Landskerrotitsch und Friedrich auf,
die vom Grafen projektierte Fahrt nach Ungarn anzutre

Neben dem von Anfang ausgesprochenen Plan, Friedrich mit Land und Leuten bekannt zu machen, damit er in seiner Schrift ein möglichst wahrheitsgetreues Abbild des ungarischen Lebens geben könne, verfolgte der Graf noch einen kleinen Nebenzweck mit dieser Tour, den er niemandem verriet, ja sich selbst kaum eingestehen wollte.

Schon seit einiger Zeit fühlte der kleine Graf das rege Bedürfnis, mit seinen Standesgenossen wieder auf besseren Fuß zu kommen, mit den alten Freunden und Bekannten von neuem anzuknüpfen.

Er hatte, über den geselligen Mißerfolg, den er nach der Verheiratung mit Angelika erlitten, verstimmt und entrüstet den Verkehr mit all den Kumpanen seines Junggesellenlebens jäh abgebrochen; ja er war noch weiter gegangen, im Ärger über eine nichtige Rangstreitigkeit, die er mit einem Standesgenossen gehabt, war er aus der Magnatentafel, der er als geborenes Mitglied angehörte, mit großem Eklat ausgetreten. Eine Zeitlang hatte er sich in der Rolle des Grollenden äußerst interessant und darum wohl gefühlt.

Aber allmählich wurde seine lebhafte, abwechselungs- und umgangsbedürftige Natur der Vereinsamung, welche er sich selbst geschaffen, überdrüssig. Er war nicht veranlagt, ein Timon zu werden.

Seine ursprüngliche Verliebtheit in Angelika hatte sich mit der Zeit doch abgekühlt, er war ihr noch immer in Liebe und Bewunderung zugetan, aber die Flitterwochenstimmung hatte selbst für ihn aufgehört, ja manchmal fühlte er sich vor ihrer Überlegenheit, der völlig sich unterzuordnen früher sein höchstes Glück ausgemacht, etwas bedrückt. Trotzdem wollte er den Schein des ehemaligen Zustandes noch immer aufrecht

erhalten, er überbot sich in Galanterien seiner
gegenüber, aber Angelika schnitt diese „Faxen", w
sein Gebaren bezeichnete, meist in brüsker Weis

Als er jetzt mit Friedrich diese Reise, fü
mehrere Wochen in Aussicht genommen waren, a
war Angelika über die Entfernung der beiden M
vom Hause aus mehr als einem Grunde zufrieden,
der Graf atmete mit vollen Zügen die langentb
Luft völliger Ungebundenheit ein.

Landskerrotitsch führte seinen Begleiter zu
über Kaschau nach Pest. Dort hielten sie sich n
lange auf, daß Friedrich die Sehenswürdigkeiten
Stadt: die Radialstraße mit ihren Palästen, die
das Volkstheater, die Bildersammlung kennen l
konnte.

Da aber der Graf beim Anblick der men
wimmelnden Plätze und der belebten Straßen ein
das andere Mal in den Ruf ausbrach: „Kein M
ist um diese Jahreszeit in Pest, wahrhaftig
Mensch!" so verließen sie die Hauptstadt und be
sich an den Plattensee, wo sich denn auch in
reizenden Balaton-Füred ein kleiner Kreis derer
fand, die Landskerrotitsch als wirkliche Menschen
erkannte: die beau monde von Pest und ganz Un

Nachdem der kleine Graf hier von der Gesell
als ein zur Herde zurückgekehrtes Lamm mit beson
Jubel aufgenommen worden war, und Friedrich
liche Gelegenheit gehabt hatte, Zigeunermusik zu h
Tschardas tanzen zu sehen und von champa
berauschten Kavalieren geküßt und „Bruder" ge
zu werden, nachdem er ferner erlebt, wie ein j
Magnat ein Vermögen am Spieltisch verlor, und
Säbelduell beigewohnt, das den blutigen, aber

tödlichen Abschluß einer Liebesaffäre bildete, und er somit die wichtigsten Momente im geselligen Leben jenes Landes aus eigener Anschauung kennen gelernt, reisten sie vom Plattensee weiter über das altertümliche Veszprim und Stuhlweißenburg zur Donau. Mit dem Dampfer ging's den herrlichen Strom hinab bis Peterwardein, von dort wurde ein Abstecher gemacht nach Temesvar. In der fruchtbaren Theiß-Ebene reisten sie dann langsam von Stadt zu Stadt, gelegentlich wurden die Sitze ungarischer Edelleute aufgesucht, wo man die beiden mit echt magyarischer Gastfreundschaft aufnahm, das heißt ihnen vorsetzte, was Küche und Keller barg, ihnen alles zeigte, was man besaß, dafür aber auch die unbeschränkteste Bewunderung des Gesehenen geradezu diktatorisch von den Gästen forderte, um sie gelegentlich zur Nachtzeit im Hazard tüchtig zu rupfen.

Gerade bei dieser zwanglosen Art des Reisens, meist im offenen Wagen durchs Land fahrend, bekam Friedrich einen guten Einblick in die ländlichen Verhältnisse Ungarns.

Er schrieb seine Eindrücke frisch und unmittelbar, wie er sie gewann, nieder.

Ein Berliner Blatt brachte sie als „Reisebilder aus Ungarn". Nach Dzöröneck zurückgekehrt, beabsichtigte er, diese Skizzen weiter auszuarbeiten. Er wollte dann den bisher nur tagebuchartigen, locker gefaßten Inhalt nach bestimmten Gesichtspunkten einteilen, ihm nach vorausgegangenen, eingehenderen Studien einen mehr wissenschaftlichen Hintergrund geben und so die bis jetzt lose herumflatternden Blätter zu einem wirklichen Buche zusammenheften.

Während des Ausfluges der beiden Herren, der

etwa vier Wochen in Anspruch nahm, waren die Da
allein zu Hause.

Angelika machte in dieser Zeit den Versuch,
ein wenig für die Wirtschaft zu interessieren; sie gla
Kenntnisse auf diesem Gebiete könnten der jungen
für die Zukunft nicht schaden. Aber Eva, die
anfangs begeistert für den Gedanken gezeigt hatte,
bald in ihrem Eifer nach. Als Entschuldigung br
sie vor, daß ihr das Talent zur Wirtschaftlichkeit
Natur versagt sei.

Die Wissenschaft, wie man einen Kuchen
Blätterteig mit Johannisbeerfüllung zubereite, von
Friedrich einmal gesagt hatte, er esse ihn gern, wa
einzige sichtliche Erfolg, welchen sie aus dieser Leh
davontrug.

Dafür widmete sie sich jetzt nach längerer U
brechung mit großem Fleiße der Ausbildung
Stimme.

Einen großen Teil des Tages brachte sie in
sellschaft der Oblonska zu. In je intimeren Ve
sie aber mit dieser trat, um so mehr kühlte sich
Verhältnis zu Angelika ab.

Die Prinzeß verstand es, ihre Abneigung g
die Gräfin hinter geschmeidigem Wesen und korr
Formen zu verbergen: ihrem diplomatischen Ta
war es zu verdanken, daß es zwischen diesen vie
grundverschieden gearteten Frauen, die jetzt in Dzöri
zusammenlebten, niemals zu einer Reibung kam.

Aber obgleich sie sich wohl hütete, offen gegen
Herrin des Hauses Front zu machen, so wußte
Oblonska doch Eva ganz allmählich von ihrer L
für die früher so schwärmerisch verehrte Freundin
zubringen.

Angelika durchschaute das Treiben der alten Intrigantin und ließ sie gewähren; sie fühlte sich erhaben über dergleichen kleinliche Rankünen.

Aber in ihrem Fühlen für Eva, die sie früher wirklich gern gehabt hatte, war nach diesen neuesten Erfahrungen eine starke Abkühlung eingetreten.

Die Prinzeß sorgte dafür, daß Eva die Zeit nicht allzu lang wurde.

In der Bibliothek des Schlosses war vor allem die französische Literatur gut vertreten und eine Kollektion der namhaftesten französischen Romane vorhanden.

Eva hatte in der Schweizer Pension, in welcher sie den größeren Teil ihrer Mädchenjahre verbracht, Französisch wie ihre Muttersprache zu sprechen und zu verstehen gelernt.

Sie überließ es der Prinzeß, aus dem vorhandenen Bücherschatze die geeignetsten Bände zur gemeinsamen Lektüre auszuwählen.

Eva hatte niemals Gelegenheit gehabt, in Wirklichkeit die düstersten Nachtseiten des Lebens kennen zu lernen. Sie besaß eine gewisse mädchenhafte Naivität, die ihr das Leben als verheiratete Frau und selbst die Liebe Friedrichs nicht zu rauben vermocht hatten.

Um diese Naivität war es jetzt, dank dem intimeren Umgange mit der Oblonska, geschehen. Wenn sie einer Führerin auf schlüpfrigem Gebiete bedurfte, so hätte sie keine bessere finden können als die neue Freundin.

Die Prinzeß hatte inzwischen aus Eva alles herausgelockt, was sie über deren Vorleben und vor allem über ihr Verhältnis zu Friedrich wissen wollte.

Diese ganze Angelegenheit war der Alten äußerst interessant und völlig neu.

Ein Liebespaar, wo die Frau dem Manne du
gegangen, und das nach einem Vierteljahre noch n
weiter als bis zum Kusse gekommen, war etwas
sie noch nicht Erlebtes.

Diese Erfahrung bestätigte für sie eins i
eigenen Bonmots, das ihr in Pariser Cerclen viel n
gesprochen worden war: daß nämlich die Deutschen
Kreuzung von Stockfisch und Eisbären seien.

Sie sah es gewissermaßen als ihre Pflicht an,
jungen Leuten über ihre Schüchternheit hinweg zu he
und vor allem diese junge Frau in ihrer lächerli
Ignoranz über die wissenswertesten Dinge aufzuklä

Sie fiel nicht plump mit der Tür ins Haus,
allmählich zog sie vor Evas Augen einen Schleier
dem anderen weg.

Die französische Sprache eignet sich zu einem sol
Geschäfte wie keine andere; selbst der äußersten Gem
heit verleiht sie noch einen Schimmer von Grazie.

Man mußte es der Oblonska lassen, sie vers
amüsant und geistvoll zu unterhalten.

Mit Vorliebe erzählte sie aus der Zeit
Pariser Triumphe, aber was sie davon vorbra
waren nicht etwa bloße ruhmrednerische Flunkere
sie hatte feine, gesellschaftliche Beobachtungen gem
wußte zu charakterisieren und hatte den Franzosen
Kunst abgelernt, selbst die einfachsten Vorgänge poin
reich und darum packend zu schildern.

Eva war durch sie fasziniert; an ihrer S
schienen die Stunden nur so hinzufliegen.

Sie glaubte wirklich, durch den Umgang mi
Prinzessin zu profitieren, und war naiv genug,
Routine dieser Frau als Lebensweisheit anzustau

Eva ahnte nicht, daß sie mit diesen Erzählun

denen es sich so angenehm und leicht zuhörte, ein Gift einsog, das, einmal aufgenommen, nie wieder gänzlich aus dem Blute weicht.

An verschiedene Eigenheiten der Oblonska, die Eva anfangs sonderbar berührten, hatte sie sich bald gewöhnt.

Früh brauchte diese Dame mehrere Stunden zur Toilette und kein indiskretes Auge durfte dann in ihre Geheimwerkstatt dringen, ehe das Kunstwerk ihrer Erscheinung fertiggestellt war.

Wohlfrisiert, rosig, duftend, mit glänzenden Augen, tadellos geradem Rücken und jenem wohlberechneten Lächeln, das nur den vorderen, unechten Teil ihrer Zahnreihen sehen ließ, trat sie dann unter die anderen Hausgenossen, nahm ihr verspätetes Frühstück ein, las den „Figaro" und andere Blätter, die der Graf hielt und unternahm dann einen Spaziergang mit Eva, wo sie über große wie kleine Dinge mit derselben Grazie zu plaudern wußte.

Dann, um der Mittagshitze aus dem Wege zu gehen, ging man ins Schloß, gewöhnlich um auf dem Zimmer der Oblonska zu lesen.

Nach dem Luncheon zog sich die Prinzessin auf einige Stunden zurück, während Eva ihren Gesang zu üben pflegte.

Zum Diner erschien die alte Dame dann wieder in einer anderen Robe. Den Abend widmete sie der allgemeinen Gesellschaft.

Die Oblonska war eine starke Raucherin.

Sie bevorzugte Zigaretten von feinparfümiertem türkischem Tabak, die sie mit großem Geschick, unglaublicher Geschwindigkeit und in appetitlichster Weise selbst anfertigte. Sie benutzte dazu eine flache, silberne

Dose, das Geschenk eines Prinzen von Geblüt, w
Eva gegenüber gelegentlich erwähnte, dessen Wa
man auf dem Deckel eingraviert erblicken konnte.

Andere eigentümliche Gegenstände, die mit
Existenz unzertrennlich verbunden zu sein schi
waren: ein Riechfläschchen, ein Rosenkranz, das Bi
ihres Schutzheiligen en miniature, ein Batisttasche
und ein Büchschen mit Cachous.

Während Eva vorlas, saß sie meist in ihren
stuhl zurückgelehnt, all die genannten Dinge bei si
einem Pompadour, an einer Mitra arbeitend, n
sie in Goldstickerei auf weißem Grunde für den
bischof von Krakau ausführte.

Trotz der frivolen Freigeisterei, die ihr noch
einer früheren Epoche ihres Lebens anhaftete, wa
Oblonska eine bigotte Katholikin.

Um ihre religiösen Bedürfnisse zu befriedigen,
sie öfters nach der nächsten Stadt zur Messe, Pr
Beichte oder Kommunion.

Ein und das andere Mal bewog sie auch
dazu, sie zu begleiten.

Diese konnte sich dann nicht genug verwun
wie peinlich die Prinzessin alle Formalitäten des G
dienstes erfüllte, wie sie sich mit Weihwasser bespr
das Kreuz schlug, und welche Ausdauer dieselbe
im Knien und Respondieren bewies, von deren L
sie zu anderen Zeiten Äquivoken und Blasphemie
stärksten Art zu hören bekam.

So vergingen die Wochen, während Friedrich
der Graf abwesend waren, schneller und angene
für Eva, als sie erwartet hatte.

Von Friedrich erhielt sie hin und wieder ind
Kunde aus Briefen des Grafen an seine Gattin.

Friedrich hatte ihr beim Abschied erklärt, ihr nicht schreiben zu wollen, und seinen Vorsatz auch gehalten; er hielt es besonders in Rücksicht auf Angelika für geboten, die Reserve, die er sich bisher in seinem Verkehr mit Eva auferlegt hatte, auch weiterhin aufs strengste zu wahren.

Friedrich wußte sehr wohl, daß es für Angelika ein Abweichen von ihren eigentlichen Prinzipien bedeutete, wenn sie ihm und Eva ein gemeinsames Asyl in ihrem Hauswesen einräumte, eine Handlungsweise, die ihr leicht dahin ausgelegt werden konnte, als begünstige sie einen Skandal.

Er war ihr dankbar für den Mut, sich über die Möglichkeit derartiger Verdächtigungen hinwegzusetzen, und vor allem für das Vertrauen, welches sie in seine Ehrenhaftigkeit und Evas Anstandsgefühl setzte.

Er wollte ihr seine Dankbarkeit durch ein peinliches Beobachten aller Forderungen der guten Sitte beweisen; sie sollte auf keinen Fall Grund haben, sich zu beklagen, daß er das in ihn gesetzte Vertrauen getäuscht habe.

Seine Zurückhaltung war jedoch sehr wenig nach Evas Geschmack, und besonders seit die verfänglichen Lehren der Oblonska mehr und mehr bei ihr zu wirken begannen, fing sie an, Friedrichs Verhalten als lächerliche Pedanterie zu betrachten.

Ein Brief des Grafen zeigte seine und Friedrichs Ankunft für den nächsten Tag an.

Mit derselben Post erhielt Eva einen Brief aus Berlin, dessen großes Format und amtliches Siegel sie in Erstaunen setzten.

Der Inhalt erschreckte sie noch mehr als das Äußere: Es war ein „Rückkehrbefehl" vom Berliner

Amtsgericht, durch den sie aufgefordert wurde, umg
zu ihrem Gatten nach Berlin zurückzukehren.

Da sie die übertriebensten Begriffe von der M
sphäre und den Befugnissen eines Gerichtes hatt
fürchtete sie das Schlimmste.

Friedrich fand sie bei seiner Rückkehr in gr
Aufregung, die sich in ihren Gesichtszügen, obglei
Eva zu beherrschen suchte, unverkennbar ausprägt

Sobald sie sich ohne Zeugenschaft Dritter
legte sie ihm das gerichtliche Schreiben vor. Wä
er es durchlas, hing sie mit gespannten Blicke
seinen Zügen.

Zu ihrem Erstaunen zeigte Friedrich nicht
geringste Zeichen von Erregung. Ruhig faltete e
Papier zusammen und gab es ihr zurück.

„Das hat gar nichts zu bedeuten," sagte er.
hatte etwas dergleichen längst erwartet."

„Wirklich, Friedrich. — Ach, wie froh bin
rief sie aufatmend.

„Du glaubtest wohl, Häscher würden hier ersch
dich in Banden schlagen, um dich direkt nach B
ins Gefängnis zu transportieren?" meinte er, la

„Ach, ich verstehe ja so wenig von all d
schrecklichen Dingen. — Kann mir denn wirklich n
passieren?" fragte sie, noch immer nicht ganz ber

„Nicht das Geringste," erwiderte er. „Laß
Ding da nur völlig unbeachtet; und wenn sie noc
Dutzend solcher Wische schicken, du kümmerst dich
darum. Mörner soll sehen, daß wir fest auf uns
Willen bestehen; mit der Zeit wird er dann wo
der Einsicht kommen, daß er nachgeben muß."

Sechstes Kapitel.

Burt weilte bereits über einen Monat in seinem freiwilligen Exil. Einige Male hatte er Krätzer mit Nachrichten nach Dzöröneck geschickt, er selbst war nie dorthin gekommen. An den Grafen hatte er geschrieben, daß er vollauf zu tun gefunden habe und vorläufig seinen Posten nicht verlassen könne.

Nachdem Landskerrotitsch von seinem Ausfluge zurückgekehrt war, erinnerte er sich seines Versprechens, den Freund aufsuchen zu wollen.

Einige Wegstunden von Burts jetzigem Aufenthaltsorte, da, wo das Terrain die Gebirgsnatur verliert und beinahe unvermittelt den Charakter der Pußta annimmt, zog sich ein Gürtel von Sümpfen und Morästen hin, gespeist vom Regen und einigen Gebirgsbächen, die in der regnerischen Jahreszeit wilde Sturzbäche, im Sommer aber schwache Rinnsale waren.

Mit dem Besuche bei Burt gedachte Landskerrotitsch einen Jagdausflug in diese an Wasservögeln überreichen Sümpfe zu vereinigen.

Am zweiten Tage sollten dann die Damen nachkommen, um sich mit den Herren bei jenem Blockhause, in dem Burt gegenwärtig hauste, Rendezvous zu geben.

Landskerrotitsch und Friedrich, die bald nach dem Luncheon in Dzöröneck abgefahren waren, trafen am späten Nachmittage bei der Jagdhütte ein.

Das Haus war verschlossen, und auf ihr Klopfen antwortete niemand.

„Er ist ausgeflogen," sagte der kleine Graf, „wer weiß, welche Wunderkur er vor hat. Komm, wir wollen uns inzwischen hier ein wenig umsehen; von dort oben

ist eine gute Aussicht, wenn du den steilen Weg
scheust."

Er wies auf einen waldbestandenen, kegelförm
Hügel, über dessen höchsten Fichtenwipfeln die Son
scheibe eben noch tanzte.

„Laß uns die Büchsen mitnehmen," sagte La
kerrotitsch umkehrend, „wozu haben wir sie denn.
bewaffneter Spaziergang ist immer amüsant, auch
man nichts schießt; da oben sind Wildkanzeln, viel
läuft uns etwas vor den Lauf."

„Auf was wird denn geschossen?" fragte Frie

„Auf Hirsch, Reh, Damwild, Schwarzwild,
und Bär," erwiderte der Graf. „Lache nicht, eine v
Meile von hier hat der Pötöfy Paul einen wirkl
Bären geschossen."

„Habt ihr denn hier gar keine Schonzeit?" fo
Friedrich weiter.

„Wer den Stuhlrichter zum Freunde hat,"
widerte Landskerrotitsch mit verschmitztem Augenzwin
„kann in Ungarn alles tun."

Sie nahmen die Büchsen, welche im Wage
blieben waren, aus ihren Futteralen und schritte
waldigen Anhöhe zu.

Bei der ersten Kanzel, die etwa fünfzehn M
über dem Boden in dem Geäste einer mächtigen K
angebracht war, machte Landskerrotitsch Halt und
Friedrich auf der Treppe hinaufsteigen.

„Ich gehe noch weiter bis zur nächsten Ka
wir kümmern uns nicht umeinander, hörst du, und
alles, was rauch ist, wird hingehalten. Wenn's mit
Büchsenlichte aus ist, steigen wir wieder hinunter."

Auf der Plattform angelangt, stellte Friedric
Büchse beiseite; er glaubte nicht daran, daß er

noch zum Schusse kommen werde, und zog es vor, sich dem Genusse der Aussicht hinzugeben.

Er hatte von seinem erhöhten Standpunkte aus einen guten Ausblick nach allen Seiten.

Er stand auf diesem Hügel, wie auf der untersten Stufe eines riesigen Amphitheaters. Hinter ihm türmten sich mächtige Gebirgsmassen auf: zerklüftet, starr, unbewaldet, der kahle Fels. Nach rechts und links schoben sich die sanfteren Formen bewaldeter Höhen vor, in Hügelland verlaufend, mit Waldwiesen, Häuschen mit grauen Strohdächern hier und da verstreut, die sich aus der Entfernung wie Haufen ausnahmen, die der Maulwurf aufgestoßen. Jenseits des Hügellandes sah Friedrich einen Ausschnitt der Ebene, wie eine Palette flach und bunt. Die Pußta war noch hell beleuchtet von der Sonne, während in den Gebirgstälern schon die Abenddämmerung webte. Hier und da blitzte unter den stumpferen Farben der Felder und Wiesen der Silberblick eines Gewässers auf, wie ein in die Landschaft eingelassener Spiegel.

Unmerklich wandelten sich die hellen Tagestöne in die matteren des Abends um. Die Gegenstände mit ihren scharfen Konturen verschwanden und machten fahlen Lichtern und verhüllenden Schatten Platz.

Dann brach am Himmel urplötzlich eine dunkle Glut aus, deren Quell unsichtbar war, denn sie, die Lichtspenderin, war schon verschwunden dort, wo die Erde rund wurde; wie Leuchtfeuer flammten die obersten Gipfel der Berge jetzt auf, sie, die bisher starr und kalt auf das Leben in der Tiefe geblickt, nun kam ihre Stunde. Sie durften der Scheidenden nachblicken und von ihr den Flammenkuß empfangen, wenn ringsum längst das Düster herrschte; bis auch sie wieder er-

kalteten und ihre grauen Felsengesichter leichenha
den Abendhimmel hinausstarrten.

Plötzlich ertönte ein Schuß und störte diesen A
frieden.

Friedrich schrak unwillkürlich zusammen und
nach dem Gewehre. Weg war alles Interesse fü
Naturschauspiel; der Schußneid und damit der
eifer waren in ihm rege geworden.

Gespannten Auges und Ohres lauschte er.
letzten Dämmerlichte konnte er gerade noch die U
der Bäume und Sträucher in der nahen Umge
erkennen, alles übrige verschwamm bereits in g
zusammengeballte Massen.

Da ein Knacken, als ob ein dürrer Zweig zer
worden sei.

Friedrich fühlte das Blut in einer heißen
vom Herzen zum Kopfe dringen, atemlos spann
weiter.

Dort im Gestrüpp bewegte sich etwas, jetzt
es Halt zu machen.

Friedrich dachte an die Aufforderung des Gr
auf alles zu schießen, und riß das Gewehr zur B
ohne richtig abzukommen, drückte er los.

Gleich nach dem Schuß ein Knacken und Bre
und Friedrich sah ein Tier, wie er jetzt genau z
kennen glaubte, einen Rehbock mit hohen Sprü
über das Niederholz setzen und in der Dunkelheit
schwinden.

Mit dem ärgerlichen Bewußtsein, gefehlt zu h
stieg er von der Kanzel herab.

Ein Jodler belehrte ihn, daß Landskerrotitsch
nähere.

„Hoffentlich hat er wenigstens auch gefehlt,“ dachte Friedrich in seinem Mißmute.

Die Gestalt des kleinen Grafen wurde sichtbar, er zerrte und schleifte etwas Großes, Dunkles hinter sich am Boden her.

„Was Teufel, ein Bär!“ rief Friedrich aus.

„Nein, kein Bär, aber ein kapitaler Keiler,“ erwiderte ihm der keuchende Graf.

Friedrich eilte zu ihm und betrachtete den Eber mit seinen struppigen, schwarzbraunen Borsten und dem grimmigen Gebräche, aus dem der rote Schweiß troff.

„Ich konnte nicht auf die Kanzel,“ erzählte der glückliche Schütze und wischte sich den Schweiß von der Stirn, „die Treppe war zusammengebrochen; ich blieb also unten und deckte mich durch einen dicken Baum. Da höre ich auf einmal ein Stampfen und sehe auch schon den Schwarzrock gerade auf mich loskommen, als wolle er mich mitsamt dem Baume über den Haufen rennen. Als ich anlegte, bekam er mich weg und wollte ausbiegen, aber da lag er auch schon im Feuer. — Nun und was hast du denn gemacht?“

„Ein Loch mehr in die Luft geschossen,“ erwiderte Friedrich mit erheuchelter Gleichgültigkeit.

„Was war's denn?“

„Ein Stück Rehwild, ich glaube ein Bock, er ging gesund ab; aber wer soll denn bei solcher Dunkelheit etwas erkennen!“

„Schade, der Rücken hätte uns morgen gut zum Souper gepaßt, wenn die Damen hier sind.“

Und Friedrichs schlechte Laune bemerkend, fügte der Graf schnell hinzu: „Tut nichts; für morgen verspreche ich dir hundert Gelegenheiten, um die Scharte

auszuwetzen. Hilf mir jetzt den Schwarzen ru
schaffen."

Unten wußte man bereits von ihrer Ankunft.

Krätzer war mit dem Kutscher dabei, die Pf
in einem schuppenartigen Nebengebäude zu versor
während Burt drinnen im Hause den Tisch für
Abendbrot ordnete.

„Wohlan, Robinson Crusoe!" rief Landskerrot
von draußen herein, „Fremde sind angekommen
deiner Insel, keine Menschenfresser, aber doch
hungrige Gäste."

Burt trat ins Freie und schüttelte den Ankö
lingen die Hände.

„Man lernt erst voll erkennen, was menschl
Umgang bedeutet, wenn man ihn eine Zeitlang
behren muß," sagte er, und auf den Keiler deut
„Ah, ihr versorgt den Wigwam mit Wild; aber
hörte zwei Schüsse."

„Das Echo hat dich wohl getäuscht, es ist stark
in den Bergen," erwiderte Landskerrotitsch mit sch
haftem Lächeln. — „Nun, laß uns einmal sehen,
ihr hier lebt; wie der Mann aussieht, mager und br
wie ein Räuber der Pußta."

So schwatzend ging Landskerrotitsch, den das J
glück besonders animiert hatte, ins Haus, gefolgt
den beiden anderen.

Das Haus war von behauenen Fichtenklötzern
geführt, die verzahnt waren und von Bankeisen
sammen gehalten wurden. Nach innen hatte es
Verkleidung von tannenen Brettern. Das weit ü
ladende Dach war mit Schindeln gedeckt; in dem gan
Gebäude war nur Herd und Esse aus Ziegeln
geführt, alles übrige das Werk des Zimmermanns

Trotzdem erschien es äußerst wohnlich und bequem, besaß im Erdgeschoß mehrere große Räume und im ersten Stock eine Anzahl Kammern, die als Schlafzimmer eingerichtet waren.

Nachdem man das Haus besehen, wurde das Abendessen eingenommen.

Man aß tüchtig und ungeniert, so wie es Männer nur tun, wenn sie untereinander sind.

Vorräte von Wein und Konserven aller Art waren reichlich vorhanden, da die Gräfin mehrfach Succurs geliefert hatte.

Krätzer besorgte zunächst die Bedienung, dann ließ er sich auf des Grafen Aufforderung hin bescheiden am untersten Ende des langen Tisches nieder, um die Mahlzeit zu teilen.

Nach beendetem Abendessen traten die Herren wieder hinaus vor das Haus, um hier auf einer Bank sitzend im Mondschein die Nachtgespräche von Dzöröneck nach mehrwöchiger Unterbrechung fortzusetzen.

Wenn Friedrich den Freund beim Abschied ernst und in sich gekehrt gefunden hatte, so war er jetzt freudig überrascht, ihn aufgeräumt, heiter und gesprächig wiederzufinden.

Wenn Burt im geheimen einen Kummer gehabt hatte, so schien er ihn überwunden zu haben.

Das Gespräch wandte sich naturgemäß der Tätigkeit des Arztes während der letzten Wochen zu.

Burt berichtete ausführlich darüber; sein Unternehmen schien ihm Interessantes in Fülle geboten zu haben und ihn voll zu befriedigen.

Mit der ihm eigenen Gründlichkeit des Deutschen hatte er die Lebensverhältnisse der Bevölkerung aufs

sorgfältigste untersucht und, wo es nötig und aus
voll war, helfend eingegriffen.

Soweit in diesem Striche Landskerrotitschs
sich ausdehnte, war keine noch so kleine Hütte zu
die er nicht aufgesucht hätte.

Das Gerücht, daß ein fremder Mann in den
Slowaken der Umgegend wohlbekannten Bloc
wohne, der unentgeltlich Rat, Lebensmittel und M
verteile, hatte sich schnell verbreitet und Bur
Riesenpraxis unter der ärmlichen Bevölkerung vers

Diese abgelegenen Gebirgstäler hatten vi
noch niemals einen wirklichen Arzt gesehen; nu
alte Zigeunervettel trieb Hokuspokus mit G
beschwören, Besprechen und Kräuterkuren in eine
lassenen Köhlerhütte. Und doch war ärztliches
greifen hier nötiger als irgendwo.

Unter dieser vom schlechten Leben und Brann
genuß entnervten Bevölkerung starb das Nerve
niemals ganz aus, und nach jedem harten Winte
die schreckliche Epidemie des Hungertyphus als
Folge auf.

Die Leute ringen hier mit den härtesten D
bedingungen.

Der Boden ist zu steinig, um den Anba
Kartoffel zu gestatten, das Korn treibt magere
mit spärlichen Körnern und kurzem Stroh. Das
für das es keine Ställe gibt, leidet von Wint
und schlechtem Futter.

Selten essen die Bewohner dieser sterilen G
die ihrer Nationalität nach meistens Slowaken
Fleisch; der Branntwein ist ihr Hauptnahrungs
an den Genuß dieses Giftes ist schon der
Slowakenbube gewöhnt.

Die Wohnungen sind aus Balken und Brettern in primitivster Art zusammengeschlagene Hütten, mit Strohdach, die nur spärlichen Schutz gegen die Unbilden der Witterung gewähren. Oft fehlt die Feueresse; der Rauch mag sich seinen Weg durch die zahlreichen Klinzen in den Wänden und sonstigen Öffnungen des elenden Gebäudes suchen.

Burt hatte die Welt umfahren und als Arzt Einblick in die verschiedensten Verhältnisse genommen, aber einem solchen Marasmus, wie Landskerrotitsch es richtig bezeichnet hatte, war er noch nirgends begegnet.

Unter den Kindern fand er Verkrüppelungen, Rachitis, Epilepsie und Idiotismus verbreitet. Die Sterblichkeit war eine erschreckende; wenige kamen über ein mittleres Lebensalter hinaus, trotzdem begegnete der Arzt vielen greisenhaften Erscheinungen.

Er hatte hier eine Rasse vor sich, die für sein physiologisch gebildetes Auge den Stempel des Todes sichtbar im Angesichte trug.

Und doch zeigten diese Leute in ihrer Verkommenheit eine Anzahl Eigenschaften, die sie dem Arzte menschlich nahe brachten, die ihn rührten und ihn anspornten, für die Rettung einzelner soviel zu tun, als in seinen Kräften stand.

Der Slowak ist treu, dankbar, kindlich vertrauend gutmütig und gemütvoll, aber ihm fehlen jene Eigenschaften, die im Dasein den einzelnen wie ganze Völker vorwärts bringen.

Eine hervorstechende Eigenschaft dieser vertrauensseligen und anlehnungsbedürftigen Naturen ist Frömmigkeit. Aber diese führt sie nicht zu höherer Erleuchtung, sie verführt sie nur zu oft zu verderblichem Aberglauben.

Kirche und Priester sind weit entfernt, drau
den reichen Strichen gelegen, welche andere inne

Wenn dann an Sonntagen und hohen Fest
armen Slowaken dorthin wallen, um ihr fr
Gemüt an einem Gottesdienste zu erbauen, der
meist unverständlich ist, dann fallen sie dem jü
Schankwirt und Branntweinhändler nach der Fei
sichere Beute in die Hände.

Den vorgeschriebenen Schulbesuch der Kinder
sie als eine Strafe an; denn die Kleinen sind d
bei der Arbeit nötig, und vor der Bildung emp
sie eine instinktive Abneigung. Mit großer Versch
heit wissen sie die Kinder der Kontrolle der
behörden zu entziehen.

Was unter ihnen noch annähernd wohlh
selbständig und kräftig ist, das wandert aus un
zieht so dem elenden Volke noch die besten seiner K

In seinem täglichen Verkehr mit den Leuten
Burt die Krebsschäden, welche an diesem St
fraßen, aufs eingehendste kennen. Er dachte vie
ihr Schicksal nach.

Eines war ihm mit der Zeit klar geworden,
hier geholfen werden sollte, so konnte es nur da
geschehen, daß man diese Menschen in neue und gä
veränderte Lebensbedingungen verpflanzte; daß m
wegschaffte aus ihren bisherigen Wohnstätten,
einer besseren Lage in menschlichen Behausungen
siedelte. Alle anderen Hülfen: Geld, Pflege,
klärungsversuche waren nichts anderes als Tr
die der heiße Stein auffaugt.

Blieben sie hier in den alten Verhältnissen
so ging dieses Geschlecht in absehbarer Zeit einem

entgegen, welches an das der Rothäute in Nordamerika erinnern mochte.

* * *

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück bestiegen die drei Freunde den leichten Break, Landskerrotitsch und Friedrich mit Jagdzeug ausgerüstet. Krätzer mit dem Pointer des Grafen zwischen den Füßen, saß neben dem Kutscher auf dem Bocke.

Die Fahrt entfernte sich von den Bergen.

Das sumpfige Terrain, das man heute aufsuchen wollte, zeichnete sich schon von weitem durch sein dunkles Grün ab.

Nach einiger Zeit verließ man den steinigen Grund, und der Wagen flog über eine elastische Decke, in der die Pferdehufe dunkle Spuren zurückließen. Oft erzitterte das gesamte Erdreich ringsum; die feuchtesten Flecke bezeichnete stärkerer Binsen- und Schilfwuchs.

Der Kutscher schien die Physiognomie des Sumpflandes gut zu kennen; er umfuhr die gefährlichen Stellen oft in weiten Kurven, gab das starke Trabtempo aber keinen Augenblick auf.

Die Pferde schnauften unruhig, beinahe lautlos flog der Wagen über die immer stärker erbebende Bodendecke; an vielen Stellen fuhren Wasservögel einzeln und in Schwärmen aus dem Schilfe auf. In bedeutender Höhe sah man ein Adlerpaar kreisen. An einer verhältnismäßig trockenen Stelle ließ Landskerrotitsch Halt machen.

„Dieses Herumfahren im Sumpfe,“ sagte er, „besonders mit starkbesetztem Wagen ist gefährlich; man sitzt, ehe man sich's versieht, drinnen, daß vom Kutscher

nur noch der Hut herausguckt. Einer meiner Ju
freunde fand so den Weg zu einer besseren Welt.

„Was ist das?" fragte Friedrich, da in d
Augenblicke ein eigenartiges Geräusch hoch in
Lüften erklang.

„Sieh dorthin," erwiderte Landskerrotitsch, nach
Himmel weisend. „Ein Schwarm wilder Gänse.
kommen, um hier einzufallen."

„Sollten wir uns nicht lieber verstecken?" m
Friedrich. „Vielleicht kommen wir zu Schuß."

„Auf diese da nimmermehr, sie haben uns l
weg. Kein Wild ist so scharfsichtig und scheu wi
Wildgans. Tausende von Metern hoch ziehen s
Keilform, nur ihr durchdringendes Geschrei verrä
Erst nach langem Sichern fallen sie ein. Abe
denke, wir werden heute doch auf ein oder den an
Flug zu Schuß kommen. Gegen Mittag sink
träger und weniger vorsichtig, besonders wenn sie
weither kommen. — Nimm einstweilen mit einigen
diesen hier vorlieb," er wies auf ein Wildenten
das kurz vor ihnen aufprasselte. „Laß uns breit
die Fläche gehen, mit weiten Abständen, in
Richtung, der Wagen mag uns folgen; aber n
euch vor dem Einbrechen in acht."

„Willst du kein Gewehr?" wandte er sich an

„Ich bin kein Jäger," erwiderte dieser.

„Er tötet nur seine Patienten!" rief Landskerro
zu Friedrich hinüber, der ihn aber nicht hörte, da
Anlegen war. Gleich darauf tat er einen Fehls

„Viel zu weit zugeschossen!" rief ihm der
zu; „spare deine Schüsse für bessere Gelegenheit.
Wild hier ist ganz unbeschossen und wird vortre
halten."

Langsam drang man vorwärts, Friedrich und Landskerrotitsch an den Flügeln, Burt und Krätzer mit dem Hunde in der Mitte. In einiger Entfernung folgte der Wagen.

Es gelang Friedrich, der ein scharfes Auge und einen festen Arm besaß, aber allzu hastig zuschoß und darum ein sehr wechselnder Schütze war, einige Enten und einen Regenpfeifer zu erlegen.

Das Schilf wurde immer dichter, der Boden schwankender und die Wasserlöcher häufiger.

Nach einiger Zeit rief Landskerrotitsch, der seiner kleinen Figur wegen für die anderen in dem hohen Schilfe kaum mehr zu erkennen war: „Genug nun, wir wollen noch einige Enten für ein andermal übrig lassen. Der Wagen soll herankommen!"

Man stieg wieder ein und die Fahrt ging weiter, jetzt aber langsamer, denn die Schwierigkeiten wurden mit jedem Augenblicke größere.

„Dort ist eine schwache Erhebung," sagte Burt, „wenn wir die erreichen könnten, würden wir wahrscheinlich festen Grund und einen Überblick gewinnen."

Landskerrotitsch ließ nach der von Burt bezeichneten Stelle lenken.

In der Tat übersah man von dort das Terrain weit und breit.

Burt schien nicht ohne besonderen Grund den Wunsch nach einem Ausblick geäußert zu haben, er zog ein Fernrohr hervor, stellte es ein und begann, die Landschaft nach allen Himmelsrichtungen hin eingehend zu mustern.

Friedrich, der heute voller Jagdeifer war, drängte zum Weitergehen.

„Nein, laß uns hier warten," meinte Lands-

kerrotitsch, „der Doktor scheint Interesse an d
Fleckchen Erde gefunden zu haben."

„Ja, das habe ich allerdings," sagte Burt,
Fernrohr zusammenschiebend. „Hier im Grunde
ungehobene Schätze."

„Pied de diable! Witterst du Gold oder Koh

„Der Schatz, den ich meine, ist die Fruchtb
welche in diesem Boden gebunden liegt; sie frei m
würde heißen, den Schatz heben."

„Wie verstehst du das?"

„Nun, man müßte diese Moräste drainieren,
Wasser ableiten und den gewonnenen Boden beba

„Das wäre eine Herkulesarbeit; die sump
Strecken dehnen sich meilenweit."

„Um so mehr kostbarer Ackerkrume gewinns
wenn die Urbarmachung gelingt. Untersuche die B
decke hier, sie ist ein reines Zersetzungsprodukt
Pflanzensubstanz, also der edelste, nahrungsre
Humus. Nur das Wasser gilt es abzuziehen,
hast du Meilen von Weizenboden gewonnen und k
deinen sämtlichen Slowaken oben aus den Bergen
Ackerlose anweisen."

„Du machst mir das Wasser im Munde zusam
laufen, Doktor. Hältst du es wirklich für möglich,
man diese Moräste entwässert, hast du einen Pl

„Ich bin kein Fachmann, einem solchen würde
die Sache doch übertragen müssen."

„Ach, du weißt und versteht alles, sage nur,
du dir die Sache denkst."

„Nun, so viel ich sehen kann, ist die B
erhebung, auf der wir hier stehen, ein Ausläufer
gebirgigen Terrains. Seht hinter euch; man er
das an der Vegetation, das Grün ist nicht so int

der Wuchs weniger geil, also festerer Boden im Moraft. Diese Landrippe müßte benutzt werden, sie würde gewissermaßen die Wirbelsäule des Werkes zu bilden haben. Von ihr aus müßten nach beiden Seiten Kanäle geführt werden, in die wieder kreuz und quer gehende Nebenstränge zu leiten hätten. Fall ist vorhanden, wenn er auch schwach sein mag; der Ablauf der Frühjahrswässer beweist das. Den wilden Wassern müßten feste Betten angewiesen werden. Vielleicht wird sich auch hier und da die Anlage von Stauteichen empfehlen, aus denen man in der trockenen Jahreszeit Wasser abgeben könnte. Das aus den Sümpfen abgeleitete Wasser wird schließlich an geeigneten Stellen in den Lauf eines Flusses gebracht werden müssen. Sollten sich nach alledem noch Tümpel halten, die ihrer tiefen Lage wegen nicht abzuziehen sind, so bliebe immer noch die Anwendung von Pumpwerken übrig. Auszuführen ist das Werk, und ich glaube, es wird lohnen. Denn außer dem Gewinn von weiten Ackerflächen wird es auch noch eine wesentliche Besserung der hygienischen Verhältnisse der ganzen Gegend zur Folge haben. Ich habe gefunden, daß hier ringsherum in den Dörfern die Malariaerkrankungen besonders häufig sind. Solche Moräste, wie diese, sind aber geradezu Brutstätten für Wechselfieber und Malaria. Durch Austrocknen dieser Sümpfe würdest du dir um die Gegend ein hohes Verdienst erwerben. — Freilich, Geld und Zeit wird die Sache kosten."

„Und es wird gemacht werden!" rief Landskerrotitsch, der Burts Ausführungen angehaltenen Atems und mit leuchtenden Blicken gefolgt war. „Nach einer solchen Arbeit habe ich mich schon längst gesehnt. Mag die Sache Geld kosten, so viel sie will, wenn ich nur einmal

in meinem Leben das Glück kosten kann, mich in A
heit um die Menschheit verdient zu machen. —
das werde ich dir niemals vergessen, daß du mich
diesen Gedanken gebracht hast; er ist großartig.
Sümpfe werden entwässert, in Ackerland verwa
und unter die Slowaken verteilt. Ihre elenden H
lasse ich niederbrennen, hier auf dem neugewon
Lande Dörfer bauen, wo ich sie ansiedele. —
Doktor, laß dich umarmen für diese Idee; du hast
meinen Lebenszweck gezeigt."

Man war noch dabei, diesen Plan eingehend
Erwägung zu ziehen, als abermals das durchdring
Kreischen der Wildgänse ertönte.

„Diesen Flug hätten wir abermals verpaßt,"
Friedrich mißmutig.

„Schon gut," meinte Landskerrotitsch, „wir w
aus Philanthropie die Jagd nicht vergessen.
müssen Verstecke aufsuchen, wenn wir auf Gän
Schuß kommen wollen. Also wohlgemerkt, Frie
nicht eher schießen, bis sie nicht dicht über dir sind.
Entfernung in der Luft täuscht sehr; wenn du
Augen erkennen kannst, dann ist's Zeit, nicht vo
sie vertragen eine tüchtige Ladung. Auf den
Schuß fahren sie gewöhnlich in einen dichten K
zusammen, dann schnell noch einmal hineingelang
fallen, wenn's glückt, auf einen Schuß mehrere."

Die beiden Schützen suchten nun Verstecke
während Burt mit dem Wagen ein gutes Stück z
fuhr. Krätzer hielt sich mit dem Hunde zum G

Friedrich hatte sich im hohen Schilfe, am R
eines teichartigen Wasserloches niedergekauert.
ihm auf dem bräunlichen Gewässer tummelte sich
größere Zahl Enten in Schußnähe, aber er dachte

daran, auf sie anzulegen; ein junger Reiher von graublauem Gefieder zog mit schwerfälligem, ruckweisen Fluge über ihn hin, und er widerstand auch dieser Versuchung.

Endlich ertönte das ersehnte Geschnatter hoch in den Lüften, und vorsichtig sich ein wenig emporreckend, konnte Friedrich das Dreieck wilder Gänse langsam in großer Höhe heranziehen sehen. Sie kreisten und sicherten lange, dann verlor Friedrich den Flug völlig aus dem Auge. Plötzlich hörte er ein merkwürdiges Brausen und Rauschen über sich, er sah auf, die Gänse waren eben im Begriff, sich vor ihm in den Tümpel niederzulassen.

Friedrich hielt sich nicht länger, auf die nächste legte er an; auf seinen Schuß flog der Schwarm lautschreiend zusammen; er gedachte der Lehre des Grafen, mitten in den Haufen hinein schoß er den zweiten Lauf. Gleichzeitig ertönten zwei Schüsse nebenan, drei Gänse sanken nieder und klatschten im Wasser auf.

Friedrich sprang in die Höhe, um seine Beute eigenhändig zu greifen.

Wenige Schritte nur hatte er vorwärts getan, und er steckte unversehens bis an den Gürtel im Morast.

Vergebens versuchte er sich herauszuarbeiten, je mehr er sich anstrengte, um so tiefer sank er in der weichen Masse ein.

Lachend rief er Landskerrotitsch zu, daß er im Begriff sei, von der Erdoberfläche zu verschwinden.

Der Graf und Krätzer kamen auf sein Rufen schnell herbeigeeilt und befreiten ihn mit Hilfe eines Strickes aus seiner unbequemen Lage.

„Wo sind die Gänse?“ war Friedrichs erste Frage

als er auf dem Trockenen stand; „eine war ganz si
mir."

Der Hund apportierte zwei Stück, die dritte, jeb
falls nur geflügelt, mußte nach längerem Suchen a
gegeben werden. Jeder der beiden Schützen schrieb
eine Gans zu.

Man beschloß, zum Wagen zurückzukehren und
Rückfahrt anzutreten.

Friedrich hatte von seiten Landskerrotitschs n
manche mokante Bemerkung über seinen Unfall a
zuhalten. Er triefte von Wasser und war über
über mit Schlamm besudelt.

Der Aufenthalt in diesen schattenlosen, feuch
Strichen fing an, seine Unannehmlichkeiten zu zeigen

Die Hitze war versengend, Schwärme von Mü
und anderen geflügelten Plagegeistern verließen i
gewohnten Schwarmplätze über den Tümpeln, um
blutdürstig auf Menschen und Pferde zu stürzen.

Der Graf fand daher mit seinem Vorschlag,
schnell wie möglich den Platz zu verlassen und
Frühstück während der Fahrt zu verzehren, den Bei
der anderen.

Im Blockhause angekommen, gaben sich Fried
und der Graf im kühlsten Raume, der aufzufinden n
der Ruhe hin, während Burt nach kurzer Rast n
einen Gang in eine abgelegene Slowakenhütte un
nahm, um einen Mann aufzusuchen, der beim H
fällen von einem stürzenden Baume getroffen und
zugerichtet worden war.

Friedrich und Landskerrotitsch lagen eine la
Weile, ohne den ersehnten Schlaf finden zu kön
Die Hitze drückte, ihnen klopfte das Blut in
Schläfen, außerdem summte eine Brummfliege in

Raume umher und keiner der Schlafesbedürftigen fand die Energie, sich zur Jagd auf das Untier zu erheben.

Friedrich, der sich seiner durchnäßten Sachen entledigt und beinahe ohne Kleidung dalag, war endlich in das angenehme Stadium gekommen, wo man mit schwindendem Bewußtsein bemerkt, daß man einschlummert, als ihn Landskerrotitsch fragte: „Schläfst du?“ und ihn dadurch völlig erweckte.

„Nein, aber ich gäbe viel darum, wenn ich es könnte,“ erwiderte Friedrich und wendete sich ärgerlich auf die andere Seite.

„Sage mir, habt ihr viele Männer, wie diesen Burt, in Deutschland?“ fragte Landskerrotitsch weiter. „Meine Bewunderung für ihn ist unbegrenzt; welch ein Charakter, welch umfassendes Wissen und Können auf allen Gebieten, und dabei diese Bescheidenheit!“

Landskerrotitsch setzte sein enthusiastisches Preisen des abwesenden Freundes noch eine ganze Weile fort, als ihn ein Schnarchen an seiner Seite belehrte, wie aufmerksam seiner Rede gelauscht werde.

Er hielt inne, blickte nach dem schlafenden Friedrich, lachte und schlief in einigen Minuten ebenfalls.

Rädergerassel und laute Stimmen weckten die Schlafenden nach geraumer Zeit. Der Graf sprang ans Fenster.

„Die Damen!“ rief er; „wir müssen Toilette machen.“

Die Damen: Angelika, die Prinzeß, Eva und Sophie waren der Verabredung gemäß mit der großen Coach des Grafen nachgekommen.

Diese Coach war ein Erinnerungsstück aus Landskerrotitschs toller Pesther Zeit, wo dieser enorme gelbräderige Wagen, mit je drei Füchsen und Schimmeln

übers Kreuz gespannt, auf keinem Rennen, ke
Korso fehlte. Sein Verdeck war damals mit
erlesenen Blumen und einem nicht minder bunten,
weniger gewählten Damenflor bedeckt gewesen.

Der Butler war mitgekommen, und seine w
volle Gestalt, heute in einen mattgrauen Sommer
gehüllt, hätte einem Lord des upper-house keine Sch
gemacht.

Angelika war noch niemals hier gewesen,
Interesse nahm sie das Haus in Augenschein.

Landskerrotitsch schlug vor, die Damen auf
Anhöhe zu führen, die er am Abende vorher
Friedrich erstiegen hatte, um sie von dort das S
spiel des Sonnenunterganges genießen zu lassen.

Angelika blieb zurück ihres Zustandes wegen
Prinzessin, weil sie sich angeblich zu erkälten fürc
in Wahrheit, weil ihr für ihre Schminke bange

„Wissen Sie, daß wir unseren gemeinsamen Fr
heute morgen beinahe eingebüßt hätten?" wandte
Landskerrotitsch im Gehen an Eva.

„Wen?" fragte sie, nicht verstehend.

„Hier, Herrn von Choiseule. — Er strebte
solchem Eifer dem Erdmittelpunkte zu, daß wir ih
zweien kaum über Wasser zu halten vermochten.
wäre uns bei einem Haar ertrunken; nur dem Umst
daß er sechs Fuß hoch in seinen Schuhen steht,
zu verdanken, wenn er jetzt noch unter uns wa
Einem Manne von meinem Kaliber wäre der Mun
immer gestopft worden, durch Schlamm — sacre
eben kein Tod, den ich keinem Gentleman wünsch

Eva war nicht die Person, ihren Schrecken
Erfahren dieser Nachricht zu verbergen.

„Friedrich!" rief sie aus und hielt dann errötend

Der kleine Graf schnitt ein ungemein verschmitztes Gesicht und stieß Friedrich mit dem Ellenbogen an.

Es war gut, daß Sophie Wangen ein Stück vorausgegangen und bereits in den Anblick der abendlichen Landschaft vertieft war; diese Szene hätte selbst ihrer Arglosigkeit die Augen öffnen müssen.

* * *

Einige hundert Schritt von dem Blockhause entfernt lag von hochstämmigen Fichten eingeschlossen, eine Rasenfläche, kreisrund und eben wie eine Tenne, entstanden durch einen Windbruch. Nach dieser Lichtung hatte Landskerrotitsch Strohschütten, Decken, ein Zelt und andere Mittel der Bequemlichkeit bringen lassen.

Aus gesammeltem Reisig und jungen Bäumen wurde ein Feuer entzündet. Lustig stieg die Flamme zum hellen Abendhimmel empor. Der Rauch, den an diesem geschützten Orte kein Wind entführte, zog langsam in den nahen Wald und hing sich dort wie ein lichtes Gewebe in das Geäst der Bäume.

Inzwischen war auch Burt zurückgekehrt und hatte sich der Gesellschaft auf der Waldwiese angeschlossen.

Man machte sich an die Zubereitung des Abendbrotes.

Landskerrotitsch ließ eine der erlegten Gänse, die zufälligerweise eine junge gewesen, am Spieße braten; dazu wurden am offenen Feuer Maiskolben geröstet, eine Lieblingsspeise des ungarischen Landvolkes.

Der kleine Graf, der heute voller Schelmerei und Schabernack war, hatte die Gänsekiele in ein Paket zusammengebunden und sie Friedrich zugestellt.

Vessaille, Wein und alles, was zu einem solennen

Souper gehört, war in einem geräumigen Coach
gekommen; und John, der Butler, fungierte
unter freiem Himmel bei Holzfeuer und Strohschü
mit derselben gravitätisch respektablen Miene, als stü
er am Sideboard des gräflichen Tafelzimmers.

Wie Motten vom Glanze des Feuers waren
Bewohner der Umgegend herbeigezogen worden.

Anfangs standen sie scheu von fern, hielten
hinter Büschen und Stämmen versteckt, um das Tre
auf der Waldwiese mit staunenden Augen zu betrach

Allmählich aber wagten sie sich näher an das F
heran, und da ihnen nichts Böses geschah, traten
schließlich ganz herzu, um mit grenzenlosem Sta
die Kleider der Damen, die Speisen, das Geschirr,
Dienerschaft, den ganzen fremdartigen, nie geahnten L
zu begaffen.

Die Slowaken sehen es von alters her als ein g
Recht der Großen an, sie zu schlagen und zu tre
finden sie aber gute Behandlung, so werden sie sch
zutraulich; sie sind wie Kinder, die bald von ängstli
Scheu zu hingebender Vertrauensseligkeit umsprin

Manch eigenartige Erscheinung zeigte sich u
ihnen, wie sie so in der wechselnden Beleuchtung
Flamme dastanden.

Die Männer bartlos, bleich, mit langen dun
Haarsträhnen, hager und ausgemergelt. Die mei
klein von Statur, hier und da eine derbknochige
scheinung unter ihnen, die bewies, daß dem Sta
doch noch nicht alle männliche Kraft abhanden gekom

Die Züge von Mann und Weib, jung und
waren sich ungemein ähnlich; wenig eigenartige
weichungen vom allgemeinen Stammestypus traten
die auf originelle Entwicklung der Charaktere hä

schließen lassen. Mangel des Individuellen, willenlose Hingebung an ein hartes Geschick, das war es, was aus diesen blutleeren Gesichtern und dem melancholisch resignierten Schimmer der dunklen Augen sprach.

Aus ihrer Mitte trat jetzt ein Mann, eine jüngere Frau an der Hand führend, hervor.

Sie sah womöglich noch blässer und schwächlicher aus als die anderen, doch waren ihre Züge fein und nicht ohne Liebreiz. Sie hielt die Augen zu Boden geschlagen.

Der Mann hielt zaghaft inne, er wagte nicht, sich noch weiter zu nähern, und doch schien er ein Anliegen zu haben.

Angelika machte ihren Gatten auf das Paar aufmerksam.

„Willst du zu mir?“ rief ihn der Graf an, der soviel von der slowakischen Mundart verstand, um sich notdürftig mit den Leuten verständigen zu können.

„Herr,“ gab ihm der Slowak zurück, „ich will zu jenem dort,“ und er wies auf Burt.

„Bist du denn krank, daß du seine Hilfe brauchst?“

„Ich bin gesund, Herr; hier meine Frau ist krank gewesen, und er hat sie geheilt.“

„Du hast ein schmuckes Weibchen, Freund; ich glaubte, sie sei deine Tochter.“

„Sie ist erst ein Jahr bei mir, Herr, und ist die zweite; von der anderen habe ich Kinder, von dieser nicht.“

„Nun, und was wollt ihr hier?“

„Danken wollen wir dem Herrn da, dem Arzte, durch ihn ist sie mir am Leben erhalten worden. Ich hätte sie nicht gern verloren, Herr, denn sie ist erst ein Jahr bei mir, wie ich schon sagte.“

„Nun, so sprecht ihm euren Dank aus un
nicht so furchtsam, es geschieht euch hier nichts B

Das Paar trat vor, und wie zum Gebet
sie sich vor Burt auf die Knie nieder. Die junge
bleich, zitternd, immer noch mit niedergeschla
Augen. Ihre Lippen lispelten etwas, das Dan
mochte.

Sie küßten dem Widerstrebenden Arm und
während ein Gemurmel des Beifalls durch die R
der umstehenden Genossen lief.

Landskerrotitsch erklärte seinen Gästen, die den
gang mit Staunen betrachteten, was die Szene z
deuten habe. Dann wendete er sich an die Slo
und sagte ungefähr folgendes:

„Dieser große Arzt, ihr Leute, ist hierher geko
aus weiter Ferne, weil ich ihm von eurem E
erzählt habe. Eure Not hat ihn gejammert; e
euch helfen. Seid ihm dankbar und befolgt, w
euch sagt."

Das Paar hatte sich inzwischen erhoben und
zurückgetreten.

All die Dankbarkeit, die Burt in den Gesi
der Umstehenden lesen konnte, bedeutete für ihn
im Vergleich zu dem bewundernden Blick, den e
Sophie Wangens Augen aufgefangen hatte.

Jetzt erklangen vom Walde her trillernde
scharf und keck und doch melodisch.

„Zigeuner!" rief Landskerrotitsch und sprang
elektrisiert auf. „Ich sage, die Burschen haben
feine Nase; sie wittern auf Meilen, wo der Edel
ist. Ruft sie her, sie haben uns nur zur vollen G
keit gefehlt. — Das wird eine echt ungarische N
Champagner, schöne Frauen und Zigeuner."

Die Spieler traten in den Lichtkreis des Feuers; an grotesker Zerlumptheit übertrafen sie die Slowaken, aber es lag etwas Freieres, Verwegeneres in ihrem Auftreten, in den braunen, kühn geschnittenen Zügen, den verschmitzt funkelnden Augen.

Auch der Zigeuner ist von der herrschenden Kaste getreten, malträtiert und gehetzt worden, ja vor keineswegs unvordenklicher Zeit galt er noch als jagdbares Wild, und wenn er im Treiben vorkam, wurde, wie auf Keiler und Hirsch, auch auf ihn geschossen. Aber dieser Stamm hat sich im tausendjährigen Vagabundenleben mehr Lebenskraft und Elastizität zu erhalten gewußt als der Slowak.

Die braunen Gesellen, sieben an der Zahl, versäumten nicht, ehe sie ihr Spiel begannen, den Herren und Damen den Arm zu küssen und ihnen Glück, Gesundheit und langes Leben zu wünschen.

Dann fingen sie an, ohne scheinbare Direktion, ja ohne Takt; jeder setzte ein und aus, wenn es ihm beliebte, und doch war das Ganze harmonisch und ergab einen eigenartigen rhythmischen Zusammenklang.

Sie spielten, wie es schien, keine feststehenden Melodien; sie variierten vielmehr ein Thema jeder nach seiner Laune. Es war ein fortlaufendes Vibrieren, Durcheinanderklingen, Vereinigen und Auseinandergehen, wilder und sanfter, klagender, schmachtender, bald lustig lärmender, bald traurig ersterbender Töne; nichts Erlerntes, Gemachtes, sondern etwas Natürliches, wie das Brausen des Windes oder der Gesang der Vögel.

So ging es fort, die Leute gingen während ihres Spieles auf und ab, hier setzte einer aus, um bald darauf wieder einzufallen; erst Landskerrotitschs Zuruf ließ die Instrumente jäh verstummen.

„Genug!" rief er. „Ihr habt gezeigt, daß ihr
zuspielen versteht, zur Belohnung soll euch Champa
fließen. Nachher werdet ihr uns ins Ohr spielen.
Die Augen der Spieler leuchteten bei dem W
Champagner auf.

Der Zigeuner kennt den Champagner, für ihn
kauft er seine Seele.

Wo immer er bei den Großen und Reichen
seinem Spiele Gefallen erregt, wird ihm dieser T
gereicht, der ihm Feuer in die Adern gießt,
Sehnen anspannt und die Melodien wilder tönen m

Mit Begier schlürften sie den Trank ein, der i
in Wassergläsern verabreicht wurde.

„Jetzt spielt den Gästen ins Ohr!" rief La
kerrotitsch. „Die Herrschaften sollen euch ihre Liebli
melodie vorsingen oder pfeifen, aber macht eure S
gut, damit die Fremden sehen, was Zigeunerkunst

Die Spieler traten herzu und erbaten sich
jedem einzelnen eine Melodie, von der sie nur we
Strophen zu hören brauchten, um sie sofort wi
zugeben und dann, das Grundmotiv nach der eig
Phantasie variierend, weiter zu entwickeln.

Zeitweise legten sie den Hörern ihre Instrum
auf die Schultern und spielten nahe bei ihrem O
sanft, mit wunderbarer Weichheit des Striches,
ihnen die angegebene Melodie hören zu lassen;
entfernten sie sich und ließen ihre eigenen Modulati
in lauteren, wilderen Tönen ausklingen, zeitweise
einigten sie sich dann wieder, wie auf ein gegeb
Zeichen zu gemeinsamen Akkorden.

So brauste es fort und fort, ein wogendes M
von widerstrebenden, einander verschlingenden und
vereinigenden Klängen.

„Jetzt ein Lied! Lassen Sie uns eines ihrer entzückenden Lieder hören," wandte sich Landskerrotitsch an Eva. „Singen Sie, ohne sich zu bedenken, was Ihnen gerade einfallen wird."

Eva begann, erst ein wenig unsicher, sie vermißte die gewohnte Klavierbegleitung; aber schnell hatten die Zigeuner die Melodie erfaßt, sie fielen ein, das Lied schützend und tragend und doch die einzelne Stimme mit dem Mehrklang ihrer Instrumente nicht erstickend.

Landskerrotitsch brach in enthusiastischen Jubel aus, als das Lied verklungen. Den Zigeunern bewies er seine Zufriedenheit durch reichlich geschenkten Champagner. Von diesem hatte er selbst mehr, als seine Natur ungestraft vertrug, zu sich genommen.

„Eine echt ungarische Stimmung," versicherte er ein über das andere Mal.

Plötzlich zog er seinen gutgefüllten Geldbeutel aus der Tasche, leerte den Inhalt in seine Hände und warf alles: Kupfer, Silber und Gold hoch in die Luft, so daß es wie ein Regen unter die umstehende Volksmasse fiel.

Sofort war diese nur noch ein wilder Knäuel sich um die Geldstücke raufender Menschen. Die Hälfte lag am Boden, Zigeuner, Slowaken, Männer und Frauen, alles durcheinander. Die Balgerei dauerte Minuten, hier und da wurden Schmerzensrufe laut.

„Was ist das für ein Unsinn," sagte Angelika zu ihrem Gatten, der sichtliches Wohlgefallen an der Szene fand. „Welcher Anblick für deine Gäste. Sorge dafür, daß sie aufhören, sich zu schlagen, oder ich entferne mich mit den Damen!"

Sie stand auf und machte Miene, ihr Wort wahr zu machen.

Landskerrotitsch schrie die Raufer an und
einzelne vom Boden empor, Friedrich, Burt und
Dienerschaft halfen ihm, und so gelang es allmäh
Ruhe und Frieden wieder herzustellen.

„Einen Tschardas!" rief der noch immer monti
Graf den Zigeunern zu und dachte damit die gest
Stimmung wieder herzustellen.

Die Bande stimmte eine übermütige Weise an

Die Menge, von der Güte und Lebendigkeit
großen Herrn entzückt und kecker gemacht, begann
geniert den Tanz auf der weichen Rasenfläche.

Landskerrotitsch sah sich unter den umstehe
Frauen nach einer geeigneten Tänzerin um, als Ang
ihn zu sich rief und ihm mit gedämpfter Stimme ei
Worte sagte, die ernüchternd auf ihn zu wirken schie
Wenigstens mischte er sich nicht unter die Tänzer.

Inzwischen war der Mond soweit am Hin
emporgerückt, daß er über die Fichtenhäupter hin
neugierig nach dem fremdartigen Leben auf der
so stillen Waldwiese blicken konnte.

Sein Licht schien die Kühle zu wecken, die
von allen Seiten aus dem Grase und dem Wal
dickicht hervordrang.

Angelika mahnte zum Aufbruch. Ihr Gatte
nicht ungern noch länger geblieben, aber ihrer Wei
zuwider zu handeln wagte er nicht.

Er ließ die Reste des Soupers unter die M
verteilen.

Man zog sich zur Nachtruhe in das Blockh
zurück, wo die unteren Zimmer für die Damen
gerichtet worden waren.

Ausgelassenes Lachen und Schreien, vermischt

den Klängen der Fidel, tönten bis in den frühen Morgen von der Waldwiese in den Schlummer der im Blockhause Ruhenden hinüber.

Siebzehntes Kapitel.

Der Sommer war bisher ein außergewöhnlich heißer gewesen und die Ernte, die in Ungarn schon im Juli schnittreif ist, gut eingekommen.

Die andauernde Hitze verbot alle Vergnügungen im Freien während der Tagesstunden; man war mehr denn je auf das kühle Haus angewiesen.

Friedrich schrieb an seinen Artikeln über Ungarn. Landskerrotitsch, der die Bogen las, während sie noch naß waren, und großes Interesse für den Fortschritt der Arbeit an den Tag legte, hatte dem Schriftsteller die gesamte einschlägige Literatur: ethnologische und nationalökonomische Schriften, Karten und Statistiken verschafft, um das Werk zu fördern.

Eva hielt nach wie vor ihre Lesestunden mit der Prinzessin, während Sophie Wangen ihren Studien auf eigenen Wegen nachging.

Die Gräfin war neuerdings fast gänzlich ans Zimmer gefesselt. Ihre Schwangerschaft war in das Stadium getreten, wo sie die Frauen zwingt, sich dem zukünftigen Kinde fast so ausschließlich zu widmen, als sei es bereits ins Leben getreten.

Dieser Zustand des Gebundenseins war ihr völlig ungewohnt. Angelika war nicht frei von Ahnungen und geheimer Bangigkeit; oft glaubte sie bestimmt zu wissen, daß sie das zu Erwartende nicht überleben werde.

In ihrem bisherigen Leben hatte sie alles nach ihrem Willen kraftvoll geführt und darüber selbst fast vergessen, daß sie dem schwächeren Geschlechte angehöre.

Es war ihr neu, daß hier etwas mit ihr vorging,
geheimnisvoll und unbestimmbar war, das sich
leiten lassen wollte, das sie zum Dulden und Leiden z
und ihrer Kraft Fesseln anlegte.

Vergebens kämpfte ihre Energie, ihr Stolz,
Selbständigkeit gegen den Einfluß an, den ihr Zu
mehr und mehr über ihr ganzes Sein gewann; sie war
Frau und teilte die Gebundenheit ihres Geschle

Aber sie wollte wenigstens nicht von ander
ihrer Schwäche gesehen werden. Ihr Gatte wa
Letzte, den sie in dieser kritischen Lage gern um si
habt hätte. Sie wußte, daß die Männer den Zus
dessen Urheber sie selbst sind, an den Frauen
lieben. Seine Mitleidsbezeugungen nun gar berü
sie aufs unangenehmste. Vor allem fürchtete sie, er
dahinterkommen, daß sie im Grunde ihrer Seele
Bangigkeit dem Augenblicke der Entscheidung entg
sehe. Für seine konventionellen Fragen nach i
Befinden hatte sie immer dieselbe Antwort: Sie be
sich wohl, und alles gehe nach Wunsch.

Und der kleine Graf glaubte ihr nur zu gern
liebte die tieferen Lebenssorgen nicht.

In Stimmungen der Kleinmut und Verzag
wie sie Angelikas starke Natur jetzt zeitweilig
fielen, hatte sie mehrfach der geheimen Sehnsucht
dem entfernten Freunde Raum gegeben.

Nicht daß sie Burt in seiner Eigenschaft als
hätte um sich haben wollen, sie sehnte sich nach
weil er derjenige Mensch war, zu dem sie auf der
das meiste Vertrauen hegte.

Ihr geheimer Wunsch sollte sich schneller erfi
als sie zu hoffen gewagt hatte; ein bedeutsames
eignis rief Burt nach Dzröneck zurück.

In jenem nicht weit von Dzöröneck gelegenen Dorfe, in welchem man die verloren geglaubte Sophie beim Porträtieren aufgefunden hatte, war eine größere Anzahl gerade der kräftigsten und bisher gesündesten Leute beiderlei Geschlechts unter bedenklichen Symptomen erkrankt. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, wurde die Ursache der Erkrankung am unrechten Orte gesucht. Ärzte sind in Ungarn auf dem flachen Lande selten, eine größere Anzahl Kleingemeinden haben gewöhnlich einen gemeinschaftlichen Körorvos oder Bezirksarzt; um so mehr ist die Quacksalberei im Schwunge.

Ungebildete neigen dazu, jede Epidemie auf das Eingreifen böswilliger, im geheimen wirkender Mächte zurückzuführen.

Nun war durch jenes Dorf einige Tage vor Ausbruch der Seuche ein Szegény legény oder „armer Bruder" gekommen. Diese Art Leute sind in Ungarn keine seltene Erscheinung. Als privilegierte Bettler ziehen sie fechtend durchs Land. Sie treten nur in die Häuser der Wohlhabenden ein, wo ihnen fast immer eine Gabe verabreicht wird, denn man weiß, daß der Szegény legény ein verzweifelter Bursche ist, der unter seinen Lumpen oft Waffen verbirgt und zu passender Gelegenheit auch das Räuberhandwerk betreibt. Bei dem Landvolk ist die Ansicht verbreitet, daß es nicht weise gehandelt sei, einen dieser armen Brüder unbeschenkt von der Schwelle zu weisen, und ein oder dem anderen, welche übermütig den Bettler zum Haus hinausgeworfen, soll der Hof in Flammen aufgegangen oder zur Nachtzeit eine Kugel durchs Fenster gepfiffen sein.

Ein solcher „armer Bruder" also war von dem Gemeinderichter des Ortes, weil er Ungebührliches gefordert, barsch angelassen und abgewiesen worden.

Mit drohenden Gebärden gegen Haus und
und unverständliche Worte murmelnd, wollten ihn
Leute den Ort haben verlassen sehen.

Zwei Tage darauf legte sich die Tochte
Mannes, eben jenes Mädchen, das Sophie port
hatte, am nächsten Tage ihr Bräutigam im Na
grundstücke, und von diesem Augenblicke an erkr
in den Häusern ringsum eine größere Anzahl Me
Für die meisten war es klar, daß diese unhein
Erscheinungen mit der Verwünschung des belei
„armen Bruders" zusammenhingen, vielleicht h
die Brunnen vergiftet. Diese letzte Vermutung
noch größere Wahrscheinlichkeit; man bemerkte, d
in denjenigen Häusern Krankheitsfälle vorkamen
ihren Wasserbedarf aus Brunnen bezogen, währen
an einem Bache gelegene Häusergruppe, deren
wohner aus dem freifließenden Gewässer schöpften
der Epidemie völlig unberührt geblieben war.

Die Dorfhexe, eine alte Zigeunerin, erklärt
unfehlbares Mittel zu wissen, um die vergifteten B
zu reinigen. Nächtliche Umzüge mit Lichtern s
eine große Rolle dabei; vor allem aber Eier,
Ferkel und Branntwein, behauptete die Alte zu
samer Beschwörung nötig zu haben. Einige Tag
trieb sie unter lebhafter Beteiligung der Dorfben
ihren Hokuspokus, und ihre elende Hütte hatte
einen Wallfahrtsort verwandelt. Als man sie
eines Morgens kalt und steif an ihrem Herde
fand, ergriff die Bevölkerung namenloser Sch
Der Fluch, den der Szegény legény über das
verhängt, hatte sich stärker erwiesen als die Zaub
der Alten.

Daß die an Hungern und Darben gewöhnte

deren magere Hand noch im Tode eine Branntweinflasche umklammert hielt, infolge der Völlerei der letzten Tage vom Schlage gerührt worden sei, erkannten die Dorfweisen eben nicht.

Als jetzt schnell hintereinander mehrere Todesfälle eintraten, brach eine wahre Panik in dem Orte aus; viele der Gesundgebliebenen gingen auf und davon und überließen die Kranken und Sterbenden ihrem Schicksale.

Sowie Landskerrotitsch von dem Stande der Dinge erfahren hatte, begab er sich, begleitet von Friedrich, zu Burt, um dessen Rat einzuholen.

Sie nahmen ihn und Krätzer auf und fuhren nach dem von der Seuche heimgesuchten Orte.

Burt konstatierte eine Typhusepidemie.

Die Epidemie schien ihren Höhepunkt noch nicht erreicht zu haben; der Arzt fand Kranke in allen Stadien der Krankheitsentwickelung vor von jenen, bei denen sich das Leiden durch Benommenheit, Mattigkeit und Schwindel erst ankündigte, bis zu denen, die schon die bedenklichen roten Flecken auf Brust und Unterleib zeigten und jenen, die, völlig betäubt, oder in Delirien, abgemagert, fast ohne Puls- und Herzschlag, der nahen Auflösung entgegengingen.

Von einer angemessenen Verpflegung der Kranken war bei der Kopflosigkeit, welche die Bevölkerung ergriffen hatte, natürlich nicht die Rede.

Viele Patienten drohten an den Folgen völliger Vernachlässigung einzugehen. Die Luft in den Zimmern, wo die Kranken meist familienweise beisammen lagen, war verpestet, tagelang waren die Fenster nicht geöffnet worden, die unglücklichen Hilflosen starrten von Schmutz.

Zu Friedrichs und Landskerrotitschs Entsetzen entdeckte der Arzt in einem Raume, wo zwei Erkrankte

lagen, die Leiche eines in der letzten Nacht Verschie
an deren Beseitigung noch niemand gedacht hatte

So von Haus zu Haus und von Lager zu
gehend, war man ans Ende des Dorfes gekor
Der Graf und Friedrich hatten den Eindruck empf
daß dieser Ort dem Untergang geweiht sei.

Anders als die Laien sah der Arzt die Ve
nisse an.

Wo den anderen jede Möglichkeit der Hilfe
geschlossen erschien, da sah er nur eine Veranla
alle Kräfte anzuspannen, um zu retten, was g
werden konnte.

Burt war unerschrocken; er besaß die beste
schaft, die ein Arzt haben kann, er war kalt, so
sich in Ausübung seines Berufes befand. Er
den Kampf mit jeder Art der dem Menschen droh
Vernichtung, und er gab den einmal aufgenom
erst dann als aussichtslos auf, wenn er vor de
siegelung des Lebensschicksales stand.

Die Gegenwart der Gefahr gab ihm Ruhe
dem Helden vor der Schlacht gehobenes Kampfg
und spornte ihn zur Entfaltung der höchsten Energ

Landskerrotitsch zeigte sich äußerst kleinmütig.
Anblick des Elends hatte stark auf die Nerve
Sanguinikers gewirkt. Er war totenbleich, und T
standen ihm in den Augen. Auch Friedrich w
schüttert durch das, was er gesehen hatte, wußte
seine Fassung besser zu wahren als der Graf.

Friedrich richtete an den Freund die Frage,
er zu tun gedenke.

Da sich bei den meisten der vorliegenden Fä
Krankheit bereits als eine vorgeschrittene erwiesen
so müsse, meinte der Arzt, die Behandlung le

eine symptomatische sein. Zur Anwendung der Abortivmethode, die man wirksam anwendet, wenn die Epidemie im Entstehen begriffen, sei es schon zu spät. „Was uns hier zu tun bleibt, ist das Fernhalten aller weiteren schädlichen Einflüsse von den Kranken, Bekämpfung der gefährlichsten Symptome, Unterstützung des Körpers in seinem Kampfe mit dem Infektionsgift, diätetische Maßregeln: gute und kräftige Nahrung in geringen Portionen, frische Luft, Reinlichkeit, Waschungen, gute Lage, Umschläge und vor allem kalte Bäder," ließ er sich vernehmen.

„Und wo wollen wir die Pfleger hernehmen zur Durchführung einer solchen Behandlung?" fragte Landskerrotitsch dazwischen.

„Wenn die Epidemie nicht weiter um sich greift, so sind wir selbst Mannes genug, um sie zu bekämpfen," erwiderte Burt.

„Ich bitte dich, Burt!" rief der Graf, „allen Respekt vor deiner Kunst, aber du kannst doch nicht an hundert Betten zugleich sein. Auf wieviel taxierst du denn die Kranken?"

„Es sind dreiundvierzig; ich habe sie gezählt. Wenn mir zwei, drei Pfleger zur Hand gehen, so denke ich, brauche ich keine Unterstützung von auswärts."

„Ich werde doch an die Regierung schreiben, sie werden uns Hilfe senden."

„Wenn es irgend möglich ist, lasse die Regierung außer dem Spiele; es wird hier sein wie überall anders, sie schicken uns Kommissionen zur Begutachtung, superkluge Leute, die wenig handeln und um so mehr schwatzen, und unterdessen sterben die Patienten. Nein, wir wollen uns selbst helfen."

„Willst du meine Hilfe annehmen?" fragte Friedrich.

„Ich denke, wenn du mich nur ein wenig anleitest, k
ich von Nutzen sein."

„Gewiß kann ich dich brauchen," erwiderte
„dann ist Krätzer, den ich schon ein wenig abger
habe. Vielleicht leihen uns auch die Damen
Beistand."

„Aber wie ist es mit der Ansteckung?" f
Landskerrotitsch.

„Die Ansteckungsgefahr ist gering, denn wir h
es hier mit dem Abdominaltyphus zu tun. Bei di
wird das Typhusgift nur durch den Darmkanal
geschieden, durch die Luft pflanzt es sich niemals
Darum ist Ansteckung von Person zu Person nur
denkbar, wenn Partikeln der vergifteten Dejektio
den Verdauungskanal eines anderen gelangen.
Fall, dem man durch Vorsicht und häufige Reini
vorbeugen kann."

„Aber wie entstehen denn die Epidemien,
die Ansteckung so gering ist?" meinte Friedrich.

„Dadurch, daß eine Anzahl Menschen gleich
denselben gefährlichen, schädigenden Bedingungen
gesetzt sind. Die gegenwärtige Epidemie ist jeden
so entstanden: das Krankheitsgift war aus den Abo
seiner eigentlichen Brutstätte, auf irgendeine Weis
es durch direkte Verbindung oder durch das Gr
wasser, in das Trinkwasser geraten. Ist euch nicht
gefallen, daß eine Anzahl Häuser verschont geblie
Das ist kein Zufall. Wie ich erfahren, schöpfen
Bewohner aus dem Bach, und dieser scheint
infiziert zu sein. In jenen Häusern aber, wo man
täglichen Wasserbedarf aus den Brunnen bezog, l
die meisten Erkrankten. Darum hatten die Leu
ihrer Torheit doch nicht so ganz unrecht, wenn si

nahmen, die Seuche rühre von einer Vergiftung ihrer Brunnen her; freilich war sie auf natürlichem Wege und nicht durch Bosheit geschehen."

Man schwieg eine Weile.

Dann sagte Landskerrotitsch, der seine Fassung allmählich wiedergewonnen hatte: „Ich fürchte, ich werde dir nicht von großem Nutzen sein können; ich tauge nicht viel an Krankenbetten. Aber etwas tun möchte ich doch auch."

„Stelle uns nur deinen Wein- und Eiskeller zur Verfügung, deine Pferde und deine Kasse," erwiderte Burt; „denn wir werden viel brauchen."

„Sage, was du brauchst, du sollst alles haben. Wir werden ein Depot in Dzöröneck anlegen. Die Anschaffungen und Bestellungen übernehme ich; so kann ich mich doch ein wenig nützlich machen."

* * *

Burts Wunsch, die Damen möchten sich an dem Hilfswerke beteiligen, fand nur von einer einzigen Seite Erfüllung. Sophie Wangen meldete sich auf seine Anfrage ohne weiteres.

Es war ein eigentümlicher Blick, mit dem der Arzt das junge Mädchen maß, als sie mit der Bitte an ihn herantrat, sich an der Pflege der Kranken beteiligen zu dürfen.

„Wissen Sie, daß das, was Sie tun wollen, kein Kinderspiel," sagte Burt, „daß es mit Anstrengungen, ja mit persönlicher Gefahr verbunden ist? Sie sind noch sehr jung und ahnen wohl kaum, was es bedeutet, dem Tode ins Antlitz schauen."

„Ich fürchte mich gar nicht vor dem Tode," er-

widerte ihm Sophie mit einem jener ihr eigentümli
warmen und unbewußt schönen Blicke.

„Sie haben es selbst gewollt,“ meinte Burt,
zur Rauheit zwingend. Weicheren Gefühlen, die
beim Anblicke des Kindes, das diese Worte gesproc
überkamen, wollte er nicht nachgeben.

Angelikas Tätigkeit mußte sich darauf beschrän
daß sie dem Arzte ihre Vorräte zur Verfügung ste
am selbsttätigen Eingreifen, das sie unter anderen
ständen sicherlich geleistet haben würde, war sie d
ihren kritischen Zustand verhindert.

Die Prinzessin entschuldigte ihr Fernbleiben
dem Hilfswerke durch ihr Alter.

„Pauvres diables,“ sagte sie, „ils font pitié, n
enfin ils seront sans doute mieux dans l'autre mo
qu'ici bas. Qu'on lise des messes pour ces pau
animaux.“

Sie warnte Eva vor der Ansteckungsgefahr
bot ihr ein Geheimmittel an, das sie als bewäh
Präservativ gegen alle Krankheit schon seit Jahren bei
führe. Es waren Knochensplitter des heiligen Anton

Sie erzählte Eva eine geheimnisvolle Geschi
wie sie durch die Gunst eines ihr befreundeten Pries
in den Besitz dieses kostbaren Schatzes gekommen
auf dessen Echtheit und Wunderkraft sie schwor.

Eva lächelte zwar über den Aberglauben der Al
ließ es sich aber doch gefallen, daß diese eines
Wunderknöchlein in Seide einnähte und ihr als Amu
um den Hals hing, wo sie es unter dem Kleide tragen so

An der Krankenpflege beteiligte sich Eva ni
obgleich ihr Friedrich den Gedanken nahe gelegt ha
sie erklärte diesem, daß es ihr unmöglich sei, von Do
Burt Weisungen hinzunehmen.

Unter der Anleitung des Arztes gingen die anderen inzwischen an die Rettungsarbeit.

Zwischen Dzöröneck und dem von der Epidemie befallenen Orte wurde eine Art von Stundenpost eingerichtet. Das Depot der Verpflegungsmaterialien ward im Schlosse aufgeschlagen und stand unter Landskerrotitsch Verwaltung. Friedrich hatte die Beförderung und Verteilung der Hilfsmittel übernommen; er fuhr mit Wein, Lebensmitteln, Eis, Fruchtsäften, Linnen, Decken, Luftkissen und Betten von Haus zu Haus und versorgte damit die Kranken. Burt überwachte das Ganze und besorgte unter Beihilfe Krätzers die wirklich ärztlichen Handgriffe.

Der Pflege Sophie Wangens hatte Burt eine Anzahl weiblicher Patienten überwiesen.

Der Arzt schonte das junge Mädchen durchaus nicht. Er ersparte ihr keine Mühe, keine Anstrengung, zog sie selbst zu Nachtwachen an Krankenlagern heran. Es schien fast, als wolle er sie prüfen, ob ihr anfänglich bezeugter Eifer nur einem flüchtigen Enthusiasmus entsprungen, der bei wirklichen Schwierigkeiten versiegte, oder ob ihrer Natur Energie eigen sei.

Als er aber Sophie die Arbeit, welche er ihr zuwies, ruhig, unverdrossen, wie etwas Gewohntes erledigen sah, fing er an zu verstehen, aus welchem Material dieses still und anspruchslos dahinlebende Geschöpf gebildet sei.

Er schloß die Bewunderung für sie tief in seinem Innern ein, ließ ihr nichts von seinen Gefühlen merken. Sein Benehmen gegen sie war nach wie vor kühl und steif, ihr Tun und Lassen schien nur sachliches Interesse für ihn zu haben.

Während der ersten Tage gab es im Verkehr
den Kranken und ihrer Angehörigen Schwierigk

Die Verständigung zwischen ihnen und den Pfl
wurde dadurch erschwert, daß die wenigsten der deut
Sprache mächtig waren.

Vielfach stießen die Helfer auch auf Widern
und Mißtrauen. Sie kehrten sich daran wenig
taten für die Leidenden, was in ihren Kräften
selbst gegen deren Willen.

Allmählich aber drang bei den Leuten das
ständnis durch, daß sie in dem Arzte und seinen
gleitern nicht Feinde, sondern Retter zu erblicken hä

Dank den von Burt ergriffenen Maßregeln t
keine neuen Erkrankungen ein; von den Schwererkra
wurden einige dem scheinbar unvermeidlichen Tode
rissen.

Wetterwendisch, wie Ungebildete sind, vor
wenn schwere Schicksale sie betroffen, begannen
Leute, nachdem sie Zeugen solcher Erfolge gewo
ihren Helfern unbegrenztes Vertrauen, ja geradezu
göttische Verehrung zuzuwenden.

Dem Arzte gelang es, aus der Zahl der
Erkrankten eine Anzahl Vertrauensleute zu gewi
die er zu Hilfeleistungen und vor allem zu Nachtwa
am Krankenlager verwendete.

So war denn nach Verlauf einer Woche
Hilfswerk organisiert, und Burt durfte getrosten M
dem weiteren Verlaufe der Epidemie entgegensehe

Achtes Kapitel.

Um jede Möglichkeit der Krankheitsverschleppung zu verhüten, hatte Burt für die Pfleger und sich eine Art von Quarantäne eingeführt. Sie nahmen ihre Mahlzeiten getrennt von den übrigen ein und vermieden den Verkehr mit diesen, soweit es angängig war, überhaupt völlig.

Friedrich und Eva sahen einander auf diese Weise während ganzer Tage nicht.

Friedrich hatte so vollauf zu tun, daß ihm keine Zeit zu sentimentalen Betrachtungen über diesen Umstand übrig blieb, während Eva die Vereinsamung schwer empfand.

Wenn sie ihre eigene Untätigkeit mit dem aufopfernden Wirken der anderen verglich, fühlte sie einen geheimen Vorwurf. Das Bewußtsein, daß Friedrich ihr Fernbleiben von der Hilfstätigkeit mißbillige, peinigte sie. Sie haßte Sophie Wangen, weil diese sich zur Teilnahme an dem Rettungswerke gemeldet und jetzt für ihre Tätigkeit allseitige Bewunderung einerntete. Sie mißgönnte dem Mädchen diesen Ruhm und auch, daß sie mit Friedrich in gemeinsamem Wirken täglich zusammen sein durfte, während sie selbst so gut wie nichts von ihm sah.

Von Tag zu Tag wuchs ihr Verlangen nach einer Unterredung mit Friedrich.

Sie wollte ihr Verhalten vor ihm entschuldigen und sich vergewissern, ob seine Liebe zu ihr nicht etwa im Erkalten begriffen sei, denn, wie jede liebende Frau, neigte Eva zum Argwohn.

Eines Tages um die Mittagszeit fand sich eine passende Gelegenheit dazu. Friedrich war eben auf

eine Stunde in Dzöröneck anwesend, um Vorräte
dem Depot abzuholen, als ihm Eva in Gartenhut
langen dänischen Handschuhen, den Sonnenschirm
der Hand, wie zufällig in der Haushalle entgegen
Sie forderte ihn zu einem Gang in den Garten

„Mit der Ansteckungsgefahr kannst du mir
mehr Angst machen,“ sagte sie; „ich bin jetzt dag
gefeit,“ und lachend erzählte sie ihm von dem Amu
das ihr die Prinzeß geschenkt hatte.

Draußen brannte die Mittagssonne grell herni
Sie suchten den schattigsten Teil des Parkes auf.

„Ich möchte, daß diese Epidemie bald ein
nähme,“ begann Eva das Gespräch; „man sieht ja
nichts mehr voneinander. Was macht ihr eigen
den ganzen Tag? Ich kann mir gar nicht denken,
du bei dieser Sache helfen kannst.“

Friedrich erzählte ihr mit der Ausführlichkeit
an der Sache lebhaft Interessierten den Verlauf
ganzen Epidemie und beschrieb dann seine und
anderen Pfleger Tätigkeit.

Eva hörte nur halben Ohres zu; das alles in
essierte sie sehr wenig, sie hatte diese Epidemie
lange für höchst unnötig, unbequem und langweilig erk

Friedrich unterließ nicht, Sophie Wangen
seinem Berichte zu erwähnen.

„Natürlich Sophie,“ unterbrach ihn Eva,
ihren Ruhm zu verkünden, gibt es ja nicht W
genug. — Du bist wohl nicht damit einverstanden,
ich mich von eurer Sache ferngehalten habe?
es nur ganz offen heraus, du findest das sehr schl
sehr feige von mir.“

„Wie du wieder einmal übertreibst, Eva; ich
doch kein Wort der Mißbilligung geäußert.“

„Also du mißbilligst mein Verhalten; ich wußte es ja!“

„Wer sagt das?“

„Du selbst hast es gesagt.“

„Wieder dieses Verdrehen der Worte, das mich zur Verzweiflung bringt. Warum suchst du Streit mit mir, Eva? Sage es doch gleich! Wozu das Versteckenspiel?“

Da sie ihn ernstlich beleidigt sah, lenkte sie ein.

„Ich will nicht streiten, Friedrich. In der letzten Zeit ängstigte mich der Gedanke, du könntest es mir verdenken, daß ich mich nicht an der Krankenpflege beteiligt habe. Aber sieh mal, ich glaube wirklich, ich hätte euch nicht von Nutzen sein können. Ich passe einmal nicht dazu; du weißt ja, wie mir's im vorigen Winter ergangen ist. Die Sache anfangen und mich dann vor den anderen blamieren, um das spöttische Lächeln dieses süffisanten Doktors zu sehen, nein, das wollte ich nicht, und für Sophie Wangen eine Folie abgeben, mag ich auch nicht.“

Friedrich machte eine Bewegung, die seinen Unmut ausdrückte.

„Sei mir nicht böse, Herz,“ fuhr sie fort und haschte nach seiner Hand. „Ich weiß es selbst, daß ich närrisch bin; aber du mußt mich nun einmal nehmen, wie ich bin.“

Friedrich schwieg auf ihre Worte; er hatte den Ärger, den ihm ihre früheren bereitet, noch nicht verwunden.

Sie überschritten eben eine weite, von Sonnenbrand ausgedörrte Rasenfläche.

„Laß uns ein wenig niedersitzen, aber im Schatten,“ sagte Eva. „Ich weiß wirklich nicht, warum wir bei

solcher Glut unnötig herumlaufen; man echauffiert
schon genug mit Worten, nicht wahr, mein Liebl
Und nun mach' ein freundliches Gesicht. Komm!
weiß einen reizenden, lauschigen Fleck hier herum;"
sie übernahm, den Pfad verlassend, die Füh
durch das Gebüsch, Friedrich an der Hand nach
ziehend.

Ein Ast streifte ihr den breitkrämpigen Hut
Kopfe; sie lachte über das kleine Mißgeschick und,
Hut in die Hand nehmend, drang sie weiter.

An einem Platze, der mit einigen weitäs
Platanen bestanden war, machte Eva Halt.

„Hier," sagte sie, „ist es nicht reizend hier,
und dunkel, wie in einem Hause?" Dann bracht
ihr etwas zerzaustes Haar in Ordnung.

Wie reizend und verführerisch sie aussah, al
so vor Friedrich stand, beide Arme erhoben, die H
im Nacken mit dem Ordnen der Frisur beschäftigt

Ihr Gesicht war von Sommerwärme und Bewe
gerötet, aus dem halbgeöffneten Munde fühlte er
Atem auf sich eindringen; ihre Körperstellung sp
das dünne Sommerkleid aufs straffste an und z
ihm die Schönheit ihrer Formen.

Im Nu war Friedrichs Stimmung umgewan
ihre Reize hatten seinen Mißmut besiegt.

„Setzen wir uns und plaudern wir," sagte
als sie mit ihren Haaren fertig geworden; den
setzte sie nicht wieder auf.

Der Mittagszauber hielt die Natur gefan
selbst die Blätter waren zu lässig, um sich zu bewe
der Atemzug der Schöpfung schien inne zu halten

In einer Kapelle konnte es nicht stiller und
abgeschlossener sein als unter diesen Bäumen.

durch kleine Fenster fielen Lichtflecke durch das Blätterwerk auf den feinen Rasen und lagen da wie angenagelt. Gras und Blumen waren hier im Baumschatten noch nicht der versengenden Kraft der Sonne zum Opfer gefallen. Ringsum bildete Gestrüpp und Unterholz eine dichte Hecke. Ein wilder Rosenstrauch mit Blüten und Knospen stand nicht fern.

In ihrem lichten, blumig gemusterten Sommerkleide erschien Eva selbst wie eine dieser Umgebung entsproßte Blüte.

Für ihre Erscheinung war gerade jetzt eine besonders günstige Zeit.

Die Sonne des Ungarlandes hatte Evas Teint ein wenig lebhafter gefärbt, ohne ihm seine Gleichmäßigkeit geraubt zu haben.

Wie sie jetzt neben dem sitzenden Friedrich auf dem weichen Rasenteppich lag, den Kopf in die Hände gestützt, ihm nahe ins Gesicht blickend, erschien sie diesem wie eine schöne, reife Frucht, die sich zum Genusse anbietet.

Und was hinderte ihn, nach dieser Frucht zu greifen? Die Verstecktheit des Platzes, die wollustgesättigte Sommerschwüle ringsum, ihre verführerische Gestalt in der duftigen Hülle, ihre Blicke und das Lächeln dieses frischen, rosigen Mundes, rief ihm das nicht alles zu: „Nimm sie, sei kein Tor, sie ist für dich gewachsen."

„Du überanstrengst dich gewiß, mein süßer Liebling," sagte Eva, mit einigen Grashalmen spielend, die sie zu einem Kranz zusammenwand und dann wieder auseinanderriß. „Wie abgespannt du aussiehst! Fühlst du dich auch wirklich ganz wohl?"

„Was soll mir fehlen?"

„So behagt dir also dieser Samariterdienst
Ich habe oft solche Sehnsucht nach dir; die Tage g
jetzt recht einförmig herum. Bei Tisch sind wi
vieren, manchmal sogar nur zu dreien, denn Ang
fehlt häufig. Die Arme scheint recht zu leiden. L
darf ich ihr nicht helfen, ich hätte mich so gern revanch
weißt du, wie sie mich im vorigen Winter gepflegt
als ich das Scharlachfieber hatte? Aber sie will a
sein, läßt niemanden vor. Meine einzige Unterhal
ist noch die Oblonska. Wir lesen jetzt ‚Le bonheu
Madame Montedon‘. Kennst du das?"

„Ich habe darin geblättert, gerade genug, u
wissen, welche Art Buch das ist."

„Nicht wahr, es ist reizend?"

„Ich wüßte passendere Bücher für dich."

„Wie engherzig du bist! Die Prinzeß sagt
gibt überhaupt nichts, was eine Frau nicht wissen d
ja wissen müsse. Je mehr man weiß, desto vorsich
wird man sein. Oder willst du, daß die Frauen k
Kinder bleiben sollen?"

„Diese Oblonska ist gar kein günstiger Um
für dich."

„Was du nur gegen sie hast? Sie ist ein
liebenswürdige Person. Du tust ihr sehr un
Wenn du wüßtest, wie gut sie von dir spricht.
will dich nicht eingebildet machen, sonst würde ic
erzählen, was sie für reizende Dinge von dir sagt.
glaube wirklich, sie ist regelrecht verliebt in dich.
alte Person hat so ein junges Herz. Schade, daß
sie nicht als Mädchen gesehen habe; sie muß fürc
lich kokett gewesen sein. Ich sage dir, was sie mir
ihren Courmachern für Dinge erzählt hat. Sie
einen großen Kasten voller Bilder, Billetdoux

Briefen; einige habe ich sehen dürfen. Sie hat die Männer schrecklich an der Nase herumgeführt. Sie lacht über die Männer."

„Und der Intimität mit einer solchen Person rühmst du dich, Eva?"

„Ach, Herz, sei doch nicht ein so furchtbar strenger Sittenrichter! Du erschreckst mich oft durch den Ernst, mit dem du alle Dinge ansiehst. Die Prinzeß sagt auch, wir beide machten uns das Leben unnütz schwer, wir könnten viel glücklicher miteinander sein. Sie findet nicht das geringste Unrecht darin, daß ich meinen Mann verlassen habe. Deine Bedenklichkeiten, sagt sie, wären lächerlich und echt deutsch."

Friedrich ward hochrot im Gesicht und wollte sich erheben.

Sie drückte ihn mit beiden Händen zum Boden nieder und küßte ihn auf den Mund.

„Sei nicht böse, nicht böse!" flüsterte sie nahe seinem Gesichte. „Ich mußte dir das einmal sagen; nun ist's heraus, und wir sprechen nicht mehr davon. Aber nur nicht böse, nicht wahr, mein Schatz?"

Dann sprang sie auf, pflückte einige Blüten von dem wilden Rosenstrauche, kniete neben ihm nieder und schmückte ihn und sich selbst mit den Blumen.

„Sage, daß du mich lieb hast, das macht mich so glücklich," sagte sie, sich über ihn beugend.

Er umfing sie mit den Armen und zog sie ganz an sich heran.

Sie gab sich der Umarmung willig hin. Das Gift, das Eva im Umgange mit der Oblonska eingesogen, zeigte jetzt seine Wirkung.

Sie scheute sich nicht mehr, ihr leidenschaftliches

Verlangen offen zu zeigen; ihre Küsse waren unke
als sie es vordem gewesen.

Die Gefahr war groß; ein Zufall rettete Eva
einmal.

Vom Schlosse her tönte deutlich und laut
die stille Mittagsluft der durchdringende tiefsum
Ton des Tamtams, das zur Mahlzeit rief.

Als fühlten sie sich entdeckt, hielten beide u
kürlich in ihren wilden Liebkosungen inne.

Und der bloße Gedanke an eine Entdeckung
ihnen die Schamröte in die Wangen.

Verlegen und mit niedergeschlagenen Augen,
Wortes mächtig, stand Eva vor Friedrich, setzte
Hut auf und zog sich die Handschuhe an.

„Man wird dich vermissen," flüsterte Friedric
fürchte er einen Lauscher. „Und für mich ist es
Zeit; ich hatte Burt versprochen, um ein Uh
frischem Eis bei ihm zu sein."

Sie suchten durch das Gebüsch ihren Weg
dem nächsten Pfade.

Dann sagte Friedrich: „Wir wollen auf
schiedenen Wegen nach dem Schlosse gehen."

Neuntes Kapitel.

Unter den Typhuserkrankten befand sich ein j
Paar. Der Mann war vor nicht allzu langer
aus der Fremde zurückgekehrt und hatte seine B
die drei Jahre lang getreulich auf ihn gewartet,
geführt. Mit dem Gelde, das sie sich beide wä
dieser Zeit verdient, wollten sie von dem Grund
ein Stück Land kaufen. Landskerrotitsch fand G
gefallen an den Leuten und ließ ihnen das erwü

Land für einen geringen Preis. Darauf erbauten sie sich ein Haus und saßen als selbständige Leute auf ihrem Eigen.

Jetzt warf ihn die tückische Krankheit aufs Lager. Mühsam schleppte sich die Frau im Hause herum und tat, was ihr die Seelenangst um das Leben des Gatten eingab, ahnungslos, daß sie selbst den Keim des Leidens in sich trage.

So entdeckte Burt diese beiden. Er zwang die Frau, sich zu legen; aber so oft er von dem Lager anderer Patienten kommend in das kleine Haus trat, fand er sie außer dem Bette, um den Gatten beschäftigt.

Zureden und Drohungen machten auf sie keinen Eindruck, der Sinn für die Vorgänge der Außenwelt schien ihr abhanden gekommen. Selbst von heftigen Fieberschauern geschüttelt, die glänzenden Augen auf den Kranken gerichtet, so saß sie an dem Sterbelager.

Burt ließ kein Mittel unversucht, um den jungen kräftigen Mann am Leben zu erhalten; zweimal hatte er ihn dem hochgradigsten Fieber durch ein Kaltwasserbad entrissen und die darauf eingetretene Herzschwäche durch Champagner und andere Kraftmittel bekämpft. Da trat eine Darmperforation hinzu und machte seinem Leben ein schnelles Ende.

Einen Kampf, in dem Gewalt gegen die Frau angewendet werden mußte, kostete es, als die Leiche aus dem Hause geschafft wurde.

Nachdem dieser traurige Akt vorbei war, ward sie still und ließ mit sich geschehen, was die Pfleger für gut befanden. Nur dem Angebote von Nahrung setzte sie einen so zähen Widerstand entgegen, daß der Arzt sich genötigt sah, zur Einführung mittelst Sperrhebel und Röhre zu schreiten.

Eine psychologische Erklärung des Zustandes
Kranken vermochte Burt nicht zu geben; im gehe
befürchtete er geistige Störung.

Auf keinen Fall wünschte er, sie allein gelasse
sehen, und traf daher die Bestimmung, daß Tag
Nacht eine Krankenwache an ihrem Bette gegenw
zu sein habe.

Eines Abends versah Sophie Wangen den T
bei der Kranken. Um Mitternacht sollte sie durch
Wagen Landskerrotitschs abgeholt werden, wäh
Krätzer dann den Rest der Nacht dort zu wachen h

Sophie saß dem Krankenlager gegenüber; bis
Anbrechen der Dunkelheit hatte sie gelesen, aber
Kranken wegen wollte sie kein Licht anzünden.
lag beinahe regungslos, die weit offenen Augen
zur Decke gerichtet. Von Zeit zu Zeit hatte S
ihre Lage zu berichtigen, so wie es ihr der Arzt ge
hatte; denn eines der häufigsten Symptome bei Typ
erkrankungen ist das unausgesetzte Herabrutschen
Kranken im Bette.

Die Frau ließ sich aufrichten, stützen und neu be
sie schien völlig willenlos und geistesabwesend zu

Wenn das geschehen, kehrte Sophie zu ihrem
zurück, um dort weiter ihren Gedanken nachzuhän
Sie gehörte zu den glücklichen Menschen, die sich
langweilen. Sie war nicht eine von jenen hypersensi
Künstlernaturen, die sich in Momenten der Begeiste
auf ein hohes Maß der Ekstase heraufzuschrauben
stande sind, um dann in Zeiten der Nüchternhei
geistigen Schwingen zusammenzuklappen und mit
mutiger Miene das trockene Brot des Alltagsle
zu genießen.

In der Seele dieses Mädchens herrschte eine g

mäßige Temperatur, bei der die Knospen ihrer Beanlagung gedeihliche, nicht ungesund übertriebene Fortschritte machten.

Sophie war durchaus schlicht in ihrem Fühlen und Denken, eine allmählich reifende, unkomplizierte Natur. Die großen Geheimnisse der menschlichen Existenz lagen noch in wohltätige Schleier für sie gehüllt, und niemals hatte sie Sehnsucht empfunden, diese zu lüften. Selbstsucht und Argwohn waren ihr völlig fremd; sie liebte die Menschen und traute ihnen. Eine wohltuende, gleichmäßige Freundlichkeit gegen jedermann ohne Unterschied war ihr eigen, aber sie empfand auch für niemanden eine wirklich große Liebe; einige Leute standen ihr näher als das Gros der Menschheit, weil sie sich ihnen für Wohltaten verpflichtet fühlte. Daß ihre Person einem Manne Liebe eingeflößt habe, ahnte sie in ihrer Harmlosigkeit nicht. Sie war im Grunde eine kühle Natur, ohne Sinnlichkeit, leidenschaftslos; wirklich stark empfand sie nur, soweit sie Künstlerin war; hier entwickelte sie starke Energie im Streben nach einem heißersehnten Ideale, aber im Alltagsleben führte sie die unbewußt passive Existenz einer Pflanze.

Während Sophie eine Stunde nach der anderen an dem Lager der scheinbar Bewußtlosen heranwachte, war draußen der Vollmond aufgegangen und warf seine Strahlen durch die Fenster, einen Teil des Zimmers taghell erleuchtend.

Eine ängstliche Natur würde den Anblick des bleichen von der Krankheit abgemagerten Gesichtes der Kranken, vom geisterhaften Schimmer des Mondlichtes umwebt, geängstigt haben, aber Sophie neigte weder zu Furchtsamkeit noch zu Aberglauben.

Sie betrachtete die Erscheinung mit wachsendem

Interesse. Im Geiste stellte sie sich ein Bild vor,
sie später in Wirklichkeit auszuführen gedachte.
sollte einen in Kissen ruhenden weiblichen Kopf
geschlossenen Augen darstellen, bei dessen Anblic
Beschauer im Zweifel bleiben konnte, ob er
Schlafende oder eine Entschlafene vor sich habe.

Dann, als bei vorschreitendem Monde ein
Schatten auf die Züge der Kranken fiel, wendet
ihre Aufmerksamkeit den mannigfachen Dingen zu
das weiterziehende Licht in dem Zimmer gleichsan
hervorzauberte.

Da war der Feuerplatz mit dem großen glänz
Kupferkessel, ein Wandsims mit zierlichen ungar
Krügen, metallenen Tellern und Gefäßen; von
mächtigen Querbalken, der die Decke zu tragen s
hingen gelbe Maiskolben in Bündeln hernieder
einem Schranke lagen Kürbisse und Melonen,
seinen Glasfenstern konnte man die Leinenvorrät
Hausfrau erkennen.

Mit der Zeit begann unüberwindliche Schla
das junge Mädchen zu befallen. Sie kämpfte an
dagegen an, aber vergeblich; anstrengende Tage
hinter ihr, und dieser Nacht, die sie zur Hälfte op
waren andere ähnliche vorausgegangen. S
schlief ein.

Lautes Phantasieren der Kranken weckte sie
lings auf.

Sophie eilte sofort an das Lager und fan
Leidende in heftigem Fieberdelirium liegen. Sie
die Decken von sich geworfen, schleuderte wild mi
Armen um sich und sprach laute für Sophie nat
unverständliche Worte.

Das junge Mädchen deckte sie zu und macht

daran, eine Eiskompresse zu bereiten, die sie nach Vorschrift Burts der Kranken im Falle eintretenden stärkeren Fiebers auf den Kopf legen sollte.

Die Fiebernde wollte die Kompresse anfangs nicht leiden, allmählich aber schien sie die Kühlung angenehm zu empfinden, sie wurde ruhiger und schloß die Augen.

Sophie blieb an ihrem Lager sitzen; auch ihr fielen mit der Zeit die Augen wieder zu, doch verfiel sie nur in einen leichten Halbschlaf, aus dem sie sich in kurzen Zwischenräumen aufraffte, um nach dem Lager zu blicken.

Plötzlich erschien es ihr, als sei dieses leer, das war gewiß nur Einbildung; sie betastete das Bett, um sich von der Anwesenheit der Kranken zu überzeugen.

Nein wirklich, sie war nicht mehr da, das Bett war leer.

Sophie erschrak und sah sich im Zimmer um.

Da erkannte sie in einer weißen Gestalt, die in einer dunklen Ecke des Zimmers mit dem Rücken ihr zugewendet stand, die Frau.

Sophie hatte von Mondsüchtigen gehört, und in diesem Augenblicke schoß es ihr durch den Kopf, sie möchte es hier mit einer solchen zu tun haben. Sie regte sich nicht, weil ihr gesagt worden, man solle sich hüten, Somnambüle durch brüskes Erwecken zu erschrecken.

Da sah sie, wie die Frau das Fach eines Schrankes öffnete; gleich darauf hörte sie ein klirrendes Geräusch, als hantiere sie mit Metallgeräten.

Sophiens Besorgnis wurde rege; sie glaubte die Kranke auf irgendeine Weise in ihr Bett zurückbringen zu müssen. Sie stand auf und näherte sich der Gestalt.

Jetzt erst erkannte sie, daß die Frau ein blitzend
Instrument, wie es schien ein Messer, in der Hand hal
Im Nu war das unerschrockene junge Mädchen b
ihr und hielt sie fest.

Ein gellender Schrei ertönte aus dem Munde d
Überraschten. Sie wollte die Hand mit dem Mess
befreien, aber Sophie hielt sie mit ihren beiden Händ
am Gelenk umklammert. Die Frau stemmte ihre fre
Hand gegen die Brust des Mädchens, und ein heftig
Ringen begann, dessen Ausgang bedenklich für Soph
werden konnte, denn die Wahnsinnige begann in toll
Wut um sich zu beißen und zu schlagen.

Da flog die Tür auf, und Burt erschien.

Nicht weit von dem Hause an einem ander
Krankenlager beschäftigt, hatte er den Schrei durch d
Nachtstille vernommen und war herzugeeilt.

Er sprang Sophien zu Hilfe. Die Wahnsinni
ward entwaffnet und auf ihr Lager zurückgeschleuder

Bei Sophie wirkte das Entsetzen über das Durc
gemachte nach; sie war schreckensbleich, zitterte an all
Gliedern und begann heftig zu weinen.

Nachdem der Arzt sich überzeugt, daß der Kranke
eine augenblickliche Gefahr nicht drohe, wandte er si
ganz der Sorge um das junge Mädchen zu.

Solche Augenblicke gemeinsam durchlebter bedeu
samer Ereignisse reißen die Schranken nieder, welche d
Konvenienz zwischen den Menschen aufrichtet.

Was Burt unter gewöhnlichen Verhältniss
niemals getan haben würde, tat er jetzt: er nah
Sophiens Hände in die seinen, beugte sich zu ihre
gesenkten Haupte nieder und redete ihr in tröstende
zärtlichem Tone zu.

Es dauerte längere Zeit, ehe Sophie ihre Fassun

wiederzugewinnen vermochte. Fest drückte sie die Hände des vor ihr Stehenden, als wolle sie seine Hilfe für immer festhalten.

In der Brust des ernsten Mannes wurden Gefühle lebendig, deren er sich selbst nicht für fähig gehalten haben mochte.

Wie rührten ihn ihre Tränen, er hätte die seinen darein mischen mögen, wie liebte und bewunderte er dieses Kind, das sich im Augenblicke der Gefahr so heroisch benommen, wie beglückte ihn das Vertrauen, mit dem ihre schamhafte Seele ihn in diesem Augenblicke der Erregung beschenkte.

Es war ihm, als müsse er die Knie vor ihr beugen, um ihr zu gestehen, was er für sie empfinde.

Da schlug Sophie einen tränenschimmernden Blick zu ihm auf, in dem sich die arglose Zuversicht der reinen Kindesseele aussprach. Burt erzitterte in Wonne und zugleich in Schmerz bei diesem Blicke, der ihm sagte, wie hold und gut dieses Wesen sei, aber auch wie weit entfernt und unerreichbar für ihn.

Würde sich die holde Blüte, die ihren Kelch jetzt so offen vor ihm auftat, nicht bei der ersten Berührung schließen. Er wollte den kristallreinen Spiegel ihres Wesens nicht getrübt sehen, nicht durch den Hauch einer Ahnung.

Ein Stöhnen rief den Arzt an das Lager der Kranken zurück. Sie begann von neuem heftig zu delirieren. Mit verdrehten Augen, in wilden Zuckungen warf sich die Frau hin und her, so daß es Burt schwer wurde, sie auf dem Lager festzuhalten.

Er machte sich jetzt die schwersten Vorwürfe, den eigentlichen Zustand der Kranken nicht früher durch-

schaut und das junge Mädchen einer Geisteskranken
Wache beigegeben zu haben.

Ein narkotisches Mittel, das der Arzt ihr g
beruhigte die Frau endlich. Sie fiel in ihre vo
Apathie zurück.

Draußen rollte jetzt ein Wagen vor das Haus
Landskerrotitsch saß selbst kutschierend auf
Bock; er war gekommen, um Sophie abzuholen.

Sie stand auf und reichte Burt die Hand z
Abschiede. Er drückte sie fest und geleitete das ju
Mädchen hinaus.

„Herrlicher Mondschein, nicht wahr?“ rief ih
der Graf entgegen. „Solche Nächte erinnern mich s
an unsere unvergeßliche Fahrt über den stillen Oze
He, alter Doktor, was meinst du, waren das n
schöne Zeiten! Aber du bist so kühl wie jener
oben; sein Licht leuchtet hell, aber ohne Wärme,
seine Vulkane sind längst ausgebrannt.“ Burt schw
und war Sophie behilflich, den Wagen zu besteigen

„Kommen Sie, nehmen Sie auf dem Bocke ne
mir Platz, ich bin ein alter, ungefährlicher Ehemar
sagte Landskerrotitsch, seine Füchse, die ungeduldig
zogen, noch einmal zurückreißend.

„Adieu, Doktor, so viel Amüsement bei dei
Kranken wie möglich,“ rief der Graf noch, dann bra
er mit den Füchsen davon.

„Wie jung dieser Mensch noch denkt und füh
dachte Burt, dem Gefährt nachblickend. Durch
atemlos stille Nacht konnte er das gleichmäßige Klap
der Hufe auf der harten Straße noch lange vernehn

Er warf einen Blick in die Dorfgasse, die
Mondlichte wie versilbert dalag.

Burt war an die Einsamkeit gewöhnt, er war

ganzes Leben hindurch einsam gewesen, und doch fühlte er jetzt, wo das junge Mädchen von ihm gegangen war, den herben Stachel der Vereinsamung in seiner Seele.

Ein Gefühl tiefer Wehmut beschlich den wetterharten Mann.

Es war in ihm ein Kern warmen und innigen Empfindens, eine Glut tiefverhaltener Leidenschaft. Vor anderer Augen ließ er sie den festen Panzer eherner Ruhe niemals durchdringen, in den er selbst das Allerheiligste seines Innern geschmiedet hatte, und auch wenn er allein war, räumte er diesem Teile seiner Natur nur selten Rechte ein.

Heute tat er es.

Der Gedanke an das holde Geschöpf, dessen Hände er noch in den seinen zu fühlen glaubte, diese Nacht mit dem seelenlösenden Zauber riefen Empfindungen und Träume in ihm wach, die er längst in ferner Jugend begraben zu haben glaubte.

Aber seine Gedanken an sie waren keusch wie das Licht des Mondes, in dem er stand.

Zehntes Kapitel.

Sophie hatte den anderen nichts von dem Erlebten erzählt, und auch Burt schwieg darüber. Zwei Tage nach jener Nacht brachte der Arzt dem jungen Mädchen die Nachricht, daß jene Unglückliche verschieden sei.

Sie war eines der letzten Opfer gewesen, das die Epidemie forderte. Der größere Teil der Erkrankten befand sich jetzt auf dem Wege der Besserung. Aber Burt ließ demungeachtet in sorgsamster Überwachung der Patienten nicht nach; er wußte nur zu gut,

daß gerade beim Typhus heimtückische Rückfälle di
oft schon Halbgenesenen bedrohen.

Inzwischen hatte auch die Regierung Kunde vo
dem Auftreten der Epidemie erhalten, und nun kame
nacheinander der Obergespan, der Vizegespan mit de
Obernotären und Vizenotären, ja selbst der Stuhlrichte
nach dem betroffenen Orte, um den Stand der Kalamitä
in Augenschein zu nehmen und ihr Gutachten abzugeben

Alle diese hohen Behörden, so verschieden auc
ihre Namen sein mochten, zeigten ein sehr ähnliche
Verhalten.

Vor dem Orte machten sie mit ihrem Wagen hal
ließen sich den Arzt herausrufen, fragten diesen nac
allen Richtungen hin aus, erklärten aber einer wie de
andere, wenn Burt sie aufforderte, sich mit eigene
Augen von dem Stande der Dinge zu überzeugen, si
seien sehr beschäftigt, und die Pflege schiene ja in de
besten Händen zu ruhen. Dann jagten sie durch da
Dorf und nahmen bei Landskerrotitsch ein Diner ein
wo sie äußerst weise über den Abdominaltyphus, sein
Gründe und seine Bekämpfung zu sprechen wußten
Die Weine des gastfreien Landskerrotitsch ließen si
sich aufs beste schmecken, und wenn sie dann meist spä
nachts Dzöröneck verließen, rühmten sie mit lallende
Zunge die Großmut des Grafen, den sie einen „edle
Menschenfreund" nannten.

Nachdem bereits eine volle Woche kein Todesfal
mehr eingetreten, starb infolge eines heftigen Rückfalle
ein junger Slowak. Er war nicht aus dem Orte ge
bürtig, sondern hatte sich nur als wandernder Topf
stricker für einige Zeit dort aufgehalten.

Da niemand dem Fremden in seinem Hause
Herberge geben wollte, hatte er sich, als ihn die Krank-

heit erfaßte, in einen Schuppen geschleppt und in dem halb offenen Gebäude Tage und Nächte zugebracht ohne Nahrung und Pflege.

Dort war er von Krätzer, der seine Klagelaute im Vorbeigehen vernommen, aufgefunden worden.

Burt ließ ihn in ein Haus zu anderen Kranken schaffen, und es gelang ihm, den schwer Erkrankten dem Tode abzuringen. Der Patient war bereits so weit hergestellt, daß er wieder feste Nahrung zu sich nehmen konnte, als ein Rückfall eintrat und ihn nach kurzem Kampfe wegriß.

Im Orte wußte niemand, wo der Mensch herstammte; er war eben ein Slowak, das will in Ungarn heißen: ein verächtliches, gleichgültiges Wesen. Denn ein magyarisches Sprichwort sagt: „Die Grütze ist keine Speise, der Slowak kein Mensch".

Burt beschloß, diese Leiche, zu der sich keine Angehörigen melden wollten, einer vollständigen Sektion zu unterwerfen, während er sich bei den anderen Fällen mit Konstatierung des Todes begnügt hatte.

Der vorliegende Fall war dem Arzte interessant; er glaubte durch die Sektion neues Material zur Beurteilung der Epidemie überhaupt finden zu können.

Er hatte die Leiche zu diesem Zwecke nach dem kleinen, jetzt leer stehenden Hause schaffen lassen, welches jenem kürzlich verstorbenen Paare angehört hatte.

Friedrich sprach den Wunsch aus, bei der Sezierung gegenwärtig zu sein.

Es war nicht die erste, der er beiwohnte; in seiner juristischen Laufbahn hatte er mehr denn einmal gerichtlichen Leichenöffnungen assistiert.

Und wenn auch bei jedem solchen Akte seine Nerven gegen das Abstoßende desselben stark reagiert hatten,

so fühlte er sich doch bei jeder Sezierung wie durch di
Lüftung eines großen interessanten Geheimnisses mächti
gepackt.

Denn es ist ein zwar schauerliches, aber erhabene
Vergnügen, einen Blick in das größte aller Kunstwerk
tun zu dürfen, in den menschlichen Körper.

In der Mitte des Raumes hatte der Arzt de
Seziertisch aufgeschlagen. Einen großen Lederschur
vorgebunden, die Arme in Guttaperchaärmeln, so gin
es ans Werk.

Er öffnete den Körper seiner ganzen Länge nac
und untersuchte die Eingeweide. Auf den Wunsch de
Arztes schrieb Friedrich einige Notizen, die er ihr
diktierte, über den Befund auf. Aus allen Teilen nahm
der Arzt Proben zu Schnittpräparaten für die weiter
Untersuchung mittelst Mikroskop.

Burt hatte die Arbeit in den frühen Morger
stunden vorgenommen; er war der Beendigung nah
als an der Haustür, die er abgeschlossen, starke
Klopfen vernehmbar wurde.

Friedrich begab sich hinaus und fand Krätzer m
einem halbwüchsigen Knaben vor, der, wie er aussagt
den Arzt nach einem anderen Dorfe rufen solle.

Friedrich erfuhr von dem Jungen, der aus einer
Schwabendorfe stammte, und also des Deutschen mächti
war, daß dort eine Anzahl Leute plötzlich erkrankt seier
der Gemeindeälteste habe ihn geschickt, um den fremde
Arzt so schnell wie möglich herbeizuholen, denn bei ihne
sei die gefährliche Krankheit nunmehr auch ausgebrochen

Burt erklärte dem Knaben seine Bereitschaft, sobal
er die Leiche besorgt, nach der bedrohten Ortschaft z
folgen.

Friedrich schloß sich an, und so machten sie sich

nachdem man den gräflichen Wagen herbeigerufen, auf die Fahrt.

An Ort und Stelle wurden sie von dem Gemeindeältesten empfangen und in ein Bauerngehöft geleitet; dort war die ganze Familie und auch ein Teil des Gesindes unter heftigem Erbrechen und starker Kolik erkrankt. Die Typhusepidemie in der Nachbarschaft hatte diesem Falle in den Augen der Dorfbewohner einen besonders bedenklichen Hintergrund verliehen.

Der Arzt und sein Begleiter fanden das halbe Dorf um das betroffene Gehöft versammelt; die Patienten selbst gebärdeten sich aufs kläglichste und hielten sich offenbar für sichere Todeskandidaten.

Das kundige Auge des Arztes erkannte schnell, daß er es hier keineswegs mit Typhus zu tun habe.

Nach genauerer Untersuchung eines der Erkrankten und einigen Fragen ließ er sich die Speisereste des vor einigen Stunden eingenommenen Frühmahles zeigen, prüfte diese und die Kochgeschirre und konstatierte eine Grünspanvergiftung, herbeigeführt durch einen schlecht gehaltenen Kupferkessel, in dem die Morgensuppe gekocht worden war.

Burt gab die Verhaltungsmaßregeln, beruhigte die Patienten über die Natur ihres Leidens, dessen einfache Ursache er ihnen darlegte.

Hierauf wollten Burt und Friedrich den Ort wieder verlassen, aber der Dorfälteste forderte sie auf, ihm die Ehre anzutun, ein Mahl in seinem Hause einzunehmen. Sie waren außerstande, dem alten ehrwürdigen Manne die mit treuherziger Dringlichkeit vorgetragene Bitte abzuschlagen; auch waren sie beide im Grunde froh, auf diese Weise zu einem Mittag-

essen zu kommen; denn seit dem frühesten Morgen hatte sie nichts zu sich genommen.

Der Bauer erwies sich als ein äußerst joviale alter Mann und angenehmer Gesellschafter. Er sprach das Deutsch mit einem an die allemanische Mundart erinnernden Akzent, und seinen Gästen war es interessant zu hören, daß der Familientradition gemäß der Großvater des Alten unter Königin Maria Theresia von Württemberg aus hier eingewandert sei. Damals hatte man überall in Ungarn Deutsche aus dem Reich, hauptsächlich allemanischer und fränkischer Abstammung, dörferweise angesiedelt. Die Abkömmlinge dieser Kolonisten haben sich noch ein gut Teil von dem Volkstum ihrer Vorfahren erhalten. Mit Stolz zeigte der Alte seinen Gästen die silbernen Knöpfe seines Sonntagsstaates, die der Ältervater aus dem Schwarzwalde mitgebracht hatte.

Burt und Friedrich unterhielten sich trefflich mit dem alten Burschen, der jenen dem deutschen Bauern eigenen Mutterwitz ebenso wie verschlagene Lebensklugheit nicht verleugnete. Er kannte Land und Leute ringsum genau, hatte selbst vieles mit angesehen und durchgemacht und sich sein originelles Urteil über Leben und Menschen gebildet.

Er geizte nicht mit seinem alten Tokaier. Das Essen, welches die Tochter des Witwers zubereitete und die Enkelin auftrug, zog sich seiner vielen Gänge wegen sehr in die Länge.

Es war am späten Nachmittage, als die Gäste unter herzlichem Abschiede von ihrem Wirte aufbrachen, um die Rückfahrt anzutreten.

Als sie eine Zeitlang gefahren, klagte Burt über heftigen Kopfschmerz.

„Das ist der Tokaier," meinte Friedrich; „er war höllisch schwer, auch mir brummt der Kopf; wir werden diese Orgie wohl beide mit einem Katzenjammer zu büßen haben."

Sie fuhren weiter in den sinkenden Abend hinein. Nach einiger Zeit glaubte Friedrich den Freund an seiner Seite zittern zu fühlen.

„Was hast du?" fragte er, „hat dir denn der Wein so arg mitgespielt?"

Burt schwieg. Schon konnte man in der Ferne die Häuser des Dorfes erkennen, nach dem sie zurück wollten.

„Sag dem Kutscher, er soll direkt nach Dzöröneck fahren, nicht erst dorthin, und zwar so schnell die Pferde laufen können," brachte Burt jetzt mit klappernden Zähnen vor.

„Weshalb, was hast du?" fragte Friedrich, erstaunt in die merkwürdig veränderten Züge Burts blickend. „Um was handelt es sich denn?"

„Um ein Menschenleben," gab ihm Burt mit rauher Stimme zurück.

„Um wessen Leben? Ich verstehe dich nicht."

„Um mein eigenes. — Sieh hierher," und Burt streifte den Ärmel des rechten Armes ein wenig zurück. „Ich muß mich heut früh geritzt haben; wann und wie es geschehen, weiß ich nicht, ich habe nichts davon gemerkt, als eben erst, wo es mich zu schmerzen anfing."

„Um Gottes willen!" rief Friedrich. „Du hast dich doch nicht an der Leiche vergiftet?"

„Das gerade fürchte ich. Was anderes kann dieser Schwindel und hier dieser Schmerz in der Achselhöhle nicht bedeuten."

„Zeig deine Hand. — Ich kann keine Wunde sehen."

„Und was hälst du von diesem roten Streifen
Das ist die Wirkung des Giftes!“

„Aber kann denn gar nichts geschehen? S
Vergiftungen sind doch äußerst gefährlich. Du bist
Arzt, rate, sinne auf etwas.“

„Karbol oder Sublimat sind gut, nach fr
Infizierung angewandt; ich habe nichts davon be
In Dzöröneck habe ich alles.“

Friedrich schrie den Kutscher an, er solle f
was das Zeug halte, und nun flogen sie in ra
Gangart die holprige Landstraße entlang.

„Es muß etwas geben,“ rief Friedrich im
der Verzweiflung, „ein so jämmerliches Ende ka
vom Schicksale nicht bestimmt sein. Nützt denn B
oder Aussaugen nichts?“

„Wenn du etwas für mich tun willst, so hal
den Arm hoch, das stillt den Schmerz und leit
Entzündung ab.“

Friedrich tat, wie ihm geheißen. Mit
Händen hielt er den Arm des Freundes hoch
blickte schmerzlich bewegt in das Gesicht des A
das den Ausdruck völliger Starrheit angenommen
als habe der Tod ihn bereits mit der Hand be

So ging die rasende Fahrt weiter. Endlich, e
zeigten sich die Zinnen von Dzöröneck; einige M
darauf hielten die schaumbedeckten Pferde vor
Portale des Schlosses.

Langsam stieg Burt vom Wagen, gestütz
Friedrich, der ihn die Treppe zu seinem Zimm
ersten Stock hinaufführte.

Dort angekommen, bedeutete er Friedrich, ih
Rock auszuziehen. „Zünde die Lampe an,“ sag
Arzt, „ich muß genau sehen.“

„Nun, wie sieht's aus, was hältst du davon?" fragte Friedrich atemlos.

„Sieh das hier."

Friedrich sah hin und erblickte rötliche von der Hand nach dem Oberarme zulaufende Streifen.

Der Arzt hatte sich inzwischen mit einem Messerchen versehen; er machte sich daran, mit diesem die Wunde zu erweitern, so daß sofort eine starke Blutung eintrat.

Friedrich wandte sich entsetzt ab. Burt ließ die Wunde ausbluten und desinfizierte sie darauf mit einer starken Sublimatlösung. Bleich vor Schmerz und mit geschlossenen Augen ertrug er die ätzende Wirkung des Mittels.

„Wird das helfen?" fragte Friedrich.

„Ich habe wenig Hoffnung. Das Gift ist schon viel zu weit. Hier in der Achselhöhle ist bereits eine starke Schwellung."

„Und was gibt es dann noch?" Der Arzt schwieg eine geraume Weile, dann sagte er mit dumpfer Stimme: „Amputation."

„Der rechte Arm!" rief Friedrich aus.

„Jawohl, der rechte. — Und selbst damit wird es zu spät sein; ich kann mich selbst nicht amputieren und ehe der Arzt kommt, vergehen Stunden."

„Ich hole Landskerrotitsch," meinte Friedrich; „er muß sofort einen Arzt schaffen," und er eilte aus dem Zimmer.

Der Graf saß mit Eva und der Oblonska auf der Terrasse; er hatte zuvor einen single mit Eva gespielt und befand sich noch im Tenniskostüm.

Friedrich störte durch sein Auftreten eine wie es schien sehr animierte Unterhaltung zwischen den dreien.

Nachdem Landskerrotitsch begriffen, um was es

sich handle, befahl er, sofort anzuspannen, er selbst n
sich nur Zeit, einen langen Überzieher über sein bu
Trikot zu werfen, dann eilte er nach dem Stalle, er
selbst die Zügel; der Groom hatte gerade noch
hinten aufzuspringen.

„In zwei Stunden bin ich mit dem Arzte h
rief er im Abfahren Friedrich zu.

Burt lag inzwischen auf dem Bette; auf
Anweisung hin hatte ihm Friedrich den Arm kurz u
der Achsel mit einem starken elastischen Gurt umschlun
um so die Zirkulation des Blutes zu verhindern
das kranke Glied von dem übrigen Körper abzuschn
Als Ableitungsmittel hatte sich der Arzt Eisumsch
auf den Kopf verordnet, die Friedrich von Zeit zu
zu erneuern hatte.

Wie oft während dieser zwei Stunden sah Frie
nach der Uhr, und es gelang ihm nicht, ihren pei
langsamen Schritt zu beschleunigen. Zu den zw
gesellte sich eine dritte und noch immer blieb die Hilfe

Es wurden nicht viele Worte zwischen den Freu
gewechselt. Mit bleichem, oft vom Schmerze verzog
Antlitz lag Burt auf seinem Lager, was er dachte, k
Friedrich aus seinem Mienenspiele nicht erraten.

Mehrfach eilte er, von einem Geräusche
Narren gehalten, ans Fenster, um zu erkennen,
Landskerrotitsch mit dem Ersehnten noch immer
zurückgekehrt sei.

Endlich rasselten Räder auf der gepflasterten
fahrt. Friedrich flog hinab.

Dem Grafen folgte ein Mann in schwarzem
schößigen Rocke, einen Kasten unter dem Arme tra

„Wie steht es?“ rief Landskerrotitsch Frie
entgegen.

„Ich fürchte, schlecht. — Aber um des Himmels willen, warum kommt ihr so spät? Es ist ja bereits Mitternacht.“

„An mir und den Pferden hat es nicht gelegen. Ich traf den Herrn Doktor leider nicht zu Haus an, mußte ihn erst ausfindig machen. Das hat mir Zeit gekostet.“

Der Arzt war seinem scharfgeschnittenen Gesichte, den zurückliegenden Ohren und dunklen Haupt- und Barthaare nach zu schließen ein Semit.

Friedrich faßte vom ersten Augenblicke an ein starkes Vorurteil gegen den Mann.

Sie traten in das Zimmer des Kranken. Die beiden Ärzte begrüßten sich stumm, dann machte sich der fremde sofort an die Auswickelung des Armes aus seiner Bandage; er examinierte das Glied eine Weile und begann dann die Untersuchung der rechten Körperseite.

Landskerrotitsch, der seine Nervosität nicht länger zu bemeistern vermochte, fuhr heraus: „Spannen Sie uns nicht so lange auf die Folter! Wie steht es?“

Der fremde Arzt lehnte sich auf seinem Sitz zurück, und mit einem fragenden Blicke nach dem Patienten, sagte er zögernd: „Der Herr ist selbst Arzt, wie ich höre, und es kann ihm daher keine Neuigkeit sein, daß es nicht gut steht.“

„Sagen Sie hoffnungslos,“ fiel ihm Burt in die Rede.

„Aber im Namen der Jungfrau,“ rief Landskerrotitsch, „für jedes Leiden, außer dem Tode, ist doch ein Kraut gewachsen, habe ich immer gedacht. Wozu seid ihr denn Ärzte. Soll denn dieser Mann hier umkommen wegen einer solchen Sottise, weil er einen elenden Slowaken tranchiert hat. Dazu ist er viel zu

gut. Doktor, ich glaube nicht daran, daß es sch
steht. Sie machen uns nur Angst, um uns Ihre
in größter Glorie erscheinen zu lassen, denn ich
Sie werden ihn retten."

Der Arzt zuckte die Schulter. „Es bleib
noch die Amputation," sagte er dann.

„Nun so amputieren Sie im Namen des Himn
rief der Graf aus. „Burt, mein alter Junge, du
uns mit einem Arme ebenso lieb sein wie bish
aber nur nicht sterben — nicht sterben."

Jetzt übermannte den kleinen Mann die
zurückgehaltene Rührung, er begann zu weinen u
schluchzen wie ein Kind. Im bunten Tennisk
das abzulegen er noch nicht Zeit gefunden, bildet
Erscheinung einen merkwürdigen Kontrast zu dem
der Situation.

Der fremde Arzt machte sich an seinem K
den er auf den Tisch gestellt hatte, zu schaffen
fragte nach Becken, Wasser und Tüchern. Der A
der blitzenden Instrumente machte Friedrich und L
kerrotitsch erbeben.

Burt unterbrach ihn in seinen Vorbereitung

„Ich halte die Amputation für völlig nu
sagte er, sich auf seinem Lager mühsam aufric
„Sehen Sie hierher, das Gift ist bis zum R
vorgedrungen; mit dem Abtrennen des Gliedes is
nichts geholfen. Und zudem — ich will meinen K
unversehrt ins Grab nehmen."

„Das darf nicht sein, bei Gott und allen He
das darf nicht sein," jammerte Landskerrotitsch.
etwas ist unerhört! Ich lasse es nicht zu."

Burt lächelte unwillkürlich über die Ereif
seines Freundes.

„Ich will mich mit meinem Kollegen allein konsultieren," sagte er dann; „entschuldigt diesen Wunsch, aber so ist es einmal unter uns Ärzten Sitte."

Friedrich und der Graf gingen hinaus. Nach kurzer Zeit rief der fremde Arzt sie wieder ins Zimmer.

„Der Kranke hat die Amputation als nutzlos verworfen," sagte er; „und da er sich so klar über seinen Fall ist, so habe ich mich ihm nur anschließen können."

„Aber Sie haben doch jedenfalls ein anderes Mittel vorzuschlagen!" meinte Friedrich in gereiztem Tone; „denn im Angesichte eines solchen Falles die Hände ruhig in den Schoß legen, das erscheint mir denn doch frevelhaft."

Der Semit ging nicht auf den Ton ein, den Friedrich angeschlagen; er erwiderte geschmeidig: „Der Patient ist selbst Arzt, ich richte mich nur nach seinem eigenen Verlangen. Wäre der Herr ein Laie, so würde ich unbedingt zur Amputation schreiten, obgleich ich weiß, daß sie, wie der Fall einmal liegt, nur eine unnütze Qual für den Patienten bedeutet. Ich bin eben um einige Stunden zu spät gerufen worden."

„So gäbe es keine Hoffnung!" rief Landskerrotitsch.

„Wenn der aufgenommene Giftstoff qualitativ und quantitativ schwach ist, so könnte er durch das Blut so verdünnt werden, daß der Körper seiner Wirkung Widerstand zu leisten vermag," erklärte der Arzt, „aber das scheint hier nicht der Fall, im Gegenteil, das Gift muß ein äußerst intensives sein, sonst würde es nicht so rapid gewirkt haben. War die Leiche jung oder alt, die der Herr seziert hat?"

Friedrich antwortete für den Patienten, denn dieser schien, seinem verzerrten Mienenspiele nach zu schließen,

eben einen heftigen Anfall körperlichen Schmerze[s]
überstehen.

„Die Leiche war kaum zwölf Stunden alt."

„Also jung, um so gefährlicher," meinte der [A]
Er gab dem Patienten etwas Äther, um seine Leb[ens]
kräfte anzufrischen.

„Und wir sollen, ganz ohne Kampf, mit anse[hen,]
wie er hier vor unseren Augen verlischt," m[einte]
Friedrich. „Burt, sinne doch selbst nach, ich will [...]
kann die Hoffnung nicht aufgeben; Verzweifeln [...]
Sünde."

„Was halten Sie von einem Eisbade?" fr[agte]
der Arzt zu dem Patienten gewendet.

„Es wird keine Wirkung haben," erwiderte [B...]
mit schwacher Stimme, „aber versuchen Sie's, [...]
Sie wollen."

Es verging eine geraume Zeit, ehe das Bad [her]
gestellt werden konnte. Das gesamte Schloß la[g in]
tiefer Nachtruhe und die zur Herbeischaffung erfor[der]
lichen Dienstboten mußten erst aus dem Schlafe ge[weckt]
werden.

Als das Bad nach den Vorschriften des Ar[ztes]
hergestellt war, wurde der Kranke, dessen Arm [...]
geworden, während sich auch die rechte Körper[seite]
bereits schmerzhaft und an einigen Stellen geschw[ollen]
zeigte, von dem Arzte und Friedrich in die W[anne]
gehoben.

Kaum war der Patient in die kalte Flut gesun[ken,]
so schloß er die Augen, verzog den Mund zur [...]
und ließ den Kopf willenlos sinken.

„Er stirbt uns unter den Händen!" rief Fried[rich]
im Tone der Verzweiflung.

„Es ist eine Ohnmacht," erwiderte der Arzt. „[...]

müssen ihn wieder herausnehmen und horizontal legen. Frottieren Sie ihm die Füße!"

Burt kam durch ein scharfes Riechmittel, das der Arzt anwendete, nach einiger Zeit wieder zu sich; er klagte über Frost nach dem Anfalle, der selbst nicht aufhören wollte, als man ihn bis an den Hals in wollene Decken eingewickelt hatte.

Friedrich zog den Arzt beiseite. „Wie steht es?" fragte er.

„Selbst dieses Gewaltmittel hat keine Wirkung gehabt," erwiderte der Gefragte. „Es steht schlecht."

Friedrich ließ tief erschüttert den Kopf sinken.

„Sie geben ihn also auf?" forschte er weiter.

„Er wird die nächste Nacht nicht überleben," erwiderte der Arzt.

Friedrich trat ans Fenster; er wollte seine Tränen nicht vor dem Fremden zeigen.

Der Morgen war inzwischen heraufgedämmert. Friedrich öffnete das Fenster. Wunderbar schlug ihm die frische Luft entgegen, der Gesang der Vögel, die unten im Parke laut wurden, berührte sein Ohr eigentümlich. Es wollte ein schöner Sommertag werden. Klar hob sich die ferne Karpatenkette vom milchweißen Himmel ab.

Landskerrotitsch hatte inzwischen Angelika und die übrigen Hausgenossen von dem, was sich seit dem letzten Abend zugetragen, unterrichtet. Es war das erste, was Angelika über das Unglück, das ihren Freund betroffen, hörte; sie war aufs heftigste ergriffen. Begleitet von Sophie Wangen kam sie jetzt an das Lager des Kranken.

Auch Friedrich kehrte dorthin zurück. Er war erschreckt über die Wandlung, die während seiner kurzen

Abwesenheit mit den Zügen des Kranken vor sich
gangen war.

Sein Gesicht schien wie durch eine unsicht
Hand in die Länge gezogen, die Farbe war geister
bleich, die Augen erschienen größer, wie tief aus
Innern des Kopfes hervordringend; ein merkwü
flackerndes Licht leuchtete darinnen.

Angelika saß neben dem Lager, von Zeit zu
legte sie dem Kranken die Hand auf die heiße S
und blickte ihm angstvoll in die jetzt stark arbeite
Gesichtszüge.

Sophie stand am Fußende des Bettes, die B
des Sterbenden ruhten unausgesetzt auf ihr.

Alle schwiegen, denn man sah ihm an, daß
Geist mit wichtigen Erwägungen beschäftigt war.

Burt schloß für eine Zeit die Augen; die Fre
unterhielten sich inzwischen im Flüstertone. Er sc
sie auf, und wieder leuchtete jene unheimliche Glut,
ihren Quell tief im Innersten seiner Natur zu h
schien, daraus hervor.

Sein Zustand war ein wechselnder, oft schien
in ohnmachtähnlichen Schlaf zu verfallen, dann w
schüttelten ihn heftige Fieberanfälle, zeitweise wa
bei völlig klarem Bewußtsein. Dann unterhielt er
in ruhiger, beinahe heiterer Weise mit den Umstehen
der nahende Tod hatte keinerlei Schrecken für
Friedrich nahm einen jener Augenblicke tiefen Schl
wahr, in dem sich der Kranke befand, um das Zim
auf einige Zeit zu verlassen. Die ganze vergan
Nacht hatte er ohne einen Augenblick Schlaf in-
gespanntester Erregung zugebracht, er fühlte sich
rüttet und erschöpft und wollte sich, um dem traun

Bilde des sterbenden Freundes zu entfliehen, in den Park retten.

Er hatte nur wenige Schritte ins Freie getan, als ihm Eva vom Schlosse her nachgeeilt kam.

Unwillig blieb er auf ihren Ruf hin stehen und ließ sie herankommen. Es erschien ihm wie eine Entweihung, daß sie sich zwischen ihn und seinen Schmerz drängen wollte.

Friedrich dachte daran, daß Eva den Sterbenden niemals zu würdigen verstanden, und er wußte, wie wenig dieser selbst von ihr gehalten, das verkleinerte sie jetzt in Friedrichs Augen.

Eva fragte pflichtgemäß nach dem Befinden des Kranken und sprach die Hoffnung aus, daß sich sein Befinden bessern möchte.

Friedrich ärgerte ihre Art, er glaubte nicht, daß ihre Worte aufrichtig gemeint seien, er erklärte ihr mit kurzen, beinahe rauhen Worten, daß Burt sterben müsse.

Evas Schrecken bei dieser Nachricht war nicht geheuchelt; sie empfand ein unüberwindliches Grauen vor allem, was mit Tod und Sterben zusammenhing.

Friedrich war äußerst wortkarg während des Ganges. Als sie es einmal versuchte, seine Hand zu ergreifen, entzog er sie ihr mit unwilliger Gebärde.

Nach kurzem Rundgange standen sie wieder vor dem Schlosse. Als Friedrich gehen wollte, hielt sie ihn an und sagte mit bittender Miene: „Verzeihe, daß ich dich in diesem Augenblicke das frage, aber — hast du seit gestern irgend etwas zu dir genommen?"

„Wer denkt jetzt an Essen und Trinken!" erwiderte er.

„Das ganze Hauswesen ist umgestürzt," klagte sie, „die Prinzeß und ich haben kaum das Frühstück er-

langen können. Und du hast noch nichts gegessen;
stehe es! Du siehst sehr schlecht aus."

Friedrichs Miene verdüsterte sich bei ihren Wor
sie erschienen ihm unzart. Ohne ihre Frage zu
antworten und Abschied zu nehmen, ging er, Eva sch
gekränkt stehen lassend.

Im Krankenzimmer fand er den Grafen, Ange
Sophie und den fremden Arzt.

Burt war wach und bei völligem Bewußtsein
unterhielt sich mit Angelika, die noch immer neben
saß. Seine Stimme war matt, aber doch verständ

„Ich bin froh," sagte der Kranke, „daß ich
meinem Berufe sterbe, und schnell, nicht nach lan
Siechtum; einen solchen Tod habe ich mir immer
wünscht."

„Wir können Ihren Gleichmut nicht teilen,"
widerte Angelika. „Sie sehen Ihren Tod an wie
Soldat das Ende auf dem Schlachtfelde, wie ei
natürlichen Abschluß Ihrer Laufbahn. Sie haben
Leben tausendmal mutig gewagt, und der Tod ist Ih
ein vertrauter Bekannter, dem Sie oft genug begeg
Aber für uns hat dieses Ende etwas Grauenhaft

Und indem sie das, was sie für Burt bishe
den geheimsten Tiefen ihrer Seele empfunden, jetzt
Angesichte seiner vom nahenden Tode bereits
zeichneten Züge ungescheut zutage treten ließ, sagte

„Warum müssen Sie uns denn so schnell verlas
mein Freund? Sie halten nicht viel vom Leben
fürchten den Tod nicht, aber denken Sie an uns,
Zurückbleibenden, wir — ach, Sie wissen nicht,
Sie uns gewesen sind."

Die sonst so kühle Frau, die sich stets in der
walt hatte, war sehr erregt; Burt bat sie, sich zu

ruhigen, er wies auf ihren Zustand hin, der ihr Aufregungen verbiete.

„Lassen Sie die sterben, Gräfin," sagte er, „die zum Sterben reif sind. Ich habe mein Tagewerk vollbracht. Denken Sie an die Lebenden und die, die leben sollen. Das ist Ihre große Pflicht, und Sie werden sie herrlich erfüllen."

Der Sterbende schwieg, dann nach einer Pause sagte er in gedämpfterem Tone, so daß nur Angelika und der Graf ihn verstehen konnten: „Machen Sie sich keine Sorgen, Gräfin, Sie werden eine leichte Entbindung haben; möchten Sie einem gesunden Kinde das Leben geben."

„Wenn es ein Junge wird, soll er Konrad heißen," meinte Landskerrotitsch unter Tränen, „das verspreche ich dir, mein Freund." Der Sterbende konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

Angelika reichte dem Kranken, der sich über Durst beklagte, zu trinken. Der Arzt trat heran und untersuchte die Temperatur des Körpers. Um das steigende Fieber zu bekämpfen, gab er Antifebrin und ließ die Eisumschläge vermehren.

Lange Zeit herrschte jetzt Schweigen unter den Anwesenden; jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, denen die Nähe des Todes, die jeder fühlte, einen tieferen, weihevollen Gehalt gab.

Der Sterbende lag ruhig ausgestreckt, die Augen mit langverweilenden, durchdringend prüfenden Blicken auf die Umstehenden gerichtet, als wolle er die Bilder seiner Freunde noch einmal ganz in sich aufnehmen, ehe er von ihnen schied.

Auch auf Sophie Wangen blieben seine Blicke haften. Nur Angelika bemerkte, daß sie einen be-

sonderen Glanz annahmen, so oft sie sich auf das j
Mädchen richteten.

„Sophie mag einmal meine Stelle einnehm
sagte Angelika sich von ihrem Platze neben dem Kra
erhebend. Doch dieser hielt sie mit seiner gesu
Hand fest. „Nein, nein!“ murmelte er, nur für Ang
verständlich. „Sie ist zu jung — viel zu jung
Lassen wir sie bei ihrer Reinheit. — O, wie mich
Reinheit anzieht.“

Der Mittag war bereits vorüber, nach läng
Schweigen begann Burt:

„Ich will jetzt von den Damen Abschied nehm

Angelika legte noch einmal ihre Hand auf die S
des Sterbenden und ließ sie da eine Weile ruhen
starke Frau erbebte in tiefer Erschütterung, heiße Tr
fielen aus ihren Augen auf das Lager nieder.

Dann griff sie nach der gesunden Hand B
führte sie an ihre Lippen, riß sich los und ging
dem Zimmer.

Als Sophie herantrat, richtete sich der Krank
anderer Hilfe in seinen Kissen auf.

„Weinen Sie um meinetwegen?“ fragte er.

„Ich habe Sie so viel Gutes tun sehen,“ erwi
Sophie schluchzend; in ihrer Schlichtheit traf sie
dem Worte das, was in Wahrheit das Größte an
sterbenden Manne gewesen war.

Ein helles Licht der Verklärung flog über B
Züge, er griff nach des Mädchens Hand, und schau
mit einem tiefglühenden Blicke an, seine Lippen bew
sich, aber es kam kein vernehmbares Wort über s

Dann ließ er die Hand fahren, wandte sic
und Sophie ging, nicht ahnend, wie dieses brec
Herz sie geliebt habe.

„Ich möchte mit Friedrich allein sein," äußerte der Kranke.

Der Arzt gab Friedrich noch einige Verhaltungsmaßregeln, ehe er ging, und erklärte, im Nebenzimmer warten zu wollen, bereit, sobald man ihn brauchen würde, an das Krankenlager zurückzukehren.

Landskerrotitsch nahm Friedrich beiseite. „Meinst du, daß er sich geistlichen Zuspruch wünscht?" fragte er.

Friedrich lächelte.

„Ich weiß, ich weiß," sagte der Graf. „Er ist libre penseur, aber immerhin, er stirbt — enfin, ich halte das für comme il faut."

„Ich werde ihn fragen," erwiderte Friedrich.

„Er hat sich jeden geistlichen Zuspruch verbeten," brachte er zurück.

Nun ging auch Landskerrotitsch. „Ich sehe dich noch wieder," sagte er zu dem Kranken.

„Er irrt sich," meinte dieser. „Ich will niemanden mehr sehen, auch den Arzt nicht mehr. Rufe ihn nicht, wenn es schlechter mit mir wird. Hörst du! — Jetzt möchte ich dich bitten, einige Worte niederzuschreiben, die ich dir in die Feder diktieren werde. Ich will ein Legat vermachen."

Friedrich versah sich mit Tinte, Feder und Schreibmaterial.

Burt erklärte ihm zunächst, daß er sein Testament bereits gemacht und in Berlin beim Amtsgericht deponiert habe. Er wünschte, dasselbe solle völlig zu Recht bestehen.

Friedrich erfuhr, daß Burt in seinem Testament eine Anzahl von ihm behandelter Kranker bedacht, sowie, daß er ein reiches Stipendium für arme Studierende der Medizin an der Berliner Universität gegründet

habe. Seine Instrumente und Sammlungen w
einem naturwissenschaftlichen Kabinette vermacht.

Das Kodizill, welches er dem Testamente
hinzufügte, bestimmte eine bisher noch nicht verge
Summe von fünfzigtausend Mark für Sophie Wa

Der Kranke ließ sich das Diktierte von Frie
noch einmal vorlesen, unterschrieb und siegelte es
mit der linken Hand.

„Die Besorgung dieser Sache lege ich in
Hände," sagte er, sich erschöpft von der Anstren
zurücklehnend.

Friedrich nahm neben dem Krankenlager P
Plötzlich fragte ihn der Kranke: „Verstehst du, w
ich dieses Legat gemacht habe?"

„Ich glaube dich zu verstehen, mein Freund,"
widerte dieser, „seit vorhin, wo du Abschied vo
nahmst."

„So hast du recht gesehen; ich liebe sie,"
Burt mit zitternder Stimme, und für einen Augen
trat eine Art Lebensfarbe an Stelle seiner Totenb

„Und nun mußt du sterben," rief Friedrich
sprang auf und ging erregt durch das Zimmer. „
wo das Leben so recht für dich beginnen sollte.
glaube, diese Sophie wäre deiner würdig gewesen.
liebst sie und mußt sterben. Hat man je e
Tragischeres gesehen als dein Geschick."

„Du täuschest dich," meinte Burt. „Ich w
mich niemals erklärt haben. Ich bin kein Mann,
junges Geschöpf, wie sie, zu beglücken."

„Wenn sie dich kennen lernte, mußte sie dich lieb

„Nein! — Selbst wenn wir den Unterschied im
übersehen wollen, so bleibt meine Lebensanschau
sie hat nichts Anziehendes. Diese unschuldige Kin

seele kränken mit dem, was wir unsere Lebensweisheit nennen, an der wir selbst schwer genug tragen — nein! Ich war nicht der Mann, sie glücklich zu machen. Mein Charakter hat nichts Gastliches. Siehe mein düsteres Jugendgeschick an, seine Schatten reichen weit in mein Leben hinein, bedenke, das Verbrechen, dem ich meine Existenz verdanke. Ein Mensch, der aus solcher Quelle stammt, ist verdammt, einsam zu bleiben, es ist gut, wenn er dahinscheidet, ohne ein anderes Menschenkind in den verhängnisvollen Kreis seines Daseins gezogen zu haben. Es ist gut, wenn der wilde Sprößling keine weiteren Sprossen treibt."

„Und hast du dich nicht gereinigt von jeglichem Makel! Wer kann für seine Geburt! Wir erhalten die Anlagen, aber was wir aus ihnen machen, dafür allein haben wir einzustehen. Du kannst auf deinem Sterbelager mit Stolz auf dein Leben zurückblicken."

Ein Schimmer von Befriedigung flog bei Friedrichs Worten über das Antlitz des Kranken.

„Es gibt einiges in meinem Leben, auf das ich in der Tat stolz bin," entgegnete er.

„Ich wünschte, ich könnte mit einem ähnlichen Bewußtsein dereinst meine Seele aushauchen. O, könntest du mir doch etwas von dir, von deinem männlichen Charakter, deiner großen Seele zurücklassen, mein Freund!" rief Friedrich. „Warum, ach warum mußt du gehen!"

„Laß das," meinte Burt. „Ich scheide gern aus dem Leben. Es ist eine Last, mein Freund, die man mit Freuden von sich wirft."

Nach einiger Zeit begann der Sterbende von neuem von Sophie zu sprechen; seine Gedanken schienen sich viel mit ihr zu beschäftigen.

„Sie ist rein und soll es bleiben,“ sagte
kaum vernehmbarer Stimme vor sich hin sp
„Nichts Unkeusches soll ihre Existenz trüben. –
es mir gelungen ist, die tierische Lust, der ich
Existenz verdanke, in mir selbst niederzukämpfen,
bin ich stolz und doch, sie ist nicht aus meinem
getilgt, der Fluch ist nicht von meinem Hau
nommen, der Fluch der Sünde, in der ich gebo
nimmt nur der Tod. Es ist gut so — mein
nicht tragisch, er ist ein Glück für mich, er ist e
lösung, eine Sühne.“

Dann sagte er, mit lauterer Stimme sich w
Friedrich wendend:

„Ich fühle, daß ich die Besinnung bald
werde. Ich will dir noch ein Wort sagen,
selbst betrifft: Laß von dieser Frau, Friedrich!
dein Verderben. Ich habe dich in früheren Ta
ihr gewarnt, ohne Erfolg, vielleicht daß
Mahnungen eines Sterbenden tieferen Eindruck
Hier, im Angesicht des Todes sage ich es dir:
einen sittlichen Weltzusammenhang und darum
Pflichten; keiner vernachlässigt sie ungestraft. –
Sprechen wird mir schwer. — Prüfe genau, wa
Pflicht ist, und dann überwinde dich, sei nicht
gegen dich selbst. In dir steckt das Zeug zu Tü
es wäre ein Jammer, sollte es in Schmach z
gehen.“

Friedrich erwiderte nichts, gesenkten Haup
er an dem Lager des Sterbenden.

Nach einiger Zeit begann Burt mit s
Stimme, kaum vermochte ihn Friedrich noch
stehen: „Deine Mutter wird sich Sophiens an
sie ist in guten Händen. — Daß ich nicht seh

wie sich dieses Mädchen entwickelt, wird mir schwer. — Ich hätte ihr mehr vermachen können, als die Fünfzigtausend, aber ich glaubte, es sei so am besten für sie. Sie ist verwaist, wäre sie dazu noch reich, so möchte sie großen Gefahren ausgesetzt sein."

Burt schwieg, aufs äußerste erschöpft. Nach einiger Zeit machte er Friedrich ein Zeichen, ihm sein Ohr zu nähern.

„Wenn ich gestorben bin, hörst du," brachte er mühsam hervor, „und sie erfährt von dem Legate, so kannst du ihr sagen — ihr sagen —"

Das übrige erstarb in unverständlichem Gemurmel, aber Friedrich hatte den Freund verstanden, und er versprach, seinen Auftrag auszurichten.

Bald darauf verfiel der Kranke in einen dumpfen, schlafartigen Zustand. Als Friedrich einen Eisumschlag erneuern wollte und dabei Burts Oberkörper entblößte, fand er die rechte Seite von der Schulter abwärts rot unterlaufen. Seinem Versprechen gemäß, rief er den Arzt nicht herbei.

Es konnte sich hier nur noch um wenige Stunden handeln, das sah er jetzt selbst.

Später trat erneutes Fiebern ein. Der Kranke warf sich ruhelos auf seinem Lager umher und erschien doch ohne Besinnung. Friedrich richtete mehrfach Fragen an ihn und erhielt nur irre Antworten. Der Mann, der sich hier in Todeskrämpfen wand, war nicht mehr Burt.

Ein wildes Phantasieren begann. Der Sterbende schien mit einem Phantome, das ihn schreckte, in heftigem Kampfe begriffen. „Du hast mich mit dem Fluche des Lebens beladen, sei verflucht dafür!" rief er mehrmals hintereinander.

Friedrich wußte, zu wem der Sterbend[e]
Worte sprach.

Dann trat eine Pause ein. Plötzlich bega[nn]
Irrereden von neuem; eine andere Erscheinung
seine Seele zu foltern. „Das Messer weg!" s[...]
mit überlauter Stimme.

Friedrich konnte nicht ahnen, welche Sze[ne]
Sterbende hier noch einmal durchlebte.

Allmählich wurde er ruhiger. Ein milde[r]
legte sich über seine Züge. Er schien ein Zwieg[...]
mit einer dritten Person zu führen. Seine S[...]
war kaum noch flüsternd, aber die Verklärung, [...]
seinem Gesicht strahlte, sagte Friedrich, wer j[...]
ihm sei.

Als er den Kranken jetzt wiederum in [...]
Schlummer sah, trat Friedrich ans Fenster. Der [...]
sank bereits hernieder.

Sein Herz war voll tiefer Wehmut. D[...]
danken flogen zurück in die Kindheit, wo Dokto[r]
Arzt und Freund zugleich im Hause seiner Elt[ern]
wesen war.

Friedrich gedachte seiner kindlichen Schärme[...]
den eigenartigen Mann. Wie manches Wort des [...]
aus jener Zeit klang ihm noch im Ohre, als [...]
gestern gesprochen. Auch der letzte Winter mit [...]
gemeinsamen Erlebnissen kam ihm ins Gedächtnis.
Reue beschlich Friedrich. Warum hatte er damal[s]
auf den warnenden Ruf des Freundes gehör[t]
bohrte den Stachel herbster Selbstanklage in sein I[...]
Welches hehre Beispiel einer sittlichen Lebensf[...]
hatte ihm Burt gegeben, und wie wenig hatte [...]
dieses Vorbild zunutze gemacht. Jetzt erst v[...]
und würdigte er den Freund in seiner schlichten [...]

seine Gestalt wuchs vor ihm ins Übermenschliche. Mächtig klang jenes „zu spät!“ in Friedrichs Seele wieder, das uns jedes Sterbelager eines geliebten und doch niemals genug geliebten Menschen predigt.

Er hatte lange im offenen Fenster gelegen. Die Nacht war in voller Dunkelheit niedergesunken. Da er kein Geräusch vom Bette her vernahm, glaubte Friedrich, der Kranke schlummere weiter. Schließlich begab er sich an das Lager zurück und beleuchtete den Kranken. Der starre Ausdruck des Gesichtes machte ihn stutzen. Er hob die Hand des Freundes auf, sie fiel schwer auf die Decke zurück.

Friedrich rief den Arzt aus dem Nebenzimmer herbei, der den Tod konstatierte; er nahm Herzschwäche als Todesursache an.

Friedrich hatte es nicht nötig, dem Verstorbenen die Augen zuzudrücken, da sie geschlossen waren.

Die Züge der Leiche zeigten sich durchaus nicht verzerrt. Ernst war ihr charakteristischer Ausdruck; jener Ernst, der das Gesicht des Arztes bei Lebzeiten selten verlassen, jetzt noch verstärkt durch den Stempel eherner Ruhe, welchen der Tod ihnen aufgedrückt.

Landskerrotitsch kam herauf. Nachdem er am Lager des Toten reiche Tränen vergossen, begaben sie sich hinab, um den übrigen Hausgenossen Burts Tod zu verkünden.

Sehr verschieden war die Art und Weise, wie die vier Damen die Nachricht aufnahmen.

Die Prinzessin bekreuzigte sich und murmelte etwas, das ebensogut ein Fluch wie ein Gebet sein konnte. Eva erbleichte und zitterte vor Schreck wie ein Espenlaub. Angelika blieb ruhig, aber große, heiße Tropfen liefen ihr über die Wangen herab. Sophie öffnete

ein paar weite, verwunderte Kinderaugen, als s
junge Seele noch nicht imstande, das große Geh
des Todes zu erfassen.

Elftes Kapitel.

Sophie Wangen wußte noch nichts von dem L
das ihr der Verstorbene ausgesetzt. Friedrich hat
Grafen und Angelika davon benachrichtigt; er h
an der Zeit, auch die Bedachte selbst damit beka
machen.

Am zweiten Tage nach Burts Tode — die
lag noch unbestattet — gegen Abend forderte e
junge Mädchen zu einem gemeinsamen Gang i
Park auf.

Sophie sah ihn erstaunt an, sie war es ni
wohnt, daß Friedrich sich sonderlich mit ihr abgab
willig und arglos wie sie war, fand sie sich schnel
bereit, mit ihm zu gehen.

Friedrich war in Verlegenheit, wie er das ei
sollte, was er dem jungen Mädchen zu eröffnen
Das Bewußtsein, daß er sie bisher so völlig ve
lässigt habe, war ihm unbequem und machte ihn
wo er sich ihr gegenüber eines so delikaten Auf
zu erledigen hatte, unsicher und verlegen.

Friedrich begann von dem für beide Teile N
liegenden, von seiner Mutter, zu sprechen. Er
daß er schon längere Zeit hindurch nichts von i
hört, worauf Sophie erklärte, sie habe auf ihre
beiden Briefe an Frau von Choiseule ebenfalls
keine Antwort erhalten.

Das Thema erregte in Friedrich nichts n
als angenehme Gedanken. Es fiel ihm ein, d

seiner Mutter den gemeinsamen Aufenthalt mit Eva in Dzöröneck bisher verheimlicht habe; jedenfalls hatte sie durch die Briefe des jungen Mädchens Kunde davon erhalten. Er überlegte, welchen Eindruck diese Nachricht auf seine Mutter gemacht haben mochte.

Dann riß er sich mit Gewalt von solchen Überlegungen los, die er auf einen späteren Zeitpunkt verschob, und wendete das Gespräch nunmehr dem Tode des Freundes zu.

Sophie wollte wissen, ob Doktor Burt noch viel habe leiden müssen, nachdem sie ihn nicht mehr gesehen. Friedrich berichtete ihr mit Ausführlichkeit den weiteren Verlauf seines Dahinscheidens. Es hätte ihn interessiert, ausfindig zu machen, ob Sophie Burts Neigung für sie erkannt, und vor allem, ob sie dieselbe erwidert habe. Aber er vermochte in ihren Mienen und Worten nichts zu entdecken, als allgemein menschliches Mitleid mit dem Schicksal des Verstorbenen, aber nichts von leidenschaftlichem Schmerz; einen tiefer gehenden Eindruck hatte der Freund nicht auf das junge Mädchen hervorgebracht, das er so heiß geliebt.

Endlich begann Friedrich von dem letzten Willen des Verstorbenen zu sprechen.

Als er Sophie erklärt hatte, daß sie mit der Summe von fünfzigtausend Mark von ihm bedacht worden sei, mußte er den Satz mehrfach wiederholen, ehe sie überhaupt die Tatsache in sich aufnahm; aber auch dann noch fehlte ihr jegliche Erklärung für das Vernommene.

Friedrich begann den Schleier von Burts Herzensgeheimnis zu lüften, soviel als es ihm möglich war, gab er wörtlich wieder, was der sterbende Freund über sie geäußert hatte.

Das Mädchen an seiner Seite schwieg, ab
der purpurnen Röte, die ihre sonst so bleichen
überzog, erkannte er, daß diese Nachricht sie nicht g
gültig lasse.

Für jedes weibliche Wesen ist es ein bedeut
voller Augenblick, wo sie selbst entdeckt oder
andere erfährt, daß sie die Liebe eines Manne
wonnen hat.

Sophie wurde von der Entdeckung nicht m
tief ergriffen, weil das Herz, das für sie geschl
jetzt kalt war.

Wie oft wirkt die Erinnerung an Verstorben
waltiger auf uns als die Gegenwart der Lebende

Die Gestalt des Toten erschien ihr in dem id
Lichte des Überirdischen. Sie staunte und verm
es kaum zu fassen; er, der edle, der große Mann
sie geliebt, das einfache unbedeutende Mädchen.
wunderbares Gefühl, neu für sie, gemischt aus geh
Wonne und schamhaftem Erschauern, erfaßte ihre S
als sie von seiner Liebe erfuhr. Darein mischte sic
Schmerz um seinen Tod; auch ihr klang das „zu s
in die Ohren, das Friedrich an der Leiche des Freu
empfunden hatte. Reuig sagte sich Sophie, daß
Glück an ihr vorübergegangen sei, während sie mit
bundenen Augen dagestanden. Und diese Selbstan
vermehrten die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit fü
Verstorbenen in ihr, eben weil sie für ihn zu spät ka

Daß ihre Situation sich durch das Vermäch
völlig geändert habe, daß ihre Zukunft nunmeh
sichert, nicht mehr rein von der Güte anderer abhä
sei, daran dachte Sophie kaum; ihr war die Gabe
darum wert, weil sie von ihm kam, weil sie ih
greifbarer Beweis seiner Neigung war.

Sie lebte im Geiste noch einmal die letzten Wochen durch: ihre Tätigkeit unter des Verstorbenen Anleitung, jene mitternächtliche Szene an dem Lager der Wahnsinnigen, von der sie nunmehr als einzige Zeugin übrig war, und sein trauriges Dahinscheiden, dessen letzte Gedanken und Worte, wie sie erfuhr, ihr gewidmet waren.

Sophie stand an der bedeutsamen Schwelle, wo in der Frau das Kind aufhört und das Weib anfängt. Die bedeutsame Erfahrung dieser Stunde vollendete das mit einem Schlage in ihr, was die Natur zu Ende zu führen bisher verzögert.

Ihr Inneres war in tiefer, nachhaltiger Bewegung; ihre Erregtheit vor den Augen ihres Begleiters zu verbergen, wäre unmöglich gewesen, aber sie dachte daran auch gar nicht; sie schämte sich ihres Schmerzes und seiner Äußerung nicht und ließ die Tränen fließen.

Friedrich hatte längst im Sprechen innegehalten, er ahnte etwas von dem, was in der Seele seiner jungen Begleiterin vorging.

Da die Dunkelheit hereinzubrechen begann, hielt er es für angezeigt, seine und ihre Schritte dem Schlosse zuzulenken.

Auf der Terrasse fanden sie die Oblonska in Evas Gesellschaft.

Evas Augen richteten sich erstaunt und gespannt auf Friedrichs und Sophiens Züge, als sie die beiden von so spätem Spaziergange zurückkehren sah. In dem Gesichte des jungen Mädchens waren trotz der Dämmerung die Spuren der Erregung noch deutlich zu erkennen.

Mit ihrem süßen Lächeln wandte sich die Oblonska an Friedrich: „Quel beau soir n'est ce pas, monsieur!

— Mais la jeune fille me parait échauffée," meint
Sophie fixierend, „il ne fait pourtant pas si chau
Ein Diener, der Friedrich zur Gräfin entbot,
endete diese für ihn peinliche Szene.

Angelika war keine weichmütige Natur. Sie li
es nicht, wie so viele andere Frauen, sich der se
mentalen Lust der Wehmut hinzugeben. Die tief
Bewegungen ihres Innern spielten sich bei ihr u
einer unbewegten Oberfläche ab, sie war volle Meist
ihrer Gefühle.

Als Friedrich in ihr Boudoir trat, empfing
ihn im Fauteuil sitzend und forderte ihn mit einer H
bewegung auf, neben ihr Platz zu nehmen. Vor
auf einem Tischchen lagen Briefschaften.

„Hier ist ein Brief für Sie, Herr von Choiseu
hob sie an, „er war in einem Briefe Ihrer Frau Mu
an mich eingeschlossen."

Friedrich überkam unbehagliches Erstaunen.

„Ich möchte, daß Sie den Brief gleich les
fuhr Angelika fort. „Ich glaube, er steht im Zusamm
hang mit dem, was ich hier habe. Wir wollen d
darüber sprechen."

Friedrich erbrach seinen Brief und las:

„Mein Sohn! Wochen und Wochen habe ich
geblich auf eine Beantwortung meines letzten Bri
an Dich gewartet. Dann, weil ich nicht einmal ah
wo Du Dich hingewendet, schrieb ich nach W
Deinem letzten Aufenthalte, von dem ich wußte.
erhielt den Brief zurück mit dem Bemerken, du s
in Wien nicht zu ermitteln. Die lebhafteste Sorge
Dich ergriff mich bereits. Da erfahre ich, wie d
Zufall, wo Du bist und in wessen Gesellschaft
Friedrich, solange Du offen zu Werke gingst, mu

ich Dich als einen Verirrten beklagen, aber ich konnte in Dir doch wenigstens meinen Sohn anerkennen; nun aber, wo Du Dich verbirgst wie der gewöhnlichste Verbrecher, der die Entdeckung fürchtet, muß ich Dich verachten. — Ich will keine weiteren Worte an Dich verschwenden, ich weiß, die Leidenschaft hat Deine Augen so verblendet, daß Du Recht nicht mehr von Unrecht zu unterscheiden vermagst, hat Dein Ohr der Stimme der Vernunft gegenüber taub gemacht. Du brauchst keine weiteren Mahnungen von mir zu befürchten, Du bist gewarnt. Gehe diesen Weg weiter, Du wirst sehen, wohin er Dich führt. Zwischen uns ist das Tuch zerschnitten. Merke wohl auf: Mit dieser Frau an Deiner Seite hoffe auf keine Aussöhnung mit mir. Deine Mutter."

Friedrich, der sich von Angelika beobachtet fühlte, nahm sich zusammen, um die Erregung nicht zu zeigen, die ihm diese Worte seiner Mutter verursachten.

„Sie sagten, Gräfin, auch Sie hätten einen Brief von meiner Mutter erhalten," wendete er sich an sie.

„Hier ist er, lesen Sie ihn."

Frau von Choiseules Brief an Angelika lautete:

„Verehrte Gräfin. Mein Brief betrifft das junge Mädchen, das Sie mit so viel Güte in ihrem Hause aufgenommen haben, Sophie Wangen. Sie wissen, daß dieses Kind von seiner sterbenden Mutter meiner Obhut anvertraut worden ist. Ich fühle mich für das leibliche und seelische Wohl dieser Waise verantwortlich und denke, ich werde dereinst seiner Mutter in einer besseren Welt Rechenschaft abzulegen haben darüber, wie ich ihr Kleinod bewahrt habe.

„Entschuldigen Sie nur die Abschweifung, sie soll nur das erklären und rechtfertigen, was ich weiter vorzubringen habe. Der Aufenthalt des jungen Mädchens

in Ihrem Hause ist gewiß von großem Vorteil
mehr als einer Hinsicht für sie gewesen, und ich k
nur wünschen, daß Sophie noch länger von Ihrer
Ihres Grafen Gemahls Gastfreundschaft Geb
machte, wenn ich nicht durch den letzten Brief
jungen Mädchens erfahren hätte, daß sich nicht
Frau Eva Mörner, sondern auch mein Sohn Frie
in Ihrem Hause aufhält.

„Um dem Mißverständnisse sofort vorzube
als hätte Sophie in diesem Umstande irgendein
gefunden, teile ich Ihnen mit, daß sie die Anwesenhe
beiden in ihrem Briefe ganz zufälligerweise erw
Sie ist ein viel zu argloses Kind, um irgend we
indiskreten Zwischenträgerei, die ihr vielleicht d
Erwähnung wegen zur Last gelegt werden möchte,
Bewußtsein fähig zu sein.

„Ein Urteil über das Verhalten meines So
abzugeben, ist hier nicht der Ort. Er ist mündig
trägt selbst die Verantwortung für sein Tun; ich
keine Gewalt in Händen, um seine Wege zu bestim
aber über jenes junge Mädchen, das meiner Fürs
anvertraut wurde, ist mir allerdings jene Gewalt
blieben. Ich stehe dafür ein, vor meinem Gewissen
einem höheren Richter, daß ihre junge Seele
gekränkt werde. — Sie werden mich also nicht
verstehen, verehrte Gräfin, wenn ich Sie um Erlau
bitte, das junge Mädchen zu mir zurückzuneh
Ich würde mich selbst aufgemacht haben, um sie
zuholen, aber meine Gesundheit hat unter dem schw
Herzeleid, das ich in letzter Zeit erfahren, zu sehr
litten, als daß ich die weite Reise wagen könnte.

„Ich denke, wenn Sie Sophie mit Reisemi
versehen, die Ihnen umgehend zurückerstattet we

sollen, und wenn Sie ihr den Weg genau vorschreiben wollen, so wird sie sich mit Gottes Hilfe allein bis zu mir finden.

„Schließlich bitte ich Sie noch, meinen wärmsten Dank für all die Güte und Liebenswürdigkeit, die sie für meinen Pflegling gehabt haben, hinnehmen und denselben auch ihrem Herrn Gemahl übermitteln zu wollen. Ich verbleibe Ihre ganz ergebene Ida von Choiseule."

Hatte der Inhalt des ersten Briefes Friedrich bestürzt, so verwirrte ihn dieser vollends.

Die Art und Weise, wie seine Mutter über ihn und sein Verhältnis zu Eva in indirekter Weise einer dritten Person gegenüber sich geäußert hatte, machte ihm tieferen Eindruck als ihr offener gegen ihn gerichteter Tadel. Angelika gegenüber, in der er eine Zeugin seiner Demütigung sah, empfand er die heftigste Scham.

Gesenkten Hauptes saß er vor ihr, er fühlte wohl ihren kühlen, mißbilligenden Blick auf sich ruhen, dann gab er ihr den Brief zurück und sie errötend anblickend fragte er: „Hat Sie der Brief meiner Mutter beleidigt, Gräfin?"

„Nein," erwiderte diese, „nicht im mindesten. Ich finde, daß Ihre Frau Mutter sehr recht hat. Ich bin völlig mit ihr einverstanden."

„Daraus folgt ein schwerer Vorwurf für mich," erwiderte Friedrich.

Eine längere Pause gab ihm die Bestätigung seiner Worte.

„Ich habe Sie in eine sehr peinliche Lage gebracht, Gräfin," fuhr er nach einiger Zeit fort.

„Ich kann Ihnen den Vorwurf nicht ersparen,

Herr von Choiseule," gab sie zurück, „daß Sie
offen mir gegenüber zu Werke gegangen sind.
haben mich nicht ahnen lassen, daß Ihre Frau M
nichts von Ihrem und Evas Hiersein wußte. Fre
auf mich selbst fällt ein großer Teil der Schuld
hätte Ihr Zusammensein mit Eva unter einem
niemals dulden sollen. Mein Gefühl sträubte sich
dagegen von Anfang an, aber ich habe mich durch
Zureden meines Mannes und weil ich für Eva ein
angebrachtes Mitleid empfand, verleiten lassen,
Auge zuzudrücken. Das war falsch und eine g
Torheit, die sich in mehr als einer Beziehung gerächt

Friedrich atmete etwas beruhigter auf. Ange
Vorwürfe waren weniger scharf ausgefallen, al
erwartet. Vom ersten Augenblicke ihrer Bekannts
an hatte er ein unbedingtes Vertrauen zu dieser
gefaßt; heute mehr denn je fühlte er ihr gegenübe
Bedürfnis, sein Herz von manchem Schweren, das
bedrückte, zu entlasten und auch sich in ihren A
doch in etwas von seiner Schuld zu reinigen.

„Sie haben nur zu recht, Gräfin," began
„Ich hätte niemals hierher kommen sollen, wä
Eva sich in Ihrem Hause aufhielt. Mein Verhä
zu ihr ist durch diesen Sommer in keiner Weis
fördert worden. Ich bin dem Ziele einer Verbin
mit ihr nicht um einen Schritt näher gekommen.
könnte verzweifeln, wenn ich bedenke, wie nutzlos
uns die Zeit verstrichen ist. Der jetzige Zustan
unhaltbar. Statt uns näher zu kommen, hat uns
Sommer immer weiter auseinandergebracht. Of
ich auf dem Punkte gewesen, mich zu fragen, ob
überhaupt füreinander geschaffen sind. Aber so
Gedanken darf ich keinen Platz einräumen. Den

gegeben, ich hätte mich getäuscht, so würde das nichts anderes heißen, als daß die Rechnung meines Lebens zu einem falschen Resultate geführt hat. Auseinandergehen können wir nicht mehr, das würde unser beider Untergang bedeuten. Ich muß einen anderen Weg zum Ziele suchen, der jetzige war verfehlt. Ich hätte Evas Bitten, hierher zu kommen, niemals nachgeben sollen. Das war eine Schwachheit von mir, die wir nun zu büßen haben. Ich habe einen Bruch mit meiner Mutter herbeigeführt, der schwer auszugleichen sein wird. Und was mir das peinlichste ist, ich habe Sie, Gräfin, für all die Liebenswürdigkeit und gütige Nachsicht, die sie für uns gehabt, in die fatalste Lage gebracht. Ich werde mir das nie verzeihen, selbst wenn Sie es mir verzeihen sollten."

Friedrich hielt inne und wartete auf eine Erwiderung Angelikas.

Sie ging nicht auf seine letzten Worte ein, sondern sagte:

„Die wichtigste Frage erscheint mir, was soll in der nächsten Zeit mit Eva geschehen."

„Das ist auch für mich die wichtigste Frage," meinte Friedrich. „Ich selbst gehe selbstverständlich von hier, sobald nur die Beerdigung unseres Freundes vorüber ist. Meine Pflichten sind mir klar vorgezeichnet. Ich muß Evas Gatten bewegen, in die Scheidung einzuwilligen, ich habe meine Mutter mit dem Gedanken unserer Verbindung auszusöhnen, und ich muß mir eine Existenz schaffen, um Eva ein gesichertes Heim bieten zu können. Wie lange ich zu diesen drei Dingen Zeit brauche, weiß ich nicht, vielleicht lange, vielleicht auch, wenn mir das Glück hold ist, eine kürzere Zeit. Eva will ich nicht wiedersehen, bis ich sie zum Altare führen

kann; die Erfahrung dieses Sommers soll mi
Lehre sein. Aber ich muß dafür sorgen, daß
während der kommenden Zeit eine Heimat hat."

Friedrich ließ von neuem eine Pause ein
Er hoffte, Angelika werde die Frage an ihn r
ob er bereits einen geeigneten Aufenthaltsort fü
wisse, aber die Gräfin schwieg, und aus ihrer
vermochte er nicht zu entnehmen, wie sie seine bish
Worte aufgenommen habe.

Friedrich fuhr daher fort: „Ich weiß nur
einzigen Ort, wo ich Eva sicher und in besten H
wüßte, und das ist hier bei Ihnen, Gräfin. Sie
schon so viel für uns getan, daß ich Sie auch no
dieses Opfer zu bitten wage."

Angelika ließ ihn lange mit der Antwort w
endlich sagte sie: „Gut, Eva mag hier bleiben; ic
daß es wirklich keinen anderen Ort in der Welt
wo sie hingehen könnte."

Friedrich sprang auf und neigte sich über die
der Gräfin.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll!
er aus. „An Ihnen besitzt Eva eine wirkliche Freu

„Unsere Freundschaft," meinte Angelika mit
schem Lächeln, „nun, die ist wohl längst in die
gegangen, — nein, wenn ich noch etwas für Ev
so geschieht es, weil ich mich in dieser Angeleg
als eine Art von Mitschuldige betrachten muß.
würde mir eine Beruhigung sein, wenn Ihre
einen leidlichen Ausgang nähme."

„Das soll sie, Gräfin!" rief Friedrich, „ver
Sie sich auf mich! Sie dürfen es nicht zu be
haben, daß Sie sich mit uns eingelassen. — Scho
Sie nicht zu kompromittieren, will ich meine K

aufs äußerste anspannen, um uns endlich aus dieser zweifelhaften Lage herauszubringen."

„Schon gut!" unterbrach ihn Angelika. „Ich wollte noch wegen des jungen Mädchens, wegen Sophie, mit Ihnen sprechen. — Zunächst werde ich an Ihre Frau Mutter schreiben, um einer Ansicht derselben entgegenzutreten, die ich zwischen ihren Zeilen lese. Ich glaube sagen zu dürfen, Sophie hat in meinem Hause keine Gelegenheit gehabt, ein unpassendes Wort zu hören, oder Zeuge einer fraglichen Situation zu werden. Dann muß Ihre Frau Mutter doch auch erfahren, welch unerwartetes Glück dem Kinde in den Schoß gefallen ist —"

„Haben Sie gewußt, daß er sie liebte?" wendete sie sich beinahe schroff an Friedrich.

Friedrich verneinte.

„Nun, ich habe es gewußt," sagte sie, und schwieg.

„Stach soll Sophie bis Wien bringen," fuhr sie dann fort. „Dort lasse ich sie bei Bekannten übernachten und unter sicherer Begleitung weiterbringen. Ihre Mutter soll mir nicht den Vorwurf machen können, daß ich leichtfertig mit dem mir anvertrauten Kleinod umgegangen sei."

„Jetzt, Herr von Choiseule," sagte sie plötzlich mit stockender Stimme, die Augen schließend, „bitte gehen Sie! Die letzten Tage waren sehr schwer für mich."

Friedrich verließ mit leisem Tritte das Boudoir.

Zwölftes Kapitel.

Eva Mörner hatte niemals irgendwelche Sympathie für Doktor Burt gefühlt. In seiner Gegenwart empfand sie stets ein Gefühl von Unbehagen und Abneigung,

das sich zu Ärger und Eifersucht steigerte, als sie
mehrfachen Versuchen, Friedrich von seiner Ne
für Burt abzubringen, erkennen mußte, daß die
der beiden unerschütterlich sei.

Burts plötzlicher Tod hatte sie nicht gleich
gelassen, aber es war weniger Erschütterung, ode
Schmerz, was sie empfand, sondern jener Schreck
er jede schwache Seele befällt, wenn der Knochen
nahebei vorüber geht.

Die Oblonska hatte ihr jedoch bald über ihre
mütige Stimmung hinweggeholfen. Sie war z
genug, das Andenken des Verstorbenen durch S
reden zu verunglimpfen.

Doch es schien, als wolle selbst der tote F
Eva in Friedrichs Herz Konkurrenz machen.

Seit jenem kurzen Gange im Parke, während
noch mit dem Tode rang, hatten sie sich einander
nicht wieder genähert. Sie, weil sie eine unge
Kränkung erfahren zu haben vermeinte, deren A
sie erwartete; er, weil die Eva betreffenden Wort
sterbenden Freundes nicht verfehlt hatten, Eindru
ihn zu machen.

Sie war ihm in den letzten ereignisvollen
zu einer Fremden geworden.

Eva fühlte die Vereinsamung schwer und bel
sich aufs bitterste bei ihrer Vertrauten, der Prinz
über Friedrichs Verhalten.

Die Oblonska hielt mit ihrem guten Rate
hinter dem Berge und sagte:

„Mais vous le gâtez, ma chérie, je vous
dit mille fois vous le gâtez. Il ne faut pas
s'occuper d'eux, des ces hommes. Je suis
l'ancienne école, moi, j'ai vu des ducs et des

bassadeurs à mes pieds, je les connais ces gaillards, ils se valent tous. — Je vous le répéte, il faut qu'on les traite en canaille et vous verrez, qu'ils vous lècheront les souliers."

Und Eva befolgte den Rat der Alten.

Als Friedrich abends, nach jener Unterredung mit Angelika, sich Eva näherte und sie um Gehör bat, nahm sie die hochmütigste Miene an, die ihr zu Gebote stand, und gab ihm zur Antwort: „Sie irren sich, Herr von Choiseule, ich bin nicht Fräulein Wangen."

Damit verschwand sie nach ihrem Zimmer.

Friedrich wußte nicht, wie er ihr Benehmen deuten sollte. Schwer besorgt zog er sich an diesem Abend zurück und nur den Anstrengungen der letzten Tage dankte er es, daß er in jener Nacht Schlaf fand.

Am nächsten Tage fand Burts Beerdigung statt.

Landskerrotitsch hatte bestimmt, daß die Leiche in der Seitenkapelle einer in dem nächsten Städtchen gelegenen Kirche, wo sich das gräfliche Erbbegräbnis befand, beigesetzt werde.

Der Priester, welcher Bedenken wegen der Einsegnung der Leiche geäußert, als er erfuhr, der Verstorbene sei Protestant gewesen, fügte sich dem ausdrücklichen Wunsche des Grafen, auf dessen Unterstützung dieser Inhaber einer schlecht dotierten Stelle angewiesen war.

Früh am Morgen wurde die Einsargung vorgenommen, ein Akt, dem Friedrich beiwohnte, dann wurde der Sarg nach dem Begräbnisplatze vorausgefahren.

Gegen Mittag begaben sich der Graf, Friedrich, Angelika und Sophie im geschlossenen Wagen ebenfalls dahin.

Das Wetter paßte zu dem traurigen Vo
Es war der erste schlechte Tag seit langer Zeit
Sturm bog die Bäume zur Seite der Landstra
warf den Regen in Güssen gegen die Fenst
Landauers.

Angelika hatte es sich nicht nehmen lassen,
Beisetzung teilzunehmen. Ein wunderbarer K
diese beiden Frauen, die Gräfin und Sophie,
noch ausgesprochener als gewöhnlich.

Angelika in den schwarzen Schleiern ihrer
toilette, majestätisch, aber zu groß in den Form
schön zu sein. Sie weinte nicht. Was hinte
weißen Stirn vor sich ging, konnte niemand ahne
Augen spiegelten wie gewöhnlich kühle Ruhe
heute waren sie oft wie beobachtend auf Sophie V
gerichtet.

Sophie hatte das einzige Trauerkleid, das sie
angelegt, dasselbe, welches sie zum Begräbnis
Mutter getragen, und machte darin den Eindruc
halbwüchsigen Kindes. Sie war tief ergriff
schämte sich ihres Schmerzes nicht, und macht
Versuche, ihn zu verbergen. Die erste schlaflose
in ihrem jungen Leben lag hinter ihr. Sie wein
und Friedrich, der ihr gegenüber saß, fühlte das
Zittern ihrer Glieder.

Die Begräbniskapelle, das Anhängsel ei
Jesuitenstile gehaltenen umfangreichen Kirche,
ein mäßig großes Achteck von abgestumpften
Wände und Decken waren mit reichen, teils verg
Barockzieraten ausgestattet. Der Boden bestar
Steinplatten in Sternformen gelegt, die nach der
zu schmäler, nach den Wänden zu breiter n
Einer jeden solchen keilförmigen Platte entspre

unterirdischer Begräbnisplatz. An der Wand zeigte dann ein Monument Namen und Wappen, oder auch ein Konterfei des Bestatteten. In der Mitte der gewölbten Decke war das Familienwappen in Stukkatur angebracht, an den vier Enden von pausbäckigen Stuckengeln gehalten. In einer Ecke des Raumes befand sich ein Altar mit einem stark nachgedunkelten Gemälde, vor diesem hing ein ewiges Lämpchen hernieder.

Neben der geöffneten Grabstätte stand der Sarg, auf hohem Gestell aufgebahrt, mit einer goldverbrämten Decke verhangen. Ein mächtiges Kreuz von weißen Blüten lag darüber. Neben dem Sarge stand der treue Diener des Toten, Krätzer, der die Aufbahrung besorgt hatte.

Kerzen waren am Altare und um den Sarg angezündet. Der süßlich betäubende Geruch des Weihrauchs herrschte in dem Raume.

Landskerrotitsch hatte, als er anordnete, daß sein Freund mit all den Ehren beigesetzt werde, die einem Mitgliede seines Hauses zukamen, geäußert, jedes Fürstengeschlecht müsse stolz sein, einen solchen Mann tot oder lebendig zu den Seinen zu zählen.

Als Friedrich jetzt den Wappenschmuck und all die Insignien eines edlen Geschlechtes ringsum erblickte, mußte er daran denken, welches Blut in den Adern des Freundes gerollt habe. Er allein wußte um das Geheimnis von Burts Abstammung.

Landskerrotitsch wünschte, daß auch Burt seinen Denkstein erhalte, wie die übrigen hier Beigesetzten. Er hatte Friedrich gebeten, eine Aufschrift für den Stein abzufassen; Friedrich glaubte Burts Andenken am besten mit folgenden Worten gerecht zu werden:

„Hier ruht Konrad Burt, von dem seine Freunde

wissen, daß er der Edelsten einer gewesen, der übe
Erde gegangen."

Der Priester, welcher einige zigeunerhaft
sehende Chorknaben neben sich hatte, war selbst
wenig ansprechende Erscheinung mit rundem
schwammigen Gesichtszügen, buschigen Brauen, sc
rasiert und mißmutig dreinschauend. In monc
Weise leierte er lateinische Sprüche herab, von
nur hier und da ein Wort verständlich wurde.

Friedrichs Gedanken schweiften weit ab vor
Handlung.

Jene Frage, die sich uns an einem Sarg
Gewalt aufdrängt: was wird aus dem, der vor
gegangen, hatte ihn in ihrer ganzen Fürchterl
erfaßt.

Er dachte an ein Wort Burts, daß dieser b
Sektion jenes jungen Slowaken, die ihm das
kosten sollte, geäußert hatte.

Während er die Hirnschale auseinandersp
und über die vermutlichen Sitze der verschie
Sinneszentren sich äußerte, hatte der Arzt ung
folgendes gesagt:

„Die Seele ist eine Funktion des Gehirns.
dem Augenblicke, wo das Gehirn aufhört, tätig zu
endet auch die Seelentätigkeit; ebenso wie die Tä
der Muskeln mit dem Tode zu grunde geht.
Funktion ohne Organe aber läßt sich ebenso
denken wie der Ton eines Musikinstrumentes selbst
ohne dieses."

Jetzt, wo der Sprecher dieser Worte selbst
seelenlose Masse war, die in wenigen Augenblicke
immer dem Verfalle anheimgegeben werden sollt
wann ihr Sinn eine furchtbare Bedeutung für Fri

Also nach seinem eigenen Glauben sollte nichts von dem Freunde übrig bleiben.

Das sollte das Resultat eines Lebens voll Arbeit, ernsten Strebens und Forschens sein: Nichts.

Die Erfahrungen und Kenntnisse, die der Verstorbene gesammelt, die Tugenden, die er in sich erzogen, die sittliche Größe seines männlich festen Charakters, all das sollte vernichtet sein, unwiederbringlich verloren, aufgelöst in Nichts und wodurch? Durch die blinde Macht des Zufalls.

Gab es denn in der ganzen Natur etwas einem solchen Vorgange analoges? Der Baum, wenn er gefällt wird, bleibt Holz, die Flüssigkeit, wenn verflüchtigt, löst sich in Gase auf, das zerborstene Gestirn bildet neue Körper im Weltall — nur das edelste aller Geschöpfe, der Mensch, sollte im Nichts verschwinden.

Denn das, was sie hier bestatten, war doch nie und nimmer Burt, das war doch nur seine zufällige Form gewesen. Wohin war denn aber jenes andere gekommen, das, was diese Masse da groß, edel, liebenswert gemacht hatte?

Das große Rätsel unseres Daseins hatte niemals zuvor in so schreckhafter Form vor Friedrich gestanden.

* * *

Nachdem er dem toten Freunde die letzte Ehre gegeben, wünschte Friedrich Dzöröneck so schnell wie möglich zu verlassen.

Landskerrotitsch ahnte nichts von dem Inhalte jenes Gespräches, das am Abende zuvor zwischen Angelika und Friedrich stattgefunden hatte. Er geriet außer sich, als er erfuhr, daß Friedrich gehen wolle, und ließ kein Mittel der Überredung unversucht, ihn zu halten. Aber der

Ansturm seiner Beredsamkeit brach sich an Frie
festem Entschlusse. In weinerlichem Tone rie
kleine Mann aus: „Den einen Freund raubt mi
Tod, und nun muß ich den anderen durch seinen
stockten Eigensinn verlieren. Was soll ich denn h
mutterseelenallein anfangen, ich, der ich so n
Ressourcen in mir selbst habe. Und Angelika, die
Entbindung entgegensieht. — Säuglingsgeschrei
Ammen — wie soll ich denn das ohne den Zus
eines Freundes aushalten!"

Als Friedrichs Hartherzigkeit sich auch nach d
Gefühlsausbruch nicht erweicht zeigte, schlug ihm
Graf schließlich eine gemeinsame Reise in dieje
Teile Ungarns vor, die Friedrich noch nicht ge
hatte, um auch von diesen eine Beschreibung l
zu können. Aber dieser Vorschlag fand kein G
Friedrich versicherte, er werde die angefangene
von Artikeln über das ungarische Leben zu
führen, und wie anfänglich projektiert war, zu
Buche verarbeiten. Aber diese Aussicht vertröstet
Grafen nicht.

„Ich hoffe auf sie, auf Eva Mörner, sie wir
nicht fortlassen," dachte Landskerrotitsch und ließ d
ab, weiter in Friedrich zu dringen. Doch auch
Hoffnung schlug ihm fehl.

Friedrich wollte mit Eva Rücksprache nehmen
er ging, um ihr seinen Entschluß und dessen G
mitzuteilen. Er war auf Tränen, auf eine leidens
liche Szene gefaßt und hatte sich bis an die Zähn
Entschlossenheit gerüstet, aber die Antwort, die sie ihm
seine Anmeldung erteilen ließ, hatte er nicht erwartet:
ließ ihm sagen, sie habe augenblicklich keine Zeit fü
eine Wendung, die ihr die Oblonska zugeraunt h

Das machte das Maß voll. Friedrich ließ seinem lange verhaltenen Mißmut über ihr Verhalten voll die Zügel schießen. Sie mochte denn ihren Willen haben! Er wünschte gewiß nicht den Aufdringlichen zu spielen.

Er hinterließ ihr die Nachricht, die sie mündlich nicht hatte annehmen wollen, in einigen kurzen Zeilen, und schied von Dzöröneck nach herzlichem Abschied von seinen Wirten, aber ohne Lebewohl von ihr.

Er ahnte nicht, daß eine Stunde nach seiner Abfahrt Eva, die seine Zeilen inzwischen empfangen, mit heißen Tränen ihre Handlungsweise beklagte; sie hatte ihn ja nur zur Abbitte seiner vorhergegangenen Schroffheit bringen wollen; daß ihre Entzweiung einen so ernsten Ausgang nehmen könne, war ihr nie in den Sinn gekommen. Jetzt, wo sie einsehen mußte, daß sie sich durch ihr leichtsinniges Spiel selbst die Partie verloren habe, kannte ihre Bestürzung und leidenschaftliche Reue keine Grenzen.

Sie machte der Oblonska, ihrer Ratgeberin, eine Szene, welche der Freundschaft zwischen den beiden für immer ein Ende bereitete.

Eva war nur noch von einem Gedanken beseelt: Ihm nach, und den Verlorenen sich wiedergewinnen!

Dreizehntes Kapitel.

Von Dzöröneck aus reiste Friedrich von Choiseule nach Pest, wo er sich einen Tag aufzuhalten gedachte. Von da wollte er unverzüglich weiter nach Berlin, um sich mit Mörner auseinanderzusetzen, und dann zu seiner Mutter.

Er machte in Pest nur darum Halt, um mit einem Verleger, an den ihn Landskerrotitsch gewiesen hatte,

wegen des Verlages seiner Schrift über Ungarn
Unterhandlung zu treten.

Das Geschäft hatte sich zu seiner Zufriedenh
abgewickelt, und Friedrich saß nun in dem am Donau
gelegenen Hotel auf dem Balkon seines Zimmers
den Sommerabend hinausträumend und seine Lage üb
denkend.

Obgleich zu ernster Nachdenklichkeit gestimmt, kon
er der Schönheit des Bildes, das sich vor ihm entrol
die Augen nicht verschließen.

Majestätisch wälzte der Strom seine graugelblic
Wassermassen vorbei. In scharfem Bogen um
felsigsteilen Ofener Höhen biegend, tritt er plötzlich
um so imponierender in das Bild. Breite ba
bepflanzte Kais geben ihm das Geleite. Pfeilsch
brausen die Wellen unter der mächtigen Kettenbr
hinweg. Die waldige Margareteninsel, dieses lieblic
Eiland, hält der Strom wie ein Liebender mit sei
Armen umschlungen.

Hell von der Abendsonne beschienen lag die Ofe
Seite vor Friedrich, wie in das feurige Gold je
Weines getaucht, dessen Trauben auf ihren Gelän
gedeihen. Langsam rückte der scheidende Strahl
den Tiefen der Häuser aufwärts an den kahlen Fel
bis er nur noch das Schloß, welches ihre Zinnen kr
in ein feuriges Gewand hüllte, daß es da stand wi
Flammen gesetzt und die Fenster ein blendendes Schei
widerstrahlten. Dann als die feurige Lohe ausgebra
war, woben bernsteinbraune und tiefviolette T
wunderbar durcheinander. Ein feiner Nebel zog
der Margareteninsel den Fluß hinauf, hie und
tauchten rote und grüne Lichter auf den Schiffen
Strome auf und durchbrachen die Verschwommen

der Dämmerung. Die Laternen am Kai standen da, wie eine Reihe aufmarschierter Glühwürmchen. Als dunkle Silhouette starrte die Ofener Burg jetzt gegen die Himmelsglocke mit ihrem helleren Rande und der in die endlose Ewigkeit hinein dunkelnden Wölbung.

Zu Friedrichs Füßen auf dem Kai herrschte reges Leben.

Aus einem bauchigen Donaukahne wurden Wassermelonen ausgeladen und zu einem mächtigen Haufen auf dem Pflaster geschichtet. Der Handel um die Früchte war im vollen Zuge und ging mit viel aufgeregtem Geschrei vor sich.

In einem Volksgarten nebenan spielte eine Zigeunerkapelle. Bald schmachtend, bald stürmisch klangen die Weisen zu Friedrich herauf; auf den Tönen jener Liebesklänge stahlen sich Gedanken an die Geliebte in seine Seele.

War es nicht Unrecht gewesen, sie so ohne Abschied zu verlassen?

Schon begann Friedrich seine Handlungsweise zu bereuen. Dann fielen ihm wieder Burts letzte Eva betreffende Worte ein, und er gedachte alles dessen, was ihm selbst in den letzten Tagen an ihr mißfallen hatte. Und doch konnte er der melancholischen Sehnsucht nicht wehren, die ihn erfaßte, wenn er ihrer und aller ihrer bestrickenden Reize gedachte.

Und während er so saß, in Gedanken ihr Bild umschlungen haltend, fühlte er sich plötzlich von hinten erfaßt, sah im Halbdunkel ein bekanntes Angesicht, empfand einen warmen Atem und glühende Küsse auf seinen Lippen.

Sie war da, nicht im Traume, sondern in körperlicher Wirklichkeit.

Er wollte sie fragen, aber sie ließ ihn nicht spre
sondern küßte ihm die vorwurfsvollen Fragen vor
Lippen.

Schließlich aber mußte sie ihn doch zu W
kommen lassen. Warum hatte sie Dzöröneck verl
wie war sie hierher gekommen, und vor allem,
wollte sie von ihm?

Sie war zu ihm gekommen, um zu seinen F
um Verzeihung zu flehen, sie hatte ihr Unrecht
gesehen und mit tausend heißen Tränen beweint,
nie wieder sollte es geschehen! Als sie seine Ab
erfahren, hatte wahnsinnige Angst sie ergriffen
glaubte, er wende sich für immer von ihr.

Niemand hätte sie in Dzöröneck zu halten verm
Zu Fuß würde sie zur Station gelaufen sein, wär
der Wagen verweigert worden. Angelika freilich
ihren Plan, dem Geliebten nachzulaufen, für eine
heit erklärt, aber der Graf hatte es nicht übers
gebracht, den Bitten und Tränen einer schönen
etwas zu versagen, von ihm erfuhr sie Fried
Aufenthalt in Pest, er brachte sie zur Bahn, zum e
Male in direkter Auflehnung gegen Angelikas W

Und so war sie denn hier. — Was sie wo
Bei ihm bleiben, nie wieder von ihm gehen.

Von unten tönte jetzt eine neue Weise der Zige
wie lockendes Liebesgirren zu ihnen herauf. Eva
des harten Bodens nicht achtend, vor Friedrich auf
Knien. Sie wußte sehr wohl, daß die kühlere Stimm
des Erwägens, die jetzt, nachdem die Überrasch
vorüber war, über ihn kommen wollte, der gefährli
Feind ihrer Wünsche sei. Sie war entschlossen,
Stimmung heute nicht Herrschaft über ihn gewi
zu lassen.

Sie ließ ihn nicht nachdenken und grübeln, sie lenkte mit Macht seine Aufmerksamkeit auf ihre Gegenwart, sie schmeichelte und liebkoste ihn, und es gelang ihr nur zu gut, jenes Feuer in seinem Blute zu entzünden, das jede vernünftig nüchterne Erwägung weit hinweg verbannte.

Es wurde an die Zimmertür geklopft, der Kellner erschien, um anzufragen, was mit dem Gepäck der Dame, das noch unten stehe, werden solle, und ob er ihr ein Zimmer anweisen dürfe.

Die Dunkelheit verdeckte Evas und Friedrichs Erröten bei dieser Frage.

„Lassen Sie das Gepäck hierherauf schaffen," befahl Friedrich, „wir brauchen kein anderes Zimmer."

Als sie allein waren, verbarg Eva ihr glühendes Gesicht an Friedrichs Brust, dessen Herz sie in wildester Erregung hämmern fühlte.

Es war geschehen. Den letzten entscheidenden Schritt, er hatte ihn mit vollem Bewußtsein getan.

Wilde Dissonanzen schrillten zu ihnen hinauf, wie Jauchzen der Leidenschaft und Schreie der Verzweiflung.

Fester und fester umklammerte er den warmen Körper, der in seinen Armen lag.

Einen Augenblick unterbrach er die wilden Liebkosungen und blickte sie wie prüfend an.

Ihr Haupt lag zurückgelehnt in seinem Arme, die Haare aufgelöst in langen Strähnen herniederwallend, der aufgehende Mond schien ihr grell ins Gesicht, in welchem jene wunderbaren Augenrätsel jetzt in einer verzehrenden Flamme leuchteten.

Für den Augenblick erschreckte ihn das nixenhafte dieser Züge, aber die Warnung wurde von den Wogen

der Leidenschaft verschlungen, wie der Strom den K
ruf eines Ertrinkenden übertönt.

Er war verzaubert; die Nixe hielt ihn in
Umarmung.

Im Zimmer erschien jetzt Licht, Evas G
wurde hereingebracht, alles für die Nacht hergeri

Kaum waren die lästigen Störer gegangen
löschte Friedrich das Licht.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Vierzehn Tage nach dieser entscheidenden Nacht finden wir Eva und Friedrich in einem weltabgeschiedenen Tale des südlichen Schwarzwaldes. Dorthin hatten sie ihr junges Glück vor unliebsamen Zeugen geflüchtet.

Friedrich betrachtete Eva als seine Gattin, seitdem sie ihm alle Rechte eines Gatten eingeräumt hatte, und da sie auf ihrer Reise, die über Wien und München geführt, von aller Welt für ein junges Paar auf Hochzeitsreise angesehen wurden, so waren sie, wenigstens von Außen her, noch nicht daran erinnert worden, daß ein Zusammenleben, wie das ihre, von Menschen und Gesetz gemeinhin als Ehebruch bezeichnet wird.

Ein heimlich lauschigeres Plätzchen hätten sie wohl nicht leicht finden können, als der Gasthof zum Sternen es war, in dem sie Aufenthalt genommen.

Der Gasthof ist ein solides steinernes Haus, Sauberkeit und Wohnlichkeit blicken ihm aus allen Fenstern. Er liegt hart an der Landstraße, hinter ihm braust der Bach, ringsum erstrecken sich Wiesen, auf denen das Vieh des Besitzers weidet, denn eine umfangreiche Landwirtschaft gehört dazu.

Wenige hundert Schritte talab stehen einige andere Gebäude, von denen eine Holzschneidemühle das ansehnlichste ist.

Und auf grünem Wiesenhange erhebt sich ein
lein, ein altes Gemäuer, der spitze Turm und das
Dach schindelgedeckt, ein Friedhof mit schlichten
kreuzen daneben.

Ringsum überziehen dieses schmale, tiefeingeschn
Tal bewaldete Kuppen, so daß man meinen k
wenn man unten auf einer der blumigen Wiesen
dieses Tal mit seinen Häusern, Kühen und der Ka
die Wälder, die es umsäumen, und das Stück Hi
darüber sei eine kleine Welt für sich.

Erklimmt man aber eine jener Höhen, so g
man eine herrliche Weitsicht. Weit und breit
sich der dunkle Wald über Bergrücken und Täler
und da einem Weiler, Dorfe oder auch einem du
Gebirgssee Platz machend.

Und bei klarem Wetter kann man draußen i
Ebene das Silberband des Rheines erkennen und
aus weitester Ferne die schimmernden Eispaläst
Alpen hinüberstarren.

Friedrich und Eva lockten jene Gipfel un
Was gingen sie die Schönheiten der Welt da dr
an; sie hatten genug aneinander, sie wollten
anderes sehen, denken und fühlen, als sich und ihre
Die Reize der Umgebung nahmen sie hin als ein
kommene Staffage ihres Glückes.

Der Frühherbst war sonnig, klar und reg
ein Tag wie der andere. Hie und da nur deute
bunte Färbung eines Ahorns unter den dunklen T
an, daß die Sommerlust nicht ewig währen könn

Sie konnten den ganzen Tag im Freien zubr

In einer Laube im Garten, umstanden von f
beladenen Nußbäumen, nahmen sie ihr Frühstü
Dann schrieb Friedrich. Eva saß bei ihm, eine

arbeit mehr im Schoß als in den Händen, denn nur zu oft war ihr Blick auf sein über die Arbeit gebeugtes Haupt gerichtet, von der er nur aufschaute, um ihr mit Augen und Mund einen Gruß zuzulächeln.

Nach Tisch ging's dann hinaus in den Wald, nicht übermäßig weit, an irgendeinen lauschigen Fleck, wo niemand sie sah, als die Sonne, die ab und zu wohl einen Blick daran wagte, und mit neugierigem Strahl durch eine Ritze im Blätterdache hindurchblinzelte.

Da lagen sie Seite an Seite im buschigen Moose oder auf der elastischen Decke von Nadeln im kirchenstillen Walde. Hie und da fielen welke Blätter nieder, langsam in der Luft sich drehend, ehe sie zu ihnen herabsanken; wie ein Tribut, den die Bäume diesem einzigen Menschenpaare weit und breit darbrachten.

Aber das schönste waren doch die Abende, wenn sie im Schimmer des sinkenden Lichtes zurückkehrten, um sich dann nach genossenem Abendbrote, das gemeinsam mit den Wirten und ihren Leuten an der großen Tafel in der Gaststube eingenommen wurde, draußen in dem Dunkel der Laube zu finden.

Hier störte sie niemand. Die Wirtsleute waren ein junges Ehepaar, vorm Jahre mit Zwillingen gesegnet. Der Mann hatte sich die Laube selbst errichtet und wußte, wie schön sich's dort mit einer Liebsten an der Seite sitze und kose.

Wenige Tage nach der Ankunft der Fremden hatte er mit schalkhaftem Augenzwinkern in gemütlichem Schwäbisch zu Friedrich geäußert:

„'sch ist doch wunderlich, wie a jedsch junge Liebesch- und Ehepaar die Laub da glei rauschfinde tut; i werd no dran schreibe lasche müß: Des Häusele dahier ischt für Liebeschleute rescherviert."

Und da der biedere Schwabe sah, daß sein
von dieser Entdeckung wenig angenehm überrascht s
fügte er hinzu:

„Na habe-sche koane Bang, i bi kein Sp
verderber. Hab' auch in der Laub gesesche mit m
Liebste, jetzt überlasch ich se meine Gäscht."

Mit Eva war in der letzten Zeit eine bedeut
Wandlung vor sich gegangen; obgleich sie schon
Jahren den Namen einer Frau führte, so war sie
jetzt erst wahrhaft zur Frau geworden.

Das, wonach sie vordem instinktiv und ohn
selbst Rechenschaft davon zu geben, seit sie Fri
kennen gelernt, aber mit vollem Bewußtsein getra
sie hatte es jetzt erreicht: volles befriedigtes Liebes

Für die Frauen, denen ein solches Glück beschi
wird die Zeit, in die es fällt, zur bedeutsamsten
Lebens.

Alles in ihnen scheint von der Natur für d
Gipfelpunkt ihres Daseins aufgespart worden zu
Schönheit, Gemüt, Liebefähigkeit, alle besten E
des Leibes und der Seele, bisher nur zurückgeha
Knospen, erschließen sich dem vollen Sonnenkuss
Liebe.

Von einer solchen Frau pflegt man wohl zu s
„Man sieht ihr das Weib an, das glücklich liebt.

Auch mit Eva war es so gekommen.

Ihre Augen strahlten den ruhigen gesättigten G
der Befriedigung wieder. In der Figur war si
wenig voller geworden, eine Wandlung, die ihre
scheinung trefflich stand. Selbst ihre Bewegunge
Gang waren frauenhafter, alle Hast schien aus i
Wesen genommen. Sie war gesetzter, weicher
nachgiebiger geworden. Sie sprang nicht mehr

früher in jähem Wechsel von einer Laune zur anderen über. Vordem hatte sie in verhängnisvollem Eigensinn den Streit mit Friedrich oft genug geradezu gesucht, jetzt kannte sie kein seligeres Glück, als ihm nicht nur Geliebte, sondern auch dienende Magd zu sein, die sich seinem Willen untertänig fügte.

Friedrich staunte über diese Wandlung und pries sein Glück. Der dunkelste Punkt in der Zukunft war für ihn Evas unberechenbare Launenhaftigkeit gewesen, und nun schien sich das von selbst zum Besseren gewendet zu haben.

Der Eifer, mit dem sie jetzt bestrebt war, die Lücken ihrer Wirtschaftskenntnisse auszubessern, hatte etwas Rührendes für Friedrich.

Des Morgens stand sie oft zeitig auf, ohne ihn zu wecken, wenn ein wichtiges Ereignis in der Wirtschaft stattfand, und während er des Vormittags in der Laube schrieb, blieb der Platz an seiner Seite dann leer, denn Eva war in der Küche beschäftigt, mit hochaufgestreiften Ärmeln, eine bunte Küchenschürze der Wirtin vorgebunden. Diese gute Frau konnte sich anfangs gar nicht beruhigen über Evas Unkenntnis, was das Kochen und andere häusliche Dinge anbelangte. Oft genug schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und wollte sich vor Lachen ausschütten, und eines Tages sagte sie zu Friedrich: „Die junge Frau ischt schmuck wie a Engel, aber dumm wie der Teufel.“

Eva hatte die derbe Offenherzigkeit der biederen Schwäbin oft genug unangenehm berührt, aber sie gewann es über sich, das Begonnene nicht aufzugeben, sie bewies diesmal, ihrem innersten Naturell zuwider, eine zähe Beharrlichkeit des Strebens.

Oft war sie auch in der Kinderstube bei den

Zwillingen zu finden, ein Paar rosige, flachsh
kräftige Buben, die sich gerade in dem Entwicke
stadium befanden, wo Kinder ihren Pflegern die
Not zu machen pflegen.

Die Mutter fand sich gern bereit, Eva di
schiedenen zur Kinderpflege nötigen Handgriffe zu
und auch hier machte diese den mutigen Versuch,
persönliches Zugreifen Erfahrungen für die Zuku
sammeln.

Ein wunderbar gemischtes Gefühl des Entz
und der Beklommenheit überkam Friedrich, als e
Tages Eva mit einem dieser Kinder am Busen
während sie tief errötete und ihre Verwirrung u
zu verbergen suchte.

Und noch ein anderer, echt weiblicher Sin
urplötzlich, als habe er bis dahin nur in ihr geschlu
bei Eva erweckt worden: der religiöse.

Die Religion hatte so gut wie keine R
ihrem bisherigen Leben gespielt. Eva war oh
religiöse Anregung aufgewachsen.

In dem Schweizer Institut, wo sie ihre Erz
genossen, hatten die meisten Zöglinge dem kath
Glauben angehört, und für die Andersgläubige
der Religionsunterricht und Kirchgang arg vernac
worden. In den Kreisen, mit denen sie darau
der Leitung ihres Vaters in Berührung kam, h
zum guten Ton gehört, gegen alles, was mit R
zusammenhing, Gleichgültigkeit, ja Verachtung zur
zu tragen.

Der erste wirklich religiöse Mensch, mit
das Leben zusammenbrachte, war ihr Gatte g
Doch Mörner hatte auch auf diesem
einerlei nennenswerten Einfluß auf sie ausgeübt

war eine von jenen Naturen, die in ihrer scheinbaren Unbeständigkeit, doch im Innersten frühzeitig fertig sind, und die trotz offenbaren Mangels an Energie, dem was ihrem Wesen antipathisch ist, eine unüberwindliche Starrheit entgegenzusetzen vermögen.

Was Mörner mißlungen war: religiöses Interesse in Eva zu erwecken, war einer anderen Person geglückt, der Prinzessin Oblonska. Diese hatte den Einfluß, den sie über Eva gewonnen, zu dem Versuche benutzt, die junge Frau der römischen Kirche zuzuführen. Und sie hatte in Evas Sinnesart keinen ungünstigen Boden für ihre Bestrebungen gefunden. Denn Eva, auf die das Äußere einen großen Einfluß übte, hatte die reicheren und sinnbetörenden Formen des Katholizismus von jeher dem evangelischen Gottesdienste vorgezogen, der sie durch seine strenge Nüchternheit abstieß.

Der heilige Vater in Rom mit dem ihn umgebenden Klerus, die Messen in ihrer Prachtentfaltung, die Bedeutung der guten Werke, der Ablaß und Beichtstuhl, alles das hatte sich Evas Phantasie lebhaft eingeprägt, das war ansprechender und leichter faßbar, als die Askese und der aller schmückenden Hüllen entkleidete verstandesmäßige Inhalt des evangelischen Glaubens.

Und obgleich Eva mit der Oblonska gebrochen hatte, so wirkten die Anschauungen, die sie im Verkehr mit ihr eingesogen, doch im stillen fort. Die Fäden unserer inneren Welt laufen wunderbar verschlungen durcheinander, ein vielverzweigtes Gewebe, wie das Wurzelwerk unter einem Rasenteppich. Gedanken, die wir längst begraben glaubten, sie wachsen unversehens wieder vor uns empor. Die Decke des Vergessens, welche die Zeit über unser inneres, stets sich verjüngendes Leben breitet, ist doch nur dünn, der Samen,

den wir früher gesät, er wächst hindurch, und s
Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in u
brochenem, organischen Zusammenhange.

Gegenüber dem Gasthof zum Sternen ste
kleine Kapelle. Vorüberziehende Handwerksb
und Fuhrleute pflegen, nachdem sie sich drüb
einem Schoppen gestärkt, dort hinein zu treten,
Knie vor der Mutter Gottes zu beugen, un
guten Mutes talab zum Rheine oder tiefer
Berge, je nachdem sie ihr Weg führt,
zuziehen.

In einem Altarschreine sitzt die holzge
Jungfrau, im blauen mit goldenen Sternen
Gewande, den fleischfarbenen Leichnam des C
im Arme haltend, aus dessen Wundenmalen d
Blut fließt. Ähnlich der pietà des Michelange
hier die Holzpuppe den Arm des Sohnes mit kl
Gebärde zum Himmel empor.

Vor diesem Bildnis pflegte Eva ihre And
verrichten. Oft legte sie Blumen vor den Schre
erzündete Kerzen neben dem Bilde, wie sie di
bräuche in katholischen Kirchen gesehen hatte. D
Wirtin waren ihr Brevier und Rosenkranz wil
geliehen worden, und so erging sie sich, wäh
Friedrich in seine Arbeit vertieft wußte, oft in s
langen eifrigen Gebetsübungen. Friedrich ließ
diesen Dingen nichts ahnen, das war das einzi
heimnis, das sie vor ihm haben wollte.

Für Friedrich und Eva gab es noch n
Gebiet, das gemeinsam zu betreten sie bisher n
wagt hatten, sie kannten sich noch nicht bis
letzten Falten des Inneren, die Liebe war ih
schönes neues Besitztum, auf dem sie noch nic

Raum, jeden lauschig geheimen Fleck besucht hatten, täglich machten sie neue Entdeckungen darin.

Noch war für sie das Zusammenleben nicht zu einer alltäglichen Gewohnheit, wie Essen und Trinken eine ist, herabgesunken, sondern ihnen bedeutete das tägliche Vereinen, Auseinandergehen und Wiederfinden ein hohes, mit Zittern und geheimem Erglühen herbeigesehntes Glück, ein Mysterium, dem sie sich immer nur wie schamhafte Neulinge zu nähern wagten.

Jene Frage, die zwischen Liebenden niemals ausbleibt, die früher oder später ganz sicher einmal gestellt wird, sie war zwischen ihnen noch nicht zur Sprache gekommen: die Frage „Wen hast du vor mir geliebt?" Eines Abends fiel sie von Evas Lippen.

Friedrich wollte eine ausweichende Antwort geben. Aber Eva ließ ihm keine Ruhe, es war klar, sie war nicht zufällig auf dieses Thema gekommen, sie hatte im stillen diese Frage ernstlich bewegt, und war jetzt gesonnen, ihr auf den Grund zu gehen.

Friedrich ließ sich zu einem umfassenden Geständnis herbei. Es hatte ihm in seiner Studenten- und Militärzeit nicht an Aventüren gefehlt, aber niemals zuvor hatte das Verhältnis zu einem weiblichen Wesen eine mehr als vorübergehende Rolle in seinem Dasein gespielt.

Eva war weder betrübt noch entrüstet, als sie erfuhr, daß Friedrichs Vergangenheit weniger rein sei, als sie angenommen haben mochte. Sie hätte gern gewußt, wie die Frauen gewesen, denen ihr Geliebter früher seine Neigung geschenkt. Sie drang so lange in Friedrich, bis dieser ihr nähere Details über seine Liebesabenteuer erzählte, und zu seinem Staunen fand er sie nicht im geringsten durch seine Berichte verletzt.

Er stellte dann dieselbe Frage, die Eva erst an
gerichtet hatte, an sie.

Sie erwiderte: „Wirklich geliebt habe ich vor
keinen Mann. Es sind mir wohl einige begegnet,
mir gefallen haben, aber von einer Neigung war k
Rede."

„Aber in dich verliebt hat sich mancher," mei
er, „nicht wahr?"

„Das fing schon in der Pension an. Der Zeich
lehrer hatte sich in mich verschossen."

„Machte er dir ein Geständnis?"

„Nein, soweit kam's nicht, aber ich und die ande
Mädchen alle, wir wußten es. Wir haben ihn fürch
lich zum Narren gehabt, den armen Menschen.
war so lächerlich, groß und plump, wie ein Bär,
so verliebt. Einmal hatte er einen Streich, den
ihm gespielt, der Direktorin angezeigt, und als die Sa
untersucht wurde, stellte es sich heraus, daß ich
Hauptschuldige war. Ich wurde streng bestraft;
hättest du sehen sollen, wie unglücklich er war."

„Also das war dein erstes Opfer; es sind de
gewiß noch mehr — laß hören!"

„Ach, noch verschiedene, zum Beispiel ein Bekann
meines Vaters, ein Schauspieler. Ich glaubte nie r
an seine Liebe, die er mir oft genug beschwor.
hatte ihn immer im Verdacht, er wolle Studien
Liebesszenen auf der Bühne machen, wenn er mir
seiner Leidenschaft in großartigen Tiraden sprach.
ich dann in Frankfurt ausging, kamen einige ernstlich
Courmachereien. Ich erhielt damals die lächerlichs
Briefe. Schade, daß ich sie nicht aufgehoben ha
wie die Oblonska es getan hat, sie würden dir Sp
machen."

„Und warum nahmst du gerade Mörner, wenn du noch andere Aussichten hattest?"

„Ja, wenn ich das selbst wüßte! Wenn ich an jene Zeiten zurückdenke, so verstehe ich mich nicht mehr. Es kommt mir vor, als sei die Eva von damals eine ganz andere Person, als ich selbst."

„Vielleicht reizte dich seine hohe Stellung und sein Vermögen."

„Nein, das zog mich nicht an. Ich glaube, wenn ich mir damals überhaupt etwas gedacht habe, so war es das: Mörner ist gutmütig und bis über die Ohren in dich verliebt, du wirst also tun und lassen können, was dir beliebt. Von der Bedeutung des ehelichen Lebens wußte ich so gut wie nichts, ich hatte ja keine Mutter, niemanden, der mich darüber aufklären konnte. Ich heiratete, ohne zu wissen, was ich tat. Die Augen gingen mir erst auf, als es schon zu spät war. Es war widerwärtig — ich will nicht mehr daran denken, und wir wollen auch nicht davon sprechen."

„Und doch, bedenke, wir würden uns schwerlich kennen gelernt haben, hättest du Mörner nicht geheiratet."

„Das ist wahr, ich hätte dich niemals kennen gelernt. Wer weiß, wo ich jetzt wäre, und du — du würdest auch nicht hier sein. Was meinst du wohl, ob es nicht besser für dich gewesen wäre, wenn du mich nie gesehen hättest? Glaubst du nicht? Sage mir's!"

Er küßte ihr die weiteren Fragen vom Munde weg.

„Daß ich dich gefunden habe, ist das größte Glück meines Lebens," sagte er.

War er wirklich glücklich, wie er sie glauben machen wollte?

Es gab Augenblicke, ja Stunden in jener Zeit, wo er es war. Aber der Becher der Freude hatte

einen bitteren Bodensatz für ihn, den er umso
schmeckte, je tiefer er ihn leerte.

Denn anders als die Frau genießt der
die Liebe.

Die Frau, die wirklich liebt und das gefunde
dem ihr ganzes Sein unbewußt sehnend ent
geblüht, findet in diesem Bewußtsein ihre höchst
friedigung, geht willig in dem Gefühle unter, gib
Individualität auf für die Liebe, die für sie Leben
wird; alles was mit diesem großen Berufe zusa
hängt, übt sie wie etwas Natürliches, ja Notwen
Bestimmung und höchstes Glück fallen für sie i
zusammen.

Anders der Mann!

Er taucht in die Wogen der Leidenschaf
langender und tiefer, aber er darf nicht rasten
wollüstigen Tiefen, ihn reißt es nach kurzem G
wieder empor zum grellen Lichte der Wirklichkeit.
dem die leichtere, sorgenfreiere Seite des Liebes
beschert ist, der, ohne Kindesnöte befürchten zu
scheinbar nur genießt, hat die Natur, wie zum ge
Ausgleiche, eine herbe Qual in ihre Gabe eingeb
das jähe Erwachen aus flüchtigem Genuss
Nüchternheit, ja zum Widerwillen und Ekel.

Auch Friedrich litt unter diesem geheimen S
den jedes Liebesglück, wenn es rein sinnlicher
ist, für den Mann in sich birgt.

Und weiter lasteten auch Sorgen äußerer A
ihm. Das Bewußtsein, daß seinem Zusamme
mit Eva, die gesetzliche Anerkennung fehle, daß
wilder Ehe miteinander lebten, trat oft plötzli
erschreckend, wie ein böser Geist vor seine Seele
scheuchte ihn mitten aus höchstem Liebestaumel

Eva erkannte mit dem untrüglichen Instinkte des Herzens in jenem dumpfen Hinbrüten, dem Friedrich sich zeitweise hingab, den gefährlichsten Feind ihres Glückes, und mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote standen: Küssen, Bitten, Schmeicheln, Liebkosungen suchte sie den Geliebten aus der Umarmung dieses Gegners in die ihre herüberzuziehen.

Friedrich wußte, daß ein Leben, wie sie es jetzt in dieser idyllischen Weltabgeschiedenheit führten, nicht ewig fortdauern konnte.

Sie mußten zurück in die Welt, wo er sich nach einer Beschäftigung, einem Broterwerb umzutun hatte. Und da draußen dasselbe Verhältnis weiterführen, unter den Augen der neugierigen, skandalsüchtigen, splitterrichterischen Menschen, wie schwer mußte das werden.

Er hatte die Muße der letzten Wochen dazu benutzt, seine Feder den verschiedensten Zeitungen anzubieten. Da er sich auf eine Anzahl von ihm bereits publizierter Sachen berufen konnte, so blieben die Offerten nicht aus. Nur Berlin hatte er ausgelassen. Mörners und seiner Verwandten Anwesenheit dort ließen ihm den Aufenthalt in Berlin von vornherein als unmöglich erscheinen.

Unter den Anträgen, die er erhalten, war auch einer von einem Dresdner Blatte, dessen Feuilleton er redigieren sollte, diesen beschloß er anzunehmen. Friedrich glaubte sich für das Feuilleton besonders begabt, sodann waren die Bedingungen günstige und schließlich zog es ihn nach der Stadt, die ihn, als er sie im Frühjahr kennen lernte, so sehr entzückt hatte. Den Ausschlag aber gab die Erwägung, daß er sowohl wie Eva in Dresden von niemandem gekannt sein würde.

So nahm er denn die angebotene Stelle bei jenem

Blatte an, und erklärte Eva, daß sie am Ende
Woche ihren Aufenthalt hier aufgeben und nach Dre
ziehen würden. Er fand keinen Widerspruch bei
Sie war bedingungslos mit allem einverstanden,
er wollte und tat, wenn sie nur an seiner Seite ble
durfte.

Das Resultat von Friedrichs schriftstelleri
Tätigkeit aus jener Zeit war einmal die Fertigstel
seiner Broschüre über Ungarn, und dann die Anfa
kapitel eines Romanes, den er im Laufe des Wir
neben seinen journalistischen Arbeiten weiterzufü
gedachte.

Noch ehe sie abreisten, kam ein Brief von La
kerrotitsch aus Dzöröneck an. Er schrieb:

„Lieber Freund. Das Wichtigste an die Sp
Angelika ist gestern von einem gesunden, allerlieb
süßen, kleinen Geschöpf entbunden worden, von wel
mir Sachkundige versichert haben, es sei ein Mäd
Wie unser unvergeßlicher Freund Burt auf dem St
lager vorausgesagt, war die Entbindung eine lei
Angelika ist wohlauf und will das Kind selbst sti

„Zwischen Vater und Tochter hat sich vorderh
noch kein rechtes Verhältnis herausbilden wollen.
Herz überfließend von Vaterstolz und Liebe zu d
kleinen Dame, wollte ich sofort beginnen, ihr die
zu machen, aber meine zärtliche Annäherung wurde
verstanden und ein ohrenzerreißendes Gequäk war
unmelodische Antwort, darauf wurde ich von
Frauen, als sehr wenig am Platze, entfernt. — E
doch ein eigenes Gefühl, sich Vater zu wissen, und
damit verbundene Verantwortlichkeit ist geeignet,
einen vaurien wie mich, ernst zu stimmen.

„Wie es Dir geht, brauche ich nicht erst zu fra

Du schwimmst im Meere der Seligkeit. Genieße diese Zeit, sie kommt so nicht wieder. Empfiehl mich Deiner Frau Gemahlin, denn das ist sie für mich; Eure Verbindung kann ja nur noch eine Frage der Zeit sein.

„Noch einige andere Neuigkeiten gibt es von hier, die Dich interessieren könnten. Sophie, unser Wunderkind, hat uns bald nach Eurem Fortgange von hier verlassen. Wie sie an Angelika geschrieben, ist sie glücklich bei Deiner Frau Mutter angelangt. Prinzeß Oblonska ist ebenfalls gegangen und nach Warschau zurückgekehrt, sie hat mir aufgetragen, Euch zu grüßen, und bedauerte ein kleines Mißverständnis sehr, das zwischen ihr und Frau Eva stattgefunden zu haben scheint. Sie hofft Euch nächsten Sommer in Dzöröneck wiederzusehen, und diesem Wunsche schließe ich mich von ganzem Herzen an. — Deinen Protegé Krätzer habe ich auf eine landwirtschaftliche Schule geschickt; einem Briefe nach zu schließen, den er mir geschrieben hat, befindet er sich dort sehr wohl und hofft, etwas Tüchtiges zu lernen.

„Von Berliner Gerichten sind zwei Briefe an Dich hier angekommen; ich übersende Dir dieselben anbei.

„Lege mich, bitte, Frau Eva zu Füßen, und schreibe mir gelegentlich, was Ihr macht. Ganz der Deine. Landskerrotitsch."

— Die Bäume hatten sich schon gefärbt, als Eva und Friedrich den Schwarzwald verließen. Nachtfröste und Frühreif zeigten in dem hochgelegenen Tale das Heranrücken der kalten Jahreszeit an.

Als das Paar nach herzlichem Abschied von den Wirtsleuten vom Gasthof zum Sternen die Landstraße nach Freiburg hinabfuhr, da standen die Wälder zu seiten des Weges wie in heller Lohe.

Der Ahorn schimmerte in goldigen und blutig
Tönen, dazwischen mischte sich die Birke mit i
Honiggelb und die Buche mit dem stumpfen B
des Blätterwerkes, dem leuchtenden Silber des Stam
Die Esche brachte ein fahles Rosa hinein, und
Inseln in diesem grellen, unruhigen Farbendurchein
standen die Tannen mit ihrem düsteren Schwarz
Eine warme Herbstsonne beschien diese P
frischer Bergwind umfächelte die Fahrenden, un
Schönheit des Tages schien gut für die Zukunft,
sie entgegengingen, zu weissagen.

Zweites Kapitel.

In Dresden hatten Friedrich und Eva in e
Chambre garnie am Altmarkt Wohnung genom
Der Unterschied zwischen dem sauberen Gasthau
Schwarzwald, das sie vor kurzem verlassen, un
hohen rußgeschwärzten Mietkaserne mit dem Blic
andere rußige Häuser ringsum und dem leidigen M
treiben zu ihren Füßen, war empfindlich.

An Friedrich trat jetzt eine peinliche Frage h
Wie sollte er es der Welt gegenüber mit seiner Ste
zu Eva halten? Durfte er sie als seine Frau
geben oder sollte er ihr wirkliches Verhältnis, w
nun einmal war, offen bekennen?

Er wählte einen Mittelweg. Bei der Po
behörde gab er Evas Namen und Stand in
Richtigkeit an, der Wirtin gegenüber ließ er si
seine Frau gelten.

Im übrigen hatte er beschlossen, ein völlig zu
gezogenes Leben zu führen, keinerlei Bekanntsch
anzuknüpfen, und da, so viel er wußte, in Dre

niemand existiere, der sich um ihn oder Eva kümmern mochte, so hoffte er, würde die eigentliche Natur ihres Verhältnisses unerkannt bleiben.

Die Wohnung, die sie bezogen, war äußerst einfach. Denn Friedrich hatte bei einem gelegentlichen Rechnungsabschluß voller Schrecken gesehen, wie viel ihm der vergangene Sommer mit seinen Reisen und den mannigfachen Anschaffungen für Eva gekostet habe. Es galt jetzt, sich aufs Äußerste zusammenzunehmen, um sparsam zu leben, und vor allen Dingen, von jetzt ab mußte er Geld verdienen, wenn nicht ihre Lage in absehbarer Zeit eine äußerst schwierige werden sollte.

Eva, welche Friedrich über seine Verhältnisse voll aufgeklärt hatte, war mit Enthusiasmus auf den Gedanken eingegangen, sparsam zu leben. Eigentlich war nach ihrem Sinne diese Wohnung mit ihren drei kleinen, spärlich möblierten Zimmern noch viel zu großartig und kostspielig, sie würde am liebsten mit Friedrich in ein Dachzimmer gezogen sein, das wäre noch poetischer gewesen.

Sie hatten sich ein Mädchen für alles genommen, welche die Zimmer besorgte, Evas Jungfer war und das Essen in der Küche der Quartierwirtin kochte.

Eva kümmerte sich sehr eingehend um die Wirtschaft, ja sie ging, zu Friedrichs freudigem Staunen, jeden Morgen mit dem Mädchen in die Stadt, um selbst die Einkäufe für ihren kleinen Haushalt vorzunehmen. So richtete sich ihr Leben unter den neuen Verhältnissen schneller und besser ein, als Friedrich zu hoffen gewagt hatte. Er wollte Eva nur noch ein wenig fester werden lassen in ihrer Tätigkeit, und sich selbst einarbeiten in seine neue Stellung, als Journalist, um dann auf einige Tage nach Berlin zu gehen.

Er hatte in Sachen des Burtschen Nachlasses
dem Berliner Amtsgericht zu konferieren, dann a
wünschte er vor allem in Berlin mit Mörner R
sprache zu nehmen.

Da Mörner seit jenem Rückkehrbefehl, den er
Sommer seiner Frau in Ungarn hatte zustellen las
keine weiteren Schritte zu ihrer Zurückerlangung ge
so wagte Friedrich sich mit der Hoffnung zu tra
er möchte jetzt einer Scheidung geneigter sein, als
dem. Friedrich wollte es auf alle Fälle versuc
durch nochmaliges persönliches Zureden Mörnern z
Nachgeben zu bringen, und ihn bewegen, daß er
Scheidungsklage anstelle, damit Eva nicht in die L
käme, ihrerseits den Prozeß anhängig zu machen.

Er schrieb darum jetzt an Mörner, um beize
für jene in Aussicht genommene Unterredung vo
arbeiten.

Jener Brief an Mörner war erst drei Tage f
als Friedrich, am Schreibtische sitzend, die Klingel
Etagentür anschlagen hörte, und gleich darauf
Stimme vernahm, deren Klang ihn im Innersten
beben machte. Er sprang von seinem Sitze auf,
Augen in äußerster Spannung nach der Tür
richtet. — Er hatte sich nicht getäuscht, die Eintrete
war seine Mutter.

Er stand ihr gegenüber, zweifelnd, unschlüs
zitternd wie ein Verbrecher, nicht wissend, wie er
begegnen sollte. Aber ihre Mienen und der Ausd
ihrer Augen, die zärtlich auf ihm ruhten, belehrten
mit der Schnelligkeit, die eben nur das instink
Fühlen hat, daß die alte Frau gekommen sei, um V
söhnung mit ihrem Sohne zu suchen.

Er eilte auf sie zu und fand ihre Arme wie ehem

Dann mußte sie sich niedersetzen, er nahm neben ihr Platz und nun erst fanden sie Zeit, die ersten Fragen noch mit bebender Stimme aneinander zu richten.

Mit geheimem Bangen forschte sein Blick nach den Spuren der letzten Krankheit in ihren Zügen, aber Frau von Choiseule war angeregt und das gab ihrem alten Gesichte eine gewisse Frische. Sie lobte sein blühendes Aussehen und lächelte über die Stoppeln in Friedrichs Gesicht, der sich einen Vollbart stehen lassen wollte.

„Ob sie von Evas Anwesenheit hier weiß?“ fuhr es Friedrich durch den Sinn. Er dachte daran, wie lange er ihr nicht mehr geschrieben. „Und wie reimt sich überhaupt ihr Kommen mit ihrem letzten Briefe zusammen, wo sie sich von mir lossagt — wie hat sie überhaupt in Erfahrung gebracht, daß ich in Dresden bin?“

Diese letzte Frage beantwortete Frau von Choiseule sogleich selbst. Sie war in Berlin bei Schaurotts gewesen. Durch Mörner hatte sie Friedrichs Adresse gehört, und sich, sobald sie dieselbe erfahren, aufgemacht, um ihn aufzusuchen.

Evas erwähnte sie mit keinem Worte, Friedrich war sich noch immer nicht darüber klar, ob sie von seinem Zusammenleben mit ihr wisse.

„Wenn sie meine Adresse durch Mörner erfahren hat,“ dachte Friedrich, „so ist eigentlich anzunehmen, daß sie auch alles andere von ihm erfahren. Doch halt! — Ich habe ja auch an Mörner nicht geschrieben, daß wir zusammenleben — also weiß sie jedenfalls nichts.“

Ihm bangte vor dem Augenblicke, der ihm volle Klarheit verschaffen würde. Ein Glück war es noch, daß Eva vor kurzem mit dem Mädchen ausgegangen, um Einkäufe zu machen; sie war in der nächsten Zeit

nicht zurückzuerwarten. Dieses Bewußtsein wa
diesem Augenblicke eine Art von Beruhigung
Friedrich.

Um seine Mutter von dem Thema, das er so
fürchtete, fern zu halten, fragte er nach Verwa
und Freunden.

Er erfuhr, daß sein Schwager vor kurzem M
geworden sei, daß Fritz wachse und gut anschlage,
die Kleine hatte sich gekräftigt. Sophie Wangen w
wieder bei den Schaurotts, sie hatte jetzt eine Art
Atelier ganz für sich und Privatunterricht bei e
der ersten Meister. Von Sophie kamen sie auf
zu sprechen. Frau von Choiseule ließ sich von i
Sohne ausführlich über das Ende des Freunde
richten. Und so verging eine Viertelstunde nach
anderen im Austausch von Neuigkeiten.

Friedrich ward zumute, als sei er in die Kn
jahre zurückversetzt, wie lange hatte er das Glück
behrt, so neben seiner guten und weisen Mutte
sitzen, ihr seine Gedanken mitzuteilen und ihre
bedachten Erwiderungen zu vermehren. Die Hoff
begann sich in sein Herz einzuschleichen, daß sie
wisse und alles verziehen habe.

Aber diese Illusion sollte ihm nur zu bald ze
werden.

Als ob sie selbst nur ungern davon anfange, zö
und mit plötzlich ernsterem Gesichte sagte Frau
Choiseule jetzt:

„Ich habe noch über anderes mit dir zu spr
wie du dir wohl denken kannst, Friedrich."

Friedrich schwieg und senkte das Haupt. Sie
mit ihrer leisen, jetzt ein wenig zitternden Stimme
„Zunächst muß ich dich bitten, vergiß meinen l

Brief, er war im Übereifer niedergeschrieben, und das war nicht gut. Es hieß unklug und vor allem unchristlich gehandelt, dich so von mir zu weisen. Du magst schwer gefehlt haben, aber ich, deine Mutter, habe nicht das Recht, mich von dir loszusagen. Dich auf den rechten Weg zurückzuführen, das ist meine Pflicht. Und das zu tun, bin ich hierher gekommen. — Du hältst nach wie vor an dem Gedanken fest, diese Frau zu heiraten, wie ich von Mörner erfahre. Warum ich das für Unrecht und unerlaubt halte, weißt du; ich will es nicht wiederholen. Aber mehr! Ich halte es für Torheit, für Verblendung, die ich mir bei deinem hellen Verstande, bei einem Menschen von Vernunft und Geist, wie du, nicht zu erklären vermag. Selbst wenn diese Frau, die du zu lieben glaubst, ledig wäre, ich würde mich mit aller Kraft, mit allen Mitteln, die mir zu Gebote stehen, dem entgegenstellen, daß du sie heimführtest. Siehst du denn nicht, wes Geistes Kind sie ist. Was kann dich denn an ihr anziehen, außer dem Reize ihrer Erscheinung? Und auf ein so äußerliches, flüchtiges Element willst du dein Lebensglück aufbauen? Sie würde, sie müßte dein Verhängnis werden. Sage, hat dir der letzte Sommer nicht selbst Klarheit über sie verschafft? —"

Friedrich schwieg.

„Wenn noch irgendwelche Beziehungen zwischen dir und ihr bestehen, so löse sie, mein Sohn —"

Friedrich schwieg noch immer, es war ihm jetzt klar, daß die Mutter nichts von der weiteren Entwickelung seines Verhältnisses zu Eva ahne.

Und nun kam die Frage, die er die ganze Zeit über mit Zittern erwartet hatte: „Wo ist Eva Mörner jetzt?"

„Mutter, sie ist — hier, bei mir.“

Friedrich hatte es noch nie erlebt, daß seine M
die Haltung verloren hätte. Der Schrei, den si
stieß, fuhr ihm durch Mark und Bein.

„Sie lebt mit dir — ihr — lebt zusammen
Die alte Frau rang die Hände und stöhnte, S
hatte sie noch nicht. „Friedrich — Friedrich!
war das einzige, was sie ächzend hervorzubringe
mochte.

Er fühlte sich zu schwach dieser Szene die
zu bieten, er konnte das nicht mit ansehen, un
an das Fenster, vielleicht dachte er auch daran,
Eva auszuschauen.

Die tausend Dinge, die mit einem Male,
zum Fenster hinausblickte, ihm in die Augen
das gegenüberliegende Rathaus mit seinem steilen
Firmenschilder, Buden, ein paar Marktweiber, d
zankten, ein Polizist, die Germania umflatter
einem Schwarm Tauben, sie alle und viele
Dinge sah er, und wunderte sich über sie und noch
darüber, daß sie ihn in einem solchen Augenblick
druck machten, während hinter ihm jetzt ein Schl
vernehmbar ward.

Da hörte er, wie die Vorsaaltür geöffnet
Es war Eva mit dem Mädchen.

Ein Gedanke kam ihm. Wie, wenn er seine M
mit Eva auszusöhnen versuchte. Er hoffte sovi
Evas persönlichem Zauber, von dem Liebreiz ihr
scheinung, von all dem, was seiner Mutter u
selbst so sehr an ihr gefallen hatte. Dieser Pla
hielt in seinen Augen die letzte Möglichkeit
Rettung.

Er eilte aus dem Zimmer, nahm die erstaun

in das nebenanliegende Kabinett, erklärte ihr in hastigen Worten, was sich ereignet und um was es sich handle. Sie wollte sich anfangs weigern, nähere Erklärung haben, zauderte, aber er ließ ihre Bedenken überhaupt gar nicht aufkommen, ehe sie sich's versehen, war sie hinübergeführt, und stand vor seiner Mutter, von dunkelroter Scham übergossen. Die Mutter war aufgestanden und blickte Eva eine Weile starren Auges an. Friedrich war erschreckt über den harten Ausdruck, den die Züge der alten Dame angenommen hatten. Er flüsterte Eva zu: „Küsse ihr die Hand, flehe sie um Verzeihung an!" aber sie stand gesenkten Blickes da und rührte sich nicht. „Mutter, wir wollen — hier ist —" fing Friedrich an, da kam Bewegung in die scheinbar erstarrten Glieder der alten Frau. Sie machte einige Schritte, vor Eva blieb sie stehen, und vor Erregung bebend, mit zornfunkelnden Augen und verächtlich herabgezogener Unterlippe sagte sie: „Ich schäme mich meines Geschlechtes, wenn ich Sie ansehe."

Mit diesen Worten ging sie. Kein Bitten, kein Flehen Friedrichs, der ihr nacheilte, vermochte sie zu halten. „Geh zu ihr zurück," sagte sie, „zu deiner — zu deiner — dein Platz ist bei ihr."

Und Friedrich ging zurück. Er fand Eva in Tränen, aber nicht in Tränen der Reue, sondern der Wut.

Sie ersparte ihm keinen Vorwurf. Diese Schmach hatte er ihr bereitet, absichtlich; er hatte sie vor seiner Mutter in den Staub werfen wollen, hatte geduldet, daß man sie beleidige, ihr Schmähungen ins Gesicht schleudere. Warum war er nicht ganz bei seiner Mutter geblieben, was kehrte er zu ihr zurück, doch nur um sich an ihrer Schmach zu weiden.

Sie war ganz die Eva von früher. Die ungezügelte

Leidenschaftlichkeit, von der es eine Zeitlang geschien
als sei sie erloschen, heute brach sie wilder hervor d
jemals zuvor.

Ihre maßlosen Anschuldigungen fanden keine
widerung und darum versiegte ihre Beredsamkeit
der Zeit, verlosch wie ein Feuer, das ohne Zug ble

Friedrich hatte kaum gehört, was sie gesagt,
saß am Schreibtisch, bleich, regungslos vor sich h
starrend. Dann verbarg er das Gesicht in den Hän
und weinte wie ein kleines Kind.

Drittes Kapitel.

Friedrich war nach Berlin gereist. Die Entzwei
mit seiner Mutter ward ihm ein Sporn dazu, Mör
aufzusuchen, um sich mit ihm über den Besitz E
auseinanderzusetzen.

Mörner bewohnte noch das alte Quartier in
Regentenstraße, aber schon auf einige Entfern
leuchtete Friedrich von der zweiten Etage her d
„Herrschaftliches Quartier sofort zu vermieten" entgeg

Friedrich hatte die Mittagszeit zu seinem Besu
gewählt; er wußte aus alter Erfahrung, daß der
heime Justizrat um diese Zeit vom Gerichte nach H
komme. Er traf jedoch Mörner noch nicht an
erklärte, auf ihn warten zu wollen. Das Mädc
war ihm unbekannt, Mörner hatte also jedenfalls
Dienstboten gewechselt. Sie führte ihn in das Zimm
des Präsidenten.

Hier war nicht viel verändert, nur die Pho
graphien Evas, die auf ihres Gatten Schreibtisch
standen, suchte Friedrichs Auge jetzt vergeblich. Da
sah Friedrich eine Bibel, mehrere Andachtsbücher

ein Kruzifix, welche früher hier gesehen zu haben er sich nicht entsinnen konnte.

Er wollte es sich doch nicht versagen, einen Blick in das Nebenzimmer, früher Evas Salon, zu werfen. Dort war alles verhangen: die Möbel, die Bilder, der Teppich war aufgerollt, die Gardinen abgenommen, Kälte und Dunkelheit herrschte, und Friedrich ward es zumute, als trete er in eine Gruft.

Seine Gedanken flogen unwillkürlich zurück zu den Stunden, die er hier verlebt. Jetzt war es gerade ein Jahr her, da hatten seine Besuche bei Eva Mörner ihren Anfang genommen. Er dachte an die Schäferstunden in diesem damals so traulichen Boudoir, an ihre ersten verstohlenen Blicke, die zu verschämten Liebesboten wurden, da ihr Mund noch nicht wagte das Geheimnis zu verraten. — Und wieder wehte es ihn aus diesem Raume wie Grabesluft an, wiederum hatte er das Gefühl, als läge hier etwas begraben, das nie mehr auferstehen könne.

Jetzt hörte er draußen langsame, gewichtige Schritte; der Präsident kam.

Friedrich hatte schon von seiner Mutter vernommen, daß Mörner gealtert sei, aber so groß hatte er sich die Veränderung doch nicht vorgestellt, die im letzten halben Jahre mit dem Manne vor sich gegangen.

Sein Haar erschien weißer, seine Gestalt gebückter; aber darin lag die Wandlung nicht, es war noch etwas anderes: der Mann hatte die Haltung verloren. Er hielt sich nicht mehr stramm wie vordem, sein Gang war schleppend, sein Aufzug vernachlässigt.

Friedrich sah nicht all die einzelnen Details dieser Veränderung an seinem ehemaligen Vormund, aber er erfaßte den allgemeinen Eindruck sofort.

Mörner schien durch Friedrichs Anwesenheit n
gar so sehr betroffen. „Das Mädchen sagte mir,
fremder Herr sei da; ich dachte mir gleich, daß du
sein würdest," meinte er. Selbst seine Stimme, so
schien es Friedrich wenigstens, schien an sonorer K
eingebüßt zu haben.

Friedrich war froh und faßte es als eine
Vorbedeutung auf, daß er ihn mit dem vertrauli
„Du" angeredet; er hatte das kaum erwarten kön

Es entstand zunächst eine Pause, da keiner
beiden Männer mit Sprechen den Anfang ma
wollte.

Mörner kramte in Papieren herum, ohne
scheinbar nach etwas zu suchen, und Friedrich sah sei
Treiben in nervöser Spannung zu. Schließlich er
Mörner einen Stuhl, bat Friedrich, sich ihm ge
über niederzulassen, und begann, die Augen zur
niedergeschlagen, mit unruhigen, unmotivierten H
bewegungen.

„Laß uns gleich in medias res gehen; du bes
noch immer auf deiner Absicht, Eva zu heiraten."

„Jetzt mehr denn je!"

„Wo hält sie sich denn gegenwärtig auf?"

„Sie lebt mit mir zusammen in Dresden,"
widerte Friedrich mit erzwungener Entschiedenheit, e
Ausbruch der Entrüstung von seiten des Gatten
wartend.

Aber dem war nicht so. Mörner senkte nur
Haupt tiefer und murmelte: „Ich hatte mir's ja
dacht." Dann fragte er laut: „Weiß deine Mu
das?"

„Sie hat es neulich erfahren, als sie uns
Dresden aufsuchte."

„Die Arme, die Arme!" sagte Mörner für sich hin und schüttelte den grauen Kopf. „Ich hatte mir's ja gedacht, aber ich brachte es nicht übers Herz, es ihr zu sagen."

Wieder entstand eine Pause, dann meinte Mörner: „Wenn du Eva heiraten willst, ich werde euch kein Hindernis in den Weg legen. Ich bin bereit die Scheidungsklage einzureichen."

„Wirklich, Herr Präsident?"

„Ja, ich will es tun. Ich habe meine Ansicht in dieser Beziehung geändert, vielleicht ist mir von obenher höhere Einsicht gekommen," und Friedrich sah, wie sich seine Augen dem Kruzifix zuwendeten.

„Du bist vielleicht kein Gläubiger," fuhr er fort, „du belachst wohl gar die christliche Frömmigkeit, aber ich gehöre nun einmal zu den altmodischen Leuten, die noch daran glauben, daß unser Leben von Anfang bis zum Ende geleitet und hinausgeführt wird von Gottes gnädiger Hand. Der Herr hat es so gewollt, ich erkenne seine Allweisheit und Güte auch in der Prüfung, die er mir auferlegt. Es war sein Werk; wir, die scheinbar Handelnden, waren nur Werkzeuge in seiner Hand, zu einem höheren Zwecke. Meine Augen waren anfangs mit Blindheit geschlagen, so daß ich nicht erkannte, wohin alles das hinauswolle, ich steifte mich hartnäckig auf mein gutes Recht, und lehnte mich damit nur auf gegen die allmächtige Hand des Herrn, der unsere Sache führt, aber nun ist mir durch seine Erleuchtung die Erkenntnis gekommen und ich beuge mich in Demut seinem Ratschluß."

Friedrich war mit Staunen Mörners Worten gefolgt, er vermochte dessen Gedankengang nicht völlig zu folgen, auch waren ihm Mörners Beweggründe ziemlich

gleichgültig; das wichtigste, was er erfahren hatte, ihm die Gewißheit, daß Evas Gatte zur Vorna der Scheidung bereit sei.

Sie kamen nunmehr auf die Modalitäten Scheidungsprozesses zu sprechen, und vereinigten auf folgendes: Mörner, als Gatte, solle die K beim Landgericht einbringen, darauf würde Eva il seits einen Anwalt in Berlin zur Vertretung be mächtigen und die Klage in zustimmendem Sinne widern lassen. Mörner versprach seinen Einfluß d einzusetzen, daß die Termine nach Möglichkeit beschleu würden. Er glaubte aus seiner juristischen Erfahr heraus mit Bestimmtheit vorhersagen zu können, das endliche Urteil auf Scheidung ergehen und Teil für den Schuldigen erklärt werden würde.

Nachdem sie alles das endgültig festgestellt, fi sich Friedrich veranlaßt, dem Präsidenten für Bereitwilligkeit zu danken.

„Laß es gut sein,“ meinte dieser, „du bist mir zu Dank verpflichtet, ebenso wie ich kein Recht h dir Vorwürfe zu machen. Wir alle tragen in d Sache schwere Schuld, ich nicht weniger als ihr. wenn der Herr unsere Sache dennoch gut hinausfü so ist das nicht unser Verdienst, sondern seine e Güte und Barmherzigkeit.“

„Er ist dem Mystizismus verfallen,“ dachte Fried als er die Treppe hinabstieg, und traf damit das Rich

* * *

Den Abend jenes Tages brachte Friedrich im zimmer des Hotels zu, Zeitungen lesend und einen an Eva schreibend. Er verspürte nicht die geri Lust, auszugehen, ein Theater oder ein Lokal zu besu

Zudem wollte er jede Gelegenheit möglichst vermeiden, die ihn mit Bekannten zusammenführen konnte.

Am nächsten Morgen begab er sich nach dem Amtsgericht zur Abteilung für Testamentssachen, wo Burt seinerzeit sein Testament niedergelegt hatte. Man verlangte dort von Friedrich noch eine Ergänzung des von ihm gleichzeitig mit dem Burtschen Kodizill von Dzöröneck aus eingeschickten Berichtes.

Vom Gericht kommend, wo sich seine Angelegenheiten schneller abgewickelt, als Friedrich, der die Umständlichkeit des gerichtlichen Wesens aus eigener Erfahrung kannte, zu hoffen gewagt hatte, ging er zum Hotel zurück, um noch mit dem Nachmittagszuge nach Dresden zurückzukehren.

Unterwegs geriet er in den Strom buntmütziger Gymnasiasten, die aus einem an seinem Wege gelegenen Schulgebäude soeben mit jenem ausgelassenen, alles übertäubenden und doch so herzerfreuenden Lärm herausgesprudelt kamen, den eben nur eine Schar der Klasse enteilender Schüler zu machen vermag.

Bald kam Friedrich hinter eine Gruppe von drei Knaben, an deren selbstbewußtem Auftreten man unschwer die „Hauptkerle" der Klasse erkennen konnte.

Der Mittelste von ihnen, ein schlanker, blonder Junge, schwadronierte besonders lebhaft, die Hände, in denen er Büchermappe, Hefte, Lineal und andere Schülerutensilien trug, flogen auf und ab und gaben seinen Worten nach rechts und links hin den handgreiflichsten Nachdruck.

Das konnte niemand anderes sein als Fritz Schaurott.

Friedrich hatte seinen Neffen nicht sofort erkannt,

weil er seit dem letzten Male, wo er ihn gesehen,
um einen halben Kopf in die Höhe geschossen wa

Er gab ihm einen leichten Schlag auf die Sch
Fritz, der eine Neckerei eines Kameraden verm
fuhr in Kampfbereitschaft herum, „He!“ schrie er
„Onkel Friedrich!“

Dieser ließ den lärmenden Schwarm der Ju
an sich vorbei, dann folgte er mit Fritz, der sofor
tausend Fragen und Erzählungen auf ihn einstü

„Wo bist du denn den ganzen Sommer gewes
fragte er unter anderem.

„Ich war in Ungarn.“

Fritz dachte einen Augenblick nach, was er i
Geographie über Ungarn gehört, dann fragte er
Kennermiene: „Ist Pest noch immer stark im
blühen begriffen?“

Friedrich mußte über die altkluge Frage he
lachen, dann erzählte er dem Neffen einiges über
und Ungarn, wovon er annahm, es könne den Kn
interessieren.

„Wirst du diesen Winter wieder in Berlin se
fragte Fritz weiter; der Knabe fing dem Onkel
seiner wohlgemeinten Neugier an unbequem zu we
Friedrich gab eine unbestimmte Antwort.

„Du kommst doch heute zu uns, nicht wa
meinte Fritz treuherzig. Auf das „nein“ Fried
sah er den Onkel erstaunt an. Dann, als ob ihm
plötzliches Verständnis der Sachlage aufgehe, rief
„Du hast wohl gar Angst vor Papa?“

Friedrich lachte bitter auf.

„An deiner Stelle machte ich mir nichts dar
die Mama hat dich immer in Schutz genomm
meinte Fritz in biederem Tone.

„Dein Vater hat wohl manchmal von mir gesprochen?“ fragte der Onkel.

„O ja! Neulich zum Beispiel sagte Papa — wie war das doch gleich — ja, so war's: ‚Er rutscht die schiefe Bahn schneller herab als ich gedacht hätte.‘ — Ist das nicht gut?“

Friedrich schoß das Blut in die Wangen, er biß die Zähne zusammen und es war gut, daß Fritz inzwischen schon zu einem anderen Thema übergesprungen war, nämlich die Rangerhöhung seines Vaters, die für ihn natürlich ein bedeutsames Ereignis bildete. Dann erzählte er, daß sie nächstens in ein anderes Quartier ziehen würden, Sophie Wangens wegen, die ein Atelier brauche.

Jetzt war er bei seinem Lieblingsthema angelangt. Sein Interesse für Sophie Wangen schien keineswegs erkaltet zu sein. „Onkel?“ fragte er, „hast du denn schon Sophiens Bild gesehen, das sie ausgestellt hat?“

Friedrich verneinte.

„Es macht berechtigtes Aufsehen,“ meinte Fritz, und in diesem Augenblicke glaubte Friedrich den Vater des Knaben sprechen zu hören, so steif und eingebildet brachte er das hervor. „Du mußt es auch sehen, Onkel,“ und nun beschrieb er Friedrich, wo sich die Ausstellung befinde, in welchem Saale und an welcher Stelle Sophiens Bild hänge.

„Sieh mal, bitte, nach deiner Uhr, Onkel!“ rief er dann.

Friedrich nannte ihm die Zeit.

„Dann muß ich mit der Pferdebahn fahren, sonst komme ich zu spät zu Tisch. Adieu Onkel!“ Damit lief er auch schon dem nächsten Pferdebahnwagen nach. Friedrich konnte ihm nur noch Grüße an die Mutter nachrufen.

Die Äußerung seines Schwagers, die Frie
auf diese Weise erfahren hatte, verstimmte ihn tief
nachhaltig. Er sah den Gatten seiner Schwester
seinen nichtssagenden Augen, der Schulmeistermiene
dem impertinent selbstzufriedenem Lächeln; er hörte
mit seiner näselnden Stimme sagen: „Das mußt
so kommen, habe ich's nicht vorausgesagt? D
führt so etwas schließlich." Und Friedrich wußte
zu gut zu deuten, welche unausgesprochenen Geda
sich hinter seiner scheinheiligen Miene verbargen;
gefähr so mochte der Herr Major zu sich selbst sa
„Da seht, wohin es mit eurem Friedrich, diesem gr
Geiste, gekommen ist, was ist er denn jetzt? Ein
bummeltes Genie. Reden hat er allerdings von
gemacht. Der Mörnersche Ehebruchsskandal is
stadtbekannt. — Wer ist denn nun der Halt der Fam
Ich, den man zum Major gemacht hat mit
springung von mehreren Vorderleuten, ich, d
Broschüre über den nächsten Feldzug in aller
Munde ist, ich, der ich es noch sehr weit bringen we

Und Friedrich ballte die Faust in ohnmäch
Wut.

Das Bild Sophiens, von dem ihm Fritz erz
wollte er doch sehen, schon um sich auf andere Geda
zu bringen, er hatte nach Tisch gerade noch andert
Stunden Zeit.

Sophie Wangen debütierte in einer Ausstel
der Malerinnen Berlins mit ihrer Arbeit. Es w
Friedrich nicht schwer, das betreffende Bild nach
genauen Beschreibung, die er von seinem Neffen
halten, unter der großen Zahl weiblicher Kunstleistu
herauszufinden.

Das Bild packte Friedrich beim ersten An

und zwar weniger durch seine gute Ausführung, die es von den Nachbarstücken günstig auszeichnete, als durch das Süjet, dessen tiefere Beziehung er sofort verstand.

Sein Auge sah folgendes: Eine Kapelle, deren Tür halb geöffnet ist, so daß man das Licht des ewigen Lämpchens darin erkennt und die Umrisse eines Grabmales gerade ahnen kann. Von dieser Kapelle stellte das Bild eigentlich nur den Eingang, einige Stufen und die halboffene Tür dar, und doch erkannte Friedrich unschwer, woher das Modell dazu entnommen sei. Wunderbar wirkungsvoll in dem einfachen Bilde war der Kontrast der hellen Sommerstimmung draußen, wo sich das frische Grün von Gras und Laub in üppiger Lebensfülle breit machte, und dem geheimnisvollen Dunkel drinnen in der Kapelle, nur unterbrochen von dem melancholischen Schimmer des Totenflämmchens.

Friedrich blieb lange vor dem Bilde stehen, tiefergriffen; ihm war, als umschwebten ihn die Manen des toten Freundes.

Viertes Kapitel.

Friedrich warf sich jetzt mit aller Kraft in die Arbeit. Der ihm von der Redaktion zugewiesene Teil am Feuilleton bestand in Bücherbesprechung und Schauspielkritik; eine Arbeit, die ihm zusagte. Sie gab ihm Gelegenheit, die zeitgenössische Literatur eingehend kennen zu lernen. Sämtliche an das Blatt eingesandte Bücher, soweit ihre Beurteilung nicht besondere Fachkenntnisse erforderte, wurden ihm zur Rezension zugestellt. In den beiden Häusern des Hoftheaters hatte er für die Schauspiele einen ständigen Freiplatz.

Friedrich kam seinen Berufspflichten, vom
eifer des Anfängers beseelt, mit großer Gewissenh
nach. Er arbeitete sich durch all die Novellen, R
Gedichtsammlungen und Dramen, die dem ange
Blatte massenhaft zugingen, soweit er imstand
durch und gab sein Urteil nach bestem Wiss
Gewissen ab.

Die Redaktion schien mit seinen Artikeln zu
und er selbst hatte sich nur über eins zu beklage
kürzte ihm zu viel. Oft fand er im Gedruckte
die Hälfte seiner Manuskripte wiedergegeben.
er sich darüber beschwerte, lächelte man, verspr
hilfe und bei der nächsten Gelegenheit sah er si
dem wieder arg beschnitten.

Er war mit diesen Arbeiten so vollauf bes
daß er zur Selbstproduktion vorläufig nicht kan
Plan zu seinem Romane blieb einstweilen im
und die angefangenen Stücke in der Schubl
vollendet liegen, einer Ausführung zu gelegen
entgegenharrend.

Der Winter war inzwischen mit aller Gewalt
gebrochen. Gleich in den ersten Übergangstag
nassen Herbstwetter zur strengen Winterkälte h
Eva eine Erkältung zugezogen, die sie eine
ans Bett fesselte. Das Weihnachtsfest fand
als Rekonvaleszentin. Friedrich hatte die besch
Einkäufe dazu allein besorgt und auch den Auf
Bescherung selbst übernommen.

Bitter empfand es Friedrich, daß seine
zum Christfeste ihm kein Zeichen ihres Gedenk
kommen ließ. Er hatte sich im geheimen
Hoffnung getragen, daß sie vielleicht diese Gel
benützen würde, um den ersten Schritt zur Ver

zu tun. Er litt schwer unter dem Bewußtsein des völligen Bruches mit ihr, und um so schwerer, da er sich in diesem Punkte mit Eva vollständig ungleichen Sinnes wußte. Sie hatte die Worte, mit denen Friedrichs Mutter von ihnen gegangen, nicht vergessen und nicht vergeben, und sowie zwischen ihnen die Sprache auf jene Szene kam, blieben herbe Auseinandersetzungen niemals aus. Friedrich geriet in das peinlichste Dilemma, er konnte seiner Mutter in diesem Falle nicht recht geben, er wollte aber auf der anderen Seite nicht dulden, daß Eva ihrem Groll gegen die alte Dame in maßlosen Ausdrücken Luft machte, wie es nur zu oft geschah. Friedrich suchte daher eine Abhilfe darin, daß er die Berührung dieses Themas überhaupt nicht mehr zuließ, damit die Wunde, die nun einmal da war, durch unvorsichtiges Betasten nicht verschlimmert werde.

Die einzigen, die ihrer zum Weihnachtsfeste in der Ferne gedacht hatten, waren die Landskerrotitschs. Friedrich war mit dem Grafen in Korrespondenz geblieben, und kürzlich hatte dieser ihm eine Anzahl Besprechungen seiner „Lebensbilder aus Ungarn" zugeschickt, welche ungarische Blätter über Friedrichs Arbeit gebracht.

Jetzt zum Weihnachtsfeste hatte er einen riesenhaften Korb ungarischen Obstes an seine Freunde geschickt. Ein Brief, den er dazu geschrieben, lautete:

„Liebster Freund! Herzliche Grüße zum Christfeste, und bei dieser Gelegenheit gleich die besten Wünsche für das kommende neue Jahr, möge es Dir und Frau Eva die Erfüllung aller Eurer Hoffnungen bringen. — Wie Dich der Poststempel belehrt haben wird, schreibe ich Dir aus Pest. Ich bin mit Weib, Kind und dem ganzen Hausstande für den Winter hierher übergesiedelt.

Der Reichstag hat augenblicklich Session, und,
Vaterland wie es schien — lache nicht — mein
brauchte, bin ich seinem Rufe gefolgt. Es
einmal eine verkehrte Welt, in der wir leben, s
als einzelner gegen ihren Strom schwimmen?
ich denn zur Magnatentafel zurückgekehrt, wo ich
wärtig der Hauptkrakeeler bin. Ich glaube ein
mal wird man sich hier kaum den Ärmel nach m
reißen, man hat mir schon den Beinamen eines
terrible beigelegt. Ich sage es ja, es gibt nicht
fuseres als diese Welt. Höre nur! Neulich,
scheinlich um mir den Mund zu stopfen, hat
Regierung eine Dekoration angeboten, und wei
wofür? Für die mutige und umsichtige Bekä
der Typhusepidemie auf meinen Besitzungen im
Sommer. — Ich habe die Auszeichnung natürlic
weg abgelehnt. Hätte ich sie angenommen,
das einer Blasphemie gleichgekommen; der, dem
bührt, ist dort, wo man über dergleichen Faxen
ist. Ach, mein Freund, daß ein solcher Ma
solches Ende finden mußte! — Der Stein für
Grab mit Deinen Worten ist zu seinen Häupt
gestellt, aber noch ein ganz anderes Denkmal
ich ihm zu setzen, ein Denkmal, das in alle
hinaus die unerkannte Größe und das Verdienst
Freundes verkünden soll. — Erinnerst Du Dic
seines Planes, den er uns auf jener Jagd
Sümpfen darlegte? Er soll ausgeführt werde
will diese Moräste entwässern lassen, ganz in der
wie er es vorgeschlagen, und auf dem gewonnenen
lande soll eine Niederlassung für die Verarmt
Verkommenen der ganzen Umgegend gegründet
der Name dieser Ansiedlung aber wird seinem A

zu Ehren Konradsdorf lauten. — Schon im nächsten Sommer will ich an die Ausführung des Planes gehen, die Lösung dieses Problems wird fortan eine meiner Lebensaufgaben bilden. Die Leitung der Sache will ich in die Hände Krätzers legen. Ich habe Vertrauen zu ihm, daß er sich der Aufgabe gewachsen erweisen wird. Er ist ehrlich, voller Eifer und zuverlässig, und das will hierzulande viel sagen. Der letzte Bericht, den ich von der landwirtschaftlichen Schule über ihn erhalten, ist seines Lobes voll. — Also, wenn Du nächsten Sommer mit Deiner Frau Gemahlin nach Dzöröneck kommst, wirst Du uns in voller Arbeit finden.

„Unsere kleine Prinzeß gedeiht vortrefflich. Sie macht in meinem Herzen der Mutter bereits starke Konkurrenz. — Angelika erfährt, daß ich Dir schreibe; sie läßt Dir sagen, daß Du daran denken sollst, Eva bald den Familienstand und ein gesichertes Heim zu bieten. Ich weiß, daß dies in den besten Händen ist. Lege mich Deiner Herzenskönigin zu Füßen. Ganz der Deine, Landskerrotitsch."

Der Weihnachtsabend war still und friedlich. Draußen fiel der Schnee in dichten Flocken und bedeckte die Buden auf dem Altmarkte mit einer fußdicken Decke. Da unten herrschte noch ein reger Verkehr bis in die Nacht hinein, denn viele der ärmeren Leute, die erst am Abende mit dem Geschenke des Brotherrn in der Tasche aus den Geschäften eilten, kamen erst jetzt dazu, ihre Einkäufe zu machen. Überall an den Häusern um den großen Platz glänzten hellerleuchtete Fensterreihen. Das Glockengeläute der nahen Kreuzkirche rief die Andächtigen zum Weihnachtsgottesdienst.

Friedrich und Eva kam es heute besonders gemütlich in ihrem bescheidenen Wohnzimmer vor, wo sich in

dem alten Kachelofen ein tüchtiges Feuer mit laut
Krachen und Sausen hörbar machte.

Das Zimmer war beiden anfangs ein Grei
gewesen, mit seinen unzähligen ästhetischen Sünd
Aber allmählich hatten sie sich an das, grünes We
laub mit blauen Trauben darstellende Muster d
Tapete, ja selbst an die fünf Farbendrucke in beschabt
Goldrahmen gewöhnt, und Friedrich überraschte s
eines Tages dabei, daß er die Burg am Rhein, hin
der die Sonne in karmesinroter Glut unterging, ni
ohne behagliches Interesse betrachtete. Auch die viel
gehäkelten Lappen und Läppchen, die überall, auf de
unbequemen Sofa, einer wahren Marterbank, auf d
Stühlen, ja selbst auf Tischen und Kommoden umh
lagen, störten sie nur vorübergehend, wenn sie be
Aufstehen vom Sitze unfehlbar an den Kleidern haft
blieben oder wenn sich ein Gegenstand, den man a
legte, sicherlich in diesem Labyrinth von Maschen fi
die überall wie Vogelschlingen lauerten. Was ab
die ungezählten perlengestickten Behälter für den v
schiedenartigsten Gebrauch, die Gipsfiguren, künstlich
Buketts unter Glasglocken und vor allem die Ku
mit den zwei stumpfsinnigen Goldfischen anbelangte,
hatten sie sich mit der Zeit so an diesen spießbürg
lichen Zierat ihrer Umgebung gewöhnt, daß sie e
gewisses mitleidiges Wohlwollen für denselben zu heg
begannen.

Ihr Gespräch hatte sich dem vorjährigen Weihnacht
feste zugewandt; wie so ganz anders war es do
damals gewesen, sie hatten den heiligen Abend getren
voneinander verlebt, Eva mit ihrem Gatten, Friedri
bei Schaurotts.

Eva wollte sich entsinnen, daß es ihr an jene

Abende eigentlich zum ersten Male klar zum Bewußtsein gekommen sei, daß sie mit Mörner unglücklich lebe, und wie es nur ein Glück für sie geben könne: Friedrichs Liebe.

Dann sprachen sie vom nächsten heiligen Abend, und wie es da wohl sein möchte. Sie würden Mann und Frau sein, daran war nicht zu zweifeln. Der Scheidungsprozeß war ja nun glücklich im Gange, und wenn erst das Urteil auf Scheidung ergangen war, stand ja ihrer Verbindung nichts mehr im Wege.

Und während es draußen stiller wurde auf dem weiten Platze, die Kirchenglocken längst ihr Tönen eingestellt hatten, der Schnee in immer dichteren Massen vom Himmel fiel, im Ofen das niedergegangene Feuer nur noch leise summte, und die Lichtchen auf ihrem kleinen Christbaume bis in die Dillen heruntergebrannt waren, saß das Paar, Hand in Hand, Auge tief in Auge gesenkt, und ließ die Zukunft in den lieblichsten Bildern vor sich aufsteigen.

Wie glücklich fühlten sie sich jetzt, und um wieviel glücklicher würden sie noch sein, wenn erst der Ehestand ihrem Bunde seine Weihe verlieh.

Fünftes Kapitel.

In ihrem Hauswesen hatten Friedrich und Eva inzwischen eine Menge unvorhergesehener Unannehmlichkeiten zu überstehen.

Das Mädchen, welches sie gemietet, stellte sich bald als unbrauchbar heraus, es hatte ihr zwar nicht an gutem Willen gefehlt, aber sie war zu jung und unerfahren, um mit einer ebenfalls unerfahrenen Herrin zusammen wirtschaften zu können.

Man nahm nunmehr zu einer älteren erfahre
Person seine Zuflucht, aber diese verzankte sich
am Tage ihres Dienstantritts mit der Quartierw
Es brach ein völliger Fehdezustand aus, verriegelte
verbarrikadierte Türen waren nichts Seltenes,
gefechte von halbstündiger Dauer und mehr, ohne
parlamentarische Kontrolle in bezug auf die Kraf
Ausdrücke wurden geführt, ja zeitweise ward die
des Hauses durch verdächtige Töne, wie Kl
Klatschen, Kreischen und dumpfe Schläge, die
Gutes weissagten, in bedenklicher Weise gestört.
war daher froh, als die streitbare Jungfrau, mit e
vollen Monatslohn in der Tasche, nach den ersten
zehn Tagen abzog.

Es löste sie eine professionelle Trinkerin ab,
der die Spiritusreste in der Kochmaschine nicht
waren.

Dann zog ein Mädchen ins Haus, die alle
züge und Tugenden in sich zu vereinigen schien; sie
reinlich, liebenswürdig, flink und fleißig, aber sie
eine solche Anziehungskraft auf das Militär aus,
die Treppen in den Abendstunden den Eindruck mac
als sollte hier Parole für die Garnison ausgeg
werden. Die übrigen Hausbewohner, besonders
die empfindsame Tochter der Quartierwirtin,
darüber im höchsten Grade empört und verlangte
Entlassung der allzu anziehenden Fee.

Eva und Friedrich waren daher nach solchen
fahrungen froh, als die Quartierwirtin sich erbot
eigener Person für sie die Wirtschaft führen zu w

Die Frau war eine echte Dresdnerin vom
Schlage, sie liebte den Kaffee, aber über alles gin
der Klatsch. Friedrich und Eva wußten oft

wohin sie sich vor den Attacken ihrer Beredsamkeit flüchten sollten. Jedes kleinste Vorkommnis gab ihr Gelegenheit zur Anknüpfung endloser Erzählungen. Sie war zweimal verheiratet gewesen, und es war kaum zu bezweifeln, daß sie die beiden Gatten unter die Erde geredet hatte. Der besseren Unterscheidung wegen pflegte sie diese Opfer ihrer Redseligkeit kurzweg als „mein erster Seliger“ und „mein zweiter Seliger“ zu bezeichnen.

Während diese Frau also die offenherzige Mitteilsamkeit in Person war, vertrat ihre Tochter erster Ehe die stumme, heimliche Neugier. Sie war eine skrofulöse Dreißigerin, ein Mädchen, das nie eine Blüte gehabt, so recht ein kümmerliches Topfgewächs, aufgewachsen in einem luft- und lichtarmen Stadtquartiere. Die Mutter hatte das Kind verhätschelt, und mit sehr viel Kaffee und Süßigkeiten großgezogen. Während sich die sechzigjährige Mutter nach Kräften plagte und mühte, tat dieses Wesen nichts, als Leihbibliothekromane lesen, den Eintretenden die Entreetüre öffnen, um dann verlegen lächelnd zu verschwinden, und, wenn sie sich unbeobachtet wußte, neugierig umherzuschnüffeln.

Friedrich und Eva waren ihr von Anfang an sehr interessant gewesen. Merkwürdig, dieses Mädchen, das selbst niemals irgendwelche Liebeserfahrungen gemacht, das die Welt nur aus zwei blinden Hinterstubenfenstern sah, hatte vom ersten Tage an gewittert, daß dieses Paar nicht verheiratet sei und mit lüsterner Gier suchte sie von da an Tatsachen zu entdecken, die diese ihre Ansicht bestätigen konnten.

Dieses bedauernswerte Geschöpf, dem die Natur die Aufregung sinnlicher Freuden versagt hatte, suchte dafür eine Entschädigung zu finden, indem es sich an der Sünde anderer erregte.

Friedrich und Eva hatten keine Ahnung d
daß dieses scheue linkische Mädchen, dessen Augen
überhaupt nicht zu sehen bekam, weil sie beständig
Boden gerichtet schienen, heimlich alle ihre S
durchstöbere, ihre Besitztümer und Toilettenstück
in das kleinste Detail genau kenne, jeden Brief,
sie liegen gelassen, auswendig wußte, und mehrfach
ihr abendliches Zusammensein mit Auge und Ohr
die Klinze einer schadhaften Tür belauscht hatte.

Im übrigen war es Friedrich gelungen, neug
Blicke von seinem und Evas gemeinsamem Leben
zuhalten. Sie hatten mit niemandem Verkehr. Fri
hatte es geflissentlich gemieden, mit den übrigen
arbeitern und Redakteuren seines Blattes in
ziehungen zu treten, die über das Geschäftliche hi
gingen.

Er war froh, daß der Urlaub, welchen e
seinem Weggange von Berlin im Frühjahre
dortigen Bezirkskommondo fürs Ausland erbeten,
vorhielt. So kam er auch mit den Militärbeh
und den Reserveoffizierkorps in keinerlei Berüh

Einem einzigen Bekannten war er begegnet,
ehemaligen Major seines Regimentes, der jetz
große Zahl abgegangener preußischer Offiziere,
der sächsischen Residenz ihre Pension verzehren,
größern half.

Friedrich war niemals genauer mit ihm be
gewesen, auch hatten sie sich mehrere Jahre lang
gesehen, aber trotzdem sich Friedrich einen Vo
stehen ließ, um sich unkenntlich zu machen, hatt
der Major, als er ihn zufälligerweise auf der S
begegnet, mit dem Falkenblicke des alten Militär
fort erkannt und in kordialster Weise gegrüßt.

Von da ab begegneten sie einander nicht selten. Der Major machte seinen Morgenspaziergang nach dem großen Garten hinaus, wenn Friedrich sich nach dem Redaktionsbureau zu begeben pflegte. Er war eine jener Dutzendfiguren pensionierter preußischer Militärs: sorgfältig gekleidet, die Reste des Haares vom Hinterkopf über das Ohr nach vorn in Gestalt der Armeelocke gekämmt, stramm in Gang und Haltung, trotz seines grauen Backenbartes, beim Gruße aus langjähriger Gewohnheit eine Bewegung mit der Hand ausführend, nicht als ob er den Hut abnehmen, sondern die Finger an den Schirm der Kopfbedeckung führen wolle.

Er zeigte anfangs mehrfach die augenscheinliche Absicht, Friedrich anzureden, da dieser aber in nicht mißzuverstehender Weise auswich, blieb es beim freundschaftlichen Gruße zwischen ihnen.

Der Major war wie alle „Abgehalfterten" den ganzen Tag auf den Beinen, und so traf ihn denn Friedrich auch hin und wieder, wenn er mit Eva einen Spaziergang unternahm. Der alte Herr grüßte dann besonders höflich, und seine Mienen nahmen jenen respektvoll interessierten Ausdruck an, den man oft an älteren Junggesellen einem jungen Paare gegenüber beobachten kann.

Daß er und Eva des Alten Neugier wachgerufen hatten, war Friedrich klar. Einmal ging er ihnen ein ganzes Stück Wegs nach; Friedrich, der dies merkte, kehrte plötzlich um und setzte dadurch den so auf der Tat Ertappten in einige Verlegenheit.

In die ersten Tage des neuen Jahres fiel ein Ereignis von Bedeutung; Eva wurde gewahr, daß sie in anderen Umständen sei. Unerfahren, wie sie war,

hatte sie die Entdeckung erst zwei Monate nach
wirklichen Eintrittspunkte gemacht.

Friedrich erschrak heftig, als er davon erf
Merkwürdig! diese natürlichste Folge der Liebe
von den Männern selten in Betracht gezogen.
jenem Augenblick, wo er ganz von der Leidenschaft
herrscht wird, denkt der Mann daran zu allerletzt,
in Momenten ruhigerer Erwägung unterdrückt er
Warnungen des eigenen Innern geflissentlich. W
er dann vor der unabänderlichen Tatsache steht, ist
Unbehagen um so stärker, jetzt auf einmal wird
Stimme der Vernunft laut, die so lange geschwie
und Bangen, Abscheu und Verzweiflung dringen
dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit, die jetzt an
Stelle der leichtsinnigen Genußfreude tritt, um so
erweckender auf den zukünftigen Vater ein.

Für Friedrich hatte die eben gemachte, unerwar
Entdeckung noch eine ganz besondere verhängnisv
Bedeutung. Durch Evas Schwangerschaft wurde
Situation, wie sie bisher für das Paar bestan
völlig geändert.

Friedrich hatte, seit seiner Rücksprache mit Mön
die Hoffnung hegen dürfen, daß seine eheliche
bindung mit Eva nunmehr bald erfolgen könne,
stellte sich dem ein neues Hindernis in den Weg;
Friedrich wußte nur zu gut, daß die Möglichkeit e
Wiederverheiratung der geschiedenen Frau in
nächsten dreiviertel Jahr nach erfolgter Scheidung d
einen speziellen Erlaubnisschein bedingt sei, und
Lizenz war nur dann zu erlangen, wenn ein ärztli
Attest die Nichtschwangerschaft der geschiedenen
versicherte. Ihre Verbindung wurde dadurch also
neuem in unbestimmte Ferne hinausgeschoben.

Der Schlag war hart, es war der härteste, den Friedrich bisher empfunden, denn er vernichtete mit einem Male alles, woran sich seine Hoffnung auf eine Wandlung des augenblicklichen, so drückenden und beschämenden Zustandes geknüpft hatte.

Friedrich hatte sich längere Zeit gescheut, Eva über die folgenschweren Konsequenzen ihres Zustandes aufzuklären. Derselbe brachte es mit sich, daß sie leicht erregt und trübe gestimmt war, er wünschte ihr daher, solange es anging, eine so wenig erfreuliche Nachricht vorzuenthalten.

Eines Abends — Eva lag ausgestreckt auf dem Sofa, das ihr Friedrich mit Hilfe mehrerer Decken und Kissen zu einer erträglichen Lagerstätte zugerichtet hatte, er selbst saß neben ihr — kamen sie aber im Gespräch diesem Thema so nahe, daß Friedrich seine Erörterung nicht mehr vermeiden konnte.

Eva stellte, einer ihrer plötzlichen scheinbar unvermittelten Gedankeneingebungen folgend, die Frage an Friedrich: „Wirst du mich dann auch noch lieben, wenn — nun wenn das Kleine erst da sein wird?"

„Aber Eva, noch viel mehr!" beeilte er sich zu versichern. „Wenn das überhaupt möglich ist."

„Ich habe solche Angst vor der Zeit. Eine Ahnung sagt mir, daß ich die Geburt nicht überstehen werde."

„Ach Unsinn, das sind ja nur Einbildungen."

„So viele Frauen gehen dabei zugrunde."

„Sieh doch Angelika an. Wie leicht hat sie die Entbindung überstanden, und sie ist soviel älter als du."

„Ich habe oft solche Visionen, da ist mir als ob — wie soll ich es nur beschreiben — als ob alles um mich her versänke. Mir wird dann so angst, ich weiß

vor Unruhe nicht wohin, ich verliere alle Zuv
selbst zu dir."

„Solche Stimmungen hat, glaube ich, jede
in diesem Zustande durchzumachen. Fasse nur
es wird schon alles gut abgehen. Mich pe
Sorgen ganz anderer Art."

„Wie meinst du?"

„Nun, ich sorge mich, wenn ich an den
und Namen unseres Kindes denke."

„Der Name! Nun das ist doch wirklich
große Sorge; wir werden schon einen finden."

„Nein, du mißverstehst mich, ich meine nid
Vornamen; es handelt sich um den Familienna

„Wird denn das Kind nicht nach dir heißen

„Nein Eva, das Kind wird deinen Mä
namen tragen."

„Wie, sind wir dann nicht längst getraut?"

„Nein, wir werden es noch nicht sein, das
läßt es nicht zu. Eben dieses Kind, das unter d
Herzen heranwächst, ist das Hindernis unserer
bindung."

„Wir müssen uns darein schicken. Es ist
Nicht wahr?"

Sie schwiegen beide eine Weile. Eva schie
Gehörte in ihrem Geiste zu bewegen. Sie hat
Nachricht weit ruhiger hingenommen als er ern
Nach einiger Zeit begann sie:

„Und wird das Kind diesen anderen Name
sein Leben tragen?"

„Nein, wir werden ihm, wenn wir erst getrau
durch nachträgliche Adoption unseren Namen g

„Nimmst du dir die Sache sehr zu Herzen, Fried
fragte Eva, als sie seine verdüsterte Miene ben

„Ja, ich nehme mir's zu Herzen!" rief er und sprang auf, um das Zimmer mit großen Schritten zu durchmessen.

„Und warum?" meinte sie. „Ist es denn nicht einerlei, ob wir uns einige Monate früher oder später heiraten? Das ändert doch sehr wenig. Lieben wir uns denn nicht wie Eheleute, und vielleicht noch mehr als die meisten Eheleute?"

„Ja, wenn es sich darum allein handelte! Auch ich glaube nicht, daß die Trauungszeremonie an unserem Verhältnisse zueinander irgend etwas ändern wird, aber es ist nun einmal die gesetzlich verlangte Form, ohne welche die Welt unser Zusammenleben für ein Verbrechen ansieht, und uns selbst nicht als anständige Leute anerkennt. Wir können uns nicht über diese Schranken hinwegsetzen. Ja, wer auf eine einsame Insel flüchten könnte. Aber man ist einmal Mensch unter Menschen. — Die Welt urteilt schnell und hart und vergißt schwer, sobald es sich um einen Makel handelt. Kommen wir erst ins Gerede, so sind wir gebrandmarkt für immer. — Wissen denn die anderen, wie sich das alles so geschickt hat? Ich verstehe es oft selbst nicht, wie es dahin hat kommen können."

„Ach, laß das doch, Friedrich!" rief Eva, „wozu das Grübeln! Ich sage dir ja, daß ich mir auch nicht das geringste daraus mache, was die anderen von uns denken, und du, der du immer behauptet hast, du verachtetest das Gerede der Menschen. — Komm, setz dich zu mir, o komm. — Ich liebe dich ja — heute und immer, komm!"

Aber es gelang ihr heut nicht, die trüben Wolken, die sich auf sein Gemüt gelagert, zu verscheuchen.

Sechstes Kapitel.

Noch nie war Friedrich ein Winter so la
schienen wie dieser. Seit Monaten schon wi
Schneedecke nicht von den Hügeln rings um Dr
und die Elbe ging mit Eis, das sich an der Aug
brücke zu einer mächtigen Masse angestaut hatt
einem Gletscherfelde ähnlich sah und dem Stron
wenige Pfeiler auf der Altstädter Seite frei ließ

In der inneren Stadt freilich bekam das
wenig von dem Weiß der Schneedecke zu sehen.
gefallen, bedeckte ihn schon der Ruß mit seinem schn
Mantel. Hunderte von Wagenladungen der
schwarzen Masse wurden täglich aus der Stadt gef
aber, wie es schien, vergeblich, immer wieder wa
Himmel über Nacht neue Flockenmassen herunter

Und als nun schließlich Tauwetter anbrac
glich die Straße dem schmutzigen Bette eines
getretenen Flusses, tagelang watete man durch
schlüpfrigen, dunkelfarbigen Schlamm, der vo
Dächern immer neue Nahrung erhielt.

Friedrich, dem Dresden bei seiner ersten Be
schaft einen so lachenden, einladenden Eindruck ge
war längst von dieser Anschauung kuriert worden
haßte diese Stadt jetzt, die ihm nichts von dem ge
hatte, was er hier zu finden erwartet.

Die ersten Monate des neuen Jahres brachte
eine Enttäuschung nach der anderen.

Mit seinen Rezensionen machte er kein
Das Publikum warf ihm vor, daß er umstü
Ideen vertrete, und die Kritik anderer Blätter
dieser Anschauung Stimme. Die Mitarbeiter un

Redaktion dagegen gaben ihm schuld, er sei schroff und einseitig.

Die Wahrheit war, daß Friedrich völlig unbeeinflußt von irgendwelchen Rücksichten auf Namen, Stellung, oder Renommee der Autoren, deren Arbeiten ihm zur Kritik vorlagen oder der Künstler, deren Leistungen er zu beurteilen hatte, sein Urteil einfach nach bester Überzeugung fällte.

An dem Blatte, dem er angehörte, war eine derartig rücksichtslos unparteiische Kritik bisher nicht üblich gewesen. Friedrichs Vorgänger am Feuilleton, eine kritische Feder ersten Ranges, hatte sich in seinen Kritiken doch vielfach von rein persönlichen Rücksichtnahmen leiten lassen. Um so größere Entrüstung erregte die unnahbare Selbständigkeit seines Nachfolgers, den man gerade deshalb, weil er vom Publikum bisher in den Himmel erhobene Götzen, deren Hohlheit er erkannt, von ihrem Sockel warf und andere verkannte und ungerechterweise vernachlässigte Elemente erhöhte, der Ungerechtigkeit und Parteinahme bezichtigte.

Sehr angenehm für Friedrich war es, daß man ihn seiner völligen Weltabgeschiedenheit wegen im Publikum und selbst in Künstlerkreisen gar nicht kannte. Die geifernde Anfeindung traf nicht seine Person, sondern nur die Chiffre („Ch.“), unter der er veröffentlichte.

Um so unerquicklicher gestaltete sich sein Verhältnis zu den übrigen Journalisten, durch seine Exklusivität und das zurückgezogene Leben, welches er führte. Man legte ihm sein reserviertes Wesen als dünkelhaften Hochmut aus und wartete nur auf eine passende Gelegenheit, um dem „Baron“, wie er in dieser Umgebung hieß, ein Bein zu stellen.

Auch die Redaktion war nicht mehr mit ih
frieden, seit er einige Bücher abfällig beurteilt, di
ihm mit dem Bemerken zugestellt, der Autor ve
besondere Berücksichtigung, und diese Unzufrie
wuchs, als er einen Wink, sich in seinen Theater
etwas mehr dem herrschenden Geschmacke anzu
in den Wind geschlagen hatte.

Friedrich fühlte die Abneigung, die er einflößte,
aber er suchte ihre Ursache an einer falschen
Der Gedanke, daß man sein Verhältnis zu Eva
schaue, war neuerdings zu einer fixen Idee be
geworden. Die Furcht der Entdeckung verfolg
wie ein Gespenst. Wenn er mit Eva auf der
ging, so glaubte er in jedem zufällig auf sie u
gerichteten Blicke die Kenntnis ihres Geheimni
lesen. Den wenigen Menschen, mit denen er bei
jetzigen Lebensweise zusammen kam, begegnete
täglich zunehmendem Mißtrauen.

Die trübselige Vereinsamung, in der er sein
zubrachte, fing mit der Zeit an, sein ganzes We
beeinflussen. Der Mensch ist einmal auf den M
angewiesen; wer mit der Last des Daseins b
abgesondert von den anderen einen einsamen
wandelt, hat um so schwerer daran zu tragen.

Der ideale Schwung, ein Erbteil seiner M
der ihn früher über die Zufälligkeiten des Tages
hinweggetragen hatte, die Enthusiasmusfähigk
Friedrich, war ermattet. Eine Kleinigkeit ver
ihn jetzt völlig aus dem seelischen Gleichgewi
werfen, er war mißmutig, reizbar und grämlich,
an zu grübeln und machte sich so seine schwierig
durch selbstgeschaffene Sorgen noch um ein gu
drückender.

Eine andere fixe Idee, die ihn verfolgte, war der Gedanke, er werde mit dem Gelde nicht auskommen.

Als er nach Dresden ging, hatte er ausgerechnet, daß er mit Eva von den Zinsen des ihm verbliebenen Kapitals und dem Ertrage seiner Feder werde leben können. Aber diese Berechnung hatte sich in der Folgezeit als irrtümlich ausgewiesen.

Bei Eintritt der kälteren Jahreszeit mußte er für Eva eine vollständige Wintergarderobe beschaffen, und diese Anschaffung verschlang viel Geld. Auch der Hausstand mit dem anfänglichen häufigen Wechsel des Mädchens hatte ihnen weit mehr gekostet, als Friedrich ursprünglich angenommen. So sah er sich denn abermals genötigt, Kapital anzugreifen. Und für die Zukunft gab es keinerlei Aussicht auf Besserung in dieser Beziehung. Im Gegenteil: mit der Geburt eines Kindes mußte sich der Hausstand ja noch um ein bedeutendes verteuern.

Solche Erwägungen führten ihn naturgemäß auf den Gedanken, durch Nebenarbeiten auf literarischem Gebiete seine Einnahmen zu vermehren, aber es war eigentümlich, die kleinlichen Nebensorgen, die jetzt an ihm arbeiteten, schienen die Fähigkeit der Selbstproduktion in ihm ertötet zu haben.

Der Anfang des Romans, den er vor einigen Monaten im Schwarzwalde, vom Feuer poetischer Begeisterung glühend, niedergeworfen hatte, starrte ihn jetzt an wie das Werk eines Fremden. Die Arbeit in gleichem Geiste weiterzuführen, wäre er nicht fähig gewesen; es würde ein Marmortorso mit einer Gipsergänzung daraus geworden sein. Sein Geist glich einem Vogel, dem die Schwingen durchnäßt worden, kaum vermochte er sie mühsam vom Boden zu erheben,

vielleicht würde er sie in der Sonne eines
Glückes wieder regen können; augenblicklich,
Friedrich ein, durfte er nicht hoffen, auf po
Gebiete etwas Ersprießliches zu schaffen.

Bei weitem die traurigste Seite seines G
aber war, daß er an Eva keinerlei Stütze i
schweren Zeit fand. Es trat jetzt offener zuta
jemals zuvor, daß sie sich im Grunde der Seel
seitig nicht verstanden. Das, was sie zueinand
gezogen und bisher aneinander gefesselt hatte,
rein sinnliches Wohlgefallen gewesen.

Wie jeder Verliebte hatte auch Friedrich
liebten Weibe zu ihren körperlichen Reizen ein
der höchsten seelischen und geistigen Vorzüge
gedichtet; er liebte lange Zeit in Eva ein Ideal
wie es sich die gefällige Phantasie nach den W
seines Herzens zurechtgemacht. Allmählich freili
er diejenige besser kennen, die er liebte, und als
dann über ihre mannigfachen Fehler klar ge
ließ ihn die sinnliche Liebe doch immer noch na
Besitz schmachten. Jetzt, wo der Sinnenrausch ve
wo sie ihm nichts mehr zu geben vermochte a
Wiederholung des schon Genossenen, kam eine
Ernüchterung als notwendiger Rückschlag über

Der Mann sucht im Weibe, solange er
kennt, immer mehr, als sie ihm zu bieten verma
Enttäuschung ist um so bitterer, je höher sich d
liebte seinem Temperamente gemäß in sangu
Hoffnungen verstiegen hat.

Das nahe Zusammenleben in einem engen
quartier, zu dem sie in der letzten Zeit verdan
wesen waren, hatte dazu beigetragen, ihm de
von Illusionen zu rauben, denen er sich in f

Tagen so willig über Evas Person hingegeben. All die süßesten Reize eines jungen Liebesglückes: das mysteriöse, selbst in höchster Leidenschaft verschämte, im gegenwärtigen Genusse schon nach der Wiederholung glühende Vereinigen der Leiber und Seelen kam nicht wieder. Sie standen jetzt in der kritischen Zeit, wo es sich für ein Paar darum handelt, ob aus der Asche der niedergebrannten geschlechtlichen Liebe Treue erwachsen wird, ob an Stelle der Flitterwochenliebelei ein auf gegenseitige Achtung und Vertrauen gebautes Verhältnis erstehen mag, oder ob die Zukunft nur noch allmähliches Erkalten bringen kann, das in völliger Gleichgültigkeit oder in Haß und Widerwillen enden muß.

Für Friedrichs höchste Interessen, für das, was ihm das Leben wert machte, ebenso wie für seine tiefsten Kümmernisse hatte Eva kein Verständnis.

Sie begriff nicht, warum er über den Bruch mit seiner Mutter nicht hinwegkam. Sie verstand auch nicht, warum ihm das Bewußtsein ihres ehebrecherischen Zusammenlebens so martervoll war. Sie hatte es ihm gegenüber ja selbst in naivster Weise ausgesprochen, wie wenig dieser Zustand sie geniere. Das Ehrgefühl des Mannes, das sich selbst, seine Umgebung und sein Leben von der Welt als ehrenhaft und makellos anerkannt sehen will, dieses Streben in ihm war ihr unfaßlich. Darum war sie auch unfähig, die Wandlung, welche in letzter Zeit in seinem Wesen eingetreten war, zu verstehen.

Diese Wandlung traf sehr ungünstig zusammen mit der Periode ihrer Schwangerschaft, wo die Frauen am schwersten zu leiden haben von dem in stärkster Entwicklung begriffenen Kinde. Die nervös sensitiv beanlagte Eva litt besonders arg; ihre lebhafte Ein-

bildungskraft ließ sie die Schmerzen stärker emp
ihrem Gemüte die bevorstehenden Kindesnöte bes
schreckhaft erscheinen. Die häufige, scheinbar unmot
Erregtheit und Unruhe, in der sie sich jetzt befa
höhte Friedrichs Reizbarkeit.

Aber es war jetzt nicht mehr wie früher,
bei Meinungsverschiedenheiten leicht in leidenschaf
Streit aneinander gerieten. Das waren Gewit
wesen mit starken Entladungen, nach deren V
ziehen ihnen die Sonne der Versöhnung um so lie
geschienen, jetzt glich ihr Zusammensein häufig
trüben Tage mit wolkenumhülltem Himmel. Zu
schaftlichen Ausbrüchen kam es selten mehr z
ihnen, sie beleidigten einander aber um so mehr
Kälte und Gleichgültigkeit, absichtliches Mißver
kleinliche Nörgeleien. Sie trugen einander die Kränk
im geheimen nach, wo sie schwerer und nachh
wirken, als wenn sie in offenem Streite ausge
werden. Kam es dann doch zur Versöhnung, n
ja aufeinander angewiesen waren, dann war es
wie ehemals, eine selige Wiedergeburt der Liebe, s
ein Kompromiß mehr der Vernunft als des H
mit dem melancholischen Ausblick auf erneuten
und Bruch.

Dieser Zustand wurde auf die Dauer unert
und schien einer Katastrophe zutreiben zu wollen

Siebentes Kapitel.

Eines Tages erhielt Friedrich eine sekrete
von seinem Regiment, laut deren er sich sofor
Berlin zu begeben habe behufs Rücksprache m
Kommandeur in Privatangelegenheiten.

Friedrich war im höchsten Grade erstaunt über diese Order. Was konnte das Regiment von ihm wollen, jetzt, wo er keine Einziehung zu gewärtigen hatte, und woher kannte man überhaupt seinen Aufenthaltsort. Ihm ahnte nichts Gutes.

Gegen Mittag in Berlin angekommen, begab sich Friedrich sofort zur Kaserne und dort aufs Regimentsbureau.

Der Adjutant war ihm wohlbekannt, er empfing Friedrich mit großer Zuvorkommenheit, gratulierte ihm zu seinem Vollbart und fragte schließlich nach seinem Begehr.

Friedrich erkannte schnell, daß er den Unbefangenen spiele, und gab reserviert zur Antwort, er sei zum Kommandeur befohlen.

Der Adjutant setzte die Geschäftsmiene auf, sagte, der Herr Oberst wünsche Herrn von Choiseule nach Erledigung der übrigen Geschäfte zu sprechen, und er möge selbst einen Stabsoffizier des Regiments namhaft machen, welcher bei der Unterredung zugegen sein soll, da der Herr Oberst nicht das Vernügen habe, Herrn von Choiseule persönlich zu kennen.

Friedrich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß das Regiment vor kurzem den Chef gewechselt habe. Er ließ sich nun die Stabsoffiziere nennen und entschied sich für den Etatsmäßigen, welcher, als er sein Jahr abdiente, sein Bataillonschef gewesen war.

Dienstliche Angelegenheiten nahmen jetzt den Adjutanten in Anspruch, er bot Friedrich an, in seinem Wohnzimmer zu warten, aber dieser schlug das Anerbieten aus, er wollte auf dem Bureau bleiben.

Nach geraumer Zeit öffnete sich die Tür des Kommandeurzimmers und der Etatsmäßige trat zu

ihm. Friedrich hatte den Mann immer gern ge
seines biederen, männlichen Charakters wegen.
mißtrauisch forschender Blick konnte auch heute
Wandlung in dem Wesen des Offiziers entdecke

Er fragte Friedrich ohne große Umschweif
er sich in der letzten Zeit aufgehalten, und wa
gegenwärtige Beschäftigung sei.

Friedrich berichtete ihm von seinem Aufe
in Ungarn im vergangenen Sommer und gab
augenblickliche Tätigkeit an. Seines Zusammen
mit Eva tat er natürlich keinerlei Erwähnung.

Nach einiger Zeit schien der Offizier gen
fahren zu haben; er verbeugte sich und begab
das Zimmer zurück, aus dem er gekommen.

Bald darauf wurde Friedrich zum Komm
gebeten.

Der Oberst war eine stattliche elegante Ersch
mit langem blonden Backenbart und männlich s
Zügen.

Nachdem der Etatsmäßige Friedrich vor
hatte, begann der Kommandeur in kameradschaf
Tone, dessen Freundlichkeit Friedrich etwas
erschien:

„Herr von Choiseule, sehr erfreut Ihre B
schaft zu machen. Habe gehört, daß Sie als R
bei unserem Regiment stets Ihre Schuldigkeit
hier, der Herr Oberstleutnant hat Ihnen ei
günstiges Zeugnis ausgestellt, freue mich, wie
Sie kennen zu lernen. — Über Ihre jetzige Leben
sind — wie soll ich gleich sagen — sind Gerüc
uns gedrungen, die es uns wünschenswert macht
persönlich zu sprechen. Was nun Ihre Beschäf
betrifft, so sind zu meiner Freude die Bedenken ge

Der Herr Oberstleutnant hier ist der Ansicht, daß sich Ihre Tätigkeit mit der Stellung eines Reserveoffiziers unseres Regiments verträgt — und ich bin ebenfalls seiner Ansicht. — Freut mich, daß dem so ist. Aber da ist noch eine andere etwas delikatere Affäre, über die Sie uns auch noch Auskunft geben möchten. Bin überzeugt, die Sache wird sich ebenfalls zur Zufriedenheit aufklären. — Sie leben mit einer Dame zusammen?"

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

„Ach lassen Sie doch den dienstlichen Ton. Wir sprechen hier ganz unter uns, als Kavaliere — verstehen Sie. — Ich möchte die Sache rein privatim behandeln. Es kann Ihnen ja selbst nur höchst erwünscht sein, wenn wir die Sache nicht an die große Glocke hängen. — Also, Sie leben mit einer Dame zusammen, sind aber nicht mit ihr verheiratet; dies würde ja an und für sich nichts zu bedeuten haben, wenn diese Dame nicht —"

„Darf ich mir zunächst eine Frage gestatten, Herr Oberst!"

„Bitte!"

„Kann ich den Namen desjenigen erfahren, der sich um meine intimsten Angelegenheiten in so indiskreter Weise bekümmert hat?"

„Der Name des Herrn tut gar nichts zur Sache. Gerüchtweise haben wir von Ihrem Verhältnisse zu einer verheirateten Dame schon längst erfahren, haben aber nicht darauf geachtet, da es eben nur Gerüchte waren. Jetzt sind wir direkt darauf aufmerksam gemacht worden. Seien Sie uns dankbar, daß wir Sie in eigener Person zu einer Vernehmung herangezogen haben; es ist dies eine Rücksicht, die wir gar nicht nötig haben. Wollen Sie uns nun nähere Auskunft

über Ihr Verhältnis zu der betreffenden D
geben?“

„Nein, Herr Oberst, ich verweigere jede Auskun
sagte Friedrich, blaß bis in die Lippen und vor
regung zitternd, behielt aber die Unbeweglichkeit
militärischen Stellung bei.

Der Oberst hatte eine Gebärde des Unmutes
wandte sich an den Etatsmäßigen, der die Ac
zuckte. Dann sagte er:

„Es ist eine Dame im Spiel, Sie mögen des
Ihre Gründe zum Schweigen haben. Jedenfalls h
wir keine Mittel, Sie zum Sprechen zu bringen.
Sie berauben sich selbst der Gelegenheit, eine
schuldigung anzubringen, und ich gebe Ihnen zu bede
daß Ihre Hartnäckigkeit unter Umständen nacht
Folgen für Sie haben könnte.“

Friedrich schwieg.

„Haben Sie nichts weiter zu sagen?“

„Nein, Herr Oberst.“

„Dann ist es gut! Das weitere werden Si
fahren.“

Damit endete das Gespräch.

Tief verstimmt kehrte Friedrich nach Dresden zu
Lange sann er hin und her, wem er wohl die
schwärzung zu verdanken haben möge, um schließli
der Überzeugung zu gelangen, daß niemand and
der Denunziant sein könne, als jener pensionierte M
mit dem in näheren Verkehr zu kommen, Friedri
eifrig vermieden hatte.

Noch im frischen Ärger beschloß er, den M
aufzusuchen und ihn zur Rede zu stellen.

Es gelang ihm, die Adresse des Majors ausf
zu machen, und er begab sich nach dessen Wohn

Die Logiswirtin erklärte ihm jedoch, der Herr sei für längere Zeit verreist, soviel ihr bekannt, sei er nach Berlin gegangen.

Friedrich war im Grunde froh, daß er auf diese Weise um eine Auseinandersetzung kam, die auf alle Fälle unerquicklich gewesen wäre und an den Tatsachen nichts zu ändern vermocht hätte.

Der Bescheid von Berlin ließ nicht lange auf sich warten. Er erhielt per Dienstbrief angezeigt, daß er zu einem Linienregimente in Posen versetzt sei.

Friedrich atmete auf; wenigstens hatte sich kein Ehrengericht mit seiner Angelegenheit befaßt, wovor ihm gebangt hatte. Er glaubte es auf die Vermittlung des Etatsmäßigen zurückführen zu müssen, daß er davor bewahrt geblieben, und war diesem dafür dankbar.

Aber schmerzlich traf ihn diese Versetzung dennoch. Er hatte an seinem alten Regiment gehangen und sich nicht ohne Stolz als der Garde angehörend gefühlt.

Seine pessimistische Laune aber wurde durch dieses Ereignis noch um einige Nuancen düsterer gefärbt. Man wendete sich von ihm ab, stieß ihn aus; nur weiter so fort, dann würde bald niemand mehr etwas von ihm wissen wollen.

Friedrich fing jetzt an zu begreifen, was es heißt, sich als einzelner gegen die Satzungen der Gesellschaft aufzulehnen. Wer das wagen will, der muß in sich selbst so sicher und nach außen so hart sein, daß er den Verlust von Liebe, Nachsicht und Mitgefühl verschmerzen kann, denn diese hat er bei den Menschen verscherzt, nur noch ihr Haß, Groll und Hohn wird ihn in Zukunft verfolgen; wie das Hühnervolk über ein Krankes unter ihnen, so werden seine Mitmenschen über ihn herfallen, wenn er eine Schwäche zeigt. Und

ist er nicht ganz gepanzert in Selbstgenügsamke
Menschenverachtung, ist eine Stelle weich an i
blieben, und wäre sie nur so groß wie der verhä
volle Fleck auf Siegfrieds Rücken, dann wird i
Speer der Rache ganz sicher dort treffen.

In diese Zeit fiel ein Ereignis, welches Fr
den längst in Erwägung gezogenen Plan, Dres
verlassen, nunmehr zur Ausführung bringen ließ

Eines Abends aus dem Theater zurückk
hatte er die Vorsaaltür nicht wie gewöhnlic
geschlossen, sondern nur angelehnt gefunden. Un
die er bereits schlafend wähnte, nicht zu wecken
Friedrich möglichst geräuschlos nach seinem Z
gegangen und hatte hier die Tochter seiner
überrascht, wie sie einen Brief, den er beim We
in ein Schubfach geworfen, eifrigst studierte.

Das schwächliche Geschöpf war so erschreck
sie sich in flagranti ertappt sah, daß sie einer Oh
nahe zusammenbrach und Friedrich sie selbst au
Zimmer geleiten mußte.

Friedrich zog die Mutter zur Verantwortun
Geschehenen heran. An und für sich in einer rei
Stimmung und durch das Erlebte besonders verd
herrschte er die Frau in einer Weise scharf an,
sonst nicht in seiner Gewohnheit lag. Die Frau
ihrer erprobten Zungenfertigkeit keine Schande, sie
den Spieß um, machte Friedrich, der sich bald
von ihr überschrien sah, die härtesten Vorwür
schleuderte ihm schließlich die Anschuldigung in
sicht, er lebe mit Eva in „wilder Ehe".

Vor dem Zorne, den diese Worte in Fr
aufkochen ließen, floh die Frau. Am nächsten M
machte sie dann einen Versuch reuiger Abbitte.

Friedrich wies alle Vermittlungsvorschläge kurzerhand ab, er kündigte. Nunmehr war er fest entschlossen, dieser Stadt den Rücken zu kehren, wo sich für ihn Demütigung auf Demütigung häufte.

Ein Bekannter aus seiner Studentenzeit, welcher durch das Staatsexamen gefallen und ihm seitdem aus den Augen gekommen war, hatte kürzlich an Friedrich geschrieben. Er war jetzt in München und im Begriff, eine belletristische Wochenschrift zu begründen, zu der er Mitarbeiter suchte. Er hatte sich mit der Aufforderung, an seinem Unternehmen teilzunehmen, auch an Friedrich gewandt.

Jetzt beantwortete Friedrich diesen Brief, erhielt umgehende Gegenantwort, und es ward abgemacht, daß er gegen ein festgesetztes Honorar seine Feder dem neuen Blatte widmen werde.

Friedrichs Kontrakt in Dresden wurde schnell gelöst, er schied leichten Herzens, und man war zufrieden, ihn ziehen zu sehen.

So wollte er denn seinen Stab abermals an einen anderen Fleck setzen, in der Hoffnung, daß er dort grünen möge; diesmal nach München.

Eva setzte seiner Entschließung keine Hindernisse entgegen. Bei ihr war das Heimatgefühl so gut wie nicht entwickelt, ein wirkliches Heim hatte sie ja niemals gekannt.

Noch während des Auszugstrubels erhielten sie die Nachricht von Berlin, daß der Mörnersche Ehescheidungsprozeß beendet sei. Das Urteil war auf Scheidung ergangen und kein Teil für den Schuldigen erklärt worden.

Zugleich schrieb Mörner an Friedrich.

Er stellte Eva alles zur Disposition, was
die Ehe eingebracht, sowie alles, was sie währe
Ehe von ihm als Geschenk erhalten hatte.

Friedrich leitete es ein, daß Evas Sache
Berlin nach München übergeführt wurden.

In seinem Briefe teilte Mörner zu gleiche
mit, daß er um seinen Abschied eingekommen s
Gründe zu dieser Handlungsweise gab er zwa
an, aber Friedrich war über dieselben nicht im Z

Achtes Kapitel.

In München mietete Friedrich ein Quartie
weit von der Theresienwiese. Was ihnen nac
sendung von Evas Besitztümern aus Berlin dan
an Hausgerätschaften fehlte, das wurde angescha
daß sie jetzt, wie ein junges Ehepaar, im Besitz
vollständigen Einrichtung waren.

Das literarische Unternehmen seines St
genossen fand Friedrich noch nicht so weit ent
als er nach dessen Briefen erwartet hatte. W
der ersten vierzehn Tage, wo Friedrich vollauf n
Einrichtung der Wohnung beschäftigt war, dra
nicht besonders darauf, Arbeit zu erhalten, als
nachdem er nun selbst unter Dach und Fach geko
das Erscheinen der ersten Nummer des Blattes
noch erfolgen sollte, ging er den Unternehme
dringenden Mahnungen an.

Da rückte dieser, Leixer mit Namen, mi
Geständnis heraus, daß es ihm an Geld fehle.
Erscheinen der Zeitung, erklärte er, hänge le
davon ab, daß es ihm gelinge, das nötige Geld i
wo aufzutreiben.

Friedrich war im höchsten Grade entrüstet und drohte klagbar gegen Leixer vorgehen zu wollen, aber dieser wußte ihn zu beschwichtigen. Er weihte ihn voll in den Stand des Unternehmens ein, legte ihm einen Kostenanschlag vor, zeigte ihm den Kontrakt mit der Druckerei, die Zusagen einiger Mitarbeiter und die Abonnements verschiedener Leseinstitute. Schließlich machte er Friedrich den Vorschlag, er möge die erforderliche Geldsumme vorschießen und solle dafür als Mitbesitzer des Blattes mit halben Unternehmergewinn in die Redaktion eintreten.

Friedrich überlegte sich die Sache einige Tage lang, versuchte inzwischen bei anderen Münchener Blättern Arbeit zu finden, konnte aber nichts erhalten und ging schließlich auf den Vorschlag ein.

Nunmehr gingen Leixer und er an die Arbeit, und das Unternehmen ward denn auch bald mit Hilfe von Friedrichs Gelde flott und eröffnet unter Auspizien, die nicht ganz ungünstig schienen.

Leixer war ein Mensch, der schon mancherlei Außergewöhnliches durchgemacht hatte.

Er hatte Jura studiert und sich während einer Studienzeit von zehn Semestern als Korpsstudent das Gesicht zerhacken lassen, sich eine Fettleber angezecht und sein Erbteil bis auf den letzten Pfennig verjubelt. Nachdem er durch das Examen gefallen, entschloß er sich, Kaufmann zu werden; als es ihm damit in Europa nicht glückte, wandte er sich nach Amerika, bewegte sich dort während mehrerer Jahre in den verschiedenartigsten Lebensstellungen, die im Pferdebahnkondukteur und Schauspieldirektor ihre äußersten Pole erreichten, und kehrte dann, als es ihm auch in Amerika nicht gelang, auf einen grünen Zweig zu kommen, nach Europa

zurück, um es hier in seiner Geburtsstadt Münche
einem Zeitungsunternehmen zu versuchen.

Leixer war im Kampfe mit widrigen Geschick
wetterharter Bursche geworden. Das Wasser
ihm oft bis nahe an den Mund gestanden, physisc
moralisch war er mehrfach dem Untergange nah
wesen, er hatte sich immer wieder emporgerissen.

Durch all das Durchgemachte war sein Leben
nicht gebrochen, der Humor ihm nicht geraubt w
In seinem Wesen und Gebahren war er Korpsst
geblieben, und die drüben in Amerika zugebr
Jahre hatten seinem burschikosen Wesen noch etwa
der rücksichtslosen Unverfrorenheit des Yankee hinzug

Die Kunst des Reklamemachens hatte er je
des Wassers gründlich erlernt, und so ging denn
und Friedrichs Unternehmen jetzt mit dem gehi
Aufsehen vom Stapel.

Um die Ausgaben nach Möglichkeit zu verri
schrieben die Redakteure den größeren Teil des Bl
das zweimal wöchentlich erschien, selbst. Friedrich
das Feuilleton und den wissenschaftlichen Teil
nommen, Leixer behandelte die Tagesfragen.

Keck und burschikos, wie sein Wesen, war der
den er in seinen Artikeln anschlug. Leixer wa
geborener literarischer Klopffechter. Schnell w
ihm gelungen, mit einigen anderen Münchener Bl
anzubinden, und gegen die Erwiderungen und Ank
die nunmehr von allen Seiten wider das neue, so
mütig auftretende Blatt anflogen, führte er seine K
mit Schneidigkeit und Geschick.

Friedrich ließ sich durch das frische wagel
Wesen seines Gefährten ebenfalls zu einer leic
Lebensanschauung mit fortreißen.

Den Gedanken, sich gegen die Welt abzuschließen, wie er es in Dresden getan, hatte er aufgegeben. Leixer führte ihn in den Kreis seiner Bekannten ein. Es war dies eine Anzahl von Schriftstellern und Künstlern, die sich jeden Abend beim Schoppen trafen und eine Art geschlossener Gesellschaft bildeten. Diesen Kreis suchte Friedrich jetzt öfters in den Abendstunden auf.

Im übrigen war er fast den ganzen Tag in der Redaktionsstube, und Eva bekam ihn nur zu sehen, wenn er zum Mittag und Abendbrot nach Haus zurückkehrte. Sie fand sich schwer in diese Neuordnung der Dinge. Den Ernst der Lage, in der sich Friedrich befand, war sie unfähig zu verstehen. Er hatte ihr mehrfach zu erklären versucht, daß er mit diesem Unternehmen reüssieren müsse, oder er sei ruiniert. Sie hörte ihm schweigend zu, aber im Innern hielt sie an der Überzeugung fest, daß die angestrengte Arbeitstätigkeit, welche ihn jetzt fast den ganzen Tag fern von ihr hielt, lediglich in einer Kaprice ihren Grund habe. Sie haßte darum dieses Blatt und alles was damit zusammenhing.

In der ersten Zeit hatte Friedrich den Versuch gemacht, aus seinem Zusammenleben mit Eva vor Leixer ein Geheimnis zu machen, aber auf die Dauer war das bei dem scharfen Blicke seines Gefährten unmöglich. Eines Tages, als er von diesem in seiner Wohnung aufgesucht wurde, konnte er es sogar nicht vermeiden, ihn mit Eva bekannt zu machen. Leixer, der sich in der neuen Welt die Eigenschaft angewöhnt hatte, über nichts zu erstaunen, nahm Evas Anwesenheit ohne Verwunderung hin und quälte Friedrich auch nachträglich nicht mit irgendwelchen indiskreten Fragen.

Eva hatte gegen den häßlichen, äußerlich vernach-

lässigten und in seinem Wesen so kühlen und
bewußten Mann beim ersten Anblick eine starke
pathie gefaßt. Sie verdachte es Friedrich, daß
einem so gewöhnlichen Menschen angeschlossen
und im geheimen hegte sie eine unbestimmte F
Friedrich könne von ihm zu irgendwelchen Züge
keiten verleitet werden.

Evas Lage war eine beklagenswerte.
Schwangerschaft verhinderte sie nahezu an je
Tätigkeit. Dazu kam, daß sie nicht wußte, wa
in einem solchen Zustande zu tun und was m
lassen habe. Sie beging den großen Fehler, sich
wie gar keine Bewegung zu machen. Fast den g
Tag saß sie zu Haus, allein, ohne Beschäft
grübelnd und trüben Gedanken nachhängend.

Ihren Gesang, den sie in Dresden für eine
Zeit wieder aufgenommen, hatte sie aufgegeben,
sie die Anstrengung des Singens für unvereinba
ihrem Zustande hielt. Die Wirtschaft ließ sie g
den Händen einer Vollblutmünchnerin, die Fri
engagiert hatte, denn der Enthusiasmus, den si
Zeitlang für die häusliche Tätigkeit gehegt, war
verflogen. Die Erlebnisse in Dresden hatten si
mutigt; sie äußerte Friedrich gegenüber, als die
einmal zum Sorgen für die Küche aufzumunter
suchte, sie verderbe ja doch alles und verstünde
billig zu wirtschaften.

Zuletzt verfiel sie darauf, Handarbeiten anzufer
sie hatte auf diesem Gebiete niemals viel gelern
mußte sich von der Köchin im Stricken unter
lassen. Von da an saß sie vielfach und stric
kleinen Enden und Zipfeln, die allmählich die G
von Strümpfchen und Röckchen annahmen. Für

sie diese bestimme, brauchte Friedrich nicht erst zu fragen.

Der Winter begann zu weichen, die Theresienwiese fing an, sich aus schmutzigem Braun in smaragdenes Grün umzuwandeln.

Eva saß mit ihrer Arbeit gern am Fenster. Da hatte sie durch eine Lücke in der gegenüberliegenden Häuserreihe einen Blick auf ein Stück der Theresienwiese, die Bavaria und die dahinterliegende Ruhmeshalle. Doch war von der Figur nur die eine Körperseite, ein Viertel des Kopfes und der riesenhafte Arm zu sehen. Die Proportionen des Kolosses wurden durch diese Halbierung nur noch mehr ins ungeheuerliche verzerrt. Für Eva hatte die Gestalt in dieser sinnlosen Verstümmelung zu Anfang etwas Schreckhaftes gehabt, allmählich aber gewöhnte sich ihr Auge daran, und mit der Zeit ward es ihr geradezu zum Bedürfnis, ab und zu hinüberzublicken, um zu sehen, ob der riesenhafte Arm noch immer an seiner Stelle sei. In ihrer Einsamkeit war ihr jene eine Art von Gesellschaft.

Oft flogen Evas Gedanken zurück zu jener Zeit im Jahre vorher, wo mit der neuerwachenden Natur der Liebesfrühling für ihr Leben angebrochen war. Der Tiergarten stand vor ihrem rückschauenden Blick mit dem Prachtgewand des ersten Grünes angetan. Sie sah sich mit Friedrich unter den alten knorrigen Eichen wandeln. Wie hatte sich das alles verändert in einem kurzen Jahre! Damals war er jederzeit bereit gewesen zu einem Rendezvous mit ihr. Konnte er denn jetzt nicht ebensogut mit ihr spazieren gehen. Aber er schämte sich wohl, sich mit ihr, wie sie jetzt war, auf der Straße sehen zu lassen. So dachte Eva, wenn sie die Spaziergänger einzeln, paarweise und in Trupps

über die grüne Wiese hinaus zur Bavaria und
strömen sah. Absichtlich ließ sie bei solchen Ge
gängen unberücksichtigt, daß Friedrich ihr bereits
fach den Vorschlag gemacht, gemeinsam in den M
stunden auszugehen, und daß sie ihm stets eine abs
Antwort erteilt hatte.

Sie selbst hegte eine unüberwindliche Abn
dagegen, sich auf der Straße sehen zu lassen
mehr noch als von den wirklichen Nöten der Schw
schaft litt sie unter dem Gedanken, wie durch di
Erscheinung entstellt werde. Oft stand sie v
Spiegel und betrachtete sich selbst mit stau
Schrecken, und sie hatte Friedrich in dem stete
dacht, daß ihr Anblick ihm zuwider sei. An d
bindung wagte sie kaum zu denken, ein nam
Grauen befiel sie, wenn sie in irgendeiner W
dieses bevorstehende Ereignis erinnert wurde. U
machte sich die weibliche Natur insofern auch
geltend, daß sie an das Kind selbst oft genug
Die gefürchtete Zeit seiner Geburt übersprang s
im Geiste, sie dachte nur an das Glück, das
wirkliche Dasein des Kindes bringen würde.

Von Natur sanguinisch beanlagt, war Eva i
kritischen Zeit, wo jede Frau an jähen Stim
wechseln leidet, launischer und veränderlicher
Ihr Wesen war unberechenbar wie das Apri
das jetzt draußen herrschte.

Wenn sie so stundenlang allein über ihrer
arbeit saß, ließ sie ihre Gedanken und Empfin
ein ungezügeltes Spiel treiben. Dann machte
abwesenden Friedrich die bittersten Vorwürfe, si
ihn an, daß er sie ihr Leben vertrauern lasse un
dem Vergnügen nachgehe. Wie gut hatten es

Frauen, und sie dachte an Theater, Bälle und allerhand glänzende Vergnügungen. Sie konnte sich dann in eine solche Bitterkeit hineinreden, daß ihr Friedrich von allen Menschen als der hassenswerteste erschien. Mit wahrer Wollust nährte sie ihren Ärger, durchlebte sie im Geiste Zwiegespräche mit ihm, wo sie ihn die häßlichsten Dinge sagen ließ, auf welche sie ihm dann antwortete. Sie trieb dieses kindische Phantasiespiel soweit, daß ihr zuweilen wirkliche Tränen über die Wangen liefen, und ihr der Ärger die Kehle zuschnürte. Wenn sie so eine Weile das eigene Unglück sattsam genossen, worin sich stets für sie ein Gefühl des Triumphes über seine Ungerechtigkeit und die eigene Schuldlosigkeit mischte, und sie in ihren Anschuldigungen gegen den Abwesenden bis an die äußersten Grenzen gegangen, dann schlug ihre Stimmung gewöhnlich ins Gegenteil um. An Stelle des schnell verflogenen Hasses trat dann die heißeste Sehnsucht nach der Gegenwart des Geliebten.

Auch in Friedrichs Anwesenheit setzte sie dieses Spiel ihrer Launen oftmals fort. Wenn er nach angestrengter Arbeit erschöpft, oft auch sorgen- und gedankenvoll nach Haus kam, war ihm Ruhe das Hauptbedürfnis. Aber meist fand er Eva in erregter Stimmung. Fast immer hatte sie Vorwürfe für ihn, daß er so spät komme, oder sie bestürmte ihn mit allerhand Fragen, die er zum Teil gar nicht beantworten konnte. Und sie paßte ihm scharf auf, ob er in Miene, Wort oder Gebärde das geringste Zeichen von Ungeduld zutage treten lasse; glaubte sie etwas dergleichen zu bemerken, dann spielte sie die Beleidigte. Und wenn sie ihm dann nach einer solchen Szene plötzlich weinend und mit den zärtlichsten Liebkosungen um den Hals fiel, ihn um Ver-

zeihung anflehte, und zum tausendsten Male er
daß sie ihn über alles liebe, so zog dieses Mitte
mehr bei ihm. Der häufige Wechsel ihrer Stimm
hatte seine Liebefähigkeit auf einen tieferen Grad
gedrückt. Mit Verzweiflung fühlte sie dann, daß
Küsse kalt, seine Umarmungen gezwungen seien,
seiner Zärtlichkeit, wenn er diese jemals noch
hatte, etwas Gemachtes liege. Dann stieg blitz
der Verdacht in ihr auf, daß er sie überhaupt
mehr liebe, und sie je eher je lieber los sein mö

So wurde sie in einem verhängnisvollen S
der widersprechendsten Gefühle umgetrieben,
kennend, wie gefährlich ihr Beginnen sei, und verz
darüber, und doch unfähig diesem grausamen
gegen das eigene Glück ein Ende zu machen.

Neuntes Kapitel.

Während der ersten Wochen, wo das „Zei
so hieß das von Friedrich und Leixer gegründete
herauskam, mehrte sich die Zahl der Abonnenten,
aber trat ein Stillstand in den Bestellungen ein.
trotz Friedrichs angestrengtem Fleiße und
Rührigkeit und Reklamekünsten gelang es nicht
Leserkreis des Blattes wesentlich zu erhöhen. E
zu berechnen, daß in der Folge die Einnahme
Betriebskosten zwar übertreffen würden, aber der
gewinn repräsentierte nicht einmal ganz die Zins
in das Unternehmen gesteckten Kapitals.

Dieses Resultat wurde von den beiden Eigent
des „Zeitkindes“ in sehr verschiedener Weise aufg
Für Leixer war es nichts Neues, daß ihm ein
nehmen fehlschlug. Er ließ den Kopf nicht h

sann halb und halb schon auf etwas Neues, und lebte inzwischen flott vom Schuldenmachen. Friedrich faßte die Lage weit ernster auf. Von den geringen Einnahmen, die das Blatt abwarf, und die ja noch zwischen ihm und seinem Gefährten geteilt wurden, konnte er seine und Evas Existenz nicht bestreiten. Er mußte also wiederum Kapital angreifen, und nunmehr konnte er sich so ziemlich ausrechnen, wann er mit seinem Erbteil zu Ende kommen würde.

Dieses Unternehmen, in das er soviel gesteckt, aufgeben und sich in ein neues werfen, wie es ihm Leixer anriet, das wollte er nicht, dazu fehlte ihm der glückliche Leichtsinn, der seinem Gefährten eigen war. Mit wahrem Eigensinn setzte er die Arbeit fort, von der er sich doch sagen mußte, daß sie fruchtlos sei.

Nicht selten geschah es jetzt, daß er seinen Austritt aus der juristischen Karriere bereute. Was hatte sich denn von seinen hochgespannten Hoffnungen realisiert? Er hatte von Ruhm und Vermögen geträumt, die er sich mit der Feder erringen wollte, und wie sahen denn nun die Früchte seiner Bestrebungen in Wahrheit aus. Demütigungen, Enttäuschungen, Verluste hatte er eingeerntet, statt des Lorbeers und Goldes. Da war es doch besser, sich im Dienste des Staates die Finger krumm zu schreiben mit der Aussicht auf ein langsames Aufrücken zu sicheren Anstellungen und eine Pensionierung im Alter.

Ja, wäre er allein gewesen in der Welt, so würde er die Mißlichkeit seiner gegenwärtigen Lage nicht so schwer genommen haben. Er hätte sich auf seinen guten Kopf verlassen, ein Kapital, das richtig angelegt, ihm ja mit der Zeit unbedingt Zinsen tragen mußte.

Aber er war nicht allein. Die Last, welche er

einst so leichten Herzens auf die Schultern genom
hatte: Evas Besitz, sie war mit der Zeit zu einer B
angewachsen, unter deren Druck er jetzt keuchend ein
schritt. Von ihr loszukommen war nicht mehr mög
tausend Fäden verbanden diese beiden Menschen
vor allem das gemeinsame Vergehen schmiedete sie
unzerbrechlichen Banden aneinander.

Wenn Friedrich auch jetzt noch zeitweise an
eheliche Verbindung mit Eva dachte, so behandelt
dies im Geiste wie etwas ganz Fernes, kaum n
Wahrscheinliches. Er wußte jetzt, daß Eva immer
selbe bleiben würde, mochte sie seine Geliebte oder s
rechtmäßige Gattin sein. Es lag ihm wenig mehr da
sein wahres Verhältnis zu ihr vor den Augen der W
zu verbergen, wer es sehen wollte, mochte es se
daß sie in wilder Ehe lebten.

Er gab sich absichtlich einem Leichtsinn hin,
nicht in seiner Natur lag, alle Bedenken und So
schob er nach Möglichkeit von sich weg. Eine Ahn
die sich zur fixen Idee bei ihm festsetzte, sagte ihm,
irgendein noch unbekanntes, aber sicher kommendes
eignis alles Sorgen für die Zukunft unnütz machen we

Es war, als ob eine Saite in seinem Inneren
sprungen wäre, die Saite, ohne deren sanfte Begleit
das Menschenleben trostlos ist: die Hoffnung.

Friedrich vermochte nichts mehr von der Zuk
zu hoffen. Er sah ein, daß er sich das Tor zum Gl
selbst verschlossen habe. Er arbeitete in der Geg
wart ohne Schaffensfreude, ohne Enthusiasmus, a
matisch, wie eine in Gang gesetzte Maschine, d
Werk noch nicht gänzlich abgelaufen ist.

Und je unglücklicher und hoffnungsloser er w
um so mehr suchte er eine äußere Abziehung,

Gelegenheit, wo er sich selbst und sein elendes Dasein zu vergessen vermochte, und die ward ihm in jener Gesellschaft, in welche ihn Leixer eingeführt.

Es befand sich ein und der andere witzige Kopf unter den jungen Leuten und alle verfügten sie über einen guten Vorrat von Übermut und Mitteilsamkeit.

Ein lebhaftes, eben nicht allzu tiefes, aber auch nicht immer bloß seichtes Gespräch war die übliche Unterhaltung in dieser Runde. Leixer, der älteste von allen, war infolge seiner Erfahrungen und seines renommistischen Auftretens, das den alten Korpsburschen nicht verleugnete, die Führung zugefallen. Er hatte eine Art von Komment eingeführt, welcher den abendlichen Zusammenkünften einen Halt gab, und der doch nicht so streng gehandhabt wurde, daß er die Gemütlichkeit hätte stören können.

Friedrich ging meist erst von der Redaktionsstube nach Haus, nahm das Abendbrot mit Eva ein, und begab sich dann zu den Freunden.

Anfangs war es Eva öfter gelungen, Friedrich zum Bleiben zu bewegen, aber mit der Zeit ward das Ausgehen zur Regel und das Bleiben zur Seltenheit, bis er sich daran gewöhnte, jeden Abend im Kreise der Genossen zuzubringen.

Zu dem Schmerz über ihre Vereinsamung gesellte sich bei Eva auch noch die Eifersucht. Sie fing sich an einzubilden, daß es irgend etwas Unrechtes sein müsse, was ihn da draußen so unwiderstehlich anlocke. Ihre Einbildung zeigte ihr Friedrich in einem Strudel verbotener Freuden. Geschichten, die ihr die Oblonska erzählt und Andeutungen über nächtliche Abenteuer, denen Männer nachzugehen pflegen, die sie gelesen, schwirrten ihr dabei wild durch den Kopf.

Jeden Abend, ehe er sie verließ, ermahnte
Friedrich zu Bett zu gehen, und wie oft fand er, n
er spät nachts nach Hause kam, Eva mit schla
bleichen Zügen, die großen übernächtigen Augen
wurfsvoll auf ihn gerichtet, gegen sein Gebot noch
ihn erwartend, und ihrem Gesichte konnte er dann
triumphierenden Gedanken ablesen, wie schlecht er
wie beklagenswert sie selbst sei.

Dann nahm sie ihm den Überzieher ab, sp
heimlich in allen Taschen, musterte ihn selbst mit
wöhnischen Blicken, aber ein starker Rauchgeruch,
seinen Sachen entströmte, war das einzige, was si
entdecken vermochte.

In seinem Verkehre mit Eva vergaß sich Fried
jetzt sehr oft bis zur Rauheit. Die Wandlung, die
in seinen äußeren Verhältnissen vollzogen hatte,
nicht ohne Rückwirkung auf seine Manieren geblie
Er hielt nicht mehr auf seine Erscheinung und vern
lässigte seine Toilette. Und das tat er mit einer
wissen Absichtlichkeit. Während er früher in Wesen
Neigungen mit Stolz aristokratisches Wesen zur S
getragen hatte, fühlte er jetzt einen dumpfen Haß g
die herkömmliche Ordnung der Gesellschaft in sich
keimen, und den Drang, sich ostentativ gegen i
Zwang aufzulehnen.

Bei jenen abendlichen Zusammenkünften fiel m
freies Wort. Sie hatten sich selbst den Namen
„verlorenen Söhne" beigelegt, sie waren durchgeh
junge Menschen von akademischer Bildung, geleh
Proletariat, die nichts ihr eigen nannten als Ta
und Wissen, und die mehr oder minder das Rech
haben glaubten, mit der Gesellschaft, die sie nicht
erkennen wollte, unzufrieden zu sein. Sie straften

Welt mit dem einzigen Mittel, das ihnen zu Gebote stand, mit dem kecken Worte.

Die kühnsten Reden unter ihnen führte Friedrich.

Es ist eine Art von Erleichterung für den, welcher im wirklichen Leben Schiffbruch erlitten hat, in der Theorie eine andere bessere Welt aufzurichten, in der alles nach seinem Willen und seiner Weisheit eingerichtet wird.

Friedrich verurteilte die moderne Gesellschaft mit ihrem lächerlichen Zwange, ihrer Prüderie, ihrem überfirnißten Aberglauben und ihrer Heuchelei. Er plädierte für Emanzipation auf allen Gebieten, und stellte eines Abends zum Jubel der Freunde, die ihn durch ihren Beifall zu immer ärgeren Paradoxen zu steigern suchten, das Prinzip der freien Liebe als das einzige Heilmittel aller sozialen Schäden auf.

Es war gut, daß sie ihre Sitzungen in einem reservierten Zimmer abhielten, wo kein unliebsamer Zeuge sie belauschen konnte, sie würden sonst wohl bald als staatsgefährliche und gemeinschädliche Vereinigung polizeilich aufgehoben worden sein.

Friedrich pflegte seine paradoxen Behauptungen hitzig und nicht ohne Schlagfertigkeit zu verfechten, gerade weil er im Grunde seiner Seele nicht von ihrer Richtigkeit überzeugt war. Es waren diese hochtönenden Reden nur eine Spiegelfechterei, er schob der Gesellschaft die Schuld an allem Übel in die Schuhe, weil er sein Gewissen beschwichtigen wollte, das ihn eines ungesühnten Vergehens beschuldigte.

Während Friedrich in dieser Geselligkeit eine Abziehung suchte, hatte auch Eva eine Art von Zerstreuung gefunden, und das war die Religion.

Seit jener religiösen Anwandlung, die sie während der Flitterwochen ihres Liebesglückes im Schwarzwalde

gehabt, hatte Eva das Liebäugeln mit dem Katho
mus nie ganz aufgegeben. In Dresden ging si
und wieder in die katholische Hofkirche, um der Pr
und der Messe beizuwohnen, in München pflegt
trotz ihrer Scheu, sich auf der Straße sehen zu l
Sonntags dem Hochamt in der Michaelskirche b
wohnen.

Evas Köchin, eine Person von ausgesuchter
lichkeit, die aus diesem Grunde wohl veranlaßt w
war der Weltlichkeit und ihren Vergnügungen zu
sagen, brachte ihre freien Stunden mit Betrübu
frommer Beschaulichkeit und dem Lesen relig
Schriften zu. Als Eva, der sie öfter eines
Legendenbücher zur Lektüre anbot, sich gelegentlic
kundigte, von wem denn dieser Büchersegen sta
erfuhr sie, daß der Vetter des Mädchens Geist
sei. Eva mußte über den Stolz lächeln, den die P
zur Schau trug, als sie von ihrem Cousin in
Soutane sprach.

Einige Tage darauf trat die Köchin vor Eva
meldete ihr mit vielsagendem Lächeln, ihr Vette
da, ob ihn die gnädige Frau kennen lernen wolle.

Eva glaubte hierauf nicht „nein“ sagen zu kö
und obgleich sie dieser unvorhergesehene Besuch
wenig in Verlegenheit setzte, nahm sie den Prieste
Ihre Verlegenheit steigerte sich, als sie sah, daß
so Eingeführte ein jüngerer, gut aussehender Her
der die Manieren eines Weltmannes zeigte. Sie
sich unter dem Vetter ihrer Köchin nur einen t
haften, gewöhnlichen Burschen vorstellen können.
wußte eben noch nicht, welch' feine Figuren die k
lische Kirche selbst aus dem groben Rohmateria
drechseln versteht, welches ihr das Volk liefert.

Der Geistliche half Eva schnell über ihre Verlegenheit hinweg, indem er das Wort ergriff und mit klangvoll angenehmer Stimme einen halbstündigen Vortrag hielt, der so flüssig, klar und lieblich wie Lindenhonig war. Dann erhob er sich.

Was er eigentlich gesagt habe, wußte sich Eva nachträglich kaum mehr zu entsinnen, er hatte die verschiedensten Gesprächsstoffe berührt, von der Mission, den Madonnenbildern, dem heiligen Vater, der geistlichen und der profanen Musik gesprochen, aber die einzelnen Worte hatte Eva über dem Gesamteindrucke verloren, welchen der Mann auf sie gemacht, und der war ein äußerst günstiger gewesen.

Der Schwarzrock war jetzt hin und wieder bei seiner Cousine zu treffen, die niemals verfehlte, ihre Herrin davon in Kenntnis zu setzen und Eva bat sich dann stets die Ehre seines Besuches aus. Auch Eva pflegte er jetzt mit geistlicher Lektüre zu versehen. Auffällig an dem Priester war die einschmeichelnde Geschmeidigkeit seines Wesens, der eine taktvolle Zurückhaltung die Wage hielt. Wenn er es nicht von seiner Base erfahren hatte, so mußte ihn sein Scharfblick bald darüber belehren, in welchem Verhältnisse Eva lebe. Die Vorsicht, mit der er jede indiskrete Frage vermied, ließ darauf schließen, daß er über ihr Zusammenleben mit Friedrich vieles, ja vielleicht alles wisse. Seine Gespräche arteten niemals in Moralpredigten aus, trotzdem gab er denselben immer einen lehrhaften und sittlichen Inhalt, wußte eine Menge Bezüge zur Religion hineinzubringen, und schien nach einem Plane zu verfahren, wie jemand, der vorsichtig, aber sicher einem bestimmten Ziele zustrebt. Er hatte es Eva bisher durch keine Andeutung nahe gelegt, zu seiner

Konfession überzutreten; er wartete jedenfalls, da
mit diesem Wunsche selbst an ihn herantreten soll

Der Verkehr mit diesem Manne sagte Eva
gemein zu. Und zwar nicht bloß, weil sie in s
Unterhaltung eine angenehme Zerstreuung fand, un
die religiöse Spielerei einen neuen Lebensinhal
geben schien, sondern vor allem auch, weil sie h
eine Art von Ausgleich für die Vernachlässigung
die sie neuerdings von Friedrichs Seite erfuhr.
sagte sich, es sei nur gerecht, daß, wenn er in so
sichtsloser Weise seinen eigenen Weg verfolge, au
ihre Interessen für sich habe, an denen er nicht
hatte. Und der Gedanke, daß Friedrich die Be
des Priesters, wenn er von ihnen erführe, auf k
Fall billigen würde, verlieh der ganzen Sache
Reize der Neuheit auch noch den pikanteren des
erlaubten.

Eine Zeitlang blieb ihr neuestes Tun ein Ge
nis für Friedrich, endlich aber konnte Eva der
suchung doch nicht widerstehen, ihn mit dieser Nac
zu überraschen und seine Eifersucht wachzurufen.

Sie ließ Bücher, welche ihr der Priester geli
in auffälliger Weise umherliegen und provozierte
durch, daß Friedrich sie fragte. Sie erzählte ihm s
als sie für gut befand, und es gelang ihr wi
seinen Mißmut zu erregen. Aber auch nicht
Vordem würde er wohl versucht haben, sie vo
Verkehrtheit ihres Treibens zu überzeugen, er hätte
gar Maßregeln getroffen, ihren weiteren Verkeh
dem Schwarzrocke zu verhindern, aber jetzt tat er n
dergleichen. Er ließ die Dinge gehen, wie sie
wollten. Apathie hatte ihn ergriffen. Er hoffte
mehr, Eva beeinflussen oder gar verändern zu kö

Zehntes Kapitel.

Wenn Friedrich in der letzten Zeit alle früheren Hoffnungen und Ideale mit Bewußtsein in sich vernichtet hatte, und nun eigentlich recht wie ein Schiff, das die Ladung in Seenot über Bord geworfen, zwecklos den alten Kurs weitersteuerte, so hatte er sich im Innersten doch noch eins gewahrt, eine Hoffnung, ein Ideal: den glühenden Wunsch einer Versöhnung mit seiner Mutter.

Die Liebe zu seiner Mutter, das war der unverschüttete Brunnen in seinem Herzen, den er niemals hatte verunreinigen lassen. Der einzige schwache Hoffnungsschimmer, der die düstere Nacht, die sich dunkler und dunkler auf ihn herabsenkte, noch durchdrang, ging von hier aus, von diesem Urquell seiner Existenz.

Friedrich wußte jetzt, daß ein weiteres Zusammenleben mit Eva, so wie es jetzt war, Aufreibung und Untergang für ihn bedeute. So konnte es nicht fortgehen. Aber wer in aller Welt würde ihnen helfen? Und so oft er sich diese Frage stellte, nahmen seine Gedanken, wohin immer sie sich Rettung suchend gewendet haben mochten, ihre Zuflucht zu der alten Frau, die ihm das Leben gegeben.

Er hatte die letzten Worte, die er von ihr gehört, noch wohl im Gedächtnis, er sah ihr von Entrüstung brennendes Gesicht, den starren auf Eva gerichteten Blick und das verächtliche Arbeiten ihres Mundes, und es wurde ihm klar, daß die Aussöhnung mit ihr ein schweres Stück Arbeit kosten würde, aber für eine Unmöglichkeit konnte und wollte er sie nicht halten.

Die Zeit mußte den Zorn seiner Mutter gemildert

haben; welch außerordentlichen Einfluß hatte nicht der bloße Ablauf der Zeit auf Mörner ausgeübt, vielleicht bereute die alte Frau bereits jetzt ihre Härte. Gewiß, sie liebte ihn noch immer, er war ja ihr einziger Sohn, und von jeher ihr erklärter Liebling gewesen. Sie konnte ihn trotz allem, was sich zwischen sie gedrängt haben mochte, nicht ganz aus ihrem Herzen verstoßen haben.

Dieses Bewußtsein gab Friedrich die meiste Hoffnung, das schwierige war nur, wie die Versöhnung eingeleitet werden sollte.

Und eines Mittags auf dem Nachhausewege, als Friedrich hierüber nachgrübelte, kam ihm wie eine plötzliche Eingebung der Gedanke: „Eva muß an sie schreiben, und sie um Verzeihung bitten. Freilich wird es schwer genug halten, sie dazu zu bringen.“ Und nachdem er die beste Art, wie er seinen Plan ins Werk setzen wolle, überdacht, fiel ihm ein: „Wenn das nun auch vergeblich ist, wenn sie den Brief unbeantwortet läßt, was dann? — Dann, nun dann reisen wir gemeinschaftlich zu ihr: sie muß nachgeben, wenn sie uns so elend sieht.“

Dann überlegte er, wie wohl seine Mutter Evas Zustand aufnehmen würde, von dem sie ja noch nichts wußte. „Vielleicht rührt sie das,“ dachte er, „und sie kann mein Kind, ihr Enkelkind, doch nicht im Stiche lassen.“ Den größten Einfluß aber hoffte er, würde der Umstand auf seine Mutter ausüben, daß die Scheidung Evas von ihrem Gatten nunmehr zur Tatsache geworden.

Und das, was er wünschte, bereits als erreicht annehmend, überlegte Friedrich weiter, daß Eva für ihre Niederkunft nirgends ein besseres Unterkommen finden

könne, als bei seiner Mutter. Wie ganz anders würde er sich dann selbst vorwärts zu bringen vermögen, befreit von dieser schwersten Sorgenlast. Und Eva — unter dem Einflusse seiner Mutter allein konnte sie noch zu einer anderen werden.

Ganz erfüllt von diesen Plänen, wie neu belebt aus dem verjüngenden Bade der Hoffnung auftauchend, kam er an diesem Tage zu Eva.

Wie die meisten Menschen, die von einer Empfindung ganz erfüllt sind, annehmen, jeder andere müsse ihnen sofort ansehen, was sie denken und wollen, und seine Gedanken auf die ihren umstimmen, so erwartete auch Friedrich heute von Eva ein augenblickliches Harmonieren mit seiner eigenen gehobenen Gemütsverfassung, aber es traf sich, daß sie gerade in sehr trüber Stimmung war. Sie hatte früh heftige Schmerzen zu leiden gehabt, die ihr, so oft sie jetzt auftraten, stets die größte Beängstigung verursachten. Dann als sich die Schmerzen gelegt, hatte sie bitteren Gedanken über ihr jetziges elendes Leben nachgehangen.

Sie bemerkte Friedrichs Eintritt, aber schenkte ihm keinerlei Beachtung. Am Fenster, ihrem gewöhnlichen Aufenthalte sitzend, starrte sie hinaus, in jene Häuserlücke, durch welche man die Riesenfigur der Bavaria in ihrer wunderlichen Halbierung erblickte. Die Bäume dahinter prangten jetzt schon im hellen Grün des jungen Laubes.

Friedrich ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, er überlegte, auf welche Weise er Eva am besten für seinen Plan gewinnen solle.

Die Köchin meldete, daß das Essen warte, und man begab sich zu Tisch.

Friedrich zeigte sich aufgeräumter und animierter

als gewöhnlich, und Eva fühlte aus seinem Wesen ihr gegenüber mit der Schärfe des weiblichen Instinktes heraus, daß er einen Zweck verfolge, daß seine augenblickliche Gesprächigkeit nur eine Vorbereitung bedeute, für etwas, das noch kommen sollte.

Sie war neugierig zu erfahren, was das wohl sein werde, zugleich aber, ohne noch zu wissen, um was es sich handle, auch schon entschlossen, Front dagegen zu machen. Sie selbst verhielt sich zurückhaltend und einsilbig, und verfolgte seine Reden mit Argwohn.

Nach Tisch gingen sie in das Wohnzimmer zurück, wo Friedrich seinen Kaffee zu trinken pflegte, ehe er von neuem zur Arbeit eilte.

Langsam und schwer ließ sich Eva ihm gegenüber in einen Stuhl nieder. Die Art, wie seine Blicke dabei halb mitleidsvoll, halb entsetzt auf ihrem entstellten Körper ruhten, ärgerte sie. Und innerlich kochend, äußerlich mit affektierter Geringschätzung erwartete sie, was er vorbringen werde, fest entschlossen ihn zu kränken.

Friedrich zauderte noch immer und machte sich mit seinem Kaffee zu schaffen, schließlich lächelnd über die eigene Unschlüssigkeit, brach er los: „Du möchtest einmal an meine Mutter schreiben, Eva, wir haben so lange nichts von ihr gehört.“

„Ich — an deine Mutter!“

„Nun ja, daß ich es offen heraussage, ich leide schwer darunter, daß sie uns zürnt.“

„Warum schreibst du denn nicht selbst an sie, wenn du ein so guter Sohn bist. Was habe ich denn damit zu schaffen?“

„Ich glaube, es würde besser wirken, wenn du es tätest; wir können aber auch gemeinsam schreiben, wenn du das für richtiger hältst.“

„Um uns eine Demütigung zu holen, wie in Dresden. Ich danke für diese Ehre, ich habe vom ersten Male genug.“

„Eva, versuche doch diese traurige Szene zu vergessen, statt sie dir und mir immer wieder ins Gedächtnis zu rufen. Meine Mutter war damals erregt. Sie sieht nun einmal die Dinge von ihrem einseitigen puritanischen Standpunkte an. Sie legt denselben Maßstab an alle Menschen, nachdem sie ihre eigene Handlungsweise richtet. — Aber wozu das alles? Du weißt so gut wie ich, warum sie uns zürnt. Was gäbe ich darum, wenn ich eine Versöhnung mit ihr herbeiführen könnte, noch mehr um deinet- als um meinetwillen. Wie ganz anders würden sich unsere Verhältnisse gestalten, wenn sie uns mit Rat und Tat zur Seite stünde. Wieviel könnte sie dir nützen in deinem jetzigen Zustande mit ihren Erfahrungen. Du mußt das doch einsehen — sage?“

„Jawohl, ich sehe alles ein, alles —“

„Wie meinst du?“

„Ich meine, daß ich jetzt ganz genau sehe, wo das hinaus soll.“

„Ich will eine Versöhnung zwischen ihr und uns, weiter nichts.“

„Nein! Du willst mich los sein, das ist die ganze Sache.“

„Was sagst du?“

„Du willst mich los sein. Denkst du, daß ich das nicht längst bemerkt habe? Deiner Mutter willst du mich aufhalsen, obgleich du ganz genau weißt, wie sie mich empfangen und behandeln wird. Jetzt soll ich an sie schreiben und sie um Aufnahme anbetteln, nicht wahr?“

„Das ist nicht wahr!“

„Du wolltest mir das vorschlagen, leugne es nicht Ich habe auf diesen Vorschlag gewartet. Ich bin nich so einfältig, wie du denkst, und durchschaue deinen ganze Plan, als ob er vor mir läge.“

„Eva, bringe mich nicht außer mich. So wahr ic lebe, ich habe die besten Absichten. Siehst du den nicht ein, daß es das größte Glück für dich und fü mich wäre, wenn du jetzt in dieser kritischen Zeit be meiner Mutter Aufnahme fändest?“

„Siehst du, daß ich recht hatte, jetzt gestehst d es selbst ein?“

„Was gestehe ich ein?“

„Daß du mich von dir schicken willst.“

„Wer redet von fortschicken. Ich möchte dich i guten Händen sehen, in der schweren Zeit, der du en gegengehst.“

„Als ob es dir um mein Wohl zu tun wäre. D bist meiner satt und willst frei sein; das ist's.“

„Beweise mir das, beweise mir, daß ich diese Plan hege.“

„Dein ganzes Betragen mir gegenüber, deine Kält dein Leben in der letzten Zeit beweist das. Den ganze Tag bist du außer dem Hause und läßt mich hi allein —“

„Weil ich arbeiten muß, um uns die Existenz z erhalten.“

„So! Hast du vielleicht auch abends zu arbeite wenn du zu deinen Freunden gehst. Saubere Freund mögen das sein. Weißt du, daß ich dir kein Wo von alledem glaube, was du mir von deiner Arbeit un deinen Bekannten und alledem erzählst.“

„Eva, das geht zu weit!“

„Nein, nichts davon glaube ich dir. Es ist kein wahres Wort daran. Du treibst etwas, wovon ich nichts wissen soll, und darum willst du mich auch jetzt los sein."

„Eva, wahre deine Zunge. Ich lasse mir nicht derartige Beschuldigungen ins Gesicht schleudern, auch nicht von einer Frau, — auch nicht von dir."

„Ha, ha! was willst du denn tun? Vielleicht mir die Tür weisen, vielleicht mich schlagen?"

„Ich halte an mich, aber ich bitte dich, ich rate dir, höre auf. Du treibst mich zur Verzweiflung, wenn du so fortfährst."

„Du entpuppst dich schön, so mußte es ja kommen. Ich werde von dir beleidigt, bedroht, es fehlt nur noch, daß du mich mißhandelst."

„Wer hat mich denn soweit gebracht, daß ich kaum mehr weiß, was ich sage und was ich tue?"

„Ich etwa?"

„Ja du! Du bist mein Fluch. Meine Mutter hat recht, ich werde an dir zugrunde gehen."

„Jetzt zeigst du dich endlich in deiner wahren Gestalt, alles andere war nur Heuchelei. Ich weiß längst, daß du mich haßt. Du beleidigst und plagst mich absichtlich, damit ich es nicht länger bei dir aushalte und freiwillig von dir gehe, damit es dann heißt, ich sei dir davongelaufen, damit du deiner Mutter sagen kannst: ‚Gottlob, ich bin sie los!' — Ein feines Spiel, das ihr da zusammen ausgeheckt habt, du und deine liebe Frau Mutter —"

Eva kam nicht weiter. Außer sich stürzte er auf sie los. Es schien einen Augenblick, als würde er sie schlagen. Sie schrie und floh in eine Ecke des Zimmers.

Aber er ließ mit verächtlicher Miene den erhobenen Arm sinken, ergriff seinen Hut und stürmte bleich und mit zuckenden Lippen aus dem Hause.

Elftes Kapitel.

Friedrich rannte die Straße weiter, heraus aus der Stadt und immer weiter auf der Landstraße fort, bis ihm der Atem ausging und er seinen Schritt mäßigen mußte.

Er hatte noch keine zusammenhängende Gedanken, nur instinktive, blitzartig in seinem Hirn aufzuckende Empfindungen.

„Weg aus dieser Stadt," murmelte er zwischen den Zähnen, „fort von diesem Weibe — sie ist mein Fluch — sie jagt mich in den Tod — ah, ich hätte sie beinahe geschlagen. — Welche Schande! Wer das vor einem Jahre gedacht hätte. Wozu sie mich gemacht hat. Weg von ihr, immer weiter, immer weiter!"

Allmählich begannen die Wogen seiner Aufregung tiefer zu gehen. Er durchlebte den Wortwechsel, den er mit Eva gehabt hatte, noch einmal.

Sein Haß gegen sie wurde fast noch überboten durch den Widerwillen, den sie ihm einflößte. Ihre Erscheinung stand vor ihm, seine Phantasie dichtete ihr keine Reize an, er sah ihren entstellten Körper, ihre schlaffen, in die Länge gezogenen Gesichtszüge. „Und um einer solchen Larve willen hast du deine Existenz ruiniert," dachte er.

„Fort von ihr, weit weg, sie nie wieder sehen — aber wohin?"

Bei dem Gedanken, daß er sie jemals wiedersehen könne, an die Verstellung, die sie und er anwenden

würden, wenn sie sich nach dieser Szene träfen, überkam ihn Ekel.

„Wenn ich jetzt zurückkehre," dachte er, „wird sie heulen, mich um Verzeihung anflehen und mir schwören, daß es nie, nie wieder geschehen soll; ich kenne das. Nichts da! Das Mittel verfängt nicht mehr. Zu oft schon hat sie mich damit übertölpelt. Diesmal soll sie sehen, daß es grimmiger Ernst ist. Jeden Tag dieselbe Leier: Streit und Versöhnung, um am nächsten Tage von neuem anzufangen — nein! Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!"

Und er schritt weiter auf der Landstraße, die er anfangs ohne sein Wissen und Wollen angenommen, allmählich mit festen ausgreifenden Schritten, den Blick starr vor sich gerichtet, wie ein Mann, der weiß, wohin er will.

Er sah und hörte nicht, was um ihn vorging, er bemerkte nicht die grünenden Saatfelder, an denen er vorbeischritt, warf keinen Blick nach den Dörfern rechts und links der Straße, die zwischen alten Lindenbäumen selbstzufrieden weiter durch das Dasein träumten, seine Aufmerksamkeit war ganz nach Innen gerichtet, wo ein Plan zur Reife gedieh, der über sein Lebensschicksal entschied.

Die Sonne war inzwischen tief herabgesunken, es wurde kalt und auf einer Höhe angelangt, blieb Friedrich stehen. Einmal mußte er ja doch noch zu dieser Stadt zurück, wenn er das zur Ausführung bringen sollte, was er vor hatte.

Er blickte hinaus in die Ebene, die vor ihm lag, deren Wälder, Felder, Wasserspiegel und Dörfer in der letzten intensiven Beleuchtung der schrägen Abendstrahlen vor ihm lagen. Er schaute in die glühend

rote Scheibe, welche scheinbar in gleicher Höhe mit ih
über dem Rande der Landschaft tanzte. Er vermocht
ihren Glanz ertragend, hineinzublicken, und freute si
dessen unwillkürlich. Er dachte daran, wie oft er al
Knabe den Versuch gemacht, in die grelle Mittag
sonne zu blicken, und wie er, von ihrem Strahle g
blendet, schnell hatte davon abstehen müssen.

„Der Tod ist nicht so fürchterlich; kindische Ang
nur macht uns davor bangen. Man muß ihm fest in
Angesicht blicken, dann schwinden seine Schrecken," sag
er sich.

Er wartete noch bis das Sonnenbild ganz ve
schwunden war, dann wandte er sich um und ging de
selben Weg zurück, den er gekommen.

Schnell verglühte das Abendrot und dunkle Schatte
huschten herbei von dort, wo eben noch das große Lic
gebrannt. Vor Friedrichs Augen führten grüne un
rote Scheiben noch lange einen wüsten Tanz auf.

Die Gaslaternen brannten, als Friedrich di
Straßen der Stadt betrat. Er vermied die Straß
auf der er wohnte. Einmal wollte er zwar noch nac
Haus gehen, aber nicht jetzt, spät in der Nacht, wen
sie schlief, denn er wollte sie nicht mehr sehen.

Nachdem er längere Zeit zwecklos auf den Gasse
umhergeirrt, von wo ihn der Anblick der Schaufenste
und all das städtische Treiben verscheuchte, suchte e
dem Zuge der Gewohnheit folgend, das Lokal auf, i
dem er abends zu verkehren pflegte. Von seinen Be
kannten war noch keiner da.

Der Raum, in dem sie ihre Zusammenkünfte hatte
glich einer halbierten Tonne. Ein breiter Tisch füllt
ihn fast ganz aus, an den Wänden liefen Bänke hi
Die Kellnerin hatte noch keine Gäste zu bediene

und suchte Friedrich zu einer Unterhaltung zu gewinnen. Um sie loszuwerden, bestellte er Abendessen und Zeitungen.

Nach und nach kamen die Genossen, lärmend, vom ersten Augenblicke des Eintretens an erzählend, lachend, schwadronierend.

Friedrich saß in seiner Ecke und brütete. Das ganze gewohnte Treiben widerte ihn heute so sehr an, daß er am liebsten gleich gegangen wäre, wenn er nur gewußt hätte, wohin.

Man hatte anfänglich soviel mit sich selbst, dem Abendessen und der Kellnerin zu tun, daß man des stummen Gastes nicht groß achtete. Endlich wurde einer und durch ihn die ganze Sippe auf Friedrich aufmerksam.

Man fragte und neckte an ihm herum und brachte ihn schließlich dazu, aus sich herauszugehen.

„Wollt ihr Streit?" rief Friedrich plötzlich mit eigentümlich aufflammenden Augen. „Dann her mit dem Streite! ich bin bereit dazu; aber heut geht's auf Tod und Leben."

„Tod und Leben," fing einer das Wort auf. „Ich bin für Leben. Was gibt es schöneres als leben? Die Pessimisten sind Tröpfe, die nicht wissen, was gut ist."

Friedrich lachte bitter auf. „Und ich behaupte," rief er, „daß das Leben die größte Qual ist, eine ärgere Folter könnte es auch in der Hölle nicht geben. Ein Tor, wer sich am Leben freut. Nur der allein ist weise, der dieses Leben freiwillig von sich wirft."

„Ja das Leben ist eine schlechte Angewohnheit," meinte der Spaßvogel der Gesellschaft, „aber alle schlechten Angewohnheiten legen sich schwer ab. Meistens wird man sie nur mit dem Tode los."

„Wie kann man die Frage auf ein so niedriges Niveau herabdrücken?" warf ein anderer ein, der gelegentlich zu moralisieren liebte. „Ob das Einzelwesen sein Dasein als Glück oder Unglück empfindet, kommt nicht in Betracht gegenüber der Wohlfahrt des Weltganzen. Der Selbstmord ist ein Verbrechen gegen dieses Allgemeine, dem der Lebende vielleicht noch Dienste zu leisten vermocht hätte."

„Ach was!" fiel ein Zyniker ein, „das ist verwässertes Christentum. Ein Aas mehr oder weniger ist gleichgültig. Die Maden sind ebensogut Lebewesen wie die Menschen, und sie wollen ihre Speise haben."

Friedrich führte seine Gedanken weiter aus, ohne auf die banalen Einwände der anderen zu achten.

„Nie geboren sein, ist das größte Glück, das wußten schon die Alten," sagte er mehr für sich als für die Genossen. „Und wonach sehnt sich der indische Weise, was ist der Inbegriff aller Seligkeit für ihn? Nirwana."

„Was gehen uns die Alten und die Inder an?" meinte ein junger Mediziner, der kürzlich zu der Gesellschaft gestoßen war. „In der Zeit der Deszendenzlehre wissen wir, daß die höchste Sittlichkeit in der Arterhaltung liegt —"

Er wollte seine Ansicht weiter erläutern, aber schon schrien andere dazwischen: „Wozu Deszendenzlehre? Die Beweise liegen viel näher. Was ist denn der stärkste Trieb im Menschen? Der der Lebenserhaltung, und was ist das Sinnbild des Schreckens? der Tod. — Und welche Verbrechen straft das Gesetz als die schwersten? die gegen das Leben. Welche Taten rühmen wir als die edelsten und verdienstlichsten? die auf Errettung oder Erhaltung von Menschenleben gerichtet

sind — ergo, das Leben wird trotz Schiller als der Güter höchstes allgemein anerkannt."

„Auch hat keinen von den Philosophen des Lebensüberdrusses ihre Doktrin verhindert, das Leben zu genießen und selbst neue Lebewesen in dieses geschmähte Dasein zu setzen," meinte der Spaßvogel.

„Ja, der Drang zu leben und Leben zu geben," erwiderte ihm Friedrich, „das ist der schlechteste und dümmste aller Instinkte. Ihn müßte man ertöten —"

„So würden Sie als Hauptfach für die Zukunftsschule vorschlagen: Unterweisung im Ertöten des Lebenstriebes, verbunden mit praktischer Anleitung zum Selbstmord," war die Antwort, die ein dröhnendes Gelächter der Korona zur Folge hatte.

Man diskutierte das Thema nicht weiter, sondern begann sich mit Späßen zu ergötzen, wie sie jedem gerade einfielen.

Der Mediziner erzählte den Selbstmordversuch eines Arztes, der Arsenik zu nehmen geglaubt, aus Versehen aber nur unschuldiges Natronbikarbonikum erwischt hatte. Der Mann sei trotzdem mit allen Symptomen, die jenes Gift hervorzurufen pflegt, erkrankt, habe sich schließlich eingebildet er sei tot, und wäre nur schwer zu der Überzeugung gebracht worden, daß er noch am Leben und völlig gesund sei.

Leixer war inzwischen eingetreten. Heiter überflog sein Blick die Schar der „verlorenen Söhne", die heute vollzählig erschienen waren.

„In die Kanne!" rief er, „für diese Sohle," als der Mediziner seine Geschichte beendet und „geschenkt," nachdem dieser gehorsam sein Quantum getrunken.

Es wurde ihm nun berichtet, wie man auf diesen Gesprächsstoff gekommen sei.

„Wenn du uns zu deiner Lehre vom Unwerte de Lebens bekehren willst," wandte sich Leixer an Friedric „so gehe uns mit gutem Beispiele voran. Wirf dei Leben von dir, wir versprechen dir zu folgen. — Nich wahr ihr anderen?"

Alle stimmten bei.

„Abgemacht!" sagte Friedrich. „Ein Schuft, we sein Wort nicht hält." Dann verfiel er wieder in Nach sinnen, an dem allgemeinen Gespräche beteiligte er sic nicht mehr. Man trennte sich erst nach Mitternach und Friedrich gehörte zu den letzten, die gingen.

Er schritt seiner Wohnung zu. Die kalte Nacht luft und die Ruhe umher wirkten beruhigend un klärend auf seine Stimmung. Er versuchte es, nüchterne Sinnes seine Lage noch einmal zu überdenken. Si erschien ihm in ganz anderem Lichte als eine Stund vorher.

Durfte er wirklich so leichten Mutes aus der Wel gehen, wie er sich's vorgenommen hatte? Was sollt aus Eva werden und aus dem Kinde? Mußte er nich allein dieses Kindes wegen am Leben bleiben?

Wohl das Leben war eine Qual, und der To mochte Erlösung für ihn bedeuten, aber würde es nich einer schmählichen Feigheit gleichkommen, für sich selb diese Ruhe aufzusuchen, und jene zurückzulassen i Elend, ohne Stütze, ohne Helfer?

Wenn man ein fremdes Leben hervorgerufen mußte man es dann nicht auch erhalten und schützen Oder — sollte er vielleicht mit einem Schlage alle dr Leben vernichten, sie mit dem Ungeborenen und dan sich selbst?

Nur wie ein Vision erschien ihm dieser Gedank für den Augenblick, schnell ließ er den Vorhang selb

darüber fallen. Dann raffte er sich zu einem Entschlusse auf, noch einmal wollte er es versuchen, zu leben, um der anderen willen.

Friedrich öffnete die Vorsaaltür geräuschlos und schlich auf den Zehen in das Schlafzimmer, auf keinen Fall wollte er jetzt eine Unterredung mit Eva haben.

Er fand ihr Bett unberührt. Sollte sie noch im Wohnzimmer sitzen, aber von dorther drang kein Lichtschimmer. Zagend öffnete er die Tür.

Ein jäher Schrecken machte Friedrich zusammenfahren: „Sollte sie etwa — dasselbe, was ich wollte." — Und kaum wagte er, Umschau zu halten, aus Angst, der nächste Augenblick müsse ihm einen schrecklichen Anblick zeigen.

Aber es war nichts. Das Zimmer war leer. „Entflohen!" sagte Friedrich laut. Er durchsuchte ihre Sachen. Es fehlten ein Hut, ein Mantel, eine Tasche, also „davongelaufen". Zum Überfluß blickte er noch in das Fach ihres Schreibtisches, wo sie das Wirtschaftsgeld aufzuheben pflegte. Es war leer, und er hatte ihr vor kurzem erst dreihundert Mark gegeben.

Friedrich wunderte sich über sich selbst, daß ihn die Wahrnehmung ihrer Flucht nicht tiefer errege. Es war merkwürdig, ihn überkam ein Gefühl der Beruhigung, der Erleichterung.

Sie war fort, er war von ihr befreit, aus freien Stücken hatte sie ihn verlassen, jetzt war er aller Verantwortung ledig, jetzt konnte er tun, wonach es ihn verlangte.

„Wo mag sie hingegangen sein?" fragte er sich. „Sie wird mit dem Gelde nicht weit reichen," überlegte er dann. „Sie wird mir sicher bald schreiben oder sie kommt selbst und jammert um Aufnahme. — Aber

sie soll mich nicht finden, nein, finden soll sie mich nich
niemand, und wenn sie die ganze Welt nach mir a
suchten."

Mit großen Schritten durchmaß er das Zimme
die Arme verschränkt, mit leuchtenden Augen, als besee
ihn eine bedeutungsvolle Idee.

Lange ging er so auf und nieder, dann schien
mit sich selbst ins reine gekommen, löschte das Lic
aus und warf sich in einen Stuhl, um für einige Ze
in unruhigen Halbschlummer zu verfallen.

Als das fahle Licht der Morgendämmerung dur
die angelaufenen Scheiben in das Zimmer zu dringe
begann, sprang er auf, stöberte noch einmal, ohne schei
bar einen bestimmten Zweck dabei zu haben, in seine
und ihren Sachen herum, warf verstörte Blicke a
verschiedene Briefe und Schriftstücke, und schluchzte bei
Anblicke einer Photographie, die seine Mutter da
stellte, laut auf. Dann zog er den Siegelring, den
trug, vom Finger, leerte sämtliche Taschen sein
Kleider, legte den Inhalt beiseite, steckte Geld zu si
und verließ das Haus.

Durch den Dunst des Morgens richtete er seine
Weg nach dem Zentralbahnhof, löste ein Billett na
Kufstein und fuhr mit dem Frühzuge ab.

Zwölftes Kapitel.

Zu Tode erschreckt war Eva nach jenem jäh b
endeten Streite mit Friedrich allein im Hause zurüc
geblieben.

„Jetzt ist alles aus," dachte sie und die zornig
Laune, in die sie sich selbst hineingesteigert, verflog schnel
nachdem sie kein Objekt mehr vor sich sah, gegen da

sie dieselbe hätte richten können. Die Anspannung war zu scharf gewesen, ein starker Rückschlag trat ein, sie brach in einen Strom von Tränen aus.

Es war nicht mehr Haß und Zorn, was sie beseelte, und ihr diese Tränen auspreßte, Wehmut und Kummer hatten sich bei ihr eingestellt.

Von jeher war es so gewesen, erst riß die Leidenschaft sie hin, mit Wollust häufte sie Ungerechtigkeit auf Ungerechtigkeit, Kränkung auf Kränkung, kaum aber sah sie ihr Ziel erreicht, saßen erst alle ihre Pfeile im Herzen des anderen, dann ergriff sie Verzweiflung über das, was sie angestellt.

Wie oft hatte sie das Spiel schon so getrieben, immer mehr hatte sie sich den Mann, den sie liebte, entfremdet, bis aus Liebe Haß geworden war, und die Kluft zwischen ihnen unüberschreitbar schien.

Nachdem jetzt die Leidenschaft allmählich dem nüchternen Erwägen Platz gemacht, stand das Unheil, das sie mutwillig angerichtet und die Gefahr, in der sie sich befand, klar vor Evas Augen.

Er würde sie verlassen, sich von ihr lossagen, sie dem Elend preisgeben. Was band ihn denn an sie, sie war ja nur seine Geliebte. Und was wurde aus ihr, wenn er sich jetzt von ihr wandte, jetzt, wo sie vor der Entbindung stand.

Es war die elende feige Besorgnis um die eigene Sicherheit, die sie plötzlich so kleinmütig stimmte, vor der all die hochmütige Halsstarrigkeit, die sie eben noch zur Schau getragen, dahinschmolz.

Eine Angst überfiel Eva, wie sie solche noch nie vordem gekannt hatte. Verzweifelt lief sie im Zimmer auf und ab, nicht wissend, was sie tun und was sie lassen sollte.

Was hätte sie darum gegeben, wenn er jetzt zurüc gekehrt wäre, wie hätte sie zu seinen Füßen um Ve zeihung betteln wollen, er war ja ihr ein und alle ihre Stütze, ihr Helfer, ihr Geliebter. — Sie verstan sich selbst nicht, wie sie ihm jemals hatte ein hart Wort sagen können. Wenn sie an jenen Auftri zurückdachte, so war es ihr, als habe er sich da m einer ganz anderen Person, aber nicht mit ihr gestritte denn von all den Beschuldigungen, die sie ihm ins G sicht geschleudert, glaubte sie selbst kein Wort. Ja ih Zerknirschung ging soweit, daß sie an die schwere B leidigung, die sie selbst von ihm erfahren hatte, kau mehr dachte.

Und so verging ihr die Zeit in banger Furch verzweifelter Selbstanklage und fruchtloser Sehnsuc nach ihm.

Er kam nicht. Es war also klar, er hatte sie au gegeben.

Eva hatte eine dumpfe Ahnung, daß sich etw Außergewöhnliches in ihrem Geschicke vorbereite, u die Bangigkeit, die sie ganz beherrschte, flößte ihr d Wunsch ein, selbst etwas Außerordentliches zu tu um dem Unheil, das sie über sich schweben fühlte, vo zubeugen.

Sie sann und sann. Einen Augenblick dachte an den Priester, der in der letzten Zeit eine Art v Gewissensrat für sie geworden war. Aber im Angesich eines so gewichtigen Ereignisses, erkannte sie, wie b deutungslos ihr im Grunde dieser Mann sei. W konnte er ihr helfen, wo es galt, sich den Geliebt zurückzugewinnen.

Darauf griff sie zur Feder, um einen Brief Friedrich zu schreiben, doch schnell gab sie den Pl

auf, denn sie fühlte, daß die bloße Bitte um Verzeihung ein zu abgenutztes Mittel sei, und daß er ihren Versprechungen nicht mehr Glauben schenken werde. Sie mußte etwas Großes, etwas ganz Besonderes unternehmen, um ihn wieder an ihre Liebe glauben zu machen.

Sie dachte darüber nach, womit sie ihm wohl eine große, überraschende Freude bereiten könne. Was war denn sein glühendster Wunsch?

„Versöhnung mit seiner Mutter —" endlich hatte sie es gefunden. Dieser Wunsch zehrte an ihm. Darüber war es zum Streite zwischen ihnen gekommen. Der Streit war geschlichtet, wenn sie jetzt nachträglich sich seinem Willen fügte und den Brief schrieb.

Sie war entschlossen, den Brief an Frau von Choiseule zu schreiben. Bald aber erschien ihr selbst das nicht genug, die Sühne war zu klein in ihren Augen, und sie fürchtete vor allem, die erhoffte Wirkung könne ausbleiben. Denn wenn nun seine Mutter den Brief unbeantwortet ließ, dann blieb alles beim alten, und er war ihr durch nichts verpflichtet.

Nein, sie wollte etwas viel Größeres tun, etwas, das er nie von ihr erwartet haben würde, das ihr seine Dankbarkeit gewinnen, seine Liebe und Bewunderung unbedingt zurückerobern mußte.

Es gab nur eins, was diese Wirkung haben konnte, das war: Ihre Reise zu seiner Mutter.

Zuerst erschrak Eva selbst vor der Idee und wagte kaum an ihre Ausführbarkeit zu denken, allmählich aber gewöhnten sich ihre Gedanken daran, ja sie kam schließlich dahin, sich einzureden, ihr Vorhaben sei durchaus nicht schwierig. Und als sie den Mut gefunden hatte, die Idee zum Entschluß werden zu lassen, zögerte sie

auch nicht lange mit der Ausführung, mißtraui
gegen sich selbst, und befürchtend, sie könne schwanke
werden.

Schon einige Male hatte sie in wichtigen Momen
eine Energie im Handeln entwickelt, die mit ih
sonstigen Zaghaftigkeit und Unbeständigkeit nicht
Einklange zu stehen schien. So als sie sich entschl
Mörners Antrag anzunehmen, ebenso, als sie ihn
Friedrichs Willen verließ, weiter, als sie Friedrich v
Dzöröneck aus nachreiste und schließlich hier.

Sie fühlte in solchen Augenblicken das, was
sie Bedürfnis war, so stark und unmittelbar in
wirken, daß es ihre schwache Natur zu Taten fortr
die energische, tatkräftigere Frauen vielleicht niem
gewagt haben würden.

Sofort traf sie die nötigen Vorbereitungen
Abreise.

Zunächst schrieb sie einen Brief an Friedrich u
wies die Köchin an, diesen dem Herrn zu übergeb
sobald er ins Haus zurückkehren werde.

In aller Eile hatte sie die folgenden Zeilen h
geworfen:

„Verzeihe mir noch einmal, ich weiß, daß ich
schweres Unrecht getan habe. Du wirst nicht an
Wahrhaftigkeit meiner Reue glauben wollen. Damit
siehst, daß es mir diesmal Ernst ist, tue ich das, w
Du verlangst, und noch mehr, ich reise selbst zu Dei
Mutter, um sie mit uns auszusöhnen. Du sollst ni
eher von mir hören, bis mir das gelungen ist.
reise sofort ab. Deine Dir in alle Ewigkeit tre
Eva."

Darauf raffte sie von notwendigen Toilettenartike
zusammen, was ihr gerade in die Hände fiel, stec

das Wirtschaftsgeld in ihr Portemonnaie, bestellte einen Wagen und fuhr nach dem Bahnhofe.

Sie wußte nicht, wann ein Zug abgehe, selbst über die Strecken, die sie zu befahren hätte, war sie im Unklaren, nur ihr Ziel hatte sie klar vor Augen.

Der Kofferträger, welcher ihr das Gepäck abnahm, fragte, wohin die Dame wolle. Eva nannte ihm den Ort und erkundigte sich, wie man dahin gelange. Der Mann bot sich an, ihr das Billett zu besorgen und erklärte, der Zug gehe in einer Stunde ab.

Während dieser Stunde, die Eva allein auf dem großen, lärmerfüllten Bahnhofe zu warten hatte, wäre sie beinahe in ihrem Entschlusse wankend geworden. Jetzt, wo die Begeisterung abgekühlt war, in der sie ihren Entschluß gefaßt, begann sie die Schwierigkeiten zu erkennen, die seine Ausführung mit sich bringen würde.

Aber konnte sie jetzt noch umkehren, wo der Brief an Friedrich schon geschrieben und das Billett schon genommen war?

Und so stieg sie fast gegen ihren Willen, zaghaft und bangend in den Zug, der sie schnell von München wegführte.

Dreizehntes Kapitel.

So hatten sie denn, ohne voneinander zu wissen, Eva am Abend, Friedrich am frühen Morgen, nach entgegengesetzten Richtungen fahrend, München verlassen.

Evas Brief harrte noch, wohlgeborgen in der Tasche der Köchin, von Friedrich eröffnet zu werden. Das Mädchen hatte in der Küche auf die Rückkehr des Herrn gewartet, dann war sie eingeschlafen und hatte nichts davon gemerkt, daß er inzwischen in die Wohnung gekommen und sie wieder verlassen habe.

Friedrich fuhr den Alpen entgegen. Immer de
licher wurden ihre mächtigen Formen, die erst nur
eine große, unbewegliche Wolke am Horizonte gestand
Was anfangs eine unzertrennliche Masse geschien
trat auseinander, ließ einzelne Berggruppen und Höh
züge erkennen, dazwischen Täler und Quertäler, in de
Wasser rauschten und Dörfer lagen. Da hinein f
der Zug, einem Flußlaufe folgend; immer enger wur
die Täler, immer steiler die Hänge. Dann ging
durch finstere Tunnel, und im Freien schien das Tag
licht um so greller, lachte der Himmel um so klarer.

Friedrich hatte keinen Sinn für die Gegend, die
draußen an ihm vorbeiflog.

Er saß in seiner Ecke beinahe regungslos, bl
vor innerer Erregung, mit starrem, auf einen F
gerichteten Blicke.

Seine Mitreisenden wurden allmählich auf
aufmerksam. Zwei junge Damen schielten öfters n
dem sonderbaren Reisegefährten hinüber, steckten
Köpfe zusammen und kicherten. Doch gelang es ih
nicht, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Sein Gegenüber, ein älterer Herr, fragte, um
ein Gespräch mit Friedrich zu kommen, nach dem Nan
einer Station; er mußte seine Frage wiederhol
Friedrich sah ihn mit geistesabwesendem Blicke an
erwiderte nur: „Jawohl — gewiß."

Der Herr schüttelte den Kopf, zog ein Gesicht,
Mitleid ausdrücken sollte, und machte den kichern
Mädchen ein erklärendes Zeichen, indem er mit
Hand auf die eigene Stirn wies.

Was gingen Friedrich jetzt noch die Menschen
ihre kleinen Ränke an, was kümmerte ihn überha
noch die Welt und alles, was in ihr existierte! I

war, als stünde er mit dem Rücken gegen alles, was Leben heißt, vor ihm lag der unendliche, leere Raum. — Er ging dem Tode entgegen.

Er wollte von der Erde verschwinden, kein menschliches Auge sollte eine Spur von ihm entdecken, niemand wissen, was aus ihm geworden, kein Zeitungsschreiber sich in Vermutungen ergehen können, wie, wann und aus welchen Gründen er sich das Leben genommen.

Mochte den wenigen, die sich um sein Schicksal bekümmerten, die Hoffnung unbenommen bleiben, er sei am Leben und werde vielleicht noch einmal zu ihnen zurückkehren.

Vor allem mochte seiner Mutter der schwerste Kummer erspart bleiben, zu erfahren, daß der, dem sie das Leben gegeben, dieses Leben von sich geworfen habe, weil es ihm zum Fluche geworden.

Oben in den Nordtiroler Alpen kannte er einen einsamen Gebirgssee, ringsum von steilen Felswänden umgeben, weit und breit keine Ortschaft, nicht einmal eine vereinzelte Sennhütte. Als Student war er auf einer Alpentour dorthin gekommen. Vieles aus jener Zeit war seitdem in seinem Gedächtnisse verblaßt, die Erinnerung an diesen Alpensee nicht, wie er so plötzlich, als Friedrich an einen Vorsprung trat, tief unten in funkelnder Bläue vor ihm gelegen, so daß es ihm im ersten Augenblicke gewesen, als blicke ihn mitten aus der Einsamkeit der Felsenwildnis ein großes, dunkles, tiefes Menschenauge an. Dieser Eindruck war ihm geblieben, frisch und packend, wie er ihn empfangen hatte.

Dieses Meeresauge war das Ziel seiner Reise; hier sollte diese letzte Wanderschaft enden.

Am Vormittage kam er in Kufstein an. Wie ein Träumender stieg er aus dem Coupé, nahm in der

Bahnhofsrestauration etwas Speise zu sich, wobei
selbst darüber nachsann, wie sonderbar es doch sei,
er jetzt noch auf Nährung seiner Lebenskräfte beda
und schritt dann durch die Stadt.

Er war nicht besorgt, den Weg zu verfehlen; n
ganz genau wußte er, wie er damals mit dem Füh
gegangen war. Zunächst geht's im Inntal hin,
Laufe des Flusses entgegen, bis dort, wo sich das
plötzlich verengt; da, bei einer kleinen Kapelle, zw
sich links ein Fußsteig von der Landstraße ab, die
folgend steigt man durch Wälder und Halden zu ein
kahlen Felsplateau hinan.

Die traumumfangene Stimmung des Morgens,
ihn einem Somnambulen hatte gleichen lassen, war
Friedrich gewichen. Klar, wie die scharfe Bergl
die ihn jetzt umfächelte, war sein Bewußtsein.
hellen Augen, entschlossener Miene und festen eili
Schritten ging er dahin. Als der Pfad steiler
beschwerlicher wurde, schnitt er sich einen festen S
als Stütze.

Wer ihm so begegnet wäre, würde sich gewiß ü
den schlanken, kräftig gebauten Mann mit intelligen
Gesichtsausdruck und den energischen Bewegungen
freut haben. Wer hätte daran denken mögen, daß
Mensch, von der Natur so herrlich zum Leben a
gestattet, dem selbsterwählten Tode entgegengehe.

Während er dahinschritt, zogen tausend Erlebn
und Gestalten aus früherer Zeit an seinem geisti
Auge vorüber. Es war, als solle er in gedrängte
Form sein Leben noch einmal von Anfang an du
leben. Wie ganz anders sah er die Dinge und Mens
an und die Rolle, die er selbst zwischen ihnen gesp
jetzt, wo er am Ende der Bahn angelangt war.

Wenn wir auf einem Turme stehen, scheint die zu unseren Füßen liegende Stadt nicht dieselbe, die wir in ihren Gassen zu sehen gewohnt waren. Wir übersehen die Häusermassen, blicken in unbekannte Winkel, sehen, wie das Einzelne zusammenhängt und begreifen den allgemeinen Plan. Friedrich befand sich in einem Zustande geistiger Clairvoyance, er fühlte sich auf einen Platz außerhalb des Weltgetriebes gestellt, von dem er wie aus der Vogelperspektive auf dieses herabblickte. Er überdachte sein Leben, wie ein Buch, das er durchlesen. Die Episode mit Eva stand ihm am nächsten und schärfsten vor den Augen.

Er entsann sich deutlich, wie er das erstemal von Eva gehört hatte, als ihm seine Mutter eine Photographie von ihr gezeigt, welche Mörner ihr zugeschickt hatte; dann wie er sie in Berlin aufgesucht, all die ersten Abende im Mörnerschen Hause. Evas Erscheinung, ihre Mienen und Blicke, ihre und seine Worte, körperhaft anschaulich stand alles das vor ihm, als sähe er es auf der Bühne von Schauspielern wiedergegeben. Und weil das, was er in jenen Tagen empfunden, in seinem Herzen längst ausgebrannt war, so erschienen ihm Worte und Tun jener Personen, deren eine er selbst war, töricht, unwahr und unverständlich. Als er zu jenem entscheidenden Abende in Pest kam, da durchbebten ihn keine Wollustschauer bei dem Gedanken an ihre erste Liebesnacht.

Und welche klägliche Rolle hatte er in dieser Komödie gespielt! Mit bitterer Selbstverachtung gestand sich Friedrich, daß er sich mit Eva selbst betrogen habe. Wie poetisch liebreizend, wie erfüllt von allerhand geheimnisvollen Gaben und Tugenden war sie ihm nicht in der Blütezeit seiner Liebestollheit erschienen;

hatte er sich nicht unter ihrem Besitze ein Glück
gestellt, wert, sein ganzes zukünftiges Leben daran
geben? Und welcher Art war dieses Glück gew
was hatte er, als er den Schleier gelüftet, dort
funden, wo er vordem nichts als Poesie, Liebreiz
Vollkommenheit geahnt?

Friedrich war inzwischen zu einer beträchtli
Höhe emporgeklommen. Schon wurde der Wald lic
der Baumwuchs niedriger. Bald standen nur
pyramidenförmige Fichten einzeln und in Gruppen
den Alpenmatten umher, wie durch eine Heckens
beschnitten, mit verkümmerten Wipfeln, im Wachst
stockend, umsonst bestrebt, himmelaufwärts zu schie
Dann kam knieholzartiges, niederes, am Boden
kriechendes Gestrüpp, ab und zu noch ein höh
Lerchenbaum dazwischen, dicht bedeckt mit zopf-
bartartigen Schmarotzermoosen. Schließlich hörte
Baumwuchs ganz auf und nur noch blanker Fels
magerer Rasen wechselten miteinander ab. Da
führte der Pfad abermals in eine Talsenke hinab,
in geschützter Lage eine üppigere Vegetation aufspr
und dann hieß es eine fast senkrecht steile Felswand
klettern, die sich quer in den Weg stellte.

Friedrich hatte längere Zeit nach der Stelle
suchen, wo er damals mit dem Führer diese W
erklettert; endlich fand er sie.

Es war ein tollkühnes Wagnis, sich allein an
Ersteigung zu machen; aber was bedeutete ihm
die Todesgefahr! Von Vorsprung zu Vorsprung kl
er empor, sich an Gestrüpp festhaltend, das nur l
wurzelte, bald auf Rasenstücke tretend, die, unter sei
Fuße nachgebend, zum Abgrunde rollten. Aber er
wohlbehalten oben an. Ermattet ließ er sich hinfa

Ein herrliches Panorama entrollte sich in klarer Sommerluft unter wolkenlosem Himmel vor seinen Augen. Die Sonne stand bereits tief, aber noch war keine Spur von Dämmerung zu bemerken.

Wie zum Greifen standen die Berge der nächsten Ketten neben ihm. Er entsann sich einiger Namen. Dort jene gewaltige steinerne Festung mit Zinnen und Bastionen war der „hohe Kaiser", dieser bewaldete Gipfel gehörte der „hohen Salve" an, und die glänzenden weißen Streifen und Flecken in der Ferne, das mußten die Gletscher und Firne der „hohen Tauern" sein. Dahinter noch mehr weißblaue Kuppen, auf allen Seiten vielgestaltige Häupter, ein Meer von Formen. Und dann näher zu seinen Füßen die Wälder, durch die er gekommen, auf freier Halde eine Sennhütte und über die Matten verstreut Kühe, zierlich und klein, wie Kinderspielzeug. Kein Laut war vernehmbar, ab und zu nur ließ der Wind das Rauschen eines fernen Gießbaches aus einer Schlucht zu ihm hinaufdringen.

Wider seinen Willen mußte Friedrich den Zauber dieses Bildes in sein Empfinden eindringen lassen. Wie schön war doch diese Welt, die er verlassen wollte. Und was wartete seiner dort — wirklich der leere Raum, das ewige Vergessen? War das verbürgt? Der in der Kindheit ihm eingeprägte Glaube, von dem er jahrelang geglaubt, er könne ihm nichts mehr anhaben, wurde wieder in ihm lebendig. Er sah die Bilder des zukünftigen Lebens, so wie es sich der Knabe ausgemalt hatte, vor sich aufsteigen. Dort oben im lichten Äther den Thron Gottes mit dem Sohn zu seiner Rechten, umgeben von den Engeln und den Scharen der Seligen, und unter seinen Füßen im innersten Eingeweide der Erde jene andere Welt, wo das Heulen und Zähne-

klappern herrscht. Aber diese Vision schwand bald vor seiner Skepsis. „Die Seele ist eine Funktion des Gehirnes.“ Diese Worte Burts sagte er einige Male halb unbewußt vor sich hin.

Seine Gedanken flogen zu dem verstorbenen Freunde, wie starr er dagelegen, und schaudernd dachte er daran, wie das wohl jetzt beschaffen sein möchte, was von ihm übrig geblieben.

Und nun fühlte er sich selbst den Sprung tun, den er vorhatte, er empfand die rasende Geschwindigkeit des Sturzes, und der Atem verging ihm. Dann sah er sich liegen, tief unten auf dem Grunde des Sees; wie kalt würde es dort sein und wie einsam — ihn fröstelte und Schweiß brach an ihm aus.

Warum denn nicht lieber zurückkehren in dieses warme Leben, in diese Welt zu seinen Füßen, über der die Sonne so lieblich schien, um dort ein neues Dasein zu beginnen. Er sann darüber nach; einen Augenblick war die Versuchung groß, dann verwarf er den Gedanken. Ein neues Leben anfangen — war denn das nicht eine leere Phrase? Wer kann von sich selbst loskommen? So lange wir Geschehenes nicht ungeschehen machen können, so lange bleibt auch die Vergangenheit der stille Gesellschafter unserer Gegenwart.

Friedrich gehörte nicht zu jenen grob organisierten Naturen, die in einer verdorbenen Atmosphäre zu leben vermögen, und auch nicht zu jenen beidlebigen, die in Wasser und in Luft mit gleichem Wohlbehagen existieren. Selbst wenn er der alten Existenz den Rücken kehrte, einen Ozean zwischen sich und alles brachte, was bisher eine Rolle in seinem Dasein gespielt, was änderte das an ihm selbst, das Schuldbewußtsein lebte in ihm fort, ein stummer Mahner, ein Wurm,

der jedes Lebensglück zerfressen mußte, das er noch finden mochte.

Jählings sprang er auf und wandte dem lieblichen Bilde den Rücken, eilig seinen Weg fortsetzend, als wolle er die Lockungen zu Glauben und Hoffen, die, von da unten aufsteigend, sich in sein Herz einzuschmeicheln versucht hatten, unter die Füße treten.

Er wanderte jetzt über ein kahles, zerklüftetes Felsplateau dahin, ohne einem bestimmten Pfade zu folgen. Er nahm an, das Ziel, dem er zustrebte, sei nicht mehr entfernt und glaubte, die einzuschlagende Richtung genau zu kennen. Es dunkelte. Aschgrau starrten ihn rings die Felsblöcke an, wie Leichengesichter. Ein steinernes Meer von zackigen, aufbäumenden Wogen dehnte sich die Halde mit ihren wild übereinandergetürmten Felsblöcken vor ihm aus. Eine mächtige, unbewegliche Wand stand vor ihm, die schwarze Silhoutte des „hohen Kaisers". Der Mond ging auf, und in seinem bleichen Lichte verwandelte sich die Gegend in einen endlosen Kirchhof mit Steinen und Platten besät, dazwischen riesenhafte Monumente aufragend.

Friedrich mußte sich gestehen, daß er in diesem Labyrinth die Richtung verloren, er schritt nur noch auf das Geradewohl weiter. Und immer beschwerlicher ward das Vorwärtsdringen, und immer mehr fühlte sich Friedrich von Ermattung übermannt.

Da erblickte er plötzlich ein schwaches Lichtchen in der Ferne, klein wie ein Marienwürmchen. Und dieses Anzeichen menschlicher Nähe verursachte ihm freudigen Schreck, ihm, der dem Leben und den Menschen zu entfliehen vorhatte. Er ging auf das Licht zu, und nach halbstündiger Wanderung gelangte er zu einer Sennhütte.

Er stand erst eine Weile vor dem schuppenartig
Gebäude still. Von drinnen drangen Laute zu ih
heraus: Männerstimmen, dazwischen Lachen u
Kreischen, wie es schien, von einer Frau herrühren
Friedrich war unschlüssig, sollte er draußen bleiben, i
Freien ein Lager für die Nacht aufsuchen, oder soll
er da hineingehen, zu diesen Leuten, die, wer sie au
immer sein mochten, voll Vergnügen und Lebensl
waren? Schließlich trat er ein.

Das Lärmen verstummte, als seine hohe Gest
in der niederen Tür erschien. Dann schallte ihm e
mehrstimmiges: „Grüß di Gott" entgegen.

Es war für den vom Freien Kommenden schw
zu erkennen, wer sich in dem engen, dunsterfüllten Raun
aufhielt, der durch ein hellflackerndes Herdfeuer e
leuchtet wurde.

Friedrich erkannte zunächst zwei Männer in Hem
ärmeln, offenbar keine Eingeborenen, sondern Touriste
Außerdem war noch die Sennerin da und ein Bub

Nur wenn allein mit sich selbst, gibt sich d
Mensch natürlich und so, wie er ist; in Gesellscha
anderer spielt ein jeder mehr oder weniger Komöd
und verdeckt sein innerstes Wesen hinter einer a
genommenen Maske.

Und so führen wir alle, die meisten freilich, oh
sich dessen bewußt zu sein, ein Doppelleben, eins f
uns selbst, das intime, natürliche und wahre, und e
anderes offizielles, vorbedachtes, auf die Wirkung b
rechnetes.

Und dieses Scheinwesen wird dem Menschen
zur zweiten Natur, geht ihm so in Fleisch und Bl
über, daß es mancher selbst im Angesichte des Tod
nicht aufgibt.

Ja, der zum Tode verurteilte Verbrecher versucht noch auf dem Wege zur Richtstätte fest und gleichgültig dreinzuschauen.

Friedrich, der der Welt den Rücken gewandt zu haben vermeinte, war sofort ein ganz anderer, als er aus der Einsamkeit jetzt in diesen Kreis von Mitmenschen trat.

„Darf ich an dem schönen Feuer teilhaben?“ fragte er herzutretend, als ob ihm wirklich daran gelegen wäre, sich an diesem Herde zu wärmen. Man machte ihm sofort bereitwilligst Platz, und er ließ sich nieder, unwillkürlich nach den Gesichtern blickend, die ihn ihrerseits neugierig betrachteten.

Die beiden Touristen wiesen sich durch ihre auffällige Ähnlichkeit als Brüder aus. Beide trugen sie Brille und blonden Vollbart und gehörten dem Friedrich wohlbekannten Typus des deutschen Mannes aus dem Gelehrtenstande an.

Sie waren mit dem Zubereiten irgend einer Speise beschäftigt und hantierten mit Kasserolle, Löffeln und einer Konservenbüchse.

Die Sennerin sah mit Erstaunen zu, offenbar glaubte sie nicht an die Kochkunst der beiden Männer. Die Touristen, ihrer Aussprache nach Norddeutsche, radebrechten den Landesdialekt und trieben ihren Scherz mit dem Weibe, einer häßlichen Vierzigerin von nicht allzugroßer Sauberkeit, die abwechselnd kichernd und keifend mit dem wunderlich harten Gutturallaute der Älpler beim Sprechen, in dem Raume umhereilte. Der Bua endlich, ein Junge von etwa acht Jahren, war ein dunkelhaariger Gnom, der scheu und unverständig aus kleinen Maulwurfsaugen von ferne nach dem Feuer und den fremden Leuten hinüberblinzelte.

Das Gericht, eine Art von Fleischsuppe, war in
zwischen fertig geworden und wurde von den Köche
verteilt. Die Sennerin kicherte und jauchzte in schrille
Kehltönen, als sie von der fremden Kost genossen, vo
Erstaunen und Lust. Der Bua verbrannte sich bein
gierigen Schlingen den Mund und heulte, worauf ihn
das Weib eins versetzte, daß die Hütte davon erschallt

Auch Friedrich aß von der Fleischsuppe und lobt
sie. Er war jetzt wieder ganz Mensch unter Menschen

Die Touristen waren, wie Friedrich richtig ve
mutet hatte, Brüder, beide Naturforscher, der ein
Botaniker, des anderen Spezialfach war die Entomologi
Es schienen einfache, biedere Gesellen zu sein, die sic
freuten, in Friedrich einen Landsmann hier oben in de
Alpeneinsamkeit getroffen zu haben. Sie kramten schne
alles über ihre Studien und Touristenpläne aus un
erwarteten von dem Fremden offenbar dasselbe. Schließ
lich stellten sie sich vor.

Friedrich nannte den ersten besten Namen, der ihr
einfiel, und machte einige erdichtete Angaben über sein
Reisepläne. Um der Gefahr, weiter befragt zu werden
aus dem Wege zu gehen, erklärte er, müde zu sein un
ruhen zu wollen, da er am nächsten Morgen zeitig auf
zubrechen habe. Die Brüder versicherten, das sei auc
ihre Absicht, und man suchte das Lager auf.

Die Hütte bestand aus zwei Teilen. Der kleiner
bildete den Wohnraum für die Menschen, der größer
einen Stall für das Jungvieh. Über dem Stall befan
sich ein niederer, bodenartiger Raum, mit einer Stre
Man erreichte diese Stätte vom Wohnraume aus durc
eine Art Hühnerstiege. Dorthin begaben sich die Brüder
schließlich auch die Sennerin und der Bua.

Friedrich hatte erklärt, auf einer Bank ruhen z

wollen, um den geringen Platz auf der Streu nicht noch mehr zu beschränken. In Wahrheit blieb er unten, um sich früh beizeiten, unbemerkt von den anderen, auf den Weg machen zu können.

Bald verkündete ihm ein Schnarchkonzert, daß man oben schlief. Er setzte sich zum Feuer, das mangels frischer Nahrung kleiner und kleiner wurde, bis nur noch blaue Flämmchen wie kleine, selbständige Wesen über den rotglühenden Kohlen tanzten, und schließlich die ganze Glut zusammenbrach und nichts als ein matter Schein unter der schwarzen Decke hervorleuchtete.

Friedrich hatte das Schauspiel bis zum Ende verfolgt, mit dem völligen Verglimmen des Feuers fielen ihm die Augen zu; er fühlte seine Glieder schwerer werden, die Gedanken, die er ausdenken wollte, verwirrten sich, er konnte ihre Enden nicht mehr finden. Schließlich dachte er nur noch einen bestimmten zusammenhangslosen Satz und schlief so ein.

Er träumte, er sei daheim in seiner Vaterstadt, eben war er mit der Bahn angekommen und schritt dem elterlichen Hause zu. Er ging durch all die ihm von Kindheit auf wohlbekannten Straßen, sah alte Freunde, mit denen er sich begrüßte, bemerkte mit Vergnügen, daß die Läden und ihre Firmen noch an denselben Stellen wie vordem waren, ja selbst in den Schaufenstern erkannte er die nämlichen Gegenstände wieder, welche die Neugier und Kauflust des Knaben gereizt hatten. Als er sich nach langer Wanderung dem Hause der Mutter näherte, sah er eine große Menschenmasse um dasselbe versammelt, so daß es ihm schwer wurde, sich einen Weg durch dieselbe zu bahnen. Endlich fragte er einen der Gaffenden, was denn hier vorgehe, und dieser zeigte auf das Haus und sagte:

„Sehen Sie denn nicht, daß es brennt?" Da erst be
merkte Friedrich, daß die Fenster hell erleuchtet waren
wie von einer inneren Glut, zugleich schlug auch ein
hohe Feuergarbe aus dem Schornstein empor. E
stürzte vor und wollte zur Haustür eindringen, abe
sie war verschlossen, er rannte um das Gebäude herum
nirgends ein Eingang. Eine wahnsinnige Angst befi
ihn, denn er wußte, seine Mutter sei in dem Haus
obgleich niemand ihm das gesagt hatte. „Mutter
Mutter!" rief er mit lauter Stimme, aber keine Ant
wort erfolgte. Schon schlug die Lohe aus den Fenstern
Da sah er Leute eine Leiter anlegen, er eilte herzu
war der erste auf der Leiter, erkletterte sie und drang
durch ein Fenster, das er einschlug, in das Haus. D
stand er auf einmal in dem Wohnzimmer seiner Mutter
Hier war alles wie in früheren Tagen, die Möbel, di
Bilder, unter ihnen das Porträt seines Vaters. I
dem Raume befanden sich seine Mutter und eine Frau
die er erst nicht erkannte, bis er entdeckte, daß es nie
mand anderes als Eva sei. Er schrie ihnen zu, da
das Haus in Flammen stehe. Seine Mutter sah ih
mit einem merkwürdigen ernsten, durchdringenden Blick
an und erwiderte in gemessenem Tone: „Ich wei
es." „Warum rettet ihr euch denn nicht?" rief er
„Es ist besser, der Leib verbrennt," erwiderte die Greisin
„als daß die Seele verderbe." — „Aber so sagt mi
doch, was ihr hier tut?" rief Friedrich verzweifelt
„Ich versuche, sie zu läutern," sagte seine Mutter, au
Eva weisend, „aber es ist verlorene Arbeit." Jetz
schlugen die hellen Flammen durch die Tür ins Zimmer
Balken krachten, Rauch drohte sie zu ersticken, unter
heulte die Menge. „Rette mich!" jammerte Eva und
warf sich an Friedrichs Brust. „Soll ich die Mutte

im Stiche lassen?" fragte er. „Rette mich, wenn du mich liebst," heulte Eva. Er nahm sie in seine Arme und trug sie nach dem Fenster, bereit, sie die Leiter hinabzutragen. Aber die Leiter war nicht mehr da, von unten starrte ihm ein Abgrund entgegen, der sich ins Bodenlose hinabzusenken schien. Ringsum alles Feuer und Rauch, schon begann die Decke über ihnen niederzubrechen. Eva lag ohnmächtig in seinen Armen. Er wandte sich nach der Mutter um, sie stand da mitten in Dampf und Flammen, nicht mehr in menschlicher Form, ein überirdisches Wesen, ein richtender Engel, mit dem Schwert in der einen und der Wage in der anderen Hand. Sie herrschte ihm zu: „Auf deine Knie nieder, bete zu Gott, daß er dich rette." Er wollte es tun. Die Gestalt rief: „Erst das Weib weg! Sie ist unrein." Da erwiderte er: „Nein, wir gehören zusammen!" Der Engel verschwand, und mit furchtbarem Krachen brach das Haus in Flammen zusammen.

Hier erwachte Friedrich über den Schrei des Entsetzens, den er selbst ausgestoßen hatte. Er lag am Boden, halb in der Asche des ausgegangenen Herdfeuers. Der Raum war dunkel, er wußte nicht, wo er sich befinde. Er stand auf, tappte umher und stieß gegen die Tür, welche aufging. Die auf ihn eindringende Morgenkälte erweckte ihn zum Bewußtsein. Im Freien war alles eine graue Masse; kaum vermochte er mit der Zeit, den Himmel vom Erdreich zu unterscheiden. Allmählich wurde ihm klar, daß jenes Schreckliche, was er durchgemacht, nur ein Traum gewesen. Dann fiel ihm ein, warum er hier oben sei. Und obgleich ihm sein Plan für den Augenblick völlig fremd und unverständlich erschien, so übte doch das, was er am Tage vorher so klar und energisch gewollt

hatte, eine solche Macht auf ihn aus, daß er sich, n
einer fremden Anregung Folge leistend, auf den W
machte, entschlossen, das einmal Gewollte zur Au
führung zu bringen.

Er schritt zunächst aufs Geratewohl zu. Allmähl
gewöhnte sich sein Auge an das fahle Licht der Morge
dämmerung. Er sah eine Kuppe vor sich, die ihm ni
allzufern deuchte, von dort aus gedachte er sich
orientieren.

Er hatte lange zu marschieren, denn die E
fernungen in den Alpen täuschen, besonders im Zw
licht des Morgens. Inzwischen wurde es heller u
heller um ihn. Die Sonnenscheibe selbst sah er n
nicht, er erkannte ihre Wirkung nur an den goldig
Säumen der Wolken und an dem Schimmer, der s
allmählich rings um ihn selbst ergoß.

Als er endlich auf der Erhöhung angelangt w
machte er Halt. Der Sonnenball trat eben über
entferntesten Bergkette hervor. Im Nu glühten
Gipfel umher in gelblichem Lichte. Das Gewölk al
wurde bleich und erschien plötzlich wie aufgesogen v
Blau des Morgenhimmels. Unten in den Tälern u
Schluchten lagen unbewegliche Nebelmassen, wie gro
Tücher; kein Wald, kein Silberblick eines Gewässe
war durch diese dichte Hülle hindurch zu erkennen.

Friedrich beschloß, auf seiner Warte auszuharr
denn er wußte, daß vor der Kraft der Sonne der Fri
nebel schnell weichen müsse. Und er täuschte sich nic
Kaum fielen die ersten Strahlen in die Tiefen, da
gann es da unten zu weben und zu streben, als fa
eine unsichtbare Hand hinein und ziehe die Schle
nach oben.

Die weißen Massen erhoben sich, stiegen hö

und höher, bauschten sich auf wie Segel, schwammen ineinander und zerrissen in Fetzen, so daß Friedrich schon Täler und Wälder in der Weite zu erkennen vermochte. Da war er plötzlich selbst vom grauweißlichen Dunst umgeben, aber das zog vorüber, die Wolke lichtete sich, flog weiter, und klar und sonnenglänzend lag das Alpenrund wieder vor ihm, mit all seinen Schlünden, Felsenfestungen und Eispalästen.

Er sah jetzt, in welcher Richtung er weiterzugehen hatte. Dort drüben war's. Den See selbst zwar konnte er nicht sehen, aber es war zu erkennen, daß dort das Hochplateau plötzlich aufhöre. Die Felsen dahinter waren schon ganz anders schattiert, und mußten das jenseitige Ufer bilden.

Wenn er jetzt darauflos schritt, konnte er wohl in einer Viertelstunde an jener senkrecht steilen Wand sein, von der aus er vor Jahren schwindelnd hinabgeblickt hatte, in den grünlichen Spiegel.

Aber er ging noch nicht. Noch einmal rangen der Lebensüberdruß und die Liebe zum Dasein einen verzweifelten Kampf in ihm. Er hatte sich auf einem Felsblocke niedergelassen. Dieses Bild der umgebenden Landschaft, das ihm wider seinen Willen in die Augen drang, ergrimmte ihn durch die Schönheit seiner unschuldig reinen Morgenfrische. Er warf sich auf den Rücken, um nichts mehr zu sehen.

Wie lange war es doch her, daß er nicht mehr so ausgestreckt auf dem Boden liegend, in den Himmel geblickt hatte. Das erinnerte ihn an seine Knabenzeit, wo er es so gern getan. Wie geheimnisvoll tief, wie ewig hoch und unergründlich war ihm der Himmel stets erschienen, wie klein die Erde, von der er nichts mehr sah. — Er verfolgte mit den Augen eine zierliche weiße

Wolke, die wie ein Schifflein in dem unendlichen blau
Meere einhersteuerte. Er dachte daran, wie er als ga
kleiner Junge sich eingebildet habe, wenn man es fer
bringe, ganz unverwandt und aufmerksam in den Himn
zu blicken, müsse man den lieben Gott sehen könn
aber niemals hatte er es lange genug ausgehalten. W
fromm, unschuldig und gut war er damals gewesen.

Und andere Erinnerungsbilder aus seiner Kindh
stiegen vor ihm auf: Seine Eltern. Der Vater
ernst und unnahbar für ihn, solange er Kind w
das Bild der Würde, der Vollkommenheit und A
macht, eine Gottheit, die hinter Wolken thronte, a
denen sie nur zeitweise hervortrat, um sich zu offe
baren. Und als er dann im Jünglingsalter schär
zuzusehen und ein frühreifer Knabe das zweischneidi
Schwert der Skepsis zu handhaben begann, wie schn
hatte er da diese irdische Gottheit, ebenso wie
andere, in der Bibelstunde ihm gelehrte, ihres Nimb
entkleidet. Die eine hatte er als einen Menschen n
andere herausgefunden, nur noch ein wenig eigensinnig
pedantischer, tyrannischer als die Mehrzahl, der and
Gott aber war von seinem kritischen Urteil zu ein
von der Menschheit selbst erfundenen Phantom deg
diert worden. Was er schon damals geahnt, und w
ihm später zur Gewißheit geworden, fiel ihm h
wieder ein, daß nämlich die Mutter mit ihrem Gatt
nicht glücklich gewesen sein könne. — Ach seine Mutt
Er sah sie, wie sie sich abends über ihn beugte u
an seinem Bettchen kniend mit ihm betete: „A
lieber Gott, ich bitte dich, ein frommes Kind laß werd
mich, und wenn ich das nicht sollte werden, so nin
mich lieber von der Erden, nimm mich zu dir i
Himmelreich . . . . . .“ und er konnte den Schluß ni

mehr finden. Wie mild und engelsgut war seine Mutter immer zu ihm gewesen, und wie zum Kontraste dazu, sah er sie auf einmal vor sich, mit Zornfalten auf der Stirn, verächtlich herabgezogenen Lippen, harten Blickes, wie sie damals in Dresden vor ihm und Eva gestanden, und, merkwürdig, plötzlich wandelten sich ihre Züge in die jenes richtenden Engels, als welcher sie ihm in der vergangenen Nacht erschienen war.

Erregt sprang Friedrich auf. Er griff sich nach dem Kopfe, war er denn noch bei klarem Verstande. Diese Visionen, die, er wußte nicht wie und woher, in sein Hirn eindrangen, drohten ihn wahnsinnig zu machen. Was sollte ihm denn dieses Grübeln und Herumschlagen mit Phantomen jetzt noch fruchten? Jetzt, wo er vor der Pforte stand, die es nur zu durchschreiten galt, um allem Empfinden und Erinnern für ewig ein Ende zu bereiten.

Und doch war es so schwer diesen Schritt zu tun. Scheu blickte er dort hinüber, wo, wie er wußte, tief unten im Grunde der See lag. Er sah sich am steilen Hange stehen, springen, hörte in der Tiefe etwas aufklatschen. — Der Atem stockte ihm, Furcht schüttelte seine Glieder. Zaghaft blieb er stehen.

Noch einmal überkam ihn der Wunsch zu leben, aber nur für kurze Zeit. Als er an seine ruinierte Existenz und all die Widerwärtigkeiten dachte, die seiner warteten, wenn er hier umkehre, sank sein Lebensmut schnell.

„Ich will, ich will!“ sagte er ganz laut. „Ich Feigling, bin ich denn zu nichts gut, nicht einmal zum Sterben,“ und er blickte noch einmal hinüber die Entfernung messend.

Dann verwirrten sich seine Gedanken gar wunderlich. Eine Menge toller Fratzen jagten mitten im hellen Sonnenlichte des Tages an ihm vorüber. Seine

Mutter in leibhaftiger Form trat vor ihn als g
junges Mädchen, wie er sie doch nie gesehen, und
er näher zublickte, waren ihre Züge die Evas, Ev
wie er sie in der ersten Liebesnacht erkannt. Hin
dieser Gestalt grinste eine entsetzliche Erscheinung hert
Burts Leichengesicht, ihn löste der kleine Graf ab,
eine lächerliche Grimasse schnitt.

„Ich bin toll geworden," sagte Friedrich und se
sich in Bewegung.

„Halt!" rief er plötzlich im Gehen. „Ich will d
versuchen, ob ich noch beten kann," und ließ sich
die Knie nieder. Er suchte in seinem Gedächtnisse n
einem Gebete. „Ach, lieber Gott, ich bitte dich,
frommes Kind . . . ." kam ihm auf die Zunge. „
sinn!" schrie er mitten darinnen, sprang auf und
wildverzerrten Zügen, die Augen aus dem Ko
drängend, raste er vorwärts, über Steine und Blö
in mächtigen Sätzen.

Der Hang war abschüssig, schon hätte er sich n
mehr halten können, selbst wenn er es gewollt.

Jetzt flimmerte etwas vor seinen Augen,
glänzender Spiegel lag da unten. Er jauchzte laut a
rannte noch toller darauf los, der Boden schwand i
unter den Füßen, aus dem Laufen wurde ein Rol
und von steiler Felsenhöhe sauste wild sich überschlag
ein Körper blitzschnell zum Abgrunde nieder.

Vierzehntes Kapitel.

Trotz der wiegenartig schaukelnden Bewegung
Coupés und des eintönigen Ratterns der Räder r
mochte Eva nicht zu schlafen; die Gedanken ließen
nicht zur Ruhe kommen.

Von Viertelstunde zu Viertelstunde wechselte ihre Stimmung. Bald kam ihr das, was sie vor hatte, wie ein tolles Wagstück vor, unausführbar und zudem zwecklos, und am liebsten wäre sie sofort umgekehrt. Dann wieder erschien es ihr, als sei ihr Tun großartig und heroisch, und sie schwelgte schon im voraus in dem triumphierenden Bewußtsein, eine Versöhnung zwischen Mutter und Sohn zustande gebracht zu haben. Schließlich aber kam völlige Verzagtheit über sie. Frau von Choiseule würde sie jedenfalls gar nicht annehmen, oder wenn sie es täte, ihr in ähnlicher Weise entgegentreten wie in Dresden. Eva schauderte bei dem Gedanken, was ihr bevorstände. Es ist alles aus, sagte sie sich und beschloß, auf der nächsten Station auszusteigen und nach München zurückzufahren.

In dem Damencoupé zweiter Klasse, in welchem Eva saß, befanden sich außer ihr noch zwei andere Damen, die für die Nacht Toilette gemacht hatten und nun bis zur Unkenntlichkeit vermummt in ihren Ecken lehnten, wie es schien schlafend. Eva wagte nicht sie anzureden, um sich Rat, die Rückfahrt nach München betreffend, zu holen.

Die Nacht war kühl, und in der Hast der Abreise hatte Eva vergessen, eine Decke mitzunehmen; trotz ihres Mantels fror sie empfindlich. Sie wurde immer kleinmütiger und verzagter, sie dachte an ihren Zustand; wenn ihr nun etwas zustieß. Wer würde ihr beistehen, was sollte aus ihr werden? Wie hatte sie nur so toll sein können und diese Fahrt unternehmen?

Als der Schaffner das nächste Mal die Tür öffnete und einen kurzen Aufenthalt ankündigte, hielt sie ihn an und fragte mit schüchterner Stimme, wie sie wohl am schnellsten nach München zurückkäme. Der Mann

sah sie erstaunt an, von dort kam sie ja eben. Da
nach längerem Besinnen und Räuspern erklärte er i
sie müsse da und da aussteigen und bis drei Uhr
Morgens dort bleiben. Doch riet er ihr davon ab,
das Bahnhofsrestaurant um ein Uhr geschlossen wer
und sie daher genötigt sein würde, für den Rest
Zeit eine andere Unterkunft zu suchen.

Der gutmütige Bayer sprach noch darüber hin u
her, als die beiden Damen sich über Kälte an
Füßen zu beschweren begannen. Der Schaffner sch
also die Tür.

Eva war in neue Zweifel gestürzt, aus denen
nach keiner Seite hin einen Ausweg sah. Wiederh
war sie mit sich selbst eins darüber geworden, an je
Station auszusteigen, aber ebenso oft warf sie den P
um, denn ihr graute vor dem Aufenthalte auf d
nächtlich einsamen, fremden Bahnhofe. Und als
Schaffner endlich kam und sich erkundigte, ob sie h
aussteigen wolle, das sei die betreffende Station, w
sie nicht fähig, einen Entschluß zu fassen, und auf
treuherzigen Rat des Mannes: „Bleibesch lieber
unsch im Zug, do ischt bescher als auf de kalte Perro
blieb sie wirklich sitzen, und weiter brauste der Zug.

Darauf verfiel sie in eine Art von Halbschlaf,
dem sie hin und wieder erwachte, ohne recht zu wiss
wo sie sich befinde. An einer Station hatten
längeren Aufenthalt, der Wagen wurde umgeschob
die Schaffner wechselten, aber obgleich Evas Si
diese Dinge wohl wahrnahmen, so fand sie doch n
die Energie, sich zu wachem Bewußtsein der Vorgä
um sie her aufzuraffen, sie dämmerte weiter bis
Morgen mit seiner Helligkeit und der vermehrten Kä
sie völlig erweckte.

Eva blickte zum Fenster hinaus in die Gegend. Es war eine Art Zerstreuung für sie, sich vorzustellen, was hinter dem weißen Dunste des Frühnebels, aus dem nur hie und da Baumwipfel, Dächer, hohe Essen und andere verschwommene Formen hervorblickten, wohl stecken und vorgehen möge.

Mit der Dunkelheit der Nacht schien die Verzagtheit von Eva gewichen zu sein, apathische Gleichgültigkeit war an ihre Stelle getreten. Sie hatte sich in ihre Lage geschickt und dachte nicht mehr an Umkehr.

Am Ziele ihrer Reise angekommen, ließ sie sich von dem ersten Gasthofsportier, der sich ihr anbot, in einen Omnibus bringen und nach dem Hotel fahren.

Sie fühlte sich von der Nachtfahrt so angegriffen, daß sie sich, auf ihrem Zimmer angelangt, sofort ins Bett legte. Der Kopf war ihr benommen, sie glaubte noch immer die schwankende Bewegung des Zuges zu empfinden, und nicht ohne geheime Angst konstatierte sie, daß in ihrem Inneren jenes Gefühl eines fremden geheimnisvollen Regens heute stärker sei, als jemals zuvor.

Sie holte das Wachen der Nacht durch einen mehrstündigen Schlaf nach. Als sie erwacht war, konnte sie sich lange Zeit nicht entschließen, ihr Lager zu verlassen. Ihr Vorhaben erschien ihr immer aussichtsloser und unmöglicher.

Wie sie so dalag und an das in der letzten Zeit durchgemachte zurückdachte, und dann erwog, was ihr noch bevorstünde, schloß sie erbebend die Augen, und nur noch ein Wunsch beseelte sie: Nicht mehr hinauszumüssen in dieses häßliche Leben, ewig so liegen zu können, still und ungestört, schmerzlos hinüberzuträumen in die Bewußtlosigkeit.

Gegen Mittag klopfte man an ihre Tür und fragt
ob sie an der Table d'hote teilnehmen werde.

Sie bestellte sich das Mittagessen auf das Zimme

Nach Tisch beschloß sie auszugehen und sich na
Frau von Choiseules Wohnung umzutun. Aber e
Regenwetter, das inzwischen eingetreten, bot ihr eine
willkommenen Vorwand, im Hause zu bleiben. A
es sich schließlich wieder aufgehellt hatte, begab si
Eva auf die Straße, ohne bestimmten Plan, wohin s
gehen wolle. Die Adresse von Friedrichs Mutter hat
sie inzwischen erfahren, aber sie ließ es unentschiede
ob sie die alte Dame heute noch aufsuchen wolle. E
war, als warte sie auf irgendeinen Zufall, ein auße
gewöhnliches Ereignis oder ein Zeichen vom Himme
das sie zum Handeln antreiben solle.

Sie ging eine lange baumbesetzte Straße hera
mit breiten Trottoirs und zahlreichen Schaufenster
Die ausgelegten Waren erweckten Evas Interesse, u
deren Betrachtung zog sie in willkommener Weise v
ernsteren Erwägungen ab.

Einen Schirm hatte Eva von München aus nic
mitgenommen, die Nachmittagssonne blendete sie, u
sie fühlte sich geniert, nichts in der Hand zu halte

„Ich könnte mir einen Sonnenschirm kaufen,“ dach
sie. „Der einzige, den ich vom vorigen Jahre her no
habe, ist ja doch nicht mehr modern.“ Sie sah sich a
den Schaufenstern um, bis sie gefunden, was sie sucht
und trat in ein Konfektionsgeschäft ein.

Sie konnte es nicht unterlassen, einen schnellen Bli
in einen der langen Wandspiegel zu werfen, die hi
allerwärts angebracht waren, um ihre eigene E
scheinung zu mustern. Sie erschrak über das Bi
welches ihr das Glas zurückwarf. „O, wie ich au

sehe!" dachte sie und nur um den neugierig unverschämten Blicken der Verkäuferinnen zu entgehen, die sie auf sich gerichtet fühlte, nahm sie den ersten besten Schirm, den man ihr vorlegte, bezahlte und eilte aus dem Laden.

Sie lenkte nun von der Straße in nahegelegene Anlagen ein, wo sie unbeobachtet zu sein hoffte. Es kam ihr vor, als kümmerten sich alle Passanten nur um sie und ihren Zustand. In den Anlagen selbst war es einsam, sie begegnete nur zahlreichen Mädchen mit Kindern an der Hand, auf dem Arme oder im Wagen.

Das machte sie an die Mutterfreuden denken, die ihr bevorstanden, und in zärtlicher Rührung fühlte sie urplötzlich dem kleinen Wesen entgegen, dessen Ankunft sie erwartete. „Wird es ihm wohl ähnlich sein?" dachte sie. Und der Traum des Mutterglücks kam über sie.

Vom Kinde flogen ihre Gedanken zum Vater desselben hinüber. „Was er wohl gesagt haben mag, als er meinen Brief erhielt. Das hat er mir gewiß nicht zugetraut, daß ich die Courage haben würde, hierher zu fahren. Angst hat es mich ja genug gekostet und wie oft wäre ich beinahe umgekehrt. Aber das braucht er ja nicht zu erfahren. Ich werde ihm schreiben oder noch besser telegraphieren: „Deine Mutter versöhnt mit uns, alles gut! Komme hierher." — Was er für Augen machen wird. Und das Wiedersehen. — Eva lächelte vergnügt und war sehr mit sich zufrieden, während sie weiter schritt.

Dann dachte sie an den Besuch, den sie Frau von Choiseule abstatten wollte, dessen Erfolg sie eben noch als so sicher angenommen hatte.

„Soll ich heute schon zu ihr gehen?" fragte sich Eva. Nach einigem Schwanken entschied sie. „Nein, lieber erst morgen, dann aber auch ganz gewiß!"

Da es Abend zu werden begann, beschloß sie un
zukehren.

Aber es ward ihr auf einmal so wunderbar zumu
Schwindel ergriff sie, und sie hatte das Gefühl, a
halte sie jemand an den Füßen fest. Hilfesuchend s
sie sich um, nahebei in einem Boskett stand eine Ba
mühsam schleppte sie sich dorthin und sank darauf nied

Die sitzende Stellung tat ihr wohl, aber als
aufstehen wollte, um ihren Weg fortzusetzen, fühlte
erst ihre Schwäche. Etwas Eigentümliches ging n
ihr vor; sie hatte ein ähnliches Gefühl noch niema
empfunden. Es war, als würde dieses zweite Leb
das sie beherbergte, plötzlich seiner selbstbewußt;
deutlich hatte sich seine Gegenwart noch nie zuv
fühlbar gemacht.

Ein jähes Angstgefühl machte sie auf einmal
beben: „Wie, wenn es jetzt — hier —" und sie wol
aufspringen, um fortzueilen, aber kraftlos sank sie zurü
wieder jenes Gefühl, als halte man sie an den Füßen fe

Sie zitterte, wie im heftigsten Fieber, eine fliegen
Hitze drang ihr zum Kopfe, sie war in Schweiß g
badet und dazu diese Stiche, die ihr den Leib dur
bohrten. Sie schrie aus Schmerz und Angst, ab
niemand hörte die jämmerlichen Töne.

„Sie werden mich so finden," dachte Eva, „o, n
abscheulich!" und dann fing alles um sie an zu ve
schwimmen. Der Schmerz hörte auf, ihr wurde lei
und frei zumute, sie glaubte zu fliegen, höher imm
höher. Da auf einmal, als sie schon unendlich h
war, ohne Schwindel zu empfinden, tat sie einen jäh
Fall. Sie erwachte, sah um sich, und bemerkte, d
sie am Boden liege. In der Ferne sah sie etw
flimmern, eine Reihe großer Lichter wie Facke

Schatten tanzten davor auf und ab. Sie fühlte, wie eisige Kälte aus dem Boden, auf dem sie lag, in ihren Körper zog. Sie hatte ein unendliches Bewußtsein dessen, daß diese Kälte nicht gut für sie sei, und versuchte, sich aufzuraffen. Aber etwas, wie ein schweres Gewicht hielt sie am Boden fest. Dann überkam sie wieder jenes leichte Gefühl und ihr Kopf sank zurück.

Eva blieb in ihrer Ohnmacht, bis zufällig Vorübergehende sie liegen sahen.

Ein herbeigerufener Polizist ließ sie in einen Wagen schaffen, und brachte sie nach dem städtischen Krankenhause.

Dort wurde sie nach Namen und Adresse gefragt, aber aus ihren schon im Fieber gesprochenen wirren Reden vermochte man nur den in dem Hospital wohlbekannten Namen der Frau von Choiseule, als einzigen Anhalt für die Persönlichkeit der Gefundenen, herauszuhören.

Der Polizist erklärte, selbst zur Frau Oberregierungsrat von Choiseule gehen zu wollen, um sie von dem Vorfalle zu unterrichten.

Fünfzehntes Kapitel.

Bei Frau von Choiseule war seit einigen Tagen der Senatspräsident außer Dienst, Mörner, zu Besuch anwesend.

Mörner hatte seinen Abschied aus dem Staatsdienste aus verschiedenen Gründen genommen. Einmal war ihm das Bewußtsein peinlich, noch länger eine der höchsten Stellungen in der Richterhierarchie einzunehmen, nachdem seine Ehestandstragödie durch die Verhandlung vor dem Landgerichte, allen seinen Kollegen,

Vorgesetzten wie Untergebenen, soweit sie nicht scho
davon wußten, bekannt gemacht worden war. Er hatt
während des letzten Jahres schweres auszustehen ge
habt. In jedem Blicke las er Besonderes, aus jeden
Worte hörte er etwas auf ihn Bezügliches heraus
Bald war es Verachtung, bald Mitleid, bald Spott
bald Neugier oder Schadenfreude, die ihn seine Ein
bildung in den Mienen und Reden der täglich mit ihn
Verkehrenden entdecken ließ. In Wahrheit erregte sei
Fall allgemeines Mitleid, denn Mörner war ein wegen
seiner Herzensgüte, Lauterkeit und Schlichtheit äußers
beliebter Mann, und trotz seiner bevorzugten Stellung
im öffentlichen Leben hielten ihm gegenüber Spott und
Scheelsucht ihre Pfeile zurück. Aber er legte die Zurück
haltung, die man ihm gegenüber übte, falsch aus, e
glaubte, man wende sich aus Verachtung von ihm ab
er fühlte sich gedrückt und vernachlässigt.

In übertriebenem Zartgefühl ging Mörner so weit
daß er sich selbst nicht mehr für würdig hielt, der
Richterstuhl innezuhaben, seit in den Augen der Wel
dieser Makel an ihm hafte.

Weiter war aber noch eine andere tiefere Wand
lung mit ihm vorgegangen. Er hatte in der Zeit de
Einsamkeit und des Kummers, die mit Evas Fluch
für ihn angebrochen, mehr über den Weltlauf und sic
selbst nachgegrübelt, als er es in früheren glücklichere
Zeiten zu tun gepflegt. Er glaubte zu erkennen, welc
große Begehungs- und Unterlassungssünden er in seinem
bisherigen Leben verschuldet habe. Er klagte sich de
Gleichgültigkeit, des Unbedachts und des Leichtsinnes
an. Und den religiösen Mann ergriff Bangen un
seiner Seele Heil. Es kam dieselbe Stimmung übe
ihn, die vor nun vierzig Jahren seinen Vater gepack

hatte, als er sein Geschäft aufgab, und ein Mann in reiferem Lebensalter hinauszog, um Heiden zu missionieren.

Nachdem sein Abschied bewilligt, litt es ihn nicht länger in Berlin. Seinen Hausstand hatte er bereits vordem aufgelöst, er stand jetzt mit müßigen Händen da, ohne zu wissen, was mit sich anfangen. Denn Kirchenbesuch, Lektüre und Grübeln das war für den an anstrengende Tätigkeit Gewöhnten keine genügende Lebensausfüllung.

Geheime Sehnsucht trieb ihn, Frau von Choiseule, seine bewährte Freundin aus früheren Jahren aufzusuchen. Sie war ja mit seinem Unglücke nahe verknüpft, und erschien ihm als Leidensgefährtin doppelt teuer. Mit ihr gedachte er sich auch über ernste Gewissensfragen auseinander zu setzen, die ihn peinigten.

So reiste er denn zu Frau von Choiseule und wurde von der alten Dame aufs freundlichste aufgenommen.

Er fand die Freundin verändert. Sie war in den letzten schweren Zeiten bedeutend gealtert. Es lag nicht mehr jener Schimmer von Geistesfrische und Begeisterungsfähigkeit auf ihrem Gesichte, der ihm früher einen so frappanten Stempel verliehen hatte. Ihr Auge, das ehemals so herrlich warm und milde leuchten konnte, blickte jetzt ernst, starr, oft sogar kalt. Häufig sprach ein herber Zug aus dem kleiner und faltenreicher gewordenen Gesichte der alten Frau.

Auch ihre Gesundheit war erschüttert. Sie litt jetzt zeitweise an Atmungsbeschwerden, und die schwerste Pein bejahrter Leute, die Schlaflosigkeit, quälte sie.

Aber es schien als wolle sie sich den Schwächen des Alters nicht gutwillig ergeben, mit Hartnäckigkeit

führte sie die gewohnte arbeitsreiche Lebensweise weiter, stand zeitig auf, schaffte den ganzen Tag, macht Krankenbesuche, inspizierte das Wohltätigkeitsinstitut das ihr unterstellt war, kontrollierte eine weitläufig Wirtschaft, die damit zusammenhing, und führte ein rege Korrespondenz.

In ihrem eigenen Haushalte hatte, seit sie Witw war, ein einziges Mädchen unter ihrer Leitung alle zu besorgen.

So gingen die Tage in straffer Tätigkeit für si hin; aber womit die endlosen Nächte ausfüllen, wenn kein wohltuender Schlaf sich auf die alten Augen senken wollte.

Frau von Choiseule hatte von jeher viel Lektür getrieben. Früher las sie Bücher aller Richtungen selbst solche von ausgesprochen atheistischer Tendenz in letzter Zeit war ihre Lektüre einseitiger geworden sie bevorzugte Bücher religiösen Inhalts, bis si schließlich nur noch solche las, die sich ihrer orthodoxen Richtung anpaßten.

Während es früher Bedürfnis für sie gewesen war den Kampf aufzusuchen, an fremdem Unglauben ihren Glauben zu stärken, und an der gegnerischen Kriti ihre Waffen zu schärfen, mied sie jetzt den Feind, wi ein gealterter Kriegsführer, der nicht mehr schlagen will, um die einmal geernteten Erfolge keiner Gefah auszusetzen.

Aber die religiöse Lektüre vermochte ihr nicht übe einen tiefen inneren Kummer hinwegzuhelfen, der sic um so fester bei ihr einnistete, je eifriger sie ihn bekämpfte

Sie wollte den Schmerz um den verlorenen Soh niederringen, sie wollte ihn totschweigen, seine Existen vor sich selbst verleugnen. — Vergebliches Bemühen

Dieser Sohn, dem sie so viel von sich gegeben, war ein Teil von ihr selbst geworden. Nur mit der Vernichtung ihres eigenen Lebens konnte die Liebe zu ihm in ihrem Innersten gelöscht werden.

In dieser Gemütsverfassung fand Mörner seine alte Freundin.

Für ihn war es naheliegend, mit Frau von Choiseule über seine Scheidungsangelegenheit zu sprechen, aber er merkte, daß sie derartigen Gesprächen ausweiche; sie wollte offenbar in keiner Weise an ihren Sohn und dessen Gefährtin erinnert sein.

Mörner achtete ihren Wunsch, aber es konnte nicht fehlen, daß man im Gespräche öfters dieses für beide Teile im äußersten Vordergrunde stehende Ereignis berührte.

Am Abende jenes Tages, an welchem Eva in den Morgenstunden in die Stadt gekommen, saßen die beiden alten Leute wie gewöhnlich an dem großen, runden Mahagonitische des Wohnzimmers einander gegenüber.

Das Gespräch war auf das so oft umgangene und doch unvermeidliche Thema der Mörnerschen Scheidung gekommen, und diesmal schien Frau von Choiseule gewillt, auf dasselbe einzugehen.

Mörner hatte ausgeführt, wie er sich anfangs gegen den Gedanken einer Scheidung aufgelehnt, wie er getan habe, was in seinen Kräften stand, um Eva zu einer Rückkehr an seine Seite zu bewegen. Dann fuhr er fort: „Als aber Monat um Monat verging, und sie sich fern hielt von mir, da wurde ich anderen Sinnes. Diese Frau, die ich so sehr geliebt, wurde mir selbst in der Erinnerung fremd. Ich kam zu der Überzeugung, daß, nachdem eine solche Entfremdung

eingetreten war, an ein eheliches Zusammenleben nic
mehr zu denken sei, und so gewöhnte ich mich al
mählich an den Gedanken, der mir anfangs so schrec
lich gewesen war, an die Scheidung, ja ich sah dar
schließlich den einzigen Ausweg aus einem unwahre
und darum unsittlichen Verhältnisse."

Frau von Choiseule unterbrach ihn mit einer Le
haftigkeit, die an frühere Tage erinnerte; man sah e
wohl, diese Angelegenheit, die sie bisher geflissentli
unerörtert gelassen hatte, war in Wahrheit die wichtigs
ihres Lebens.

„Ich werde Ihnen darin niemals recht gebe
Mörner," erwiderte sie. „Sie durften nicht nachgebe
Mochte Ihre Frau Ihnen innerlich noch so frem
werden, mochte sie verächtlich in Ihren Augen sei
wenn sie die Treue brach, so hatten Sie nur um
fester an ihr zu halten. Ihnen lag die Pflicht ob, d
Verirrte zurückzuführen auf den Weg der Tugend u
Vernunft, aber niemals durften Sie durch Ihre Ei
willigung in die Scheidung das geschehene Unrec
sanktionieren."

„Ich habe denselben Standpunkt vertreten, u
nicht ohne schwere Kämpfe habe ich ihn aufgegebe
das können Sie mir glauben, liebe Frau von Choiseul
Aber das Ausschlaggebende, dasjenige, was mich da
zu bringen vermochte, das Gegenteil von dem zu tu
was ich ursprünglich als Norm für meine Handlung
weise festgestellt hatte, war die Erkenntnis, daß in dies
ganzen Angelegenheit ich selbst der Hauptschuldige sei.

„Sie! — Inwiefern?"

„Erstens, weil ich als Hüter meiner Frau u
ihrer Tugend meines Amtes schlecht gewartet hab
Unter meinen Augen hat sich die ganze unselige Affä

angesponnen und ich habe nichts gesehen, weil ich verblendet, vertrauensselig und leichtfertig war. Dann, weil ich es unterlassen habe, meiner Frau und ihrem Charakter gerecht zu werden, sie zu verstehen, und sie ihrer Eigenart gemäß zu behandeln, weil ich überhaupt darüber niemals nachgedacht, ob sie an meiner Seite glücklich sei, und ob sie es sein könne. Schließlich und das ist die größte und schwerste Schuld, die mich trifft, daß ich Eva überhaupt geheiratet habe. Das war ein unvernünftiger, übereilter, leichtfertiger Streich. Was hat mich denn dabei geleitet? Verliebtheit, also Egoismus in höchster Potenz. Denn danach fragte ich nicht: wirst du sie glücklich machen? Sondern ich ließ mich nur von dem Wunsche leiten, dieses junge liebreizende Geschöpf an meine Existenz zu knüpfen, mir zur Freude. Ob eine Harmonie der Empfindungen und Anschauungen vorhanden sei, darum kümmerte ich mich nicht. Darum war diese Verbindung ihrem innersten Wesen nach unsittlich, und als ich sie auflöste, befolgte ich nur eine Forderung der Vernunft und der Moral."

„Nein, Mörner, das ist Sophistik. Wenn Ihre Eheschließung auf Übereilung beruhte, so konnten Sie das nicht durch eine Auflösung der Ehe gut machen, denn das schaffte das Unrecht und seine Folgen nicht aus der Welt. Diese Folgen aber bestanden darin, daß das Glück einer Frau zerstört, ihr Ruf geschädigt, ihre Moral verdorben war. Für das alles gab es nur eine Heilung in der bessernden Zucht, die Sie an sich und ihr zu üben hatten. Hat man ein Werk errichtet und sieht mit der Zeit ein, daß Fehler daran sind, so zerbricht man es nicht, sondern man verbessert es."

„Wie aber, wenn die Grundlagen fehlerhafte sind?"

„Dann trägt man den Bau ab, verbessert die Grundlage und setzt einen neuen an seine Stelle, aber man überläßt es nicht fremden Händen, auf den Trümmern unseres Baues ein anderes, noch fehlerhafteres Werk aufzuführen.“

„Sie verdammen mich. Und doch, mag ich in Ihren und in jedermanns Augen noch so sehr unrecht haben, so weiß ich doch, daß ich hierin nicht dem Antriebe meines eigenen Inneren, sondern einer Stimme gefolgt bin, die von oben her zu mir gesprochen hat.“

„Woher wissen Sie, Mörner, daß das, was Sie für höhere Inspiration halten, nicht eine individuelle Regung war?“

„Ich sehe einen Beweis dafür darin, daß ich jetzt, wo ich meinen Entschluß zur Ausführung gebracht habe, mehr inneren Frieden, ja eine Art von Genugtuung fühle, während ich vordem vor Unruhe und Kummer schier an mir selbst verzweifeln wollte.“

„Das ist ein schlechter Beweis. Das Gewissen ist leicht beschwichtigt, ja man kann es betrügen. Wir können Jahre hindurch in Zufriedenheit mit uns selbst dahinleben, und doch ist unser augenblickliches Wohlbefinden auf einer Lüge errichtet. Der Versucher spricht oft mit lieblicher Stimme zu uns, und wir lassen uns nur zu gern in Sicherheit wiegen. In solchen Zweifeln ist für mich allein maßgebend das Wort Gottes. Wozu ist es uns gegeben, wenn nicht zu einer Richtschnur des Lebens, zu einem Born, aus dem wir Rat schöpfen sollen, so oft wir dessen bedürfen. Was sagt die Heilige Schrift? ‚Was denn Gott zusammengefüget hat, soll der Mensch nicht scheiden,‘ und ‚Wer sich von seinem Weibe scheidet, der macht, daß sie die Ehe bricht‘. Das ist, meine ich, klar und läßt keinerlei

Zweifel oder Andersdeuten zu. Was die weltlichen Gerichte für erlaubt und Recht erklären, ist für mich ohne Belang einem solchen ausdrücklichen Gottesworte gegenüber."

„Auch ich habe viel über diese Stellen nachgesonnen; das Verbot ist klar, und doch gab Moses, der Diener Gottes, Scheidebriefe, und unser Erlöser nimmt an einer Stelle, wo er die Scheidung verbietet, ausdrücklich den Fall des Ehebruches aus. Es ist in der Bergpredigt und kurz vorher sagt er offenbar mit Beziehung darauf: „Ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir." — Nein, hierin habe ich recht gehandelt, mein Gewissen sagt es mir. Das Unrecht, das ich begangen, liegt weiter zurück. Wenn ich es doch allein wäre, den die gerechte Strafe trifft. Das ist das schwerste für mich, zu sehen, wie von denjenigen, die mir am nächsten standen, meine Fehler mitgebüßt werden. So haben Sie es wahrhaftig nicht um mich verdient, am Lebensabende noch solchen Kummer erleben zu müssen —"

„Lassen Sie das, Mörner, es geht gerecht zu auf Gottes Welt. Mich selbst trifft der Kummer, den ich an meinem Sohne erlebe, nicht unverschuldet. Wenn Sie sich der Blindheit und des Leichtsinnes anklagen, so muß ich es auch tun. Wissen Sie, daß ich das Unheil erkannt hatte, damals, als es im Entstehen war, als man noch vorbeugen konnte. Anstatt nun einschreiten, die beiden, Ihre Frau und meinen Sohn, zu trennen, ließ ich mich von ihm in Sicherheit wiegen, überließ die beiden dem Verhängnisse. Und warum? Weil ich ihn blind liebte, seine Fehler nicht sah, oder nicht sehen wollte, weil er mein Idol, mein Abgott war. Und nun sehen Sie, Mörner, warum ich gerade

in meiner Liebe zu ihm so hart gestraft worden bin
Ich habe es erleben müssen, daß dieser Sohn, auf de
ich mein Vertrauen gesetzt, in dem ich die Verkörperun
aller männlichen Gaben und Vorzüge sah, mich in f
gewöhnlicher Weise hintergangen, getäuscht, betroge
hat, noch mehr, daß er mir trotzt, sich von mir ab
wendet, sein Glück bei einer Frau sucht, die seiner nich
würdig ist, offen vor aller Welt mit dieser Frau i
Ehebruch dahinlebt, schamlos, ohne Religion, den Ge
setzen zum Hohn — ah, ich habe von diesen Dinge
nicht sprechen wollen, aber sie übermannen mich."

Frau von Choiseule war auf das äußerste erreg
Ihre Lippen zuckten, und heftige Atembeschwerde
stellten sich ein. Sie schloß die Augen und führte da
Taschentuch vors Gesicht, aber als Mörner zuspringe
wollte, winkte sie ihm ab.

Besorgt und mitleidsvoll blickte Mörner auf di
alte Dame. Als sie wieder zu sich gekommen, meint
er: „Ich habe Ihrem Sohne und auch Eva äußerlic
und auch in meinem Herzen vergeben. Über die beide
zu richten, kommt mir, der ich mich so schuldig fühl
nicht zu. Und Ihr Sohn wenigstens hat in letzter Zei
ehrlich gehandelt; er hat alles getan, um Eva z
rehabilitieren. Ich habe, soweit ich es konnte, ihne
die Wege geebnet, damit ihre Verbindung durch di
Eheschließung zur legalen werden kann. Auch Si
sollten der Versöhnung nicht aus dem Wege gehen
Wenigstens, wenn sie sich reuig nahen, sollten
Sie —"

„Niemals! Sie haben aufgehört für mich z
existieren, und ich will auch von niemandem mehr irgend
etwas über sie erfahren. — Hören Sie, Mörner!"

Mörner erkannte seine Freundin kaum wieder, f

hart war ihr Gesichtsausdruck, so schroff und unversöhnlich ihr Ton.

Schmerzlich betroffen schwieg er eine längere Zeit, dann sagte er, den Blick zum Boden gewandt, mit leisem Kopfschütteln: „Meine liebe Frau von Choiseule, das ist nicht christlich gedacht. Sie versündigen sich, wenn Sie Ihr Herz so verhärten."

Sie erwiderte nichts, und in ihren starren Zügen konnte er nicht lesen, welchen Eindruck seine Worte auf sie gemacht hatten.

Da erklang die Hausglocke. Das Mädchen brachte die Nachricht, ein Stadtpolizist wolle die Frau Oberregierungsrat sprechen.

Der Mann ward eingelassen und berichtete die Auffindung einer fremden Dame im Stadtpark, die ins Krankenhaus geschafft worden sei, und dort im Fieber Frau von Choiseules Namen genannt habe.

Mörner wurde abwechselnd bleich und rot während des weitschweifigen Berichtes des Sicherheitsbeamten, der es nicht unterließ, eine eingehende Schilderung von der gefundenen Dame zu geben. Frau von Choiseule verzog keine Miene. Als der Polizist zum Schlusse gekommen, erklärte sie, sie habe nichts mit dieser Dame zu tun, man möge ihr Asyl geben, wie jeder anderen.

Der Beamte war verwundert, denn Frau von Choiseules Herzensgüte und Hilfsbereitschaft war ja stadtbekannt. Er blieb noch zögernd stehen.

Da sprang Mörner auf, schweratmend mit leuchtenden Blicken. „Gehen Sie," sagte er zu dem Manne, „in einer halben Stunde wird Frau von Choiseule bei der Dame sein" und damit schob er ihn hinaus.

„Eva — es ist Eva!" stieß Mörner hervor, mit großen Schritten im Zimmer auf und ab gehend.

„Welche Fügung! Wir beide hier zusammen von ih
sprechend, und nun das —" Darauf blieb er vor Fra
von Choiseule stehen. „Das ist höhere Schickung, sehe
Sie denn das nicht," rief er. „Sie ist krank, schwe
krank, hat zu Ihnen gewollt, ist unterwegs zusammen
gebrochen. Und Sie könnten so hartherzig sein, s
ihrem Schicksale zu überlassen. Vielleicht stirbt sie un
verlangt nach Ihnen. Gehen Sie, ich flehe Sie a
Sie würden es bitter bereuen, wollten Sie die Unglück
liche so verkommen lassen. — O, das ist Gottes Finger!

Er schritt weiter auf und ab, hocherregt. Träne
liefen ihm über die Wangen, ohne daß er es selb
merkte.

Frau von Choiseule saß in ihrem Stuhl aufrech
unbeweglich, aber in ihren Mienen arbeitete es ge
waltsam, sie schien einen schweren Kampf mit sich selb
zu kämpfen.

Nach einiger Zeit blieb Mörner abermals vor ih
stehen und nach ihren Händen greifend, fragte er: „Nich
wahr, Sie werden zu ihr gehen?"

„Ja ich will," kam es leise über ihre Lippen.

„O, ich wußte es ja," jubelte er, „endlich habe
Sie sich selbst wiedergefunden."

Sechzehntes Kapitel.

Mörner begleitete Frau von Choiseule bis an da
Hospital, doch ging er nicht mit hinein.

Sie fand Eva in einem Separatzimmer unter
gebracht. Eine Schwester und der erste Assistent ware
bei ihr. Sie lag in heftigem Fieberdelirium.

Frau von Choiseule trat an das Lager. Kaum
daß sie in dem dunkelroten, aufgedunsenen Gesichte Eva

Züge wiederzuerkennen vermochte. Ihr Haar war aufgelöst und lag wie ein großes dunkles Kissen unter dem Kopfe. Rastlos warf sie ihren Körper von einer Seite auf die andere, stieß die Decke weg, und schlug mit den Armen um sich. Dann wieder lag sie regungslos, wie im Starrkrampf, die Augen weit geöffnet, den Augapfel verdrehend, so daß man zeitweise nur das Weiße sah. Ein unheimlicher Anblick.

Frau von Choiseule überkam eine Anwandlung von starkem Widerwillen gegen die Daliegende. Also das war ihre siegreiche Rivalin, das war die Frau, die ihr den Sohn geraubt hatte.

Der erste Assistent, ein jüngerer Arzt, erst vor kurzem zu diesem Posten aufgerückt, und vielleicht darum besonders pflichteifrig, trat zu Frau von Choiseule und begann seine Ansichten über den Fall zu erläutern. Von ihm erfuhr die alte Dame, daß Eva hochschwanger sei, ein Umstand, den sie zwar geahnt, aber bisher noch nicht als gewiß erfahren hatte.

Friedrichs Mutter ließ sich nicht anmerken, in welch tiefe innere Erregung sie diese Nachricht versetzte.

„Ich fürchte eine Frühgeburt ist unausbleiblich," sagte der Assistent. „Ist es das erste Kind?"

Frau von Choiseule gab ein zustimmendes Zeichen.

„Wer mag der Mann sein?" fuhr der Arzt fort. „Ich glaube, man hat die Pflicht, ihn zu avertieren, die Sache kann schnell die schlimmste Wendung nehmen."

Friedrichs Mutter erwiderte nichts.

Jetzt begann Eva zu phantasieren. „Nehmt es weg, nehmt es weg!" rief sie mehrmals laut. „Ach das böse, häßliche Tier," wimmerte sie dann kläglich, und verkroch sich mit dem Kopfe in die Kissen. Darauf

bat sie, man möchte ihr den Rosenkranz geben, sie woll
beten.

Plötzlich verklärten sich ihre Züge, sie wurde gar
ruhig, blickte mit großen, verwunderten Augen um sic
sah Frau von Choiseule, die am Fußende des Bette
stand, lange an, lächelte, schloß die Augen wieder un
lispelte: „Ah, du bist es, Friedrich."

Frau von Choiseule blieb etwa eine Stunde. Al
sie sah, daß die Kranke sich beruhigt hatte und schlies
lich in Schlaf verfiel, ging sie mit dem Versprechen
am nächsten Morgen wiederzukommen.

Sie traf Mörner, der noch auf der Straße v
dem Gebäude auf und ab schritt. Was er von Fra
von Choiseule erfuhr, besonders über Evas Schwange
schaft, erschütterte auch ihn aufs tiefste.

Lange waren die beiden alten Leute schweigen
und ohne es zu wissen, beide denselben Gedanken b
wegend, nebeneinander hergegangen, als Mörner da
was ihn beschäftigte, auszusprechen wagte: „Ist sie ih
davongelaufen, oder hat er sie verstoßen?"

„Das werde ich morgen erkunden," erwiderte ih
Friedrichs Mutter.

Am nächsten Morgen fand sich Frau von Choiseu
zeitig im Krankenhause ein. Die Dame habe den Re
der Nacht verhältnismäßig ruhig verbracht, wurde il
berichtet, und sei jetzt völlig bei Besinnung.

Frau von Choiseule trat in das Zimmer, Ev
lag mit geschlossenen Augen da, ihre Züge hatten je
wieder ein normales Aussehen genommen. Die Schwest
war bei ihr. Auf Frau von Choiseules Wunsch en
fernte diese sich jedoch.

Als Eva die Augen aufschlug und Friedric
Mutter vor sich stehen sah, schoß ihr eine Blutwel

ins Gesicht, sie fuhr in die Höhe, schien etwas sagen zu wollen, besann sich aber eines anderen und ließ sich in die Kissen zurückfallen.

Die alte Dame sagte nichts, aber mit ihren dunklen Augen sah sie die vor ihr Liegende unverwandt an. Eva litt Folterqualen unter diesem Blicke, dem sie nicht zu entfliehen vermochte. Schließlich bedeckte sie die Augen mit den Händen.

Endlich begann Frau von Choiseule: „Wo ist Friedrich?"

Der Ton ihrer leisen Stimme hatte nichts Erschreckendes, und Eva wagte darum die Hände vom Gesicht zu nehmen und zu antworten: „Er ist in München."

„Warum sind Sie hier?" forschte die alte Dame weiter.

Keine Antwort erfolgte, ein Zittern flog über Evas ganzen Körper.

„Hat er Sie von sich gewiesen?"

„Ich, nein —" Eva stockte, dann sich zusammenraffend, sagte sie hastig, ohne es doch zu wagen, Friedrichs Mutter dabei anzusehen: „Ich bin hierher gekommen, um Sie um Verzeihung zu bitten, Friedrich sagte, er könne nicht mehr leben ohne Ihre Verzeihung, darum bin ich hierher gekommen." Sie hatte etwas ganz anderes sagen wollen, aber wider ihren Willen war es so herausgekommen.

„So!" meinte die alte Dame, und ein verächtlicher Zug legte sich um ihre Lippen. „Dazu schickt er Sie hierher."

„Nein, nein!" fiel Eva ein, „er hat mich nicht geschickt, ich bin ganz von selbst gekommen: er wußte nicht einmal etwas davon, ich wollte ihn überraschen."

„Auf diese Weise sollte ich überrumpelt werden,“ sagte Frau von Choiseule bitter. „Es ging wohl nicht mehr gut bei euch, und da besann er sich darauf, daß er noch eine Mutter habe. Das ist nur leider zu spät; seine Mutter bin ich gewesen.“

Eva begann von neuem heftig zu zittern, Tränen liefen ihr über die Wangen, sie schluchzte. Wie ganz anders hatte sie sich doch die Versöhnungsszene im Geiste ausgemalt. Auf solche Härte war sie nicht gefaßt. Wohl durch die seelische Erregung beschleunigt, begannen sich von neuem die Vorboten der Wehen bei ihr zu melden.

Das Blut stieg ihr zu Kopfe, Schweiß brach am ganzen Körper aus, sie wand sich unter der Bettdecke, stemmte den Kopf nach hinten in die Kissen ein und die Augen wie flehend nach oben gerichtet, zog sie die Oberlippe mit jenem kläglichsten Ausdrucke menschlichen Schmerzes in die Höhe und stöhnte.

Frau von Choiseule trat zu ihr. Wider ihren Willen griff sie zu, stützte die Kranke, legte ihr die Hand auf die feuchte Stirn, zog ihr die Kissen zurecht. Alles Herbe war aus ihren Mienen gewichen, sie war jetzt ganz das mitfühlende Weib, das selbst Kindesnöte gekannt hat.

Eva hatte ihre Hand zu erhaschen gewußt und preßte sie krankhaft. Auch als die Krämpfe nachließen, behielt sie diese Hand in der ihren, und die alte Dame entzog sie ihr nicht. Dann begann Eva in Absätzen zu erzählen:

„Wir waren so unglücklich miteinander in der letzten Zeit. — In Dresden fing es an, und in München wurde es immer schlimmer. Er war so hart gegen mich, so kalt und gleichgültig, und ich war gereizt und

heftig. — Dann hat er die Hand gegen mich erhoben. Darauf ist er aus dem Hause gelaufen und ich reiste hierher, um — ach, er wünschte die Versöhnung mit Ihnen so sehr. Deshalb bin ich hierhergekommen. O, diese fürchterliche Fahrt in der Nacht. Dann wollte ich zu Ihnen und getraute mir's doch nicht — ich wurde ohnmächtig, und da haben sie mich hierher geschafft."

Frau von Choiseule vermochte aus dem verworrenen Berichte doch eines zu erkennen; wie über alle Maßen elend Eva und Friedrich in der letzten Zeit gewesen sein mußten. Unvermerkt schlich sich das Mitleid in ihre Seele ein.

Schon duldete sie es, daß Eva ihre Hand an die heißen Lippen zog und sie mit Küssen und Tränen bedeckte.

Die alte Dame blieb bei der Kranken, bis der Anstaltsarzt kam. Nach einer eingehenden Untersuchung der Kranken erklärte er, daß Eva sich eine Unterleibsentzündung zugezogen habe. Als Ursache mochten die Eisenbahnfahrt in der Nachtkühle, oder auch das Liegen auf kaltem Erdboden zu betrachten sein. Der Arzt bezeichnete das Hinzutreten dieses Leidens zu Evas Schwangerschaft als eine „Komplikation höchst bedenklicher Natur."

Als Frau von Choiseule Mörner mitgeteilt hatte, was sie in Erfahrung gebracht, erklärte dieser, daß seiner Ansicht nach nunmehr Friedrich von Evas Hiersein und vor allem von der Bedenklichkeit ihres Zustandes zu benachrichtigen sei.

Frau von Choiseule sträubte sich lange gegen diesen Gedanken. In dieser Benachrichtigung Friedrichs schien ihr unausgesprochen und doch ersichtlich eine Anerkennung seines Verhältnisses zu Eva zu liegen.

Mörner aber war so sehr von der Richtigkeit, ja Notwendigkeit des von ihm vorgeschlagenen überzeugt, daß er, ohne die ausdrückliche Erlaubnis zu diesem Schritte von Frau von Choiseule erhalten zu haben, an Friedrich einen Brief richtete, in dem er ihm das Vorgefallene mitteilte. Diesen Brief schickte er an die ihm wohlbekannte Adresse Friedrichs nach München ab.

Siebzehntes Kapitel.

Die beiden Brüder, mit denen Friedrich in der Sennhütte zusammengetroffen war, hielten sich noch immer in jener Gegend der Alpen auf.

Sie trugen sich mit der Absicht, ein Werk über die gesamte Alpenwelt, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Fauna und Flora zu veröffentlichen, und bereisten und durchforschten daher jedes Jahr einen bestimmten Abschnitt der Alpen.

Jener See, der auf Friedrich beim ersten Anblick einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er ihn nie wieder vergessen konnte, war auch diesem Brüderpaare interessant geworden, aber aus rein wissenschaftlichen Gründen.

Bei der Untersuchung des Seeufers hatte nämlich der Entomologe in einer tieferen Tonschicht mehrere Exemplare einer Muschelart in fossilem Zustande gefunden, die in nächster Verwandtschaft zu den Myaciden des Weltmeeres stand. Und nach weiterer Sondierung des Grundes und Prüfung der Wasserflora kamen die Brüder auf die Vermutung, daß sie es in diesem Alpensee mit einem der seltenen Überreste jener Periode der Weltentwickelung zu tun haben möchten, wo ganz Mitteleuropa unter Salzwasser stand.

Natürlich war es für die beiden Forscher ein ver-

lockendes Problem, diese Hypothese durch Herbeischaffung weiterer Belege zur bewiesenen Tatsache zu gestalten. Daher machten sie sich denn an die Untersuchung des Uferschlammes und der gesamten Umgebung mit jenem pedantischen Forscherfleiß, dessen nur der Deutsche fähig ist.

Eines Mittags, vier Tage, nachdem sie mit Friedrich zusammengetroffen, saßen sie beim Frühstück. Neben ihnen im Ufer angepflöckt lag ein primitiver Kahn, den sie sich in der nächsten Ortschaft in der Eile hatten zusammenzimmern lassen. Der Botaniker war, während er hie und da einen Bissen in den Mund steckte, mit der Präparierung eines Algenfadens für das Mikroskop beschäftigt, als ihn sein Bruder auf einen großen Vogel aufmerksam machte, welcher über der jenseits der Wasserfläche aufsteigenden Felswand langsame Kreise zog.

Sie beobachteten das Tier eine Weile voller Interesse.

„Es ist eine Geierart," sagte der Botaniker.

„Jawohl, ein Gänsegeier," bestätigte der Bruder. „Selten genug, daß sie sich soweit nördlich verfliegen. Ein schönes Exemplar, über zwei Meter Spannweite."

„Er muß dort etwas erspäht haben," meinte der Botaniker. „Sieh, er kommt tiefer und tiefer. Vielleicht sehen wir, wo er sich niederläßt, das wäre interessant."

„Er hat ein Aas gewittert," unterbrach ihn der andere, „ich bin dessen sicher. Der Geruchssinn dieser Tiere ist viel schärfer als ihr Auge." Dabei holte er ein Fernrohr herbei, zog es auseinander und richtete es erst auf den Vogel, dann auf die Felswand, über der er schwebte.

Plötzlich fuhr er, wie erschreckt, zusammen und setzte ab.

„Was gibt's denn," fragte der Bruder.

Der Entomologe erwiderte nichts, blickte von neuem durch das Glas, und sich abwendend, mit bleichem, gänzlich veränderten Gesichte rief er: „Ein menschlicher Leichnam zwischen den Felsen."

Der andere fuhr auf: „Wo?" und nahm seinerseits das Glas zur Hand.

„Tiefer, tiefer," erklärte der Bruder, „kaum zwanzig Meter über dem Wasserspiegel."

Endlich hatte auch der Botaniker die Stelle gefunden. „Wahrhaftig!" rief er, „ein Mann, ich erkenne den Stiefel, ah — und eine Hand."

„Ob er schon lange daliegt?"

„Mir scheint es nicht so."

„Was ist zu tun?"

Und nach kurzer Beratung beschlossen sie, Leute mit Stricken und Leitern herbeizuholen, um die steile Wand ersteigen und die Leiche herunterholen zu können.

Am Abende dieses Tages lag Friedrichs Leichnam an dem Ufer jenes Sees, auf dessen Grunde er ewigen Schlummer zu finden gehofft hatte. Ein Kreis von Leuten stand um den Toten, unter ihnen das Brüderpaar.

Die beiden hatten in dem Toten denselben Mann wiedererkannt, dessen flüchtige Bekanntschaft sie in der Sennhütte gemacht.

Der Botaniker meinte: „Armer Mensch, wer hätte das gedacht. Er war ein prächtiger Bursche — und wie sieht er jetzt aus. Jedenfalls ist er abgestürzt."

„Das glaube ich nicht," erwiderte sein Bruder.

„Wieso?" fragte jener.

„Nun, ich glaube, es ist kein Zufall hier im Spiel. Hast du nichts bemerkt, neulich abends. Sein Wesen war so eigentümlich.“

Nachdenklich betrachtete der andere die Leiche. „Wirklich, meinst du das?“ sagte er. „Vielleicht hat er sich doch nur zu weit vorgewagt, ist ausgerutscht und gestürzt. — Auf jeden Fall müssen wir erkunden, wer er gewesen ist. Besinnst du dich noch auf den Namen, den er uns nannte?“

„Nein!“

„Ich auch nicht.“

„Laß uns seine Kleider durchsuchen. Vielleicht finden wir einen Anhalt. Der Sprache nach war er ein Norddeutscher.“

Die Untersuchung ergab, daß die Taschen völlig leer waren. Kein Notizbuch, kein Portemonnaie, nicht der geringste Gegenstand, der auf eine Spur hätte leiten können, selbst an den Fingern nicht einmal ein Ring.

Dieser Befund verstärkte die Vermutung des Entomologen nahezu zur Gewißheit. „Laß uns seine Körperlänge messen,“ meinte er, „und die Zähne untersuchen, damit man ein vollständiges Signalement hat.“

Nachdem dies geschehen, untersuchten sie die Wäsche. „Hier ist eine Spur,“ rief einer der Brüder. ‚F. v. Ch.‘ seine Namenschiffre, und hier der Stempel der Wäschefabrik. Er kommt aus Berlin. Nun wird es nicht schwer fallen, seine Herkunft ausfindig zu machen.“

Sie ließen den Leichnam nach dem nächsten Dorfe schaffen, avertierten die Behörde in Kufstein, gaben, was sie wußten, zu Protokoll, und richteten dann ein Schreiben an die Polizeidirektion in Berlin, dem sie das Signalement der Leiche beifügten.

Nachdem sie sich dann noch um die Einsargun
und Beisetzung des Toten gekümmert hatten, begabe
sie sich wieder an ihre Forschungsarbeit.

Achtzehntes Kapitel.

Evas Leiden schien inzwischen eine Wendung zu
Besseren nehmen zu wollen, jedenfalls hatte sich ih
Zustand nicht verschlimmert, und das, was der Ar
anfangs befürchtet hatte, eine Frühgeburt, war nic
eingetreten.

Aber noch etwas anderes hatte sich vollzogen, da
niemand hätte voraussagen können, Frau von Choiseule
Herz war für Eva gewonnen worden. Das Mitlei
welches die Kranke in ihrer Hilflosigkeit der alten Dam
eingeflößt, hatte den Weg zur Liebe angebahnt.

Friedrichs Mutter wollte anfangs nichts von diese
weicheren Regung wissen, sie sprach mit Eva nur da
nötigste, auf deren Leiden bezügliche, und wo sie ihre
innersten Hange nach hätte hingebend und mitfühlen
sein mögen, zeigte sie nur Ernst und Strenge in ihre
Mienen und Worten. Aber dieses Versteckenspiele
mit den eigenen Gefühlen war auf die Dauer nic
durchführbar, es war ein geheimer instinktiver Trie
der sie zu Eva hinzog: Das Bewußtsein, daß jene
Werdende, das immer mehr dem Eintritte ins Lebe
zudrängte, ihr Enkelkind sein werde.

Evas Leiden erforderte eine stets wachsame un
aufopfernde Pflege; Frau von Choiseule hatte dies
fast ganz aus den Händen der Schwester in die eigene
genommen. Mehr und mehr trat Evas Befinden fü
sie in den Vordergrund aller Interessen.

Eva lohnte ihr mit enthusiastischer Liebe. Sobal

sie die anfängliche Scheu vor Friedrichs Mutter abgestreift, begann sie den lebhaften Drang zu fühlen, dieser die geheimsten Falten ihres Herzens zu eröffnen. Sie suchte einen Beichtiger, dem sie ihr ganzes Elend bekennen wollte. Mit einer Offenherzigkeit, wie sie sie bisher vielleicht noch niemals, selbst Friedrich gegenüber nicht, an den Tag gelegt hatte, erzählte sie der alten Dame ihr gesamtes Leben, die Ehestandsepisode, und schließlich auch die Geschichte ihrer Liebe zu Friedrich; alles ohne Rückhalt, ohne Beschönigung.

Frau von Choiseule beschränkte sich darauf, ihr zuzuhören; daß hier nicht der Ort zum Tadeln und zu Vorwürfen sei, die ihr oft genug auf den Lippen schwebten, sah sie ein.

Aber, was sie von Eva erfuhr, gab ihr zu denken. Wie klar schien ihr jetzt dieser ganze unselige Handel, der ihr den Sohn entfremdet hatte, wie scharf erkannte sie die Fehler, die jeder einzelne der darin Handelnden begangen hatte, und allmählich änderte sich die Stellung, welche sie zu dem Vorgegangenen bisher eingenommen. Von dem Augenblicke an, wo sie es über sich gewonnen hatte, der erkrankten Eva ihre Fürsorge zuzuwenden, verlor der Widerstand seinen Sinn, den sie vordem einer Verbindung ihres Sohnes mit dieser Frau entgegengesetzt. Unmerklich und doch unaufhaltsam schmolz das Eis ihres Starrsinnes dahin, und allmählich begann sie einzusehen, daß Mörner recht habe, hier blieb für sie nur eins zu tun, und das hieß: Vergeben und versöhnen.

Für Eva war diese Zeit vielleicht die zufriedenste ihres Lebens. Sie fühlte, daß sie gesiegt habe. Sie hatte das erreicht, weshalb sie hierher gekommen. Denn wenn Frau von Choiseule bisher auch noch nicht mit

Worten zugestanden hatte, daß sie verziehen habe, aus dem Verhalten der alten Dame ihr gegenüber konnte Eva es entnehmen. Und durch dieses Bewußtsein fühlte sie sich im Geiste auch mit Friedrich versöhnt, jene innigen Gefühle, welche sie in den ersten Tagen ihres Liebesglückes für ihn empfunden, schienen neu in ihr erwacht, aller Streit, all das Häßliche, das zwischen ihnen vorgefallen, war vergessen, die Zukunft sollte all die Widrigkeiten des Vergangenen ausgleichen.

Und dazu kam noch ein anderer Umstand, der beitrug, sie einen vordem nie gekannten Seelenfrieden genießen zu lassen. Frau von Choiseule war es gelungen, Eva für einen wirklich lebendigen Glauben zu gewinnen.

Diese alte erprobte Christin hatte gar bald herausgefunden, wie völlig unbebaut Evas Sinn auf religiösem Gebiete sei. Das wenige, was sie sich im Laufe des letzten Jahres von katholischem Wesen angewöhnt, war schnell beseitigt, denn es war nur durch Persönlichkeiten, mit denen sie zufällig in Berührung gekommen, in sie hineingetragen worden, ohne dort festere Wurzel gefaßt zu haben.

Nachdem es Friedrichs Mutter aber einmal gelungen, das religiöse Bedürfnis, das so lange unbetätigt in Eva geschlummert, zu wecken, war das Verlangen nach der neuen Nahrung bei dieser schier unersättlich. Und die Einsamkeit des Krankenlagers, wo nichts sie von der frommen Beschaulichkeit abzog, die Schmerzen, welche sie weich und trostbedürftig machten, die bevorstehende Gefahr, die sie angstvoll nach Hilfe ausschauen ließ, sie alle trugen dazu bei, die Kranke in ihrer religiösen Schwärmerei zu erhalten und weiter zu treiben.

Frau von Choiseule ging mit Eifer an das Missionswerk. Sie erklärte ihrer Schülerin das ge-

samte System des Christentums, die Fundamente des evangelischen Glaubens, las ihr aus der Bibel vor und veranlaßte Eva, das Abendmahl zu nehmen, an dem sie selbst teilnahm.

Von Mörners Anwesenheit hatte Friedrichs Mutter der Kranken nichts mitgeteilt. Auch in Mörners Dasein bildete jetzt Evas Befinden das erste Interesse. Er begleitete Frau von Choiseule zum Krankenhause, holte sie zu bestimmten Zeiten ab, und ging oft ganze Stunden lang in dem Garten des Institutes umher, oftmals nach jenem Fenster im ersten Stock mit dem herabgelassenen Rouleau blickend.

Die Liebe für Eva, die er tief in seinem Inneren begraben zu haben vermeinte, war doch noch nicht abgestorben. Eine mächtige Sehnsucht erfüllte ihn im geheimen, die Züge derjenigen wiederzusehen, die seine Frau gewesen.

Einmal, als er Frau von Choiseule im Vorzimmer abholte, erzählte diese, Eva sei soeben in festen Schlaf gesunken. Da offenbarte Mörner, wie ein Mädchen über und über errötend, der alten Freundin seinen geheimen Wunsch.

Frau von Choiseule kehrte sofort um, und leise die Tür öffnend trat sie, von dem vor Erregung zitternden Mörner gefolgt, in das Zimmer der Kranken.

Angetan mit einer weiten Flanelljacke ruhte Eva bis zur Brusthöhe wohl zugedeckt in den Kissen, die Arme hatte sie gleichmäßig von sich gestreckt, und die feinen Händchen lagen platt auf dem Deckbett. Regelmäßig hob sich ihr Busen unter den tiefen Atemzügen des Schlafes. Mit ihrem halb zur Seite gefallenen Kopfe, den geöffneten zu leichtem Lächeln verzogenen

Lippen, und den rosig angehauchten Wangen hatte sie etwas von einem schlummernden Kindchen an sich.

Mörner ergriff dieser Anblick im Innersten. Schluchzend mit gefalteten Händen stand er an dem Lager, und Frau von Choiseule, welche besorgte, die Kranke möchte erwachen, hatte Mühe, ihn hinwegzuführen.

Mörner erwartete täglich Friedrichs Ankunft. Als aber weder Friedrich noch eine Antwort von ihm kam, schrieb er einen zweiten Brief. Da erhielt er beide Briefe von München aus zurückgeschickt, mit dem Bemerken, der Adressat sei seit vierzehn Tagen verschwunden, unbekannt wohin.

Mörner erschrak heftig, was hatte das zu bedeuten? Umgehend schrieb er an die Polizeidirektion in München, forderte sie zu Nachforschungen wegen Friedrichs Verbleib auf und erbat sich Benachrichtigung.

Er befürchtete das Schlimmste, doch schwieg er Friedrichs Mutter gegenüber; sie in Sorge und Kummer zu versetzen, ehe er gewisse Nachrichten erhalten, hielt er nicht für angebracht.

Inzwischen kam der Termin von Evas Entbindung heran.

Eines Morgens als Frau von Choiseule, wie gewöhnlich gegen acht Uhr ins Krankenhaus kam, erkannte sie schon an dem Gesichte der ihr entgegenkommenden Wärterin, daß etwas Außergewöhnliches vorgehe. „Die Nacht war sehr schlecht, gnädige Frau," sagte die Frau im Flüstertone, „heute wird's wohl werden —"

Frau von Choiseule fand Eva im Bette kauernd, mit vorgebeugtem Oberkörper, die Seiten mit den Händen haltend. Ihr Gesicht war hochrot gefärbt und die Augen leuchteten in fieberischem Glanze.

„Was geht mit mir vor — was ist das?“ stöhnte sie.

Frau von Choiseule brachte sie durch Zureden und sanfte Handgriffe dazu, wieder die liegende Stellung einzunehmen.

„O, ich sterbe, ich sterbe,“ jammerte Eva. „Das ist zu fürchterlich — verlassen Sie mich nicht,“ und sie erhaschte den Arm der alten Dame, an den sie sich krampfhaft klammerte.

„Gottvertrauen, liebe Eva,“ sagte Friedrichs Mutter mit bleicher, aber fester Miene. „Wenn der Herr es so will, werden Sie unversehrt durch dieses schwere Leid gehen.“

„Nein, nein, ich werde sterben,“ rief sie. „Ich weiß es ganz gewiß,“ und sie sah starren und entsetzten Blickes ins Leere.

Nach einer Weile veränderte sich ihr Gesichtsausdruck, sie rief die alte Dame mit leiser Stimme zu sich heran, als wollte sie ihr etwas Besonderes anvertrauen, und obgleich niemand anderes im Zimmer anwesend war, flüsterte sie kaum vernehmbar: „Wo ist er — weiß er, wie krank ich bin?“

„Mein Sohn hat nichts von sich hören lassen,“ erwiderte Friedrichs Mutter.

Verwundert, als könne sie nicht fassen, was die andere gesagt, blickte Eva vor sich hin. Und Frau von Choiseule, die jetzt neben dem Lager Platz genommen, hörte, wie sie im Selbstgespräche sagte: „Ach, könnte ich ihn doch noch einmal sehen — Friedrich, — er konnte so lieb sein, wenn er wollte, so lieb und gütig — Verzeihung!“

Dann wandte sie sich von neuem zu Frau von Choiseule und fragte: „Wollen Sie mit mir beten?“

Die alte Dame kniete neben dem Bette nieder und sprach ein inbrünstiges Gebet mit lauter Stimme, das ihr Eva nachsprach. Aber mitten im Beten unterbrach Eva Friedrichs Mutter und sagte: „Wir wollen auch für ihn beten."

Da begannen die Wehen von neuem und setzten nicht wieder aus. Der geburtshelfende Arzt erschien und die Wärterin hielt sich zur Stelle.

Eva litt furchtbar. Frau von Choiseule war an den Anblick menschlicher Leiden in jeder Form gewöhnt, aber das, was sie hier mit ansehen mußte, zerriß ihr das Herz. Sie bat den Arzt mit ihr ins Nebenzimmer zu kommen, sie wünschte ihn dort ohne Zeugen zu sprechen.

„Haben Sie denn kein Mittel, den Qualen der Unglücklichen ein Ende zu machen?" fragte sie den Mann, am ganzen Körper vor Erregung zitternd.

„Ich warte noch eine Viertelstunde," erwiderte der Arzt, „wenn dann noch keine Aussicht auf Besserung eingetreten ist, muß ich zur Perforation schreiten, sonst stirbt mir die Frau unter den Händen."

Da kam Mörner, sein Gesicht war bleich, die Augen gerötet, er mußte geweint haben. Zaudernd blieb er stehen, als er Frau von Choiseules ansichtig wurde.

Der Arzt kehrte wieder zu der Kreißenden zurück, während die alte Dame auf Mörner zueilte und ihm berichtete, wie es mit Eva stehe.

Aber er achtete kaum auf ihre Worte, was mit Eva vorging schien augenblicklich von ganz nebensächlicher Bedeutung für ihn zu sein. Endlich fiel Frau von Choiseule sein verstörtes Wesen auf.

„Was ist geschehen?" fragte sie.

„Schlechte, sehr schlechte Nachrichten von Ihrem Sohne — fassen Sie sich," brachte er stockend hervor und schwieg.

Frau von Choiseule sah ihm scharf prüfend ins Gesicht, er senkte den Kopf vor ihrem Blicke, und ohne daß er es hindern konnte, begannen seine Kinnladen krampfhaft zu zucken, und verrieten seinen Schmerz.

Friedrichs Mutter wandte sich ab, schwankte einige Schritte vorwärts, und ließ sich schwer in einen Stuhl sinken, sie bedeckte die Augen mit den Händen.

Ein Stöhnen schreckte Mörner auf, er eilte zu ihr.

„Tot?" fragte sie.

Mörners Schweigen bejahte ihre Frage.

„Selbst— Selbst—" und endlich brachte sie es über ihre Lippen: „Selbstmord?"

„Man hat ihn an einer Felswand in den Alpen gefunden," erwiderte Mörner, „vielleicht ist er abgestürzt."

„In Sünden dahingefahren," heulte die Mutter auf, „mein Sohn — selbstentleibt."

Und in ihr Klagen mischten sich jetzt Töne aus dem Nebenzimmer, die Mörner erbeben machten. Waren das menschliche Laute?

Das währte nicht lange. Alles wurde plötzlich totenstill, die Tür tat sich auf und mit düsterer Miene trat der Arzt heraus. „Das Kind lebt," sagte er, „aber die Mutter ist tot."

Frau von Choiseule verstand ihn nicht. „Wollen Sie nicht hereinkommen?" fragte der Arzt. „Es ist ein Knabe."

Friedrichs Mutter blickte ihn wie geistesabwesend an.

Da tönte durch die offengebliebene Tür ein Ge-

räusch ganz eigener Art, durchdringend und jämmerlich, eines Kindchens Stimme.

Bei diesen Tönen schien Leben in die alte Frau zurückzukehren, sie lauschte.

Mörner faßte sie am Arme und führte sie ins Nebenzimmer. Unter einem weißen Tuche, das die Wartefrau über sie gebreitet hatte, lag die, welche einstmals seine Frau gewesen war.

„Wollen Sie die Tote sehen?" fragte die Frau.

Mörner, jedes Wortes unfähig, winkte mit der Hand ab.

„Es war schnell mit ihr aus," schwatzte die Frau, „so schnell habe ich noch keine verlöschen sehen, wie ein Licht — ja, ja, das ist der Herzschlag, ich dachte mir's gleich — aber der Junge ist ein Prachtkerl."

Mörner wandte sich nach dem Kinde um. Er sah in Frau von Choiseules Händen ein kleines, rötliches, zappelndes Wesen. Sie hielt es in zitternden Armen, und benetzte es mit ihren Tränen.

Der Anblick erschütterte Mörner mehr als alles voraufgegangene. „Das Kind der Schande in ihren Armen!" dachte er.

Das Kindchen dehnte sich und schlug die Augen auf.

„Sehen Sie, sehen Sie doch!" hauchte Frau von Choiseule. Mörner trat hinzu. „Die Augen — seine Augen!"

„Es ist Ihr Enkelsohn," sagte Mörner. „Lassen Sie uns dieses Kind gemeinsam zu einem tüchtigen, christlichen Mann erziehen."



Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel, Altenburg.